



<36605804280019

Literaturblatt.

Jahrgang 1854.

Redigirt

von

Dr. **Wolfgang Menzel.**

Stuttgart.

In Commission bei Paul Neff.

Register.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 1. 4. Januar 1854.

Neujahrsbetrachtungen.

Den meisten Lesern dieses Blattes ist seine Tendenz längst bekannt und vertraut. Weil es jedoch immer neue Leser, insbesondere auch aus den jüngeren Generationen findet, so hält es der Herausgeber nicht für überflüssig, im Beginn eines neuen Jahrganges ein kurzes Programm zu entwerfen.

Das Literaturblatt bemüht sich, seine Leser mit den neuesten Büchern, die ein allgemeines Interesse darbieten, bekannt zu machen, d. h. ihnen eine möglichst richtige, umfassende und deutliche Vorstellung vom Inhalt der Bücher zu geben durch Anzeigen, welche zu diesem Zweck möglichst objektiv gehalten sind und den Inhalt auf eine gedrängte, aber klare Weise reasumiren. Ein treues Referat hält es für die Hauptsache. Eine Ausdehnung der Referate auf die doppelte oder dreifache Zahl von Büchern ist von einigen Lesern gewünscht worden. Allein die gegenwärtige Zeit, augenfällig eine Zeit der Ebbe für Bücher von höherem wissenschaftlichen oder ästhetischen Werthe, ist einer solchen Erweiterung nicht günstig. Der Herausgeber muß sich eine solche noch immer vorbehalten.

Wo dem einfachen, möglichst übersichtlichen Referate ein zustimmendes oder abweisendes Urtheil beigefügt ist, befleißigt und erfreut sich das Blatt vor allem der vollkommensten Unabhängigkeit, ein Prädikat, das ihm seit mehr als zwanzig Jahren auch von seinen Gegnern nie bestritten worden ist.

Lob wie Tadel fließen hier nicht aus persönlichen Motiven. Das Blatt hat sich von jeher von jenen nichtswürdigen Clicquen fern gehalten, in denen kleine Geister sich durch wechselseitiges Lob groß machen, und von der Industrie des Buchhandels, durch welche die Kritik herabgewürdigt worden ist, nur noch prunkvolle Etiketten für schlechte Waare zu liefern.

Wo es sich bei der Beurtheilung eines Buches nur von formellen Vorzügen oder Mängeln desselben handelt, ist in Bezug auf die letzteren der Beweis mit Schonung vorzulegen, wenigstens ist es nicht der Mühe werth, sich über geringere Fehler zu ereifern, und die bissige Weise, in der man früher gern recensirte, ist nicht mehr Sitte. Die Welt hat mehr zu thun, als sich an solchen literarischen Hahnenkämpfen zu weiden.

In Geschmacksachen darf das Urtheil wohl strenger seyn, wenn es gilt, der Arroganz und Tyrannei einer schlechten Mode und Manier entgegenzutreten, wie sich dieselben von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in unserer Belletristik zu erneuern und glücklicherweise zu verdrängen pflegen. Die belletristischen Modenarren bilden zu jeder Zeit in Verbindung mit ihren Verlegern eine Macht in den Tagesblättern und üben sie rücksichtlos aus. Man ist ihnen also auch keine besondere Schonung schuldig. Folgen wir diesen belletristischen Moden bis zu ihrem Ursprunge, so finden wir entweder, daß sie wie die Kleidermoden von Paris entlehnt sind, oder daß sie, wenn deutschen Ursprungs, sich in Extremen bewegen. Die Kritik hat sich hier viel weniger um jeden besondern Schnitt eines neuen Modekleides der Literatur zu bekümmern, als die Thatsache ins Auge zu fassen, daß überhaupt die gebildeten Klassen Deutschlands sich so leicht und willig von jeder neuen, wenn auch noch so werthlosen Büchermode überraschen und mitnehmen lassen. Das ist kein Zeichen eines mündigen Volkes, wenn es der Thorheit einen so regelmäßigen und reichlichen Tribut zahlt. Es ist bei dem Wechsel der Manieren und Moden in unserer Unterhaltungsliteratur nicht einmal ein natürliches Bildungsgesetz wahrzunehmen, vermöge dessen man etwa vom Unklaren zum Klaren, vom Rohen zum Feinen rc. fortschritte und einmal an einem höheren Ziele ankommen könnte. Die Erscheinungen wechseln hier gerade so regellos, wie in den Kleidermoden

und verrathen nicht einen fruchtbaren Trieb, der in naturgemäßem Wachsthum vorschreitet, sondern eine allgemeine Blasirtheit, die nur nach Zerstreuungen hascht, mögen sie auch noch so abgeschmackt seyn, wenn sie nur relativ neu, d. h. seit langer Zeit zum erstenmal wieder aufgewärmt sind. So ist es gekommen, daß es eigentlich keiner originellen oder überhaupt bedeutenden Talente mehr bedarf; die Buchhändler allein reichen aus, um auszufühlen, was etwa das gelangweilte Publikum auf eine neue Weise kitzeln könne und machen dann in diesem neuen Artikel, wobei ihnen halbwegs geschickte Literaten in dieser Hungerzeit als Handlanger nicht fehlen können. Man brauchte nicht eben streng über diese Vorkommnisse zu urtheilen, wenn sich die hier bezeichnete Literatur in bescheidenen Schranken hielte und sich für nicht mehr ausgäbe, als sie ist. Allein sie ist unverschämt, sie maßt sich an, classisch zu seyn und überschwemmt den Markt mit „deutschen Classikern“, die so genannt zu finden jeder Deutsche von nur einigem Geschmack erröthen muß. Durch buchhändlerische Industrie und die von derselben abhängige Tagespresse wird der deutsche Parnaß nach und nach völlig demokratisirt. Es gibt keinen noch so seichten Romanschreiber mehr, den nicht sein Verleger als „deutschen Classiker“ unbedenklich neben Schiller, Göthe rc. in die hohe poetische Aristokratie stellte. Ein nordamerikanisches Kaufmannsrecht, seine Waare anzupreisen, was nur nicht auf alle Waaren paßt und nicht zu einem Publikum, an dessen Bildung und Gesittung noch irgend etwas gelegen ist. Wir werden auf diesem übeln Wege wahrscheinlich weiter vorschreiten. Die Unschuld und Unbefangenheit literarischer Schöpfungen wird immer mehr verloren gehen. Alles wird je mehr und mehr Industrie werden.

Nur die großen Lebensfragen der Zeit, betreffend Politik und Religion, sowie die exakten Wissenschaften, die auf den Universitäten getrieben werden, entziehen sich dieser Abhängigkeit von der Industrie und greifen selbstständig in dieselbe ein. Aber auch hier ist immer das Erste, was die Kritik zu thun hat, die originalen Werke von den zahllosen Ausbeutungen derselben zu unterscheiden, denn kaum erscheint ein zeitgemäßes Buch, so wird augenblicklich von der literarischen Industrie in diesem Artikel gemacht und Deutschland wird mit Schriften überschwemmt, in denen der ursprüngliche Gedanke breit getreten oder im Wasser der Discussion ersäuft wird, bis man sich gelangweilt davon abwendet.

Halten wir uns an die bessere Auswahl jährlicher literarischer Erscheinungen, so zerfallen sie in nur wenige poetische Werke von originellem Werthe, in eine gute Anzahl gelungener Uebersetzungen fremder und älterer Poesie, ferner in historische, geographische und naturwissenschaftliche Werke, die auf tieferen erfahrungsmäßigen Studien oder auf Autopsie beruhen und aus denen man etwas reell Neues lernen kann, endlich in Tendenzschriften, Bücher der Doctrin, die in die politischen und religiösen Strömungen der Zeit eingreifen. Unter den wissenschaftlichen Werken pflegt unser Blatt nur solche zur Berichterstattung auszuwählen, die nach irgend einer Seite hin gegen das Leben Front machen und ein interessantes Ergebniß auch für Ungelehrte gewähren.

Was die Tendenzen anlangt, so muß natürlicherweise ein kritisches Blatt zuerst seine eigene feststellen und rechtfertigen, ehe es über andere urtheilt. Es wird jedoch hier genügen, nur unsere politische und kirchliche Grundansicht in Bezug auf die Gegenwart zu bezeichnen, indem wir zugleich auf alle früheren Jahrgänge unseres Blattes mit der Zuversicht zurückblicken können, daß wir uns in Bezug auf die nationale und religiöse Hauptfrage niemals inconsequent geworden sind.

In allen Verhältnissen und Lagen unseres großen deutschen Gesammtvaterlandes, welche das Ausland berühren, war und ist unsere einfache Ueberzeugung, daß alles auf ein freundschaftliches Zusammenhalten Oesterreichs mit Preußen ankomme. Sind diese beiden deutschen Großstaaten einig, so hat Deutschland von außen nichts zu fürchten oder kann jeden Sturm von außen mit Erfolg und Ehren bestehen. Dieser in den gegenwärtigen Verhältnissen natürlichsten und am nächsten liegenden deutschen Politik haben wir immer das Wort geredet und werden es ferner thun, indem einseitige Ueberhebung des einen Großstaats über den andern nur die Gefahren des Jahres 1850 zurück- oder noch schlimmer herbeiführen könnte, das Gute aber, was in Wirklichkeit vorhanden ist, von echten Vaterlandsfreunden gewahrt und nicht für ein zunächst unerreichbares Besseres oder Beste hingeopfert und aufs Spiel gesetzt werden soll.

Die mannigfachen inneren Schäden und Gebrechen unserer Staaten, die zur Verarmung, Unzufriedenheit, Revolution und massenhaften Auswanderung geführt haben, glauben wir nicht aus einem Parteistandpunkt, sondern mit historischem Auge betrachten zu müssen, um ihre ersten Ursachen richtig zu würdigen und die einfachsten Heilmittel der Natur selbst zur Geltung zu bringen. Die große Vermehrung des Uebels rührt nämlich zum Theil von den Aerzten selber her, welche die Volksnatur falsch beurtheilt haben und deren Heilmittel fort und fort die Gesundheit zerstören, anstatt sie herzustellen. Weder der aufgeklärte Despotismus am

Ende des vorigen Jahrhunderts, noch die konstitutionellen Theorien der Neuzeit vermochten jenes Volkswohl zu begründen, welches ihre edeln Urheber beabsichtigten. Denn beide griffen gewaltthätig in die Natur des Volks ein, zerstörten dessen herkömmliche Zustände bis in die Gemeinde und Familie hinein und octroyirten ihm aus einer vorgefaßten Idee, aus einem philosophisch-politischen System heraus neue Zustände, die nicht für dasselbe paßten. Ob ein Monarch, wie Joseph II., im Widerspruch mit seinen Provinzen das Centralisationssystem durchführte und bürgerfreundlich die Stände nivellirte, oder ob constitutionelle Oppositionen im Widerspruch mit der Krone und den Pairs ihr Programm durchsetzten, lief auf Eines hinaus. In beiden Fällen wurde das eigentliche Volk aus seinen natürlichen Angeln gehoben und in künstliche Lagen gebracht, in denen es an seinem wahren Recht und Eigen herben und nachhaltigen Schaden litt. Trotz aller Vorzüge des neuen Industriesystems verarmte die arbeitende Klasse der Städte immer tiefer und bildete sich jenes verhängnißvolle Proletariat aus, welches in früheren Zeiten unbekannt war und lediglich ein Produkt der modernen Staatstheorie und Staatspraxis ist. Trotz aller Ruhmreden, man habe den Boden befreit, droht die Güterzerstückelung den herrlichen alten Kern unseres Bauernstandes in Bälde gänzlich zu zerstören und das Proletariat auf dem Lande auszubreiten, wie in den Städten. Und trotz aller Hebung des Volkunterrichts ist das Volk jetzt viel mehr verwildert, als je unter seinen alten bescheidentlichen Schulmeistern. Man hat sich Träume gemacht von einer concentrirten Staatsgewalt, an deren Erzgefüge jeder Sturm brechen müsse, und gerade diese Staaten haben sich als die gebrechlichsten erwiesen. Man hat sich Träume gemacht von einem auf dem Wege der freien Industrie zu erzielenden märchenhaften Nationalwohlstand, und das Ergebniß war nicht blos schlecht bemäntelter Staatsbankerott, sondern auch zunehmende, schreckliche Verarmung des Volks. Man hat sich Träume gemacht von politischer Freiheit und dem aus ihr erwachsenden utopischen Volksglück, aber dem Verhungernden hilft kein Bürgerehrenrecht und kein Verfassungsparagraph. In den Suppenanstalten und im Zuchthause bilden sich keine Römer.

Eine besonnene Kritik kann daher nur Ansichten das Wort reden, wie sie seit einigen Jahren am umfassendsten und eindringlichsten von Riehl geltend gemacht worden sind, nachdem sie schon lange vorher und auch in unserem Blatte häufig angeregt waren. Sie weisen aus der Theorie in die Wirklichkeit, aus dem Bureau in die Werkstatt und auf den Acker, aus dem Hörsaal in Feld und Wald. Sie halten der Krankheit, die eine Geburt der Theorie ist, den Spiegel des gesunden Volkslebens entgegen und verlangen nicht nur die Rettung der noch zum Glück intact erhaltenen Volkstheile, sondern auch die Zurückführung der verdorbenen Theile auf jene natürliche Basis, ohne welche ihre Genesung nicht zu ermöglichen ist.

Welchen Antheil die Kirche an der in der Volksnatur liegenden Heilkraft nehme, leuchtet von selber ein. Wo noch kirchlicher Sinn ist, da ist auch das Volk noch tüchtig. In vielen Gegenden ist durch Rationalismus und übelverstandene Schulmeisterei die Frömmigkeit geschwächt und dadurch der eigentliche Nerv der alten Treue und Sittlichkeit im Volk durchschnitten worden. Die demokratisch-communistische Propaganda hat dies wohl gewußt und pfiffig benutzt. Jahrelang hat sie den schon aufgelockerten kirchlichen Boden vollends unterwühlt und unter der Maske, als kämpfe sie gegen Pfaffenthum, Hierarchie, Symbolzwang ꝛc., die politische Revolution vorbereitet. Ein christliches Volk konnte sie nicht zu bearbeiten hoffen, darum suchte sie es vor allen Dingen zu entchristlichen. In kaum begreiflicher Verblendung lieh die auf den Universitäten vorherrschende Philosophie, lieh selbst die Presse der vornehmen Geister diesem Treiben ihre Autorität, und die Regierungen verhielten sich, zum mindesten gesagt, schwach dagegen. Das antikirchliche Delirium erreichte seinen Höhepunkt in den Jahren, die zwischen den ersten Triumphen von David Strauß (1835) und den letzten von Johannes Ronge (1847) lagen. Das Literaturblatt wagte in jener verrückten Zeit seine fünf Sinne zu behalten; es wagte, die Ewigkeit der christlichen Wahrheit und die Unzerstörlichkeit der Kirche zu behaupten. Es behandelte den Wahnsinn als Wahnsinn, von dem man zur Vernunft zurückkehren, und die gegen die Kirche von allen Seiten heranstürmenden Wogen als eiteln Schaum, der bald wieder zerrinnen würde. Das arme Blatt wurde dafür arg verketzert und verrufen, aber es hat Recht behalten.

Die Revolution von 1848 und 1849 legte den Schaden offen zu Tage. Die Regierungen hatten vollkommen Gelegenheit wahrzunehmen, welcher Unterschied zwischen dem noch in alter Frömmigkeit wandelnden und dem von der antikirchlichen Propaganda durchwühlten Theil des Volkes bestehe, den Unterschied zwischen Pommern und Schlesien, Hannover und Sachsen, Tirol und Baden, Altbayern und der Pfalz. Man geht nicht zu weit, wenn man sagt, die Anarchie sey mehr an dem passiven Widerstand der noch von kirchlicher Treue beseelten Landbevölkerung, als an der damaligen Macht

der Regierungen gescheitert, die Kirche habe sich durch ihren stillen Einfluß damals stärker erwiesen, als die Bureaukratie. Es war daher auch eben so natürlich als weise, daß die Großstaaten die Schranken, in welche bisher die Kirche eingehegt gewesen, in ihrem eigenen Interesse beseitigten und der Kirche mehr als bisher Freiheit gewährten, und daß in beiden Confessionen die Mission auftrat, um an den tief erschütterten und leidenden Massen die innere Heilung zu versuchen.

Die unterlegene Partei hegt inzwischen neue Hoffnungen. Sie kann nicht mehr direkt auf ihr Ziel lossteuern, aber sie versteht, namentlich in der Presse, sehr geschickt die Karten so zu mischen, daß ihr die gemäßigten und conservativen Parteien, ja sogar einige Regierungen, ohne es zu wollen, dienstbar werden. Sie schürt nämlich das Feuer, wo es irgend gilt, theils die beiden Confessionen unter einander, theils den Staat als solchen mit der Kirche zu entzweien, in immer schneidenderen Gegensatz zu bringen, in unabsehliche Händel zu verwickeln. Sind die Gläubigen in beiden Confessionen erst dahin gebracht, einander selber anzugreifen und darüber ihren gemeinschaftlichen Kampf gegen den Unglauben zu versäumen, und gelingt es zugleich, den Zunftgeist der Juristen gegen die Theologen, der Bureaukraten gegen das Priesterthum und seine Hierarchie zu erhitzen und in Harnisch zu bringen, und die Regenten mit dem Phantom des Hildebrandismus zu ängstigen, dann ist alles für die anarchische Partei gewonnen. Dann erscheint der Geist von 1849 in den Tabakswolken der Clubs und reibt sich die Hände: freut euch, Wühler, die Heuler arbeiten euch vor!

Solche Erwägungen machen es unserem Blatte zur Pflicht, so weit seine Stimme reicht, dem Frieden unter den Confessionen und dem Frieden zwischen Staat und Kirche das Wort zu reden. Bei den gegenwärtig in unserer Nähe obschwebenden Conflicten müssen wir uns aber auf Seite der Kirche stellen, weil uns diese in ihrer großartigen und fruchtbaren Mission ungleich mehr Empfehlung zu verdienen scheint, als das rheinbündische Staatsrecht. Wir sind uns der vollkommensten Unbefangenheit bewußt, indem wir die aus rein historischen Betrachtungen geschöpfte Meinung aussprechen, ein so gar einseitiges und unverhältnißmäßiges Uebergewicht der Bureaukratie über den Bischof, wie es in jenen Rheinbundszeiten während der Allmacht Napoleons und der Gefangenschaft des Papstes festgestellt wurde, könne zwar verfassungsmäßig geworden seyn, sey aber an sich weder recht noch vernünftig und habe früher oder später sich als unpraktisch bewähren müssen; in dem Zeitpunkt aber, in welchem dies erkannt wird, liege es auch im Interesse des Staates selber, ein odioses Recht und eine unpraktische Praxis lieber freiwillig aufzugeben, als länger daran festhalten zu wollen. Die Kirche, die aus einem ursprünglich ungerechten, ihr mit Zwang aufgedrungenen Zustande, aus einem ihrem Wesen widerstrebenden, unnatürlichen, auch nirgends anderswo ihr zugemutheten Zustande, aus einem erbärmlichen Zustande des Nichtleben- und Nichtsterbenkönnens endlich herauszukommen trachtet, darf deßhalb nicht schwer angeklagt werden. Jener unnatürliche Zustand würde nur dann sich fortschleppen können, wenn der Clerus durchaus zusammengesetzt wäre aus Individuen, die selbst unkirchlich denken und empfinden, die weltlichen Neigungen hingegeben über den Glauben, den sie predigen, lachen oder denselben verfälschen, mit einem Wort aus Miethlingen. Kann aber dem Staate nach den Erfahrungen, die er im letzten Jahrzehnt gemacht hat, noch mit solchen Miethlingen und mit der von ihnen verdorbenen Heerde gedient seyn? Welche Verblendung, wenn er sich auf ein entkirchlichtes Volk verlassen, oder wenn er scheel sehen wollte, daß noch Vertrauen zur Kirche im Volke vorhanden ist!

Wer sich nicht im engen Gesichtskreise der nächsten Gegenwart und Oertlichkeit befangen fühlt, sondern dem Entwicklungsgange der Dinge im Großen folgt und den Maßstab der Jahrhunderte an die rasch vorüberfliegenden Erscheinungen innerhalb kurzer Jahresfristen anlegt, dem kann nicht entgehen, daß die socialen und kirchlichen Elemente berufen sind, in der Zukunft eine große Rolle zu spielen und die Ausführung vieler Neubauten zu übernehmen, an denen die aus dem vorigen Jahrhundert erborgten politischen Theorien sich bisher vergebens abgearbeitet haben. Weder die Revolution, die nur zerstört, noch die alten Mittel der Staatsgewalt, die sich mit dem après moi le déluge tröstet, reichen aus, um den Gesundheitszustand der Völker wiederherzustellen. Dazu bedarf es der von den Bureau-, wie von den Demokraten bisher verachteten volksthümlichen, sittlichen und kirchlichen Geister und Kräfte, die sich bereits überall regen. Wir haben ein sehr lebendiges Vorgefühl von einer bessern Zukunft, in welcher dieselbe Richtung des Volksgemüthes und der vorragenden Geister, indem sie sich wieder zu Gott wendet, auch in menschlichen Dingen wieder das Richtige finden wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/3 Thaler.

Sonnabend, N° 2. 7. Januar 1854.

Volkskunde.

Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Special-Politik. Von W. H. Riehl. Erster Band: Land und Leute. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1854.

Herrn Riehls Hauptaugenmerk war und ist auf die Volkskunde, auf die Naturgeschichte des Volks, auf die Erforschung des Volksgemüths und Volkslebens in seinen tiefsten Einzelnheiten gerichtet, und das bisherige Ergebniß seiner Untersuchungen ist, das deutsche Volk habe durch die gesammte legislatorische Weisheit der neueren Zeit viel mehr verloren, als gewonnen. Dabei ist der Verfasser weit entfernt von einem Parteistandpunkt oder einer oppositionellen Tendenz. Er sagt: „Ich ging bei dieser gleichsam naturgeschichtlich analytischen Untersuchung unserer öffentlichen Zustände nicht von einem vorgefaßten politischen Parteistandpunkte aus. Erst aus der Summe der eigenen Anschauungen entwickelte sich mir ein social-politischer Conservatismus, der mir nun aber auch um so sicherer bestimmend wurde für meine ganze Lebenspraxis. Zuerst ward ich Fußwanderer und nachher politischer Schriftsteller. Wenn ja etwas Eigenes und Neues in meiner Art der Behandlung von Gesellschafts- und Staatswissenschaft steckt, dann habe ich es diesem Umstande zu danken."

Nicht schon in der Einleitung, erst mitten im Texte auf S. 222 finden wir den Grundgedanken des Buchs in einem kurzen Programm concentrirt. „Man muß den Naturzuständen im Volksleben wieder gerecht werden und zwar nicht bloß in den Romanen, sondern auch in der Wirklichkeit. Ich möchte, daß jede Seite dieses Buches für diesen meinen Glaubensartikel predigte, und wenn das vielleicht in Einseitigkeit geschieht, dann geschieht es doch jedenfalls aus begeisterter Ueberzeugung. Darum nehme ich den Wald in Schutz gegen das Feld, das Land gegen die Stadt, das rohe, aber stark- und frohgemuthe jugendliche Naturleben des Volkes gegen die greisenhafte Altklugheit der Civilisation, und die Politik, welche solchergestalt mit der Erkenntniß von Land und Leuten anhebt, müßte eine farben- und gestaltenreiche fröhliche Kunst und Wissenschaft werden, nicht eine dürre, graue Doctrin. In den Proletarierquartieren der Großstädte wohnt das sieche, hektische, absterbende Volksleben. In den abgelegenen Winkeln unserer öden Gebirge dagegen, wo auch die armen Leute hausen, ist der Kern des Volkes noch immer kräftig und unverdorben, trotz der Jahrhunderte langen Heimsuchung mit Hunger, Elend und Seuchen. Wie die Entartung unserer verbreitetsten Nutzpflanzen nicht vom magern Boden, sondern von den fettesten Fluren ausgegangen ist und sich von da epidemisch als eine Geißel der Uebercivilisation über alles Land verbreitet hat, so droht es auch mit der Entartung und Erkrankung des Volkslebens zu gehen. Jede Nation, die nicht mehr eine gewisse Masse rohen Naturvolkes in ihre Gesammtheit einschließt, ist ihrem Untergange nahe. Kann sie sich aus sich selbst nicht mehr verjüngen, dann werden andere Völker über sie strömen, um ihr diesen Verjüngungsproceß abzunehmen. Die bildungsstolzen, ausgelebten Städtegegenden Mittel- und Norddeutschlands schaudern zurück vor dem mit einer immer engeren Einigung mit Oesterreich unvermeidlich verknüpften Einströmen noch sehr jugendlicher Culturelemente, wie sie in den südlichen Hochlanden walten. Und doch hätte das Jahrhundert kein großartigeres Ereigniß gesehen, als wenn solchergestalt ein uraltes Naturleben des Volksgeistes im Süden mit dem vielhundertjährigen Bildungsleben des mittleren und nördlichen Deutschlands sich austauschend vermischte. Nicht bloß Finanzfragen, nicht bloß politische Fragen,

auch die größten socialen Fragen treten im Gefolge dieses Einigungswerkes auf." Der Verfasser fügt ein Gleichniß an. „Der rheinpreußische Provinziallandtag berieth im vergangenen Jahre über die Cultivirung der Eifel. Er kam schließlich zu dem Plan, mit Hilfe von Staatsdarlehen die Oeden des Gebirgs wieder in Waldland zu verwandeln. Durch Waldbau will man den Feldbau neu befruchten, durch die künstliche Rückkehr zu der besten Form der Wildniß, zum Wald, eine neue Cultur gründen. Darin liegt eine tiefgehende Symbolik auch für die Kräftigung des Volkslebens in diesen Gebirgen, die nicht durch das Hinzutragen einer fremden verfeinerten Gesittung zu erzielen ist, sondern durch die Wiederauffrischung und Veredlung der alten natürlichen Sitten und Zustände." Mit Einem Wort, Verjüngung des gesunden Lebens aus der alten treuen Volkswurzel ist die Losung, nachdem alles, was die Cultur erkünstelt hat, siech und welk geworden!

Indem der Verfasser auf den „Wald" immer das größte Gewicht legt, als die eigentliche Heimath der deutschen Volksnatur und aller ihrer Tugenden, glaubt er sogar daran einen Vorzug knüpfen zu müssen, der dem deutschen Volke vor dem englischen gebühre, und eine große Hoffnung für die Zukunft. „Was helfen den Engländern ihre liberalen Gesetze, da sie nur eingehegte Parke, da sie kaum noch einen freien Wald haben? Der Zwang der Sitte ist in England und Nordamerika einem deutschen Manne unerträglich. Da die Engländer ja nicht einmal mehr den freien Wald zu schätzen wissen, so ist es kein Wunder, daß sie fordern, man solle zu dem Eintrittsgeld, welches man für Theater- und Concertbesuch bezahlt, auch noch einen schwarzen Frack und eine weiße Halsbinde mitbringen. Deutschland hat eine weit größere Zukunft der socialen Freiheit als England, denn es hat sich den freien Wald gerettet. Den Wald ausrotten könnte man vielleicht in Deutschland, aber ihn sperren, das würde eine Revolution hervorrufen. In dieser deutschen Waldfreiheit, die so fremdartig aus unsern übrigen modernen Einrichtungen hervorlugt, liegen mehr bestimmende Einflüsse auf unser höheres Bildungsleben, und namentlich auf die romantische Stimmung in demselben, als Mancher sich träumen läßt."

Die ungeheure Unnatur, die wie der Alp auf dem deutschen Volke lastet, steht im genauesten Zusammenhange mit dem, was man bisher als höchstes Gut gepriesen, nämlich mit der Wiederbelebung classischer Studien, mit der Aufklärung und Philosophie. Erst seitdem sich die kleine gebildete, in den Schulen organisirte Minderheit des Volkes dieser neuen Herrlichkeit erfreut, ist das Volk in seiner Mehrheit unglücklich geworden, ist Deutschland im Innern zerrüttet und nach Außen schwach.

Der Verfasser charakterisirt die Unnatur der Staaten, das Mißverhältniß zwischen dem Areal der modernen, namentlich kleineren Staaten, und den Stammverschiedenheiten ihrer Bevölkerung. Hier schneidet eine Grenze wie mörderisches Eisen durch die Lebensadern eines und desselben Volksstammes, dort zwängt sie, wie in einem ledernen Sack, heterogene Bevölkerungen zusammen. Wo man sich liebt, sich braucht und zusammengehört, wird man getrennt; wo man sich haßt, sich nicht mag noch braucht, wird man zusammengekuppelt. Herr Riehl gibt ausgezeichnete Charakterschilderungen der verschiedenen ländlichen Bevölkerungen und ihrer Stammeseigenheit aus sehr vielen Gegenden, die er zu Fuß durchwandert, in denen er lange forschend geweilt hat, von Altbayern, vom Westerwald, von der Rhön, vom Rheingau, vom Fichtelgebirge, Westphalen, Pommern 2c. Schon in seinem früheren Werke „die bürgerliche Gesellschaft" zeigte er in solchen Schilderungen eine seltene Meisterschaft. An Hessen erkennt man am schärfsten die Unnatur des Zerreißens zusammengehörender Organe. Die Hessen sind ein Volk, aus ihnen läßt sich ein naturwüchsiger Staat bauen; aber sie leiden am Fluche der „Zufallsstaaten". So benennt nämlich der Verfasser alle die unnatürlichen Staaten, die durch Zertheilung in verschiedene Erbtheile, oder durch Erheirathung, oder bei neuen Friedensschlüssen durch Arrondissements der Großstaaten entstanden sind, und unter denen wohl das Großherzogthum Baden, obgleich es immer begünstigt und vermehrt worden, in jeder Beziehung der unnatürlichste, zufälligste und lebensunfähigste ist, so wie Kurhessen der am meisten beschnittene und verkürzte, dessen Lebensfähigkeit erst durch künstliche Mittel beeinträchtigt worden und verkümmert ist.

An die Unnatur der Staaten reiht sich die der Städte. Deutschland ist überschwemmt mit künstlichen Städten, die weder natürliche Mittelpunkte eines Volksstammes sind, noch eine günstige geographische Lage haben, während alte Städte, bei denen diese letzteren beiden Anforderungen zutreffen, als alte gesunde Stämme auf Kosten der neuen Parasiten veröden und zerfallen. „Wenn ich von künstlichen Städten und künstlichen Landesmittelpunkten rede, dann denke ich etwa an Karlsruhe im Gegensatz zu Mannheim, Constanz 2c., an Stuttgart im Gegensatz zu Eßlingen, Reutlingen, Heilbronn 2c., an Darmstadt im Gegensatz zu Mainz und Frankfurt, an Wiesbaden im Gegensatz zu Lim-

burg, an die Hauptstädte der deutschen Nordweststaaten im Gegensatz zu Hamburg, Lübeck und Bremen — und so fort durch fast aller Herren Länder. Es beruht aber die in Rede stehende Naturwidrigkeit und Verschrobenheit bei diesen künstlichen Städten nicht etwa darin, daß sie überhaupt als Städte existiren — denn viele derselben sind uralt — auch nicht darin, daß sie zufällig Residenzen sind, was sich meinetwegen auch auf lange Jahrhunderte zurück datiren mag, sondern einzig und allein darin, daß man diese Städte künstlich zu Verkehrsmittelpunkten, zu Industriesitzen, zu **großen** Städten hat hinaufschrauben wollen. Wir finden bei den künstlichen Städten ganz dasselbe Verhältniß wie bei den Kleinstaaten, die wohl das Recht hätten zu existiren, wenn sie sich nicht als Großstaaten geriren wollten. Und in der That sind die künstlichen Städte die rechten Stützpunkte und Strebepfeiler der Kleinstaaterei, denn beide haben gleiche Ursache, sich vor jeder naturgemäßen Reform unserer nationalen Zustände zu fürchten."

Ganz eben so unnatürlich sind die „künstlichen Stände". Anstatt der alten natürlichen Gliederungen des Volkes hat man jetzt ein unnatürliches Nivellement, in welchem der Bauer zum „Bürger" hinaufgeschraubt und offiziell so genannt wird, in welchem der Lehrjunge und die Dienstmagd mit dem „Sie" auch die Cigarre des Herrn und den Sonnenschirm der Dame ansprechen u. s. w., aus welchem sich aber doch wieder gewisse Classen eximiren. „Wir finden ganz jene Mischung und jenes Maß der socialen Elemente, wie es in Mitteldeutschland die Auflösung der Gesellschaft bedingte und bei der Ohnmacht und Zersplitterung der natürlichen Stände treten dann auch hier die „unächten Stände," namentlich ein kastenmäßig abgeschlossenes Beamtenthum, statt eines selbstständigen, unabhängigen Bürgerstandes und ein machtloser Hof- und Titularadel, statt der grundbesitzenden Aristokratie in den Vordergrund."

Nicht minder unnatürlich ist die Organisation der Gemeinden, namentlich ihre Leitung von oben und ihr Nivelliren der Bevölkerung nur nach dem Steuerzettel und der Kopfzahl. „Im Bilde der Gemeinde ahnt und begreift das Volk erst den Staat. Aber nicht die politische Form, sondern der sociale Inhalt des Gemeindelebens war es, an welchem das Volk hing und noch hängt. Darum führte man in Deutschland den tödtlichsten Streich gegen den politischen Geist im Volke, als man in und nach der napoleonischen Zeit die französische centralisirte Gemeinde-Verfassung einzubürgern suchte, denn nach ihr ist die Gemeinde bloß noch eine politische Form. Die Staatsmänner zeigten damit, daß sie den Gedanken einer socialen Politik vollständig verloren hatten. In diese Ertödtung des socialen Inhalts im Gemeindeleben ward das eigentliche Fundament des modern bureaukratischen Staats gelegt. Durch die theilweise wiederhergestellte Selbstständigkeit der Gemeindeverwaltung ist er bereits stark aus den Fugen geschoben worden; durch die Vollendung einer organischen Gemeindeverfassung wird er zuletzt ganz aufgelöst werden. Nicht bloß in der Theorie, sondern auch in der Geschichte geht der Weg von Familie und Stamm zum Staat und zur Gesellschaft durch die Gemeinde. Ein ganz richtiger Instinkt vereinigte in der unmittelbar vormärzlichen Zeit fast alle politischen Parteien in dem Andringen auf eine Reform des Gemeindewesens. Es war, Vielen wohl unbewußt, der wiedererwachte Geist einer socialen Politik, der zu dieser Forderung trieb. Die Gemeinde ist nicht bloß eine politische, sie ist auch eine sociale Corporation, ein nothwendiges Fundament der natürlichen socialen Gliederungen. Darum schlug die Demokratie sich selber mit der versuchten Durchführung einer politisch möglichst freien Gemeindeverfassung; denn die politische Selbstständigkeit führt hier zugleich zur möglichst festen gesellschaftlich corporativen Abschließung. Freie Landgemeinden werden aristokratisch, social ausschließlich, nicht demokratisch."

Selbst die Tyrannei der Industrie wagt der Verfasser anzugreifen, indem er keineswegs der Ansicht ist, daß ihre Segnungen überall hin passen. „Man vermeint aber in unserer geldgierigen Zeit, jedes Land müsse absolut zu einem Industrielande gemacht werden. Im Spessart hat man's mit Bergwerken versucht, die eingestellt sind, mit Glashütten, die aufgehört haben. Geblieben aber ist den Leuten durch diese verunglückten Experimente die Gewöhnung an allerlei überflüssige Bedürfnisse. Ja manche ursprüngliche und natürliche Formen des Gewerbfleißes im Lande sind durch diese Versuche mit neuen Betriebszweigen obendrein verdrängt worden. Früher bereiteten sich die Leute ihre Kleider selbst, jetzt importiren sie auswärts gefertigte Stoffe. Die vom bayerischen Ministerium im Frühjahr 1852 zur Untersuchung der dortigen Nothstände ausgesendete Commission fand nach Virchow's Bericht die alte Spessarttracht aus ‚Beidergemang', einem braunen Zeuge eigener Fabrik von Naturwolle und Leinen, nur noch bei einem einzigen Manne. ‚Selbst die Fußbekleidung, welche inmitten eines Walddistrikts so natürlich aus Holz seyn könnte, ist überall durch lederne Schuhe ersetzt worden. Die bei einem solchen Klima zweckmäßige ursprüngliche Tracht ist dem modernen, leichten, vergänglichen Stoffe gewichen; die Bedürfnisse sind gesteigert, während sich die Nahrungsquellen bei einer zu-

nehmenden Bevölkerung proportional verminderten. So ist es gekommen, daß die ganze Existenz dieser Bevölkerung zuletzt auf den Kartoffelbau gesetzt war'." Der Verfasser zieht folgende Parallele: „In einem Städtchen der Rhön von nur 2200 Einwohnern wurden in einem der letzten Jahre nach Ausweis der städtischen Accistabelle nahe an 400 Eimer Branntwein getrunken. Dagegen ist z. B. in Altbayern, wo Kornland vorwiegt und Kartoffeln verhältnißmäßig wenig gebaut werden, das Branntweintrinken auch entsprechend selten geblieben. Kartoffelbau und Güterzerstückelung gehen Hand in Hand; so ist denn auch auf unsern Basaltbergen das Ackerland bis zum äußersten Maße parcellirt. Während das Getreide und das daraus bereitete Brod in der Sitte und Redeweise des Volkes heilig gehalten wird, geht man mit der nicht minder wichtigen Kartoffel weit weniger respectvoll um. Das Volk hat eine Ahnung von dem unheimlichen Wesen, welches in unserer Kartoffelcultur steckt."

Sehr beherzigenswerth ist alles, was der Verfasser über die mittel- und westdeutschen Kleinstaaten sagt, in welchen das Landvolk am meisten verkümmert ist, in welchen die künstlichen Stände, Städte und Staaten am tiefsten und verderblichsten in die gesunde Volksnatur eingeschnitten haben. Diese Unnatur hat sich bereits furchtbar zu rächen angefangen. Sie ist Hauptursache der letzten Revolution gewesen. „Die schwächste Seite in dem Volkscharakter der mitteldeutschen Kleinstaaten liegt nun gerade darin, daß der Glaube an die Autorität des Gesetzes hier am meisten unterwühlt und gebrochen, daß der Geist der conservativen Sitte vielfach erloschen, daß die naive Loyalität verschwunden ist. Darum sollte man hier gerade alles vermeiden, was einen Proceß der Autoritäten, was ein politisches Rechtsspiel herbeiführen kann. Dadurch erhielt Preußen ein so gewaltiges moralisches Uebergewicht in den mitteldeutschen Ländern, daß es in den entscheidenden Augenblicken der Jahre 1848 und 1849 bewies, wie tief der instinctive Respect vor der Autorität des Gesetzes noch in dem Bewußtseyn seiner Bevölkerung gewurzelt sey. Dieß war just jenes eigenthümliche Wesen, welches den Demokraten als ‚specifisches Preußenthum' so erstaunlich lästig vorkam. Das Bedürfniß, unter der Zucht einer strengen Gesetzesautorität zu stehen, ist einer der ersten Vorzüge, welche der ernstere, abgeschlossenere, an größere politische Proportionen gewöhnte norddeutsche Volkscharakter vor dem zerfahrenen mitteldeutschen voraus hat. Vor wenigen Menschenaltern war auch in den mitteldeutschen Kleinstaaten der Sinn für die Autorität des Gesetzes noch weit stärker vorhanden. Aber die moderne Kleinwirthschaft, welche, wo es die Executive galt, das Gesetz nicht als die Basis des Vollzugs, sondern als die Satyre auf den Vollzug erscheinen ließ, zerstörte furchtbar rasch diesen guten Geist. Nicht als ob wir Mitteldeutsche allesammt Anarchisten und gesetzlose Menschen wären, aber jener gleichsam angeborne Instinkt der Gesetzmäßigkeit ist den Massen der Bevölkerung verloren gegangen. Er kann nur wiedergewonnen werden durch die andauernde Herrschaft einer strengen und gewaltigen Autorität des Gesetzes, einer Autorität, die nicht mit sich selber in Fehde liegt.

Dies leitet uns zur Kirchenfrage hinüber, zu deren Acten der Verfasser manches sehr schätzenswerthe Material herbeizieht. Viele auf Universitäten zugeschulte Herren mit der Brille am grünen Tisch kennen das Volk gar nicht, um dessen Kirche es sich handelt, und haben sich die Frage noch gar nicht aufgeworfen, was die Kirche dem eigentlichen Volke ist.

(Schluß folgt.)

Geschichte.

Thomas Carlyle über Helden, Heldenverehrung und das Heldenthum in der Geschichte. Sechs Vorlesungen, deutsch von J. Neuberg. Berlin, Decker'sche geh. Oberhofbuchdruckerei, 1853.

Wir haben diesem Werke eines sonst sehr geistvollen Autors weniger Geschmack abzugewinnen gewußt, weil es doch gar zu viel dem Cultus des Genius fröhnt. Die sechs Vorlesungen handeln vom Helden als Gott, Prophet, Dichter, Priester, Schriftsteller und König. In den einzelnen Charakteristiken findet sich Treffendes, aber die Auswahl ist zu arm und einseitig. Den Helden als Priester z. B. vertreten nur Luther und Knox, den Helden als Schriftsteller: Johnson, Rousseau, Burns. Kann man die drei letzten auch nur mit irgend einem Schein von Recht — Helden nennen?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1¾ Thaler.

Mittwoch, N° 3. 10. Januar 1854.

Roman.

Eritis sicut Deus. Ein anonymer Roman. Drei Bände. Hamburg, Agentur des rauhen Hauses, 1854.

Obgleich es einige Verwunderung erregen muß, aus dem rauhen Hause einen Roman hervorgehen zu sehen, so wäre es doch voreilig und einseitig, wenn man Herrn Wichern nur eine Mission unter den ärmsten und rohesten Volksklassen und nicht auch unter den Gebildeten zugestehen wollte, welch letztere in manchen Beziehungen noch verwahrloster sind, als die Kinder, die das rauhe Haus aufnimmt.

Eritis sicut Deus sind die Worte der Schlange, welche die Eva verführte. „Der Kitzel Gott gleich zu seyn, heckte Teufel aus," ist ein altbekanntes Wort, was nicht zum erstenmal den modernen Selbstvergötterern entgegengehalten wird. In der Hegel'schen Lehre culminirte jene moderne Geisteshoffahrt. Gott, lehrte sie, existirt nirgends als im Menschen. Gott kommt erst im Menschen zum Bewußtseyn seiner selbst. Gott war beschränkt in den früheren Menschen, er gelangte zur Ahnung seiner selbst in Christo, er kam zur vollen Erkenntniß seiner selbst in Hegel. Der christliche Gott ist das menschliche Ich außer sich gesetzt, gleichsam in der ersten Verwunderung als Spiegelbild angesehen und für fremd gehalten, der Hegelsche zieht es wieder in sich selbst zurück. Jeder Hegelianer ist Gott und außer ihm ist kein Gott.

Denkt man sich einen einzigen geschaffenen Geist in dieser Anmaßung gegenüber dem Schöpfer, so entsteht daraus die großartige Vorstellung des Lucifer, des ersten von Gott geschaffenen Engels, welcher, weil er Gott gleich seyn wollte, Teufel wurde. Denkt man sich aber dergleichen anmaßliche Geister zu Dutzenden und zu Hunderten mit Brillen auf der Nase in die Hörsäle zu Berlin, Tübingen rc. laufen, so fällt das Großartige der Vorstellung weg und die ganze Sippschaft jener kleinen Götter in Hegel bringt es mit aller Hoffahrt und allem Hinaufschrauben doch zu keinem respectabeln Teufel mehr. Sie kann, indem sie vom wahren Gott abfällt und selber göttlich zu seyn vorgibt, nur noch ins Gemeine und Lächerliche fallen. So nun wird sie in vorliegendem Roman aufgefaßt. Die sich Götter dünken, werden in ihrer ganzen menschlichen Gemeinheit und Erbärmlichkeit aufgedeckt und bloßgestellt.

Man vermißt in diesem Roman Handlung und Leben. Drei Bände hindurch wird eigentlich nur conversirt. Eine nur secundäre Theilnahme des Haupthelden Robert an dem politischen Treiben der Zeit und die verschiedenen kleinen Wahlverwandtschaftsangelegenheiten, in denen die Götter Ehe brechen, treten zurück gegen den philosophirenden Dialog, der sich durch das ganze Werk fortspinnt. Indeß sehen wir das für keinen Mangel des Buches an, weil die Partei, gegen die es gerichtet ist, selber nie viel gehandelt und immer nur geschwatzt hat.

Gleich im Eingange wird die Partei sehr glücklich mit den Bewunderern Göthe's in Verbindung gebracht. Der Cultus des Genius in seiner direkten Entgegensetzung gegen die christliche Kirche begann mit Göthe und die Hegelianer eigneten sich nur die Formen desselben an. Die Vornehmigkeit in diesen Formen war es besonders, die ihrer Eitelkeit zusagte. Die Art und Weise, wie der ungenannte Verfasser des vorliegenden Romans seine Helden und Heldinnen zuerst in diesen vornehmen ästhetischen Elementen sich bewegen läßt, aus denen ihr Egoismus nachher in die gemeinste Lebensprosa hinuntersinkt, ist von tiefer psychologischer Wahrheit und scheint uns das Gelungenste am ganzen Werke zu seyn.

Theil I. Seite 33 beginnt ein Pfarrer als Vertreter der christlichen Weltanschauung ein Gespräch mit der hoch- und überbildeten Elisabeth, deren unglückliche Verbindung mit Robert der Faden ist, an dem der Roman abläuft. Der Pfarrer mißbilligt, daß Elisabeth ihre Seele ganz habe von Göthe einnehmen lassen. „Es ist längst anerkannt, daß Göthe der Bahnbrecher für all die verderblichen Tendenzen der Neuzeit war, daß aus seinen Darstellungen von der Sünde das innere Wohlgefallen an derselben hervorblickt, das verführerisch wirken muß. Es ist ferner längst anerkannt, daß er sich zum Christenthum sehr feindselig verhielt, besonders in späteren Jahren" 2c. Die Dame ist empört und glaubt unbedingt eine Religion verdammen zu dürfen, deren Consequenz zu einer Verurtheilung oder auch nur Nichtanerkennung der Infallibilität Göthe'scher Natur führen könne. Nachdem sie später selbst nach Göthe'schen Lebensregeln das Opfer der männlichen Eitelkeit und des schonungslosesten Egoismus geworden ist, ist es nicht mehr Zeit, an den Pfarrer zurückzudenken.

Der ästhetische Anspruch contrastirt hier in auffallender Weise mit der innerlichen Gemeinheit der Gesinnung. Die Philosophen künsteln sich in eine Feinheit des Sentiments hinein, durch welche sie sich über jeden Pöbel erheben, als schwebten sie beständig auf den Wolken des Olymp; so wie sie aber im praktischen Leben durch eine Versündigung oder in Verfolgung eines ehrgeizigen Planes ins Gedränge kommen, tritt ihr Egoismus in seiner ganzen prosaischen Gemeinheit rücksichtslos hervor. Diese Gemeinheit wird abgespiegelt in einem Gespräch von Mägden am Brunnen. Die Mägde, in den Häusern der Philosophen dienend, haben einen Hieb von der Hegelschen Dialektik wegbekommen und kramen theils die Weisheit, theils die häuslichen Skandale ihrer Herrschaften aus. Eine Wäsche, welche die Betreffenden wohl verdient haben, obgleich sie nicht ganz der Würde christlicher Kritik angemessen scheint. Doch ist es sehr wahr, daß nicht nur auf Universitätsstädten, sondern auch anderswo in neuerer Zeit nur zu viele ähnliche Gespräche am Brunnen und noch mehr in Wirthshäusern geführt worden sind. Wenn eine fromme Magd ihren Abscheu vor Professoren der Theologie, Pfarrern und solchen, die es werden wollen, ausdrückt, sofern sie öffentlich die christliche Religion verwerfen, so liegt darin allerdings eine tiefere Bedeutung. Der schlichte gesunde Sinn im Volk empört sich gegen die Unnatur, die von oben ausgeht, durch die vom Staate privilegirten Hochschulen. Der Widerspruch zwischen der offenen Gottesleugnerei und der Pflicht christlicher Predigt und Seelsorge ist leider wirklich so grell ins Leben getreten, daß die Steine auf den Straßen davon reden können.

Zu den feinsten Ironien des Romans gehört die Charakteristrung der Philosophen als durchgängig bei aller Selbstüberhebung im Leben unpraktischer und handlungsunfähiger, ja schwacher Naturen. Besonders glücklich ist ihr Verhältniß zu Helden der Zeit, wie Johannes Ronge, Robert Blum 2c. aufgefaßt, die sie einestheils tief unter sich erblicken und doch anderntheils beneiden. „Nicht lange nach dieser Zeit gab es große Bewegungen des modernen Geistes in der Kirche — wer kennt sie nicht! wer hat nicht die großen Namen der Reformatoren des neunzehnten Jahrhunderts gehört, — der Befreier des gesunden Menschenverstandes aus den Fesseln des Aberglaubens und der Knechtschaft. Wer nicht die Frage: ‚ob Geist, ob Schrift?' aus den Zeitungen gründlich studirt! Der Niederschlag dieser Gährungen: deutsch-katholische Gemeinden, freie Gemeinden, — Keime einer hohen Wiedergeburt verbreiteten sich über das beglückte Vaterland Luthers." Aber die Philosophen, deren Lebensgeschichte der Roman verfolgt, saßen in Schwaben, dem Schauplatz der Thaten ferner, nur in ihre Gedankenwelt vertieft. „Sie haben mit Staunen gesehen, daß, was ihnen nicht möglich war, weil sie zu hoch standen, durch andere Menschen dennoch zu rechter Zeit ausgeführt wurde, die ganz die rechten Werkzeuge waren, weil sie selbst tiefer standen in der Bildung: weil beschränkter, darum weniger klar und fern sehend und darum um so mehr von ihrer eigenen Kraft begeistert und darum Thatmenschen." Das ist im Ganzen ein schlechter Trost. Die Götter der Neuzeit hatten auf dem Gebiet der That so gut wie auf dem des Gedankens die erste Stelle anzusprechen, wenn überhaupt in ihrem Treiben nur ein Funken Wahrheit war. Daß dummere Gesellen ihnen den Rang abliefen, war immerhin bedenklich für sie. Es war aber eine Probe ihres ganzen Princips. Sobald sie jedem Sterblichen die Ehre der höchsten Gottheit zuerkannten, mußten sie sich auch gefallen lassen, von Dummköpfen als ihresgleichen angesehen zu werden. Sie selbst hatten den Rang unter den Geistern principiell aufgehoben und konnten daher faktisch keinen höheren für sich mehr in Anspruch nehmen. Auf den Einen oder Andern hat diese Erfahrung tiefen Eindruck gemacht, und dieselbe Eitelkeit, die dem Schöpfer aller Dinge den Respect versagte, zog sich gekränkt vor ein paar demokratischen Schreiern wie die Schnecke ins Haus zurück. Der Gott selber zu trotzen gewagt, ließ Empfindlichkeit blicken gegenüber den geringfügigsten Ephemeren. So lächerlich das ist, muß man darin doch das unwillkürliche Reagiren

der bessern Natur im Menschen anerkennen, die vor den Consequenzen der eigenen Verirrung erschrickt.

Am unbarmherzigsten geißelt der Verfasser die Eitelkeit der Philosophen, indem er ihre subjectivischen Gefühle belauscht. Wer durch die Hegelsche Philosophie von allen Vorurtheilen der Welt völlig emancipirt und seiner Gottheit sich durch und durch bewußt ist, fühlt zugleich wie Göthe's Faust ein dringendes Bedürfniß nach Naturgenuß und will von seiner Göttlichkeit doch auch einen reellen Nutzen haben. So hoch über all dem dummen Menschenvolk stehend, das sich noch nicht als Gott zu denken versteht, sollte er nicht auch das Recht haben, alle im Genießen, wie im Denken zu übertreffen? Er macht Proben, ohne des Teufels Hilfe, faustisch zu genießen. Er debutirt in der Rolle des Don Juan. Er stümpert als Privatdocent oder dergleichen adeligen Schwelgern nach. Er läßt es sich etwas kosten, aber sein banausisches Gewissen rührt sich. Er vergleicht, was er als Gott seyn sollte, mit dem, was er wirklich ist, und seufzt immer noch. „Wenn doch nur meine Beine nicht so dünn wären," sagte er nach einer Pause, indem er verdrießlich an sich niedersah. „Die lose Josephine (seine Maitresse) lachte neulich laut auf und das ärgert mich gewaltig. Daß doch die dumme Natur nur so weit geht, als sie selbst mag. Ich denke aber doch, die Vernunft wird es noch so weit bringen, daß sie den Körper nach Belieben zusammenziehen oder ausdehnen kann. Wie schön wäre es," fuhr er im Selbstgespräche vor den Spiegel tretend fort, „wenn ich zu meiner Nase sagen könnte: hebe dich ein wenig, werde spitzer, du darfst dich kecklich weiter vordrängen! Zu meinen Augen: werdet größer! werdet weiter! Und zu meinen magern Knochen: umgebet euch mit Fleisch, denn es ist der Herrlichkeit des Menschen unwürdig, daß er so schmal durchs Leben gehe."

Sehr fein ist ein Zug in Roberts Charakter aufgefaßt. Derselbe lebt mit seiner vorher vergötterten Elisabeth in einer sehr unzufriedenen Ehe. Was ihn von ihr zurückstößt, ist aber gerade das, was er vorher an ihr bewundert und selber ausgebildet hatte: der Unglaube. Ihre kalte Klügelei, ihre innere Leere und „Gottlosigkeit" erscheint ihm auf einmal so durchaus unweiblich, daß er eine Zeit lang nichts sehnlicher wünscht, als sie möchte wieder religiös seyn, nur damit sie wieder weiblich werde, damit er sie wieder lieben könne. Sich selbst behält er freilich den Unglauben und alle Rechte des gröbsten Egoismus vor, aber der Frau muthet er um seinetwillen das Gegentheil zu. Hierin liegt sehr viele Menschenkenntniß.

Diesen feineren Widersprüchen zwischen Natur und Philosophie stellt der Verfasser aber auch gröbere an die Seite. Die Götter lassen sich zuweilen sehr tief herab, z. B. zur Trunkenheit und zu sehr gemeinen Liaisons. Doch drückt dies die Unvereinbarkeit des Menschlichen mit dem Gottbewußtseyn noch nicht so gut aus, wie eine anderartige Gemeinheit, nämlich die kaufmännische Berechnung des Vortheils. Diese neuen Götter haben nichts Großmüthiges, keine Opferfähigkeit. Sie verlangen immer nur, daß man ihnen Opfer bringe und schämen sich der niedrigsten Handlungsweise nicht, um es sich bequem zu machen.

Der Roman kommt immer noch nicht zu spät und wird Manchen in der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der Hegel'schen Philosophie bestärken, wenn auch die Zeit selbst schon das ihrige gethan hat, um sie zu diskreditiren. Das gebildete Publikum thut wohl, sich zu erinnern, wie tief es vor noch nicht langer Zeit in den Banden dieser Modephilosophie und der von ihr abhängigen Tagespresse gelegen ist. Noch mehr mögen sich Leser, die irgend einen Einfluß bei den Regierungen haben, der Thatsache schämen, daß es die Regierungen selber gewesen sind, welche jene Philosophie gepflegt und gehätschelt haben.

Volkskunde.

Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Spezial-Politik. Von W. H. Riehl. Erster Band: Land und Leute. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1854.

(Schluß.)

Den Thatbestand charakterisirt Herr Riehl sehr gut: „In den Ländern, wo noch ächter Wald und Wildniß ist, wo die Dörfer noch nicht städtisch geworden sind und das Volksthum noch nach größeren Massen zusammengehalten ist, in diesen streng protestantischen Landstrichen des deutschen Nordens und den entsprechenden streng katholischen des deutschen Südens, war auch in der Blüthezeit des modernen freien Kirchenthums der alte Kirchenglaube wenig oder gar nicht angegriffen worden. Hier fand die kirchliche Reaction, die so rasch und siegreich wieder einzog, ihren mächtigsten Rückhalt. Der westphälische Bauer vom alten Schlag, der jeden Juden, sey er noch so vornehm oder reich, mit Du anredet und einen Hebräer von sechs Fuß Höhe dennoch

immer mit der Verkleinerungssylbe als ein ‚Jüdchen‘ bezeichnet, ist für den kirchlichen Liberalismus noch nicht geboren. Der Tiroler, welcher den fremden Touristen mit Prügeln bedroht, wenn derselbe arglos am Freitag im Wirthshause eine Fleischspeise begehrt, ebensowenig. Die kirchliche Bedeutung solcher Länder und Volksgruppen hatte man durch lange Jahre ganz vergessen gehabt und es bedurfte der herzhaftesten politischen Erschütterungen, damit selbst scharfblickende und wohlgelehrte Leute inne wurden, nicht nur wie viel Aberglaube, sondern auch wie viel Glaube — in groben und feinen Formen — noch immer in dem deutschen Volke festsitze. In Gegenden Deutschlands, wo man seit 1845 keine Wallfahrt mehr gesehen, bewegten sich im Jahre 1850 mit einemmale wieder die langen Züge der Bittgänger. In Städtchen, durch deren Straßen seit der Reformationszeit keine Procession gezogen, wurde in diesem Jahre die Frohnleichnamsprocession mit größerem Zustrom ausgeführt, als sonst in manchen altkatholischen Orten. Selbst in Berlin, wo Friedrich der Große die Erlaubniß zu einer solchen Procession geben wollte, ‚falls es die Straßenjungen erlauben,‘ haben es im Jahr 1850 die Straßenjungen wirklich erlaubt. Von allen öffentlichen Autoritäten hat die Kirche allein ein vollwichtiges Resultat aus unserer Revolution gewonnen. Alle andern Mächte schwächten sich gegenseitig: die Macht der Kirche ist um das Zehnfache gewachsen.“

Der Verfasser verlangt nun nicht bloß, daß die Regierungen auf die kirchlich conservativen Volksmassen achten und dieselben gewähren lassen sollen, weil hier die Gesundheit im Volke sich eben so deutlich kund gibt, wie in der irreligiösen Verwilderung die Krankheit; sondern er behauptet auch, daß die Macht der Religiosität im Volke auch abgesehen von allem Thun und Lassen der Regierungen unwiderstehlich sey. Selbst die höchste Steigerung der modernen Bildung könne nur wieder zur Anerkennung der Natur zurückführen. Wenn man glaube, durch die Schnelligkeit, mit welcher die Cultur auf den Eisenbahnen über alle Länder hinwegfährt, müssen auch die Völker immer mehr nivellirt werden, da täusche man sich gewaltig. „Jetzt, wo dem Berliner Wien und München, dem Rheinländer die Ostsee, dem Küstenbewohner das Binnenland bis auf eine oder zwei Tagereisen nahe gerückt ist, jetzt sieht erst ein Jeder mit eigenen Augen, in welch durchgreifenden Gegensätzen seine neuen Nachbarn von ihm geschieden sind, jetzt verblassen freilich die kahlen Kategorien von Nord- und Süddeutschland u. dgl. m., an welche sich bisher die banale Phrase angeklammert hatte, aber nicht um augenblicklich dem Bewußtseyn der Einheit, sondern umgekehrt dem einer unendlich reicheren und vielgestaltigeren Mannichfaltigkeit Platz zu machen. Jetzt wird freilich aber auch der Widerspruch recht klar zwischen so vielen unserer künstlichen, zufälligen politischen Besonderungen und den natürlichen der Gesellschaft und des Volksthumes. Wie es die Aufgabe von Gegenwart und Zukunft ist, eine natürliche Gruppirung der Stände festzustellen, so auch wenigstens eine natürlichere der Staaten. Auch in kirchlichen und religiösen Dingen hat die allgemeinere Bildung die confessionellen Gegensätze im Volksbewußtseyn keineswegs vollends ausgeglichen. Vielmehr ist die Breite der trennenden Kluft, die vordem fast nur der Priester und Gelehrte ermaß, jetzt allem Volk vor's Gesicht gerückt; weit eher steht hier vor der Hand eine noch größere Sonderung zu erwarten, als eine Nivellirung, und gerade die Wahrnehmung der reichen Einzelgruppen statt der in philantropischer Trunkenheit geträumten Ausgleichung aller Unterschiede, ist es auch hier, in welcher denen, die vom Baume der Erkenntniß gegessen, die Augen übergehen. Das ist kein Rückschritt, sondern ein Fortschritt. Denn, um für die Einheit reif zu werden, müssen wir erst reif werden für das Verständniß und die Würdigung unserer Besonderungen.“

Das sind gesunde Ansichten, wie sie unsere Zeit braucht.

Bei dieser Gelegenheit drängt sich uns die nicht unpraktische Bemerkung auf, das Verhältniß zwischen Staat und Kirche würde sich überall freundlicher gestalten und der Staat würde neben der Kirche wesentlich erstarken, wenn er Ansichten, wie die hier niedergelegten, adoptirte. Denn durch die vom Staat ausgegangene alles nivellirende Gesetzgebung, durch die vom Staat ausgegangene kirchenfeindliche und unvolksthümliche Schulmeisterei, und durch die lange Zeit vom Staat geförderte Presse der sogenannten Aufklärung hat sich der Staat selber geschwächt und, ohne die Kirche unterdrücken zu können, nur seinen eigenen, den staatlichen Boden unterwühlt und der Revolution Vorschub geleistet. So lange er das nicht einsieht und andere Maßregeln trifft, wird er schwach bleiben, während die Kirche auch ohne ihn erstarken wird. Er sollte von der Kirche lernen, anstatt ihre naturgemäße Reorganisation hemmen zu wollen. Denn beide wurzeln in denselben Volksbedürfnissen und in demselben göttlichen Recht, das überall seine Geltung findet, wo die ihm entsprechende Pflicht nicht vergessen wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 4. 14. Januar 1854.

Reise.

Bericht über eine Sendung nach Central-Afrika in den Jahren 1850 und 1851. Vom verstorbenen James Richardson. Aus dem Englischen, mit einer Karte. Leipzig, Dyk, 1853.

Richardson war Missionär, reiste aber im Auftrag und auf Kosten Ihrer Majestät der Königin von England, um in Centralafrika zu erforschen, wie die Abschaffung des Sklavenhandels und die Interessen des englischen Handels gefördert werden könnten. Er eignete sich zu dieser Sendung vornehmlich, weil er schon früher die Wüste Sahara bereist hatte und die nöthigen Vorkenntnisse zu einer weiter greifenden Expedition eingesammelt hatte. Zwei junge Männer aus Preußen, Dr. Barth und Dr. Overweg, schlossen sich ihm an.

Die Reisenden begaben sich von Tripoli in gerader südlicher Richtung über Murzuk, Ghat, Tintalus nach dem Königreich Burnu, also mitten durch die Wüste und durch die noch gefährlicheren „wilden Stämme." Sowohl der Türkenstaat Tripoli als der Negerstaat Burnu, die Anfangs- und Endpunkte der Reise, haben eine gewisse Civilisation, Polizei und Ordnung; in der Mitte zwischen diesen Staaten werden die Oasen der Wüste von ganz oder halb unabhängigen Stämmen bewohnt, die nur ein Räuberleben führen und durch die hindurchzukommen, große Mühe und Noth kostet.

Indem der fruchtbare Nordrand Afrikas die Wüste Mittelafrikas berührt, entsteht eine Art Archipelagus. Die noch fruchtbaren Landstrecken (Oasen) verhalten sich zu dem Sande, wie große und dichtgedrängte Inseln zum Meere. Auf den Oasen kommen eigenthümliche Gebirge vor, was ihren Inselcharakter noch deutlicher bezeichnet. Hier fand Richardson noch die Troglodyten der Alten. Von Gharian heißt es hier: „In diesem Bezirke soll die phantastische Anzahl von ‚hundert und ein' arabischen Districten sich befinden, die von Höhlenbewohnern (Troglodyten bewohnt werden. Alle Dörfer hier herum sind in der That unter Grund; nicht ein Gebäude ist über der Erde zu sehen, ein altes elendes, verfallendes, arabisches Fort in weiten Entfernungen ausgenommen. Durch die summarische türkische Verfahrungsweise werden die Leute gar leicht in Ordnung gehalten; denn sie sind gänzlich entwaffnet, und Luntenschlösser, Pulver und Kugeln sind verbotene Artikel. Das erste Wort eines morgenländischen Zolleinnehmers ist ‚bezahlt!' und das zweite ‚todt!'" Nicht weit davon wurden Alterthümer entdeckt: „Beim Herumwandern entdeckte Dr. Barth ein prächtiges Mausoleum hier, von dem er eine Skizze mit zurückbrachte. Es war 50 Fuß hoch, von römisch christlicher Bauart — vielleicht aus dem vierten oder fünften Jahrhunderte. Ueberreste von Städten und Forts werden ohne Zweifel in diesen Bezirken entdeckt werden. Gräber, wie diese, zeigen die Gegenwart einer großen und reichen Bevölkerung in alten Zeiten an."

In der eigentlichen Wüste angelangt, fanden die Reisenden bei unerträglicher Hitze alles Leben fast ausgestorben bis auf zwei kleine Thiere, die es im Sonnenbrand und dürren Sand allein aushalten konnten. „Einige von unseren Leuten bemerkten heute die Eidechse. Dies scheint in der Sahara das überall gegenwärtige Thier zu seyn, das ihre ödesten Gegenden bewohnt, wenn kein anderes lebendes Wesen gesehen wird. In der Art verändert sie sich mit der Beschaffenheit des Landes. Die heute gesehen wurden, waren sehr groß, bald werden sie klein und mager werden und die Farbe verändern. In den Thälern habe ich beobachtet, daß sie beinahe dieselbe Farbe wie der sandige Boden hatten. Der Käfer ist beinahe eben so gewöhnlich in der Wüste als die Eidechse, weil er in ihren trockensten und nack-

testen Einöden gefunden wird. Gemeiniglich ist er ein großer, runder schwarzer Käfer, der eine Spur im Sande erzeugt, die man irriger Weise für die von Schlangen halten kann. — Dr. Overweg untersuchte den Sand, welcher auf allen Seiten in großen Haufen rollte, und fand, daß er aus vier verschiedenen Arten von Körnern bestand: weiß, gelb, roth und schwarz; die letztere Farbe durch die Gegenwart von Eisen verursacht. Dieser bunte Sand bildet die Grundlage des Sandsteines und kann eine Zersetzung des Sandsteines seyn. In der Nähe von Tripoli ist der Sand feiner, meist aus einer Zersetzung von Kalkstein bestehend. In den Wadi's findet sich eine blauschwarze Erde, die von Holz herrührt, eine Art von sich zerbröckelnder Kohle."

Das weite Land im Süden von Tripoli heißt Fezzan und ist den Türken unterworfen, die es mit der Besatzung von kaum siebenhundert Mann (in Murzuk) festhalten, während die sehr dünne nnd auf Oasen zerstreute Bevölkerung nur von der Karavanenbegleitung, vom Raube und vom Sklavenhandel lebt. Von den Sitten in Murzuk hier ein kleiner Beleg: „Ein verheiratheter Frauenzimmer zog einen anderen Mann ihrem Ehemanne vor, und gestand offen, daß ihre Zuneigung sie auf unrechten Weg geführt habe. Ihr Ehebert, statt in Leidenschaft zu gerathen und sie auf der Stelle zu tödten, dachte einen Augenblick nach und sagte dann: ‚Ich will in die Scheidung einwilligen, wenn Du mir eins versprichst.' ‚Was ist das?' fragte die entzückte Frau. ‚Du mußt nur mir lulu zurufen, wenn ich am Tage Deiner Hochzeitsfeier mit Deinem neuen Manne bei Dir vorbeikomme.' Nun ist es bei den Frauen unter solchen Umständen Gebrauch lulu zu rufen (d. i. mit einem eigenthümlichen Geschrei zu grüßen), wenn ein schöner Mann vorbeigeht. Die Frau versprach es indessen, die Scheidung ging vor sich nnd der Liebhaber wurde bald zum zweiten Manne befördert. Am Hochzeitstage indessen kam der Mann, welcher das Versprechen abgepreßt hatte, bei dem Kameele vorbei, auf welchem die Braut ritt, und grüßte sie, wie es Gebrauch ist, mit dem Abfeuern seiner Luntenschloßflinte. Hierdurch erinnerte sie sich an das Versprechen und lu-lu-te ihm zu. Der neue Bräutigam, wüthend über diesen bezeichnenden Vorzug, und der wohl bemerkt hatte, daß sie Niemanden sonst gegrüßt, auch für möglich hielt, daß er die Rolle des Gefoppten spiele, fiel augenblicklich über seine Braut her und erschlug sie. Er hatte dies aber kaum gethan, da kamen die Brüder des Frauenzimmers und schoßen ihn nieder." Zum Beweise aber, wie kulturfähig die Menschen auch in diesen Regionen sind, erzählt der Verfasser, wie die Pilger einer großen Karavane schaarenweise herbeigelaufen seyen, um sich von den jungen preußischen Doctoren den Schädel betasten und daraus die Nativität ihres Charakters stellen zu lassen.

Noch weiter südwärts fanden die Reisenden sehr interessante Alterthümer. „Talazaghi ist wegen einiger Basreliefs merkwürdig, die in den nackten Sandsteinfelsen des Wadi eingehauen und von sehr eigenthümlichem Style sind. Das Haupttableau, wenn ich es so nennen mag, etwa 4 Fuß lang und 3 Fuß breit, ist ein Kampf zwischen zwei Personen, deren eine einen Vogelkopf und die andere einen Stierkopf hat; zwischen ihnen befindet sich ein Stier, der an dem Kampfe Theil nimmt. Jede dieser Personen hält einen Schild oder Bogen. Die Sculpturen sind bloße Umrisse, aber tief eingehauen und haben gute Formen. Es sind noch mehrere Tableaux hier, welche Thiere darstellen, hauptsächlich Stiere. Dies könnte anzudeuten scheinen, daß in den Tagen, wo diese Thierformen eingemeißelt wurden, Stiere die zum Transport von Menschen und Waaren über die Wüste verwendeten Thiere waren. Keine Kameele kommen wie auf anderen Tafeln vor. Ganz angemessen erklärt unsere Escorte, daß diese Sculpturen weder Arabern, noch Tuariks, sondern jenem Volke angehören, welches vor diesen Stämmen vorhanden war. Das Haupttableau hat ein sehr ägyptisches Ansehen; die Ochsen sind wohlgestaltet und würden einem modernen Künstler Ehre machen. Eine Basreliefsigur von einem Ochsen ist hier, die den Hals in einem Kreise hat, als ob sie eins der Spiele des Circus darstellte. Die anderen am deutlichsten zu sehenden Thiere sind Strauße." Das ist auffallend, da die Kameele doch recht eigentlich Autochthonen jenes Klimas zu seyn scheinen und eine vorzugsweise afrikanische Physiognomie haben, gleich den Negern.

In landschaftlicher Beziehung war die schönste Parthie der Reise der Weg durch ein überaus malerisches Felsengebirge. „Jetzt sind wir richtig im Lande der Dämonen, wie das Land der Ghattuariks von ihnen selbst genannt wird. Rundum nehmen die Berge die Gestalt von Burgen an, und hoch über alle erhebt sich der Kasar Dschanuhn, Palast oder Citadelle der Dschinn (Götzen): eine ungeheure viereckige Felsmasse, die eine Tagereise im Umfange haben soll und an der sich Thurmzinnen emporsträuben, deren einige 700 Fuß hoch seyn müssen. Nur seine Größe kann das Auge aus der Entfernung überzeugen, daß es nicht ein von Menschenhänden errichtetes und durch die Zeit oder Krieg zertrümmertes Werk ist. Seine ungeheuren zerrissenen Wände thürmen sich riesig über die Ebene. Hier wie in einem anderen Pandämonion sammeln sich die Geister

der Wüste von aus Tausenden von Meilen entfernten Orten, um zu verhandeln oder zu beten. Es ist eine Moschee und auch eine Rathshalle, und noch dazu eine Schatzkammer; denn undenkbare Schätze sind in seinen Höhlen begraben. Arme Leute erdichten sich gern reiche Nachbarn. Kein Tuarik wird wagen, diese Titanenwohnungen zu durchforschen, denn einem alten Vertrage gemäß sind die Stämme dieser ganzen Gegend übereingekommen, sich unverschämter Neugierde zu enthalten, unter der Bedingung, daß sie von den Geisterbewohnern ihres Vaterlandes Rath und Beistand erhalten. Bei meinem früheren Besuche verlor ich beinahe durch einen Versuch, ihn zu durchforschen, mein Leben, und man glaubte, neckende Geister hätten mich irre geführt: wenig dachte ich daran, daß dieser Aberglaube eine Bestätigung mehr erhalten solle." Dr. Barth nämlich kam bei einem Versuche, in dieses interessante Gebirge einzudringen, beinahe ums Leben und wurde nur nach sorgfältigem Suchen fast schon erschöpft wieder gefunden.

Im Gebiete der freien Tuariks hatten die Reisenden die größte Noth auszustehen. Diese Räuber nämlich legten es darauf an, sie auszubeuten. Die Meinung in diesen Gegenden war, daß die Reisenden nichts als Gold und Silber bei sich führten, und dieser Verdacht wurde durch die Blechbüchsen, in denen Lebensmittel enthalten waren, sehr verstärkt. Nun forderten die unverschämten Menschen unglaubliche Summen für den kleinsten Dienst und drohten beständig mit Mord und Todschlag, oder verlangten, die drei Christen sollten Muselmänner werden. „Heute warten wir hier, um die Erfolge zu sehen, und morgen weiter zu gehen. Diesen Morgen machte ich die Rechnung über den erzwungenen Durchweg der Expedition von Taghadschit nach diesem Platze (Marabutihn). Sie beläuft sich auf die ungeheure Summe von neunhundert Mabubs — mehr als hundertundfünfzig Pfund Sterling! Ich weiß nicht, was die Regierung davon denken wird; die gemachten Ausgaben retteten uns aber sicher das Leben." Diese Räubereien hörten in der Stadt Tintalus nicht auf, obgleich Richardson sich hier den Schutz des Sultans erwarb. Theils war der Sultan selber geldgierig, theils gehorchten ihm seine Leute nicht. Die Kameele der Reisenden wurden gestohlen und erst nach langer Zeit und Mühe mit großen Kosten wieder herbeigeschafft. Während die Reisenden deßfalls in den größten Sorgen schwebten, wurden sie immerwährend von Bettlern belagert, unter denen des Sultans eigene Weiber waren.

Das erinnert ganz an die Schilderungen, welche Rüppel, Harrys und Andere von dem nur etwas weiter östlich gelegenen Abyssinien gemacht haben. In keinem Theil der bewohnten Erde vielleicht ist die Corruption des Menschengeschlechts weiter gediehen, als hier, indem sich hier die wildeste Barbarei des Urzustandes mit dem feinsten Raffinement der Cultur paart. Im Betrügen und Stehlen sind diese Menschen so vollendete Künstler wie irgend in europäischen Hauptstädten oder Badeorten, während die roheste Grausamkeit uralter Zustände noch nicht von ihnen gewichen ist. „Von dem Worte ‚keusch‘ bemerkt Jusuf: ‚Es gibt keinen solchen Ausdruck in diesen Sprachen, alle Frauenzimmer sind sich gleich und gleich zugänglich, wenn Gefahr abwesend ist.‘ Es ist auch wahr, daß die Männer ihren sinnlichen Begierden keine Grenzen setzen und nur von Unfähigkeit eingeschränkt werden." — Merkwürdig ist auch, was Richardson vom Aberglauben dieser Afrikaner erzählt. „In jenen Gegenden gibt es Menschen, die die Kraft haben, die Gestalt eines wilden Thieres anzunehmen. Dies thun sie meistens bei Nacht. In der Gestalt von Löwen und Leoparden gehen sie in den Zelten von Fremden herum und bemühen sich dadurch, daß sie ihre Namen mit vollkommener Menschenstimme rufen, sie herauszulocken. Ist Jemand so unklug, dem Rufe zu folgen und herauszugehen, so wird er sogleich verschlungen." Das sind also Werlöwen, gleich unsern nordischen Werwölfen. Auch der „böse Blick" ist hier wohlbekannt. „Der Sfari verpfändet sein Ehrenwort dafür, daß es zu Murzuk vor einem Jahre eine Sklavin gab, die fünf von seinen Genossen mit dem bloßen Blicke tödtete. Hierüber wurde von den Kaufleuten und Großen zu Murzuk Rath gehalten, um zu erfahren, was mit ihr anzufangen sey, und die darauf gekommene Entscheidung war — sie nach Bornu zurückzuschicken."

Auch das „zweite Gesicht" kommt hier vor. Wie die Insulaner im hohen Norden Schottlands alles vorhersagen, was in den nächsten Tagen vom Meere kommen wird, so die Neger in der Wüste Sahara, was ihnen aus dem nordischen Culturland zukommt. „Vor acht Tagen starb in Tintalus eine alte Hexe oder Prophetin, eine Negerin, die unsere Ankunft vorherverkündigte und zu En-Nuhr sagte: ‚Eine Karawane von Engländern ist auf dem Wege von Tripoli, die zu Dir kommt.‘ Diese Frau war viele Jahre lang eine Verkündigerin zukünftiger Ereignisse."

Trotz der Gefahren in diesen Gegenden unternahm der kühne Dr. Barth, auf einem Seitenweg allein zu reisen, um von den unerforschten Ländern mehr zu erforschen, und er vereinigte sich glücklich wieder mit den Andern. Sodann gelangten die Reisenden nach Zinder, innerhalb des Reiches Burnu, wo sie endlich von den Tuariks und ihren Verfolgungen frei wurden. Hier

dankten sie Gott wie Gerettete, die aus einem stürmischen Meer entkommen. Allein obgleich sie hier den Schutz einer geordneten Regierung und Kaufleute fanden, so waren die Zustände des Volkes doch weit entfernt, sie befriedigen zu können. Hier nämlich herrscht der Sklavenhandel in seiner vollsten Blüthe. Die Regierung selbst läßt regelmäßige Razzias über die Grenzen hinaus vornehmen, um Sklaven einzutreiben, die sie dann verkauft. Richardson selber sah eine solche Razzia triumphirend mit mehreren tausend zusammengeraubten Sklaven zurückkehren. Bekanntlich werden die Neger an den Südgrenzen Aegyptens durch eben solche Treibjagen zu Sklaven gemacht. Wie sollen da die so von Menschenjägern in die Mitte genommenen freien Stämme nicht verwildern und zu Räubern werden. Alles raubt und stiehlt hier, nicht nur Dinge, sondern ein Mensch den andern. Die Zucht und Ordnung in Zinder wird gehandhabt durch — den Henker, der unter dem „Baum des Todes“ jährlich gegen dreihundert Menschen abschlachtet. Wie aber durch diese Zucht die Unzucht keineswegs getilgt wird, davon gibt der Verfasser abschreckende Beiege: „Heute kam ein Schwarzer, um um seine Frau zu bitten, die man ihm weggenommen hatte und einem Mohren gegeben worden war, der sie eben zum Verkaufe nach der Küste schicken wollte. Sie soll dem Manne in Austausch gegen zwei junge Mädchen zurückgegeben werden, die er vom Lande geholt (wahrscheinlich gestohlen) hat. Die Frau ist indessen für's Erste dem Oberbefehlshaber Schroma gegeben worden, und nachdem sie zwei bis drei Tage bei ihm zugebracht hat, wird man sie zu ihrem Manne zurückkehren lassen. Diese Frau wurde zuerst vom Sultan gestohlen; sie gehörte in das Gebiet des Scheikh, in ein Dorf in der Nähe von Zinder, und wurde bei einer Razzia gefangen genommen. Der Sultan gab sie dem Mohren oder verkaufte sie an ihn. Dies ist ein Beispiel von Handlungen, wie sie hier täglich vorkommen. Man hat mir auch versichert, die dreihundert Weiber des Sarki selbst ständen fast zu Jedermanns Verfügung, und diese Damen forderten nur zwei bis drei Gournüsse. Dies ist aber nicht Alles; denn diese Weiber, Frauen des Sultan, haben Intriguen mit seinen eigenen Sklaven, mit seinen Brüdern, und sogar mit seinen Söhnen. Was man auch von den Tuariks und ihrer Freibeuterei sagen mag, so empörende Unsittlichkeit wie diese kommt bei ihnen nicht vor.“

Auf der Weiterreise mußte Richardson Zeuge seyn, wie seine Escorte ohne weiteres unterwegs ein Dorf ausplünderte. Er gelangte inzwischen von Zinder aus nicht mehr an den großen Chat-See, sondern starb unterwegs in Ungurutua, an Erschöpfung durch die Hitze und Mühen der Reise. In seiner Todesstunde waren die preußischen Reisegefährten nicht bei ihm, sondern auf Seitenwegen mit der Untersuchung des Landes beschäftigt. Dr. Barth eilte sogleich nach Ungurutua, um wenigstens Richardsons Papiere zu retten. Barth und Overweg vollführten sodann, was Richardson nicht mehr konnte, untersuchten den großen See, kamen nach Kuka, der Hauptstadt von Burnu, ꝛc. Barth entwarf eine wichtige Karte von Centralafrika und beiden sollte sich Dr. Vogel von Europa aus als dritter Reisegefährte zugesellen. Das letzte Ergebniß dieser merkwürdigen Reise muß daher noch erwartet werden. Unterdeß haben die Zeitungen berichtet, Dr. Overweg sey zu Kuka gestorben, am Ende des Jahres 1852. Leider war das Klima des heißen Afrika bis jetzt noch der weit überwiegenden Mehrzahl englischer und deutscher Reisenden tödtlich und die Geschichte der geographischen Entdeckungen hat deßfalls eine Menge der achtbarsten Namen aufgezeichnet.

Der Gesammteindruck, welchen die Schilderungen Richardsons auf den Leser machen, ist ein trüber und man kann sich darüber nur erheben, wenn man erwägt, daß es doch unfehlbar in Gottes Rathschluß beschlossen und in der großen Mission der christlichen Kirche vorherbestimmt ist, auch diesen verwahrlosten, grauenhaft verwilderten Welttheil endlich einmal von seinem langen Elend zu heilen. Zwar sieht man jetzt noch nicht ab, wann und wie die schwere Arbeit beginnen, geschweige wenn sie sich vollenden wird; aber da die Welt noch lange stehen wird, so ist es ein tröstlicher Gedanke, daß endlich auch in jene umnachteten Regionen das Licht, und in jenen tieferkrankten Theil der Menschheit die Heilung bringen wird. Auf der Ostseite Afrikas scheint die nächste Gelegenheit für ein tieferes Eindringen europäischen Einflusses alsdann gewährt zu seyn, wenn einmal durch den Handelsgeist und die Macht der Engländer die Eisenbahn zwischen Alexandrien und Suez durchgesetzt und Aegypten unmittelbar von Europa aus beherrscht und civilisirt seyn wird. Ein Zeitpunkt, den uns vielleicht die weitere Entwicklung des begonnenen orientalischen Conflicts näher rückt, als man seither glauben konnte. Der morsche Westen der muhamedanischen Welt dürfte jetzt wohl endlich zusammenbrechen, um dem direkten Vorschreiten europäischer und christlicher Cultur Platz zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 5. 18. Januar 1854.

Kunstgeschichte.

1) Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte von Franz Kugler. Mit Illustrationen und andern artistischen Beilagen. Erster Theil. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1853.

Dieser erste starke Band von X und 835 Seiten in Großoctav und ziemlich engem, aber sehr elegantem Druck hat eine gute Anzahl der bisher zerstreut gebliebenen kleinen Schriften und Journalaufsätze, so wie manches aus Reiseskizzen und Tagebüchern Kuglers, was bisher noch nicht gedruckt war, aufgenommen. Ein reiches Material zur Geschichte der Kunst, wenn auch aus weit auseinanderliegenden Gebieten zusammengetragen, und beleuchtet mit einem Lichte der Erkenntniß, dessen Immerhellerwerden man wahrzunehmen glaubt, indem es von einer immer sich gleich bleibenden Wärme echter und inniger Liebe zur Kunst durchdrungen ist.

Die Hauptmassen, die sich uns hier darstellen, sind Kuglers Werke über antike Polychromie, das noch größere Werk über die Kunstgeschichte Pommerns und die Schrift über die Schloßkirche zu Quedlinburg. Daran reihen sich in kleineren Raumverhältnissen Studien auf deutschen Bibliotheken (vorzugsweise Miniaturen betreffend), Reisestudien in vorzüglicher Berücksichtigung alter Bauwerke, Vorstudien zur Architekturgeschichte, italienische Studien über Malerei, endlich viele Kritiken und Referate über kunstgeschichtliche Werke Anderer.

Ueber die Polychromie wurde bekanntlich unter den Gelehrten viel gestritten. Die Einen bleichten zu viel, die Andern färbten zu viel. Kugler stellt sich in eine gerechte Mitte. Seine Grundansicht über die gemalten Sculpturen der Alten ist in Folgendem ausgedrückt: „Suchen wir nun aus den Zeugnissen, welche die Schriftsteller des Alterthums und die erhaltenen Bildwerke uns über die Polychromie der Sculptur geben, ein System derselben in Bezug auf die Blüthezeit der griechischen Kunst zu entwickeln, so stellt sich dasselbe in überraschender Einfachheit dar. Es beruht im Wesentlichen darauf: daß die Gewandung von den nackten Theilen des Körpers auf eine bestimmte Weise gesondert werde. Das Nackte wird durch einen Stoff dargestellt, welcher die zartesten Verhältnisse und leisesten Spiele der Form aufs Vollkommenste zu erkennen gestattet: durch Elfenbein oder weißen Marmor, von denen das erste durch seine eigene Natur, das andere vermöge des enkaustischen Wachsüberzuges zugleich eine größere Weichheit besitzt, welche das Auge noch sanfter von der einen Form zu der andern hinüberleitet, und so das innere Leben, den Zusammenhang in den Formen, noch klarer wiedergibt. Die Gewandung dagegen, deren eigenthümliche Schönheit in dem anmuthigen Spiele besteht, wie sie in gemessenen Formen den Körper verhüllt und doch dessen freien Organismus wiederum vorherrschen läßt, wird als ein solcher, mehr zufälliger Schmuck schon durch den Stoff unterschieden; und hier tritt denn die Farbe, als ein Schmückendes, in ihr Recht, Gold vornehmlich, welches die gediegenste und machtvollste Farbe ist. Aber das Auge des Menschen, der Brennpunkt, in welchem Gedanken und Gefühle sich am Bedeutsamsten sammeln und aussprechen, ist auf keine Weise in der Form wiederzugeben; hier hat die Natur der Plastik ihre Grenzen gezogen. Und wo jene einzig und allein durch die Farbe wirkt, da mußte auch der Künstler ein ähnliches Mittel ergreifen; irgend ein dunkler, leuchtender Stein, irgend ein farbiges Material bezeichnet den Stern des Auges, die Richtung, die Kraft des Blickes. Dann ist auch das Haar durch seine eigenthümliche Beschaffenheit von dem Körper unterschieden; es ist von der Natur dem Menschen als ein Schmuck gegeben und wird als ein Schmuck gepflegt und getragen; daher auch hier die

Farbe, die entweder mehr die natürliche Färbung des Haares nachahmt, oder, und zwar am häufigsten angewandt, zu eben jenem reicher schmückenden Golde wird. Dann tritt noch eine Menge anderen Schmuckes hinzu, der bald, wie die bunten Säume der Kleider, die Hauptmassen einfaßt und die bedeutendsten Linien hervorhebt; bald, wie die Agraffen, Kopfzierden u. dgl., den Blick auf die vornehmsten Stellen hinlenkt; bald, wie die Gürtel, Armspangen u. a., die Haupttheile in zierlichem Spiele leicht unterbricht. Dahin gehören endlich die Attribute der Götter und Heroen, die Waffen der Krieger, die Geschirre der Pferde u. dgl. mehr, was Alles in der Kunst nur als der Ehrenschmuck dessen, der es trägt, gelten muß; wobei jedoch zugleich nicht außer Acht gelassen seyn mag, daß diese Zuthaten, wenn sie von Metall angesetzt wurden, eine größere technische Bequemlichkeit gewährten, und vieles Schöne und Edle auszuführen erlaubten, was im Stein nicht möglich gewesen wäre. Alles dies mag nun aufs Mannigfaltigste durchgebildet und modificirt worden seyn; immer indeß erscheint das Wesentliche der Sculpturwerke, und es erscheinen vor Allem die nackten Theile des menschlichen Körpers in jener einfachen Weise ausgeführt, welche dem vollkommensten Genusse der reinen Form kein Hinderniß in den Weg legt. Auch auf vielen Vasenbildern, sowohl des älteren als des entwickelten griechischen Styls, nimmt man ein dem obigen ähnliches System der Farbengebung wahr. Das Nackte zeigt sich hier durch eine weiße Farbe von der schwarzen oder rothen Gewandung unterschieden und der einzelne Schmuck ebenso durch Weiß angedeutet. Selbst die Theile der Gewandung, Waffen u. dergl. werden zuweilen durch verschiedene Farbentöne bezeichnet." Dies möge genügen, den Standpunkt des Verfassers zu bezeichnen. Seiner hier wieder abgedruckten Schrift sind polemische Nachträge beigefügt.

Die Kunstgeschichte Pommerns hat uns schon bei ihrem ersten Erscheinen sehr interessirt, weil bisher von dem Reichthum alter, namentlich kirchlicher Denkmäler in jenen Gegenden wenig bekannt war und Herr Kugler als geborner Pommer diese Gegenstände mit besonderer Liebe und der lobwürdigsten Genauigkeit beleuchtet hat.

Auch in den kleineren Aufsätzen, den Reiseskizzen und Kritiken begegnen wir hier überall sinnigen Auffassungen und mancher neuen Entdeckung. Der Verfasser theilt unter Anderem viel Interessantes mit über bisher unbeachtet gebliebene Miniaturen und in alten Kirchen verborgene ornamentale Bildwerke. Leider ist Deutschland zu arm, wenigstens in seinen Kräften zu zersplittert, als daß es bis jetzt möglich gewesen wäre, in großartigen übersichtlichen Werken aufzusammeln, was von alten Bildwerken sich erhalten hat. Alles bleibt deßfalls dem Eifer weniger Einzelner überlassen, bei denen die pecuniäre Kraft und der gute ausdauernde Wille der Verlagshandlungen selten weit reichen. Aus diesem Grunde ist noch unendlich viel Werthvolles in Bezug auf alte Kunst in Deutschland gar nicht edirt, d. h. beschrieben und abgebildet; Vieles geht fortwährend zu Grunde, weil man es nicht zu würdigen weiß, und Anderes wandert in fremde Länder, weil es die Engländer besser bezahlen.

Indessen ist doch in den letzten Jahrzehnten sehr viel für tiefere und umfangreichere Erkenntniß der aus dem Mittelalter hinterlassenen Kunstwerke geschehen. Wo die Geldmittel zur Restauration, sicheren Conservirung, oder doch Abbildung nicht zureichten, hat der Kennerblick außerordentlich viele bisher ganz vernachlässigte Werke erreicht und wenigstens ihr Daseyn schriftlich constatirt. Durch die Vergleichung solcher Werke ist das Urtheil immer mehr geschärft, das künstlerische Verständniß der Vorzeit immer mehr aufgeklärt worden. Wie viel weiß man jetzt, wofür man im vorigen Jahrhundert total blind war! Der große Winkelmann wanderte aus Deutschland aus, um in Italien der antiken Kunst zu leben, die er für die einzige hielt. Der ganze Reichthum deutscher, christlicher Kunst diesseits der Alpen existirte für ihn nicht.

Wir haben an Kugler ein besonders warmes Gefühl für das Naive, Zartgemüthliche, Volksthümliche und darum auch Kirchliche in der Kunst des deutschen Mittelalters zu rühmen. Er unterscheidet sich in dieser Weise als Kunsthistoriker jener Periode sehr von Gervinus, dem Literarhistoriker derselben Periode, denn er faßt mit Liebe jene Aeußerungen altkirchlicher Frömmigkeit auf, vor denen Gervinus seinen heidnischen Ekel niemals unterdrücken kann. Und doch verirrt auch bei Kugler das protestantische und modern-classische Bewußtseyn nur wie aus Vergessenheit in jene mystischen Regionen der altdeutschen, d. h. katholischen Kirche, wird zwar von fernen, geheimnißvollen, wunderbaren Glockentönen gerührt, geht ihnen aber doch nicht weiter nach, sondern kehrt befriedigt nach der Metropole der Intelligenz zurück. In Wahrheit aber ist die mittelalterliche Kunst nur demüthige Dienerin der Kirche gewesen und hatte all ihren Geist und alles, was an ihr lebt und die Gemüther heute noch bewegt, von der Kirche empfangen. Es ist daher nicht ganz consequent, die alte Kirche zu ignoriren und nur für ihre Kunst begeistert zu seyn. Auch das Verständniß dieser Kunst ist in letzter Instanz durch Verständniß des Kirchlichen darin

bedingt. Abgesehen von der kirchlichen Typik, die aufs innigste mit dem Dogma zusammenhängt, kann der ganze Geist und Ton des Mittelalters nicht begriffen werden ohne Eingehen auf die kirchliche Grundstimmung der Zeit. Derjenige Kunsthistoriker fehlt noch, der die Werke des Mittelalters vorzugsweise aus diesem Gesichtspunkt betrachtete. Dasselbe gilt auch von der Literargeschichte des Mittelalters. Der moderne Geist hat sich nur immer an die Nebendinge gehalten und die Hauptsache, die Gottesfurcht und Gottesminne, die kirchliche Innigkeit und Treue durchgängig ignorirt, wo nicht leichtfertig bespöttelt. So weit das Heidenthum in's Mittelalter hineinragt und so weit der anti-kirchliche Oppositionsgeist darin die neuere Zeit vorzubereiten anfängt, liegen die gründlichsten literarhistorischen Studien vor, die in Bezug auf das centrale und specifische, d. h. kirchliche Mittelalter fehlen. Wie sich antikes und germanisch-keltisches Heidenthum im Mittelalter spiegeln, wie sich ghibellinische Geister witzig und trotzig von der Kirche emancipiren, das ist uns alles klar dargelegt. Wie aber der kirchliche Bau des Mittelalters auf Schrift und Tradition gegründet, auf den Grundpfeilern der Kirchenväter fortwachsend in der Arbeit der Concilien, in der allmähligen Entwicklung des Cultus und der Hierarchie, der kirchlichen Jahresordnung, des socialen Organismus, der Orden und Fraternitäten, der Legende, Mystik und Scholastik, der kirchlichen Poesie und Kunst sich vollendet, davon wollen die modernen Geister nichts wissen. Die Geister des Mittelalters aber können nur aus ihrem Glauben richtig begriffen und beurtheilt werden, nicht aus dem modernen.

2) Atlas zum Handbuch der Kunstgeschichte von Dr. F. Kugler. Denkmäler der Kunst zur Uebersicht ihres Entwicklungsgangs von den ersten künstlerischen Versuchen bis zu dem Standpunkte der Gegenwart. Herausg. von E. Guhl und J. Caspar in Berlin. Dritter Band, Schluß. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1853. Querfolio.

Dieser schöne Atlas ist nun beendigt. Er leistet, was man von ihm erwarten konnte. Die Herausgeber haben mit vielem Geschick in einem verhältnißmäßig so engen Raume die Copien von allen wichtigsten Kunstwerken des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit zusammengedrängt, überall die charakteristischen Formen auswählend, die ganze Gattungen repräsentiren und in ihrer Reihenfolge eine vergleichende Uebersicht über das ganze Kunstgebiet gewähren. Baukunst, Plastik und Malerei sind darin in richtigem Verhältniß vertreten. Den Anhaltspunkt bot das Handbuch der Kunstgeschichte von Kugler. Der Kunstfreund findet unter den vorliegenden Abbildungen manchen seltenen und höchst interessanten Gegenstand, von dem er sich nicht leicht ein anderes Abbild verschaffen kann. Dem Lernenden aber kann nicht leicht eine bessere Gesammtanschauung der Kunstgeschichte gewährt werden, als hier der Fall ist.

Der vorliegende Band handelt von der neuern Kunst seit Michel Angelo und Raphael. Die italienische Kunst erscheint darin vorzugsweise vertreten, was wir jedoch nicht tadeln möchten, da die Landschaft und das Genre, sowie auch viele Historienmalereien außerhalb Italien in verkleinerten Copien sich nicht besonders gut würden ausgenommen haben. Doch hätte vielleicht wenigstens in ein paar Tafeln der Contrast zwischen den italienischen Idealen und der niederländisch gemeinen, ja häßlichen Natur charakteristischer, d. h. greller hervorgehoben werden können.

Der die ganze moderne Kunst durchziehende Gegensatz, der am schärfsten in der italienischen und niederländischen Schule ausgeprägt ist, findet seine natürliche Erklärung in den gegenseitigen Herausforderungen eines Spiritualismus, dem vom entschwindenden Geist nur noch die schöne Hülle bleibt, wie von der gen Himmel fahrenden Madonna der Schleier, und eines Naturalismus, der, jenen verachtend, in kecker Laune seine Trivialität auf den Altar der Kunst setzt. Die Kirchlichkeit des Mittelalters nimmt in der italienischen Kirchenmalerei einen auffallend koketten Abschied, und dies fühlend, läßt der niederländische Humor seine ganze Geringschätzung an ihr aus und gibt sich seiner Satyrnatur mit Uebermuth hin. Er überwältigt sogar den Rest von Heiligkeit in der Kirchenmalerei unter namentlich französischer Vermittlung. Die Verbindung der italienischen und französischen Kunst unter dem Hause Medici bezeichnet dieses Eingehen des Naturalismus und des heidnischen Gefühls in die Kirchenbildnerei vorzugsweise. Hier culminirt die ästhetische Lüge, das Heilige will magdalenenhaft mit den Verführungskünsten der üppigsten Sinnlichkeit reizen, und die Liederlichkeit versteckt, was gehässig und sittlich verwerflich an ihr erscheint, unter der Maske des Heiligen. Einer so lügenhaften Heiligkeit gegenüber mußte sich unvermeidlich das entgegengesetzte Extrem schamloser Naturwahrheit in den holländischen Viehstücken geltend machen. Aber auch in den Naturalismus mischte sich zu viel Bewußtseyn und Laune, und es fehlte auch ihm die echte Naivetät, wie der Kirchenmalerei.

Nicht der Gegensatz zwischen italienischer und niederländischer Kunst, sondern vielmehr die innerhalb dieses

Gegensatzes durch drei Jahrhunderte sich immer mehr entfaltende Macht der Subjectivität charakterisirt die moderne Kunstperiode. In beiden Richtungen nämlich, in der italienischen wie in der niederländischen, hört die Hingebung hier an die Kirche, dort an die Natur immer mehr auf, und die Künstler machen sich nach eigenem Belieben ihre Kirche und ihre Natur, ihren Himmel und ihre Erde. Es ist nicht Anbetung mehr, welche die Künstler erfülle von dem, was sie mit glühender Liebe malen, sondern ein verwegenes Spiel, das sie mit dem Object treiben. Mit dem Ehrwürdigsten suchen sie zu verführen und für das Gemeinste verlangen sie eine andächtige Bewunderung. Die h. Therese in süßschmachtender Ohnmacht vom Engel mit einem Pfeil bedroht, wirkt nicht anders wie Danae, auf die ein Eros zielt. Dagegen soll ein Besenstiel des Balthasar Denner oder eine behaarte Warze von Gerhard Dow Gegenstand von Wallfahrten und höchster Verehrung werden. Diese Verrückung der ursprünglichen Standpunkte ist es, was die moderne Kunst besonders auszeichnet und eben dadurch verräth sie die subjective Willkür als ihr innerstes Princip. Man hat keine Achtung mehr vor Gott, wenn man heilige Gegenstände mißbraucht, um an ihnen die Sinne zu kitzeln; aber man hat auch keine Achtung vor der Natur, wenn man das Schlechteste aus ihr zum Fetisch der Kunst macht, nur um die Virtuosität des Pinsels daran zu zeigen. Die Alten, hierin unbefangener, hatten auch ein viel reineres Verständniß der Natur.

Die Unentschiedenheit des Objects bei der unumschränkten Willkür der Subjecte ist das Wesentliche in der modernen Kunst. Das Object der mittelalterlichen Kunst war die Kirche in ihrem tiefen Ideenreichthum und heiligen Frieden gewesen. Dieses Object ging der modernen Zeit allmälig verloren. Das Typische wurde verlassen und nach allerlei subjectivem Belieben ersetzt. In dem Augenblick, in welchem die Ehrfurcht vor dem rein christlichen Typus verschwand, stellte sich auch das Gelüste nach den antiken Formen ein. Christus, dachten die Künstler, war bisher zu steif, wir müssen ihm mehr Leben geben, etwas von Apollo oder Achilles. Die Gottesmutter ist zu blöde gewesen, wir müssen sie freier malen, etwa wie eine Venus. Nun wurde auch die Reihenfolge der Apostel zu steif befunden; das gesammte heilige Personal bekam Befehl, sich in Bewegung zu setzen und es dauerte nicht lange, so hatte die Windsbraut in der italienischen Künstlerwelt schon so reißende Fortschritte gemacht, daß man kaum noch einen Kirchen-Plafonds sah, in dem sich nicht Engel und Selige überstürzt und Arme und Beine nach allen Seiten ausgestreckt hätten. Der heilige Frieden schien ganz aus den Bildern der Kirche gewichen, überall sah man nur noch wildbewegte Massen in der leidenschaftlichsten Geberdung, ein viel tolleres Durcheinander, als selbst die Griechen auf den Giebelfeldern ihrer Tempel je geduldet haben würden. An die Stelle des naiv Heiligen trat überall Anmaßung, ein pathetischer und prahlerischer oder koketter Ausdruck. Für den Himmel hatte man die Welt bekommen mit allen ihren Eitelkeiten. Auf der andern Seite wollte sie aber auch die rein weltliche Kunst, indem sie sich an die Natur wandte, dem stillen geheimnißvollen Gesetz derselben nicht lange unterworfen und die Subjectivität bot wie dort der Kirche, so hier der Natur Trotz. Die Reihe der Niederländer, deren Naturtreue die höchste Bewunderung erregte, wurde bald unterbrochen, weil auch die Natur dem Künstler einen zu unbequemen Zwang auflegte, von dem er sich durch feinen Geist lieber in vornehmer Weise emancipirte. Ueberall neigte die Kunst zum theatralischen Ausdruck jener subjectiven Stimmungen, in denen der Künstler nicht mehr einen äußern Gegenstand seiner Anbetung oder Liebe, sondern nur seine eigene Bedeutung anschaulich und geltend machen wollte. Daher auch in der Philosophie und Geschichte der Kunst immer mehr die Ansicht aufkam, die Kunstwelt sey eine Welt für sich, unabhängig von der Kirche wie von der Natur, einzig die Arena der Künstler, ein Gebiet freier ästhetischer Thätigkeit, dem menschlichen Genie zu Gebote gestellt, wie andererseits das Feld der Wissenschaft. Man beurtheilte die Kunstwerke nicht mehr nach den öffentlichen Zwecken der Kunst, nicht mehr nach den Gesetzen der Kirche, der sie dienen soll, auch nicht mehr nach der Natur, mit der sie auch dann noch zusammenhängt, wenn sie dieselbe idealisirt, auch nicht mehr nach den Volkscharakteren, sondern ausschließlich nach den großen Meistern, ihren Manieren und den um sie gruppirten Schulen. Aus eben demselben Grunde wurden die unbedeutendsten Lebensnotizen der Künstler in der Kunstgeschichte eben so wichtig, ja zuweilen noch wichtiger genommen, als ihre Werke selbst. Schon bei Vasari trat der Cultus des Genius in die erste Reihe.

Welchen Glanz nun auch die moderne Kunst um sich verbreitet hat, so steht sie doch insofern hinter der Kunst des Mittelalters und der antiken Kunst zurück, als sie die Heiligkeit des erstern und die Naturtiefe der letztern nie wieder erreicht hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 6. 21. Januar 1854.

Geschichte.

Geschichte der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena nach den Briefen und Tagebüchern des Generallieutenant Sir Hudson Lowe und bisher ungedruckten Urkunden. Nach d. Englischen des William Forsyth von J. Seybt. Zwei Bände. Leipzig, Amelang, 1853.

Wir erhalten hier die Kehrseite von dem, was bisher aus französischen Berichterstattungen bekannt war. Der Engländer leugnet einen großen Theil der Thatsachen, die ihm von Las Cases, Montholon, O'Meara u. s. w. aufgebürdet worden sind, geradezu und gibt vielen anderen, die in ein gehäßiges Licht gestellt waren, eine ganz andere Auslegung; andererseits weist er nach, daß die französischen Berichterstatter vielfach gelogen, und zwar absichtlich und systematisch gelogen haben. Die Beweise sind schlagend und wir können nicht anders, wir müssen dem Engländer in den betreffenden Punkten Recht geben. Aber damit ist weder Sir Hudson Lowe noch das englische Ministerium in der Hauptsache entschuldigt. Die ministerielle Instruction, nach welcher Sir Hudson Lowe den Gefangenen behandeln sollte, war durch und durch kleinlich und unwürdig, und die Art, wie Sir Hudson Lowe sie in Praxi anwandte, verräth nur zu oft dessen persönliche Gereiztheit und tiefe Erbitterung. Wenn nun auch Napoleons Satelliten die Sache bis ins Lächerliche übertrieben haben, so ist sie damit noch nicht entschuldigt.

Es war in hohem Grade vom englischen Ministerium kleinlich und unwürdig, den größten Mann des Jahrhunderts nur als Generallieutenant zu behandeln und dem Gouverneur Sir Hudson Lowe im Range gleich zu stellen. Man hätte ihn Kaiser oder schlechtweg Bonaparte nennen, ihn seinem Range gemäß oder als einen gefährlichen Verbrecher behandeln müssen. Eben so kleinlich erscheint die Aufsicht, die man über ihn führte. Man mußte ihn frei auf der Insel verkehren lassen, wie auf Elba, oder wenn man seine Flucht besorgte, mußte man ihn einsperren in ein Castell, wie den Abdel Kader. Den Schein behalten, als ob er sich frei bewegen könne und doch ihn mit Wachen umstellen, Niemand ohne Paß zu ihm zu lassen, seine Besucher verhören rc., das war kleinlich, ja erbärmlich. Das sind nun alles Thatsachen, die durch die vorliegende Relation nicht umgestoßen, sondern nur bestätigt werden. Sie fallen weniger dem Gouverneur, als dem Ministerium zur Last, aber sie sind das Hauptsächliche, worüber sich Napoleon und seine Mitgefangenen mit allem Rechte beschwert haben.

Daneben mag es allerdings richtig seyn, wie es denn durch die hier mitgetheilten Briefe der französischen Herren auf St. Helena bewiesen wird, daß es dieselben auf Uebertreibungen und Entstellungen der Wahrheit förmlich abgesehen hatten, um größeres Interesse für ihren gefangenen Herrn zu erregen und die Engländer in gehäßigerem Lichte darzustellen. Es mag vollkommen erlogen gewesen seyn, daß man in Longwooth irgend einmal Hunger oder Durst gelitten, daß es am Nöthigsten gefehlt hätte rc. Wahr aber bleibt immerhin, daß die ganze Behandlungsweise des sogenannten General Bonaparte und namentlich die polizeiliche Ueberwachung seiner Wohnung einer so berühmten und hochgestellten Persönlichkeit unwürdig war, und daß Napoleon Recht hatte, wenn er verlangte, man solle ihn entweder von diesen Schergen, Spionen, Visitatoren u. s. w. befreien, oder ihn in Ketten und Banden legen, oder ihm den Tod geben; das letztere sey jedenfalls besser, als das ewige hündische Beriechen und Schnüffeln an seiner Thüre.

Uebrigens hätte man allerdings auch von Napoleon selbst ein würdevolleres und ruhigeres Betragen erwarten sollen, einen mehr passiven, als activen Widerstand. Man vermag es nicht zu loben, wenn man ihn in diese Hausintriguen verwickelt und mit Interesse daran Theil nehmen sieht. Allein Napoleon war nicht nur ein großer Kaiser, er war auch ein Korse, im Feld ein Löwe, im Haus eine Katze. Unthätig zu seyn, war gegen seine Natur. Ein geborner Krieger mußte er, da ihm Niemand anders mehr gegenüber stand, auch noch mit Sir Hudson Lowe Krieg führen, und so wenig dieser Gegner seiner würdig war, so führte er doch den Krieg eben so systematisch mit den ihm damals entsprechenden Mitteln, wie er früher jeden größeren Krieg mit größeren Mitteln geführt hatte. Es scheint uns, das Bedürfniß der Thätigkeit und des Kampfes habe bei Napoleon mehr vermocht, als das Interesse, Mitleid in Europa und Ingrimm gegen Lord Castlereagh zu erregen. Auch ist ein gewisser Humor dabei. Die Kinder der Revolution mußten wohl, eingesperrt und bewacht von der wieder auferstandenen Pedanterei des ancien Regime, sich verlockt fühlen, an den Zopfgespenstern ihren Muthwillen auszulassen, wie im Märchen der kleine Däumling am großen Oger. Es war ein Recht der Poesie, was sie ausübten gegen die Partei der gräßlichsten und unerträglichsten Prosa, und selbst das Lügen gehörte hier zum Märchencharakter und durfte nicht einmal fehlen. Gegen die Urphilister war den Poetischen alles erlaubt. Wenn Castlereagh den großen Napoleon in den Hungerthurm gesperrt hätte wie den Ugolino, oder wenn er ihn ins Weltmeer hätte werfen oder von vier Rossen zerreißen lassen, so wäre er eine schreckliche Gestalt in der Weltgeschichte geworden und den Franzosen wäre das Lachen vergangen. Aber die Polizeimaßregeln, die er traf, machen ihn für alle Ewigkeit zu einem Pedanten und rechtfertigen das Hohngelächter der Franzosen.

Wenn nun auch das vorliegende Buch beweist, daß die Freunde Napoleons Lügen verbreitet haben, so gehört dieses neue Aktenstück doch wie die andern nur zu den großen Akten englischer Pedanterie, und Napoleon behält Recht nach wie vor.

Biographie.

Erinnerungen an Emil August von Schaden. Herausgegeben von Heinrich W. T. Thiersch. Mit v. Schadens Bildniß. Frankfurt a. M. und Erlangen, Verlag von Heyder und Zimmer, 1853.

Erinnerungen an einen Frühverstorbenen, einen edeln jungen Mann, der im Beginn seines akademischen Wirkens als Privatdocent starb, bei seinen Freunden und Zuhörern aber ein unvertilgbares Andenken hinterlassen hat, wie es nur Solchen geschieht, die sich gleich sehr durch Geist wie durch Sittlichkeit auszeichnen.

Von Schaden kam aus einer guten Schule. „Nach der Verödung, welche der Rationalismus angerichtet hatte, begann in Erlangen hauptsächlich durch Krafft eine bessere Zeit für die Theologie. Fast alle Männer, welche in den zwanziger Jahren studirt haben und jetzt als Vertreter der evangelischen Rechtgläubigkeit in Bayern eine einflußreiche Stellung behaupten, verdanken ihm die erste Hinleitung zum Glauben der Vorfahren. Kraffts Vorträge machten deßhalb einen so heilsamen Eindruck, weil bei ihm der Glaube auf der sittlichen Grundlage der strengsten Gewissenhaftigkeit, Selbstbeherrschung und Pflichterfüllung beruhte. Reich an Kenntnissen und an Scharfsinn, suchte Krafft nicht durch Genialität zu wirken, sondern mit einer apostolischen Schlichtheit und Selbstbeschränkung. Nie hat ihn Jemand den Ernst und die Würde eines Dieners Christi verläugnen sehen. Lange Jahre stand Krafft fast ganz allein. Erst in den dreißiger Jahren nahm die gesammte theologische Facultät den Charakter entschiedener Rechtgläubigkeit an, wodurch sie geraume Zeit allen andern protestantischen Facultäten Deutschlands voranleuchtete. Olshausen, ein Schüler Neanders (seit 1834 in Erlangen), fand mit seinem innigen Gemüth, seinem offenen Sinn für höhere, mystische Wahrheit und seinem hohen Eifer für Heiligung tiefen Eingang in die Herzen seiner Schüler. Nach seinem Tode (1839) befestigte sich immer mehr die streng lutherische Richtung, deren Vertreter Harleß war, einst selbst ein Schüler von Krafft. Es war eine schöne Zeit unter den Studirenden kurz vor und nach dem Jahre 1840." Unter solchen Umgebungen reifte der Geist des jungen Schaden und wurde dahin geführt, sich vorzugsweise mit der Religion zu beschäftigen. Der Herausgeber schreibt ihm eine angeborne theosophische Gabe zu.

Prüfen wir inzwischen das Verhältniß Schadens zu den bestehenden Confessionen, so zeigt sich uns, daß auch er sich noch nicht loszumachen verstanden hatte von der

alten Sünde unserer Universitätsgenies, die unbekümmert um das Alte frischweg aus eigenem jungen Meinen sich ihren eigenen Glauben und ihre eigene Kirche machen. Von dieser heillosen Geschwindgerberei der Theologie sollten sich wenigstens die frommen und reinen Herzens sind, möglichst fern halten. Alle solche Neugeburten verkommen wieder. Sie vermehren nur den Zank und die Confusion und dienen den gottlosen Fälschern des Bibelwortes und den Abtrünnigen zum Vorwand.

Folgendes wird uns in der Einleitung über Schadens Stellung berichtet: „Schaden selbst hielt die lutherische Confession nicht für vollkommen, aber für die vollkommenste unter den vorhandenen. Er bewahrte sich dabei den offensten Sinn für alles Christliche in den andern Parteien, er verschloß sich nicht gegen das Große und Wahre im Katholicismus, er hat Manchem zur Befreiung von der Enge des Geistes und des Herzens verholfen. Er hatte, wie alle theosophischen Charaktere, eine starke Abneigung gegen alles, wovon er eine Hemmung des innern Lebens und des Ringens nach Erkenntniß göttlicher Dinge fürchtete. Bei einer Abendmahlsfeier zu Pfingsten 1841 bekam er eine tiefe, schmerzliche Empfindung von der sich geltend machenden Einseitigkeit. Er verlangte seinem Herzen Luft zu machen, und schrieb seine Schrift über die Kirche. Am Sonntag begann er damit. In dem Altensteinischen Garten, wo seine Freunde manche unvergeßliche Stunde mit ihm erlebt haben, arbeitete er Tag für Tag mit einer ununterbrochenen außerordentlichen Erhebung des Gemüths an dem Manuscripte. Am Freitag schon hatte er es vollendet. Ihm schwebte die Gefahr der protestantischen Kirche vor, fort und fort „zwischen dem Wermuthbecher einer harten und zähen Orthodoxie und dem lauen Wasser der Neologie zu schwanken.‘ Hiegegen wollte er ein Heilmittel bieten. In einer Zurückführung aller Dogmen auf das eine von Christo dem Gottmenschen und einer großen Einfachheit der kirchlichen Anordnungen sollte es bestehen. Die priesterliche Würde aller Christen, die Ebenbürtigkeit aller Gläubigen stellte er den Neigungen zur Wiederherstellung einer protestantischen Hierarchie entgegen, und wollte in allen bestehenden kirchlichen Ordnungen nur einen um der Schwäche der menschlichen Natur willen nothwendigen Behelf sehen. — Schaden sträubte sich gegen die Errichtung einer Autorität in der protestantischen Kirche. Wer kann ihm dieß verargen, da ja, wie die Vertreter dieser Autorität selbst aussagen, der Organismus, in dem sie sich verwirklichen soll, mit seinen Superintendenten und Consistorien, mit den symbolischen Büchern und theologischen Fakultäten, endlich mit der obersten Kirchengewalt in den Händen eines weltlichen Fürsten nur menschlichen Ursprungs ist.“

Wir wollen uns nicht darüber verbreiten, wie unhistorisch und unpraktisch diese ganze Auffassung ist, und wie wenig es für einen so frommen Jüngling, als Schaden war, passend erscheint, ein allgemeines Priesterthum zu verkünden und dem Demos die Fähigkeit zu einem solchen zuzutrauen. Wir wollen aber auch dem jungen Neuerer keinen besondern Vorwurf aus seinen kühnen Phantasien machen. Wir können es leider nur ganz in der Ordnung finden, daß ein junger Mann sich hinreißen läßt, bei der allgemeinen Kirchenmacherei sein Meisterstück auch zu machen, wie Andere. Wir wollen nicht gegen ihn, sondern nur gegen diese ganze verkehrte Richtung der Zeit reden, die bei notorischer Unfruchtbarkeit doch immer gebären will, und deren geistige Helden, indem sie selbst sich keiner Autorität fügen wollen, doch immer so naiv bleiben, zu meinen, Andere würden die ihrige anerkennen. Auch die wohlmeinendste Frömmigkeit wirkt schädlich durch die Sektirerei, durch die krankhafte Superfötation der Kirche mit Neben- und Afterkirchlein. Am Ende läßt sich ausrechnen, wie vielerlei Meinungen überhaupt möglich sind und in wie viele Sekten demnach das arme Christenthum noch auseinanderzufallen hat. Das aber ist der Grundirrthum, daß sich die Meinung anmaßt, Kirche seyn zu wollen. Wir sehen in Nordamerika das abschreckende Beispiel einer Auflösung der beiden alten lutherischen und reformirten Kirchen in Hunderte von Sekten. In dieser Zersplitterung macht sich eine Gewalt der Subjectivität geltend, die der göttliche Stifter der christlichen Religion nicht wollte. Wenn nun der nordamerikanische Boden eine solche gemüthliche Anarchie vertragen, wenigstens jetzt noch vertragen kann, so doch nicht der alteuropäische, auf welchem das historische Gewicht der großen kirchlichen Massen stets überwiegen und früher oder später die Sekten erdrücken muß. Die reinste Ueberzeugung und der edelste Wille, den wir Sektenstiftern oder solchen, die zu neuen Kirchenbildungen auffordern, nicht absprechen wollen, sind doch meist mit Einseitigkeiten der Persönlichkeit und zufälliger Bildung gepaart und reichen nicht aus, um die Wagniß einer Kirchenerneuerung, die nur Kirchenzerstörung wird, zu rechtfertigen.

Aus Schadens Nachlasse werden hier eine Menge Reisebriefe mitgetheilt, in denen wir gute Charakterschilderungen der Städte London, Paris und namentlich auch Rom finden. Dabei erörtert er auch mit großer Vorliebe die italienische Kunst. Zwar verfolgen ihn auch hier die von deutschen Universitäten mitgenommenen Vorurtheile, aber unwillkürlich drängt sich ihm die

Wahrheit auf und er drückt sie hin und wieder sehr glücklich aus. Wir müssen bei ihm hindurchwaten durch eine Menge jener seichten Behauptungen, die unser gutes Publikum immer noch für geistreich und tiefsinnig hält, z. B. die Deutschen sind nicht zur politischen Einheit, sondern nur zur geistigen Suprematie berufen, — die Italiener sind für die Farben und Malerei, die Deutschen für die Töne und Musik geschaffen, — Sophokles, Shakespeare, Göthe sind die heilige Trias der Poesie rc. rc. Inzwischen erfreut uns oft ein klares, scharfes, gerechtes Urtheil, z. B. über Correggio: „Correggio bietet Alles auf, seine großen Vorgänger zu übertreffen. Voll kecker Kühnheit sucht er in Stellungen und Bewegungen bald über alle Schranken der Malerei hinauszuschreiten, bald strebt er die tiefste Darstellung der glühendsten Wirklichkeit und Sinnlichkeit, wie in sich selbst ersterbend, mit großartigem Pathos auszudrücken. Alles schwebt in einem seligen und farbenreichen Helldunkel und über alle Formen liegt der sanfteste Duft eines eben durchbrechenden Seelenausdrucks. Die höchste Virtuosität ringt darnach, wenn es möglich wäre, selbst einen Leonardo, einen Michel Angelo, einen Raphael zu übertreffen. Auch gelingt es dem Meister, wenigstens den Schein hievon zu erzeugen. Aber überall tritt dem tieferen Auge das Gezwungene eines solchen Unternehmens entgegen. Man fühlt bereits die Ermattung, die auf ein solches überkühnes Ringen folgen muß. Auch läßt diese nicht auf sich warten. In Correggios Schule bricht dieselbe unaufhaltsam durch, und selbst der beste Schüler des Meisters, Francesco Mazzuoli, il Parmiglanino genannt, unterliegt einer nachahmenden Manier, die sich fast bis zur Karrikatur und Verzerrung steigert. Kurz nach dem letzten gewaltigen Versuch Correggios stürzt die italienische Malerei unaufhaltsam in sich zusammen. Nur in Venedig fristet sie ihr Leben noch einige Jahrzehnte länger, bis sie auch dort, wie es scheint, ihrem Schicksal erliegt. Ueber ein halbes Jahrhundert sahen die erhabenen Werke der großen Meister mit stummer Klage auf die Söhne ihres Volkes herab, von denen die Kraft der Väter gewichen zu seyn schien. Gegen die Mitte dieser traurigen Epoche war es, daß der letzte Zeuge der großen Zeit, der greise Michel Angelo, aus dem Leben schied. Stolz und bitter war er in den Tagen seines Alters, wie in denen seiner Jugend. Man hörte in den letzten Jahren seines Lebens nichts als tief einschneidende Sarkasmen aus seinem Munde über die Feigheit und Verkommenheit des jüngeren Geschlechts."

Es muß auffallen, daß Schaden an Correggio allein tadelt, was er in noch weit höherem Maaße dem von ihm so hochgefeierten Michel Angelo hätte vorwerfen können. Denn vor allen andern war es Michel Angelo, der das christliche Gefühl aufgab und das heidnische dafür in die kirchliche Kunst einführte. Und Raphael blieb allein deßwegen größer und gefeierter als alle anderen, weil ihm noch aus der Schule des Perugino ungleich mehr altkirchliche Heiligkeit geblieben war, als jenen.

Schließlich einige Gedichte von Schaden. Eines der letzten, im Schmerz der Krankheit geschrieben, lautet:

Letzte Hoffnung.

Wenn einst das Letzte ist gethan,
Dann fangen wir zu ruhen an,
Und dann wird auch die schlimmste Pein
Für immerdar vergessen sein.

O Wohlthat, die die Erde beut,
Auf ein gebleicht Gebein zerstreut,
O welche Wollust, wenn der Krieg
Sich endet mit des Todes Sieg.

Wie gerne gönne ich die Welt
Dem, welchem sie nach mir gefällt,
Bereuen wird auch er die Lust,
Die er gesucht an ihrer Brust.

Ihm bleibt, das ich geträumt, das Glück
Als holde Täuschung erst zurück,
Bald macht auch ihn der Ekel satt,
Wie er mein Herz gebrochen hat.

Und was der letzte Enkel fühlt,
Auch das wird endlich abgekühlt,
Vielleicht daß dann das Gut erscheint,
Das wir als wie im Traum gemeint.

Vielleicht, daß dann das Wahre kommt,
Was ganz allein dem Geiste frommt,
Vielleicht auch nicht! Wie es auch sei,
Ein Trost bleibt doch, es ist vorbei.

Wir gestehen, daß wir von einem Manne, der die Menschheit für stark genug hielt, um Jedem ein Priesterthum zuzutrauen, mehr Kraft im Angesicht des Todes und weniger Ekel vor der Menschheit erwartet hätten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, | № 7. | 25. Januar 1854.

Politische Literatur.

Joseph von Görres' gesammelte Schriften. Herausgegeben von Marie Görres. Politische Schriften. Erster Band. München, in Commission der lit. artist. Anstalt, 1854.

In der hier mitgetheilten Reihenfolge politischer Schriften (Flugschriften und Zeitungsartikel) treten die Grundgedanken klar hervor, die uns den Mann und seinen tiefen Einfluß auf die Zeit charakterisiren.

Der erste dieser Grundgedanken war: Rettung Deutschlands und des deutschen Nationalbewußtseyns von der französischen Ueberwältigung. Schon im Jahr 1800 machte Görres denselben geltend in der kleinen Schrift „Resultate meiner Sendung nach Paris“. Er war nämlich in Angelegenheiten des aufgelösten Erzbisthum Trier nach Paris gesendet worden, hatte aber bei Bonaparte, der sich damals schon zum ersten Consul aufgeschwungen, eine Tendenz wahrgenommen, die ihm die größte Besorgniß für Deutschland einflößte. Er suchte nun wenigstens die Deutschen daran zu mahnen, was sie verlören, wenn sie das linke Rheinufer an Frankreich abtreten müßten. Damals schon, lange vor Arndts berühmter Flugschrift, sprach er aus, die Sprache mache die Grenze der Nationen. „Von den Ufern des mittelländischen Meeres hin bis an jene des Canals, von den Pyrenäen bis zu den Alpen weht ein Nationalgeist, der, so sehr er sich in den verschiedenen Abtheilungen dieses großen Reiches umändern mag, doch sich in allen diesen Differenzen immer unendlich ähnlicher bleibt, als er dem Geiste zuspricht, der jenseits der Alpen und der Pyrenäen herrscht. Eben so in Deutschland, der Bewohner des nordöstlichsten Theiles von Preußen hat mit dem des südwestlichsten, dem Schweizer z. B., unendlich mehr Berührungspunkte, als dieser mit dem Franzosen, und doch trennen jene ungeheure Landstriche, Gebirge und Flüsse, während die beiden letzten nur durch eine schmale Grenzscheide geschieden sind. Sprache ist das große Band, das Individuen aneinanderbindet.“ Im Verfolge dieser Erörterungen zog er eine meisterhafte Parallele zwischen dem französischen und deutschen Nationalcharakter. „Eine tiefe Kluft sieht der Beobachter zwischen dem französischen und dem deutschen Nationalcharakter befestigt. Ausgerüstet von der Natur mit einem beträchtlichen Antheile jenes flüchtigen, flatternden Feuers, das uns in seinem ungebundenen Zustande in den Meteoren entgegen glänzen mag; beweglich, schwebend und luftig aus leichten Gazearten zusammengewebt, mit immer wechselnden, mannichfaltig ineinandergezogenen Umrissen wie duftige Wolkengebilde, bedeckt diese sonderbare menschliche Organisation den Raum zwischen den Pyrenäen und Alpen. Höchste elastische Flüssigkeit, die alle Eindrücke leicht annimmt und nach allen Seiten fortpflanzt, aber keinen bewahrt; höchste Beweglichkeit, die leichte Störungen schon aus ihrem Gleichgewichte verrücken und in stürmischen Wellen aufregen; höchste Entzündlichkeit, die schon bloß durch ihr eigenes inneres Reiben entbrennt, und schnell ganze Massen überflammt, aber dabei mehr Licht als Wärme entwickelt und schnell wieder erlischt, daß sind die charakteristischen Züge, die aus dieser Bildung sprechen. Geschaffen für leichten Lebensgenuß, sind diese Menschen ausgerüstet mit allem, was sie leicht über die Dornen des Lebens hinüberschlüpfen machen kann. — Nur zwei Dimensionen sind in ihrem Charakter, Länge und Breite, Tiefe kennen sie nicht; leicht schweben die Gegenstände über die Fläche dahin, aber ihre Eindrücke sind nicht körperlich, nur eilende Bilder, aber von der Natur, wie das Gemälde vom Künstler, durch Licht und Schatten gehoben und mit dem Zauber des Colorits ausgestattet. Heiterkeit ist ihre unzertrennliche Lebensgefährtin, die

Stürme des Lebens vermögen nur die Oberfläche zu regen, sie dringen nie in das Innere der Seele, nicht weil jene Oberfläche, eine träge, gefrorne See, keinen Eindruck annimmt und fortpflanzt, sondern weil die Tiefe in die Oberfläche auseinandergeflossen ist. Ihr Genie ist der Witz, der durch einen Blitz, aber nur für den Augenblick des Schlags, die ferne Wolke an die Eiche bindet, und dabei von jenem die Larve trägt; ihre Kunst ist das Gefällige der Form, die Putzmacherin des hohen Schönen, das nur im eigenen, reinen Sinne wohnt, wo dieser fehlt, verschwindet, und nur seine Hülle zurückläßt; ihr Wissen, das Angenehme, das Praktisch-faßliche, in Resultaten dargestellt, nicht systematisch zum Ganzen geordnet, nur regellos zum Blumenstrauß im Gedächtniß aufgebunden. Allen Unternehmungen feind, wo ausdauernde Beharrsamkeit, die bloß in sich und durch sich ihr Ziel erstrebt, sie einem fernen Zwecke entgegenführen soll, sind sie unübertreffbar da, wo schneller Ungestüm, der die Kräfte in einem Schlage concentrirt, und kämpfend sich Bahn machen muß, durch tausend Hindernisse sie im Fluge nach ihrem Gegenstande schleudert. Anstand ist ihre Tugend, Geselligkeit ihr Sinn, schneller Wechsel ihr Genuß. Das Bleibende ist ihnen verhaßt, das Alltägliche drückt sie wund. Daher der Enthusiasm im Beginnen der Revolution; neue Welten, neue Bilder, neue Eindrücke, neue Genüsse thaten sich dem staunenden Blicke auf, und mit Wollust warfen sie sich in das Meer der reizenden Erscheinungen, das sie umgaukelte ꝛc." Nun folgt eine eben so wahre Darstellung des deutschen Volkscharakters, das Ergebniß aber ist: „So bedeutend ist die Differenz in dem inneren Wesen beider Nationen; eine natürliche Grenze ist zwischen beide gezogen, die nur einer gemeinschaftlichen Uebereinkunft, einer physischen Vermischung, die jene störenden Divergenzen paralysirt, weichen kann. Allein das wird nicht das Werk weniger Generationen seyn, und Europa's politische Verfassung wird gewiß manche totale Umstürzung erfahren haben, bis eine solche Amalgamation möglicherweise vollendet seyn kann. Alle zwischenliegenden Generationen werden drückend die Folgen der unnatürlichen Verbindung empfinden."

In diesem patriotischen Sinne schloß sich Görres der bekannten romantischen Schule in Heidelberg an, die im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts die alten Heldensagen im Volk, die Volksbücher nnd Volkslieder wieder zu Ehren, das Studium der altdeutschen Sprache in Gang brachte und der Nation in ihrer tiefsten Schmach unter dem Drucke Napoleons die Zauberbilder der alten nationalen Treue, Tugend, Macht und Größe vorhielt. Im Jahr 1810 schrieb Görres auch wieder politische Aufsätze in dieser Richtung, wovon der eine im vaterländischen Museum von Perthes abgedruckt, hier wieder mitgetheilt wird. Darin bewies Görres, die Hauptschuld liege an der langen Selbstvergessenheit der Deutschen, an der Vorliebe für den französischen Geist und Geschmack, welche der materiellen Herrschaft der Franzosen in Deutschland die Wege geebnet hatte. „Darum ist es unter allen Verblendungen die unseligste, wenn ein Volk seine Eigenthümlichkeit verläßt, wenn es, mißkennend seine innerste Natnr, in fremde Kreise hinübertaumelt, und, entsagend individueller Sinnesart, zu erstreben sucht, was nicht seines Berufes ist, und gering dagegen achtet, wozu ihm die Kraft verliehen wurde." Er verlangt nnn, daß die öffentliche Meinung in Deutschland, die Tendenz der gebildeten Geister wenigstens zum Nationalen zurückkehren und die abgöttische Verehrung des Französischen verlassen solle.

Damals trat auch der zweite Grundgedanke, dem Görres alle Kraft seines Geistes gewidmet hat, hervor, nämlich neben dem patriotischen der kirchliche. In einem für das Museum von Perthes bestimmten, aber dort (weil die Polizei diese Zeitschrift nicht mehr duldete) nicht abgedruckten Aufsatze „Fall der Religion und ihre Wiedergeburt" sprach er zum erstenmal aus, daß die nationale Wiedergeburt durch die kirchliche bedingt sey. Die Entnationalisirung hatte gleichen Schritt gehalten mit der Entkirchlichung, eine solidarische Verbindlichkeit fand hier statt auf der positiven, wie auf der negativen Seite. „Wie die Nation in trübseliger Geistesabwesenheit vergessen Alles was ihr eigenstes Eigenthum gewesen; wie sie verloren alle Spur der Erinnerung aller Herrlichkeit; wie das alte Leben in seiner innerlichen Milde und seiner gediegenen Sinnigkeit ihr so ganz unverständlich geworden, gleich einem verwitterten Naturräthsel, das irgend in einer tiefen Steinschichte verwachsen sich gefunden; wie sie gewandelt unter den Trümmern, den verwahrlosten Ueberresten der Thätigkeit besserer Geschlechter, in den Hallen jener Dome, wo so laut der Geist aus dem sprossenden Gesteine spricht, und lebender Zeuge der früheren Zeit den Nachkommen aus der Chronik der Väter erzählen möchte, wie diese aber blöd und fremd nicht mehr verstanden die Töne, die durch die Bogenlauben zogen, und nur mit fadem Spotte die ernsten Geister störten und betrübten; wie alle anderen Denkmale alten Besitzes und alter Kunst auf gleich schnöde Weise ihnen zu nichte geworden: der Malerei tiefer, gründlicher, bedeutungsvoller Sinn; die Töne alten Gesanges, von der kirchlichen Feier bis zur Weise des Volksliedes herab; wie sie den

ganzen Schatz der eigenthümlichen vaterländischen Poesie vergeudet, und was kein altes Volk gethan, das nationelle Epos ganz und gar vergessen; wie die Nation den früheren scharf gezeichneten Charakter um Grimasse eingetauscht, und darüber alle Physiognomie verloren: da mußte mit dem Sinn für alles Bessere auch der religiöse Sinn vergehen, in diesem Flugsande konnte die Religion nicht Wurzel schlagen, sie ruhte bei den Todten, weil die Lebenden sich ohne sie behelfen mochten. Es ist gewiß, aus einer so großen Geistesabwesenheit konnte nur ein Donnerschlag die Geister aufschrecken; wie ein Ungestüm vom Himmel mußte unter diese Dunstgestalten fahren, irgend ein großes Unglück über sie kommen und sie aus der dumpfen Betäubung reißen, damit sie zur Menschlichkeit erwachten. Es hat am Schwerte nicht gefehlt, die Wunden, die es geschlagen, bluten weit umher. Große Noth hat das Geschlecht heimgesucht, und gerade an der wundesten, empfindlichsten Stelle sich ihm aufgelegt. Aber hat die furchtbare Lehre auch gefruchtet? Sind die Getoffenen zu sich selbst gekommen? Haben sie gefunden, wie's damit gemeint, und haben sie die unsichtbare Macht, die sie im Segen nicht erkannt, jetzt im Schrecken und in der Noth gefunden?"

Wunderschön und von tief ergreifender Wahrheit ist, was Görres damals schon über die Möglichkeit einer Wiedergeburt des religiösen Lebens sagte: „Wenn jetzt der Frühling wie ein Meer des Lebens über der Erde steht, und dieß Meer in der großen Jahresfluth steigend sich bewegt, wenn die Erdgeister darin kunstreich und geschäftig immerdar bildend die Materie in ein wunderbar Gerank verweben, in dem der Himmelsgeist sich verfängt, dann liegt der vergangene Frühling mit all seinen Laub- und Blüthenkränzen, mit seinem Leben und all seinem bunten Lichtgefunkel, eine Leiche tief unten im Grabesdunkel, und emsig sind die Erdkräfte um ihn her geschäftig, daß sie bis ins Innerste die Lebensbande lösen, und die entbundenen Elemente dann hinaufreichen zum neuen Werke, dem sie damit zugleich schon wieder seine Stätte und sein ruhig Grab bereiten. Wie sollte es anders seyn mit der Menschen Wirken und ihrem Thun und Treiben? Alt ist auch ihnen die Elementenwelt und geschlossen auf immerdar, aber ewig jung die Kraft; wo möchte sie den Stoff zum neuen Werk, als in der Verwesung des alten suchen? Diese Betrachtung, die auf ein tief in der Natur begründet Gesetz sich stützt, müssen wir nicht aus dem Sinne lassen, damit wir nicht irre werden an dem Geiste der Zerstörung, der um uns her so arbeitsam seine Scheidekünste treibt."

Diesen Gedanken verlor Görres nicht mehr aus den Augen. Als er daher in den Jahren 1814 und 1815 den berühmten Rheinischen Merkur schrieb, der die Geister in Deutschland und sonderlich im ehemaligen Rheinbund und auf dem linken Rheinufer in patriotischer Gluth entzündete, den daher Napoleon die fünfte Großmacht der Coalition nannte, vergaß er über dem nächsten Nationalinteresse des Kampfes doch nicht die Wiedergeburt der Kirche, ohne welche er die der Nation nur für eine verkümmerte erachtete. Der Rheinische Merkur enthielt daher öfters vortreffliche Aufsätze über die Kirche, worin er ermahnte, über dem Sand- und Flickbau der Staaten den segensreichen Ausbau auf den zuverläßigen Grundstein der Kirche nicht zu vergessen.

Die Artikel des Rheinischen Merkur nehmen die größere Hälfte des vorliegenden Bandes ein. Ihre Sprache ist glühender Metallguß. Nie hatte Deutschland einen feurigeren Redner. Hier stehe nur Einiges aus „Napoleons Proklamation an die Völker Europas vor seinem Abzuge auf die Insel Elba*)": — „Ich Napoleon Bonaparte, einst Kaiser der Franzosen, jetzt in das Privatleben zurückgekehrt, will der Welt ein Zeugniß zurücklassen über meine Gesinnungen, und die Weise wie ich gehandelt habe. Die zu meinen Füßen im Staube sich gewunden, lassen mich jetzt freche Reden hören. Nicht gegen sie will ich zu einer Vertheidigung mich herablassen, noch ihre Schlechtigkeit ehren durch meinen Zorn. Wie ich über ihre Häupter hergeschritten, so geh' ich verachtend durch den Dunst ihrer Worte vor. Auch nicht zu der Nachwelt will ich reden; sie ist wie die Mitwelt aus Thoren, Schwachköpfen und wenigen Bösewichten gemischt. Mir selbst und meinem Leben sollen die Worte, die ich spreche, ein Denkmal seyn; es mag in der Wüste der künftigen Zeiten stehen, wie ein einsamer Fels, den erloschenes Feuer einst zerrissen. Den ersten Namen, die die Geschichte nennt, habe ich mich kühnlich beigezählt. Was die Römer Jahrhunderte gekostet, habe ich mit meiner einigen Kraft vollbracht und dreizehn Jahre lang die Welt eng in meinen Fesseln gehalten. Daß keiner meiner Zeitgenossen mir bei dem Werke beigestanden, beweist, daß sie in der Entscheidung

*) Diese von G. ganz im Geiste Napoleons abgefaßte Proclamation wurde in damaliger Zeit fast allgemein, ja sogar in des Kaisers nächster Umgebung für ächt gehalten. Und es trug zur besondern Erheiterung des Verfassers bei, als ein französischer Memoirenschreiber von sich erzählte, wie ihm von Napoleon die Proclamation in die Feder dictirt worden war; er hatte nie verabsäumt, die ganze Scene bis auf des Kaisers Miene genau zu beschreiben.

Anmerk. d. Herausgeb.

Alle mich verlassen haben. Wenn Andere mit ihrem Glücke kärglich bis zum Ende ihres Lebens haußgehalten, dann ist solche sparsame Geizigkeit ein Abscheu mir gewesen. Mäßig sonst in Allem und gelassen, habe ich darin kein Maß anerkennen wollen. Freigebig und kaiserlich hab ich verschwendet, was die Gestirne mir zugetheilt; und so ist es gekommen, daß all mein Reichthum ausgegeben war, als ich die Hälfte meiner Laufbahn überschritten. Ich habe es meiner unwürdig erachtet, zuletzt noch dem Triebe Gewalt anzuthun, der immer zum Rechten mich geführt. Ich habe nie lernen wollen mein Bezeigen nach der Zeit zu ändern, und mich in die Gelegenheit zu fügen. Als ich jung gewesen, hab ich bei den Haaren sie gebunden, und sie hat mir wie ein Weib gehorcht. Als ich ihren Unbestand bemerkt, hab ich sie freigegeben ihrem eigenen Gelüste. Es schien mir größer, das Werk meines Lebens in verachtendem Stolze dem Untergange hinzuwerfen, als mit schwacher demüthiger Nachgiebigkeit es dem Verderben zu entziehen." Von Deutschland redet Napoleon also: „Ein Volk ohne Vaterland, eine Verfassung ohne Einheit, Fürsten ohne Charakter und Gesinnung, ein Adel ohne Stolz und Kraft, das Alles mußte leichte Beute mir versprechen. Seit Jahrhunderten nicht vertheidigt, und doch in Anspruch nicht genommen: voll Soldaten und ohne Heer, Unterthanen und kein Regiment, so lag es von alter Trägheit einzig nur gehalten. Zwiespalt durfte ich nicht stiften unter ihnen, denn die Einigkeit war aus ihrer Mitte längst gewichen. Nur meine Netze durft ich stellen, und sie liefen mir wie scheues Wild von selbst hinein. Ihre Ehre hab ich ihnen weggenommen, und der meinen sind sie darauf treuherzig nachgelaufen. Untereinander haben sie sich erwürgt, und glaubten redlich ihre Pflicht zu thun. Leichtgläubiger ist kein Volk gewesen, und thörichttoller kein anderes auf Erden. Aberglauben haben sie mit mir getrieben, und als ich sie unter meinem Fuß zertrat, mit verhaßter Gutmüthigkeit mich als ihren Abgott noch verehrt. Als ich sie mit Peitschen schlug, und ihr Land zum Tummelplatz des ewigen Kriegs gemacht, haben ihre Dichter als den Friedensstifter mich besungen. Ihr müßig gelehrtes Volk hat alle seine hohlen Gespinnste in mich hineingetragen, und bald als das ewige Schicksal, den Weltbeglücker, die sichtbar gewordene Idee mich aus Herzensgrund verehrt. Lehrbücher haben sie auf mich gebaut, und neue Weltsysteme. Was ich so wild und heftig hingeworfen, ihre Politiker haben sogleich es mit Emsigkeit gehandhabt, bis es recht stattlich in ihre Erbärmlichkeit sich eingefügt. Ihre feine Welt, die immer um französische Leichtigkeit gebuhlt, hat an den Stachel meiner Rauheit so unermüdet ohne Unterlaß geleckt, und die Schärfe mit ihrem Schleim begossen, bis sie ihr als die glatteste Artigkeit erschien. Die Fürsten haben zaghaft meine stolze Haltung angestaunt, und das Volk hat mir ein Lebehoch gerufen, wenn es blutend wie ein Wurm sich unter dem Hufe meines Pferdes wand. Keine Lüge ist so grob ersonnen worden, der sie nicht in unbegreiflicher Albernheit Glauben beigemessen hätten. Nichts Schandbares für sie ist vorgegangen, dem sie nicht eine schöne Seite abgewonnen. Ueber Alles haben sie zu trösten sich gewußt; nachdem ich sie hundertmal betrogen, haben sie mir immer ihr Köstlichstes in Verwahr gegeben. Nachdem ich ihnen Teufel und Gift gewesen, haben sie in ihrer Einfalt sogar liebenswürdig mich gefunden." Von Rußland sagt er: „Als ich vom Kremlin ins Feuermeer von Moskau niedersah, da bewegte sich mein Herz zuerst in froher Lust; ich sah einen Entschluß mir gegenüber und einen Willen; in der leeren Zeit war doch etwas vorgegangen, und die Flamme rief mein Lob in tausend Zungen. Was Nero in verrücktem Spiele sich erkünstelt, das und mehr war als eine ernste Geschichte mir geworden. In der Mitte dieser Feuerfluthen hätt' ich auf ehernem Throne sitzen mögen, und mein Inneres erwärmen, dessen besser Theil in kaltem Frost erstarrt. Wäre mein Blut gleich glühendem Metall dann durch alle Adern mir geronnen, dann doch wär' ich einmal meines Lebens froh geworden, und ein Blick der Heiterkeit wär' in mein umnachtet Herz gefallen. So stand ich und labte mich mit Ergötzen an dem Zornesfeuer eines ganzen entbrannten Volkes, und schmeichelnd überschlich mich ein nie gefühltes Wohlbehagen." Zuletzt macht er sein Testament für Frankreich: „Du aber, o Volk, das ich seither geführt, dich hatte mir die Macht eigens zum Werkzeug auserlesen, die mich gesendet hat. Da du nicht Charakter hast noch einige stehende Form, so hab ich den meinen dir gegeben, und ich lasse dir als Erbtheil ihn zurück. Sie haben mich aus deiner Mitte abgetrieben, aber du bist Ich, und sie werden mich nicht vernichtet haben, ehe dann sie dich selber ausgerottet. Die Revolution hab' ich besiegt und dann sie verschlungen, und in mich aufgenommen, in ihr hab ich gewirkt und in ihrer Kraft gehandelt. Nun ich weggetreten, geb ich sie euch unversehrt zurück, und speie sie wieder aus in euch hinein."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 8. 28. Januar 1854.

Politische Literatur.

Joseph von Görres' gesammelte Schriften. Herausgegeben von Marie Görres. Politische Schriften. Erster Band. München, in Commission der lit. art. Anstalt, 1854.

(Schluß.)

In dem engen Raume, der einer Bücheranzeige angewiesen ist, müssen wir uns mit den hier aus vorliegendem Werk entnommenen Grundzügen begnügen, die jedoch hinreichen werden, das Charakterbild des alten Görres in den Hauptumrissen zu zeichnen. Die Tochter sagt in der Vorrede sehr gut: „Wie nach der Legende der heilige Christophorus nur dem Stärksten dienen mochte, so kann man vom Vater im eigentlichen Sinne des Wortes sagen, daß er der Wahrheit und nur der Wahrheit habe dienen wollen. Bei der Herzensaufrichtigkeit, mit der er diesem Ziele nachstrebte, wurde er auf seinem Lebenswege immer näher zum Urquell aller Wahrheit hingeleitet." Der Freund aber, der ihr bei der Herausgabe Hülfe geleistet, sagt in der Einleitung: „Görres hat wie keiner seiner Zeitgenossen erfahren, wie leicht es parteilicher Leidenschaft und systematischem Hasse gelingt, die vielgepriesene und doch oft so blödsinnige öffentliche Meinung bei ihren Wahrsprüchen zu jeder Albernheit und Sünde zu verlocken, wenn die eben erwähnte Verpflichtung dem Bewußtseyn der Mehrheit fremd geblieben oder entschwunden ist. In Allem, was dieser reiche Geist geschrieben und gethan: in dem fliegenden Zornfeuer, womit der trotzigkühne Jüngling ein vielfach entartetes und abzehrendes Geschlecht gegeißelt hat, so wie in den frommen Prophetenworten, womit der gottselige Greis sein Erdenleben schloß, wird jeder unbefangene und verständige Forscher immer den leuchtenden Silberblick eines höhern Moralgesetzes entdecken." Wir glauben aber, noch einige allgemeine Bemerkungen über die Stellung des ausgezeichneten Mannes zur öffentlichen Meinung und Presse seiner Zeit anfügen zu müssen.

Als Görres seine neuen Ideen zum erstenmal in die deutsche Presse warf, war der gebildete Theil der Nation, d. h. das ganze damalige Lesepublikum, nicht für dieselben gestimmt, noch dafür empfänglich. Oesterreich und Preußen befolgten jedes für sich eine besondere Politik, nährten gegen einander ein tödtliches Mißtrauen. Die kleineren Staaten wurden in den Rheinbund geworfen und unter französisches Protectorat genommen. Die gesammte Beamten- und Gelehrtenwelt huldigte daher, mit wenigen und nur geheimen Ausnahmen, theils der Sonderpolitik, theils dem Götzen der Zeit, Napoleon. Von einem deutschen Nationalinteresse durfte nicht die Rede seyn. Die studirende Jugend wurde durch obligate Philosophen von aller Wirklichkeit abstrahirt, und das gebildete Publikum durch obligate Dichter in nobeln und unnobeln Unterhaltungen zerstreut, um das Elend der Zeit und die Schmach des Vaterlandes bequem zu vergessen. In den historischen, antiquarischen und naturwissenschaftlichen Fächern wurde viel geleistet und der Ruhm deutscher Gelehrsamkeit als hinreichender Ersatz für anderweitig mangelnden Ruhm genommen. An den Höfen und bei den Vornehmen herrschte noch immer der französische Geschmack, in den Schulen und bei den bürgerlichen Mittelklassen der klassische. Auf protestantischem Gebiet waltete der seichte Rationalismus unumschränkt und auf dem katholischen waren die Einflüsse des Josephinismus und Napoleonismus eben so überwiegend. Das Christenthum war dem lesenden Publikum so gänzlich entfremdet worden, daß noch einige Jahre später Schleiermacher für einen Propheten und großen Neuerer

gelten konnte, als er den „Gebildeten“ wieder, wenn auch nur ganz vorsichtig, davon zu reden wagte.

War es in solcher Zeit möglich, daß Görres verstanden wurde und daß seine Ideen raschen Eingang fanden? Um die Bedeutung, die er sich bei seinen speziellen Landsleuten auf dem linken, jetzt französischen Rheinufer erworben, bekümmerte man sich im übrigen Deutschland nicht. Gegen seine altdeutschen, romantischen und katholischen Tendenzen aber trat schon im Anfang des Jahrhunderts der alte Voß als damals infallibler Papst aller Philister auf.

Die große Bedeutung des Mannes, die am Rhein längst von seiner ersten Jugend her anerkannt war, drängte sich erst während der Befreiungskriege auch dem übrigen Deutschland auf. Der von Görres herausgegebene Rheinische Merkur war unbestritten das beste, wie das einflußreichste und mächtigste Journal im damaligen Deutschland. Daß Görres ein großer Patriot sey, wurde von allen Patrioten freudig anerkannt, und daß er und kein anderer der Mann sey, durch den die Rheinländer mit ganzer Seele der Wiederverbindung mit Deutschland und ihrer neuen preußischen Regierung gewonnen werden könnten, wurde damals wohl begriffen.

Sobald jedoch die Dinge auf dem Wiener Congreß anders entschieden waren, als die Patrioten gehofft hatten, wurde Görres den Diplomaten lästig. Metternichs Organ, der bekannte Herr von Genz, war der erste, der ihn öffentlich angriff. Von katholischer Seite her empfing der große Vertreter katholischer Ideen den ersten Schlag, der ihn zu Boden werfen sollte. Den zweiten versetzte ihm die preußische Polizei, indem sie das Blatt verbot, das ruhmwürdig und mit so großem Erfolge die deutsche und preußische Sache vertreten hatte. Es bleibt ein unsterbliches Verdienst des König Ludwig von Bayern, sich des tapfern Görres angenommen zu haben, als alles ihn verlassen hatte.

Wie benahm sich damals das gebildete deutsche Publikum und seine Presse? Es bezeigte sich kalt gegen ihn oder verdammte ihn. Selbst die liberale Oppositionspresse wandte sich von ihm ab. Er wurde als Pfaffenfreund verschrieen. Seine Kirchlichkeit diente denen, die sich heimlich an seiner politischen Kühnheit freuten, zum Vorwand, ihn zu verdammen. Als er nun vollends seinen Athanasius geschrieben, geriethen alle, die ihm noch von den Befreiungskriegen her mit irgend einem kleinen Dank und wenigstens mit Achtung verpflichtet gewesen und sich deßfalls ein wenig gedrückt gefühlt hatten, in eine helle Freude, denn nun glaubten sie sich jeder weitern Rücksicht entbunden und konnten den Mann ohne Scheu anfeinden und in das allgemeine Geschrei einstimmen.

Der öffentliche Haß gegen Görres culminirte in demselben Jahrzehnt, in welchem die Hegelingen auf protestantischem, die Rongeaner auf katholischem Gebiet dort den alten Rationalismus, hier den alten Josephinismus wie kräftige Söhne den von jeher schwächlichen Vater überlebt hatten und nun das lange verschleierte Geheimniß der Voltaire'schen Phrase écrasez l'infame offen aussprachen. In der Sphäre des gebildeten Publikums nämlich waren die lange gepflegten Saaten endlich gereift, der früher noch züchtig verhüllte Halbglaube war zum frechen Unglauben gediehen. Die Tendenz hatte sich nicht geändert, aber die Rücksicht war weggefallen, die bisher ihr letztes Programm noch zurückzuhalten rieth. Auf naturnothwendige Weise mußte die von den Vätern und Großvätern her in der Verachtung der Kirche erzogene jüngere Generation endlich fragen: wozu läßt man denn noch diese veraltete und längst abgeschätze katholische und lutherische Kirche bestehen? Warum zagt man, die letzte Consequenz der Aufklärung zu ziehen, deren man sich so lange gerühmt hat? Das kühne Vorgehen der Jugend war vollkommen gerechtfertigt durch die bisherige Praxis der Alten, und auch unter den Alten waren viele, wie Paulus, Diesterweg u. s. w., welche den Jungen Beifall zuriefen und ihr Auftreten als den Beginn der goldenen Zeit begrüßten, nach der sie so lange schon geseufzt hätten und die noch zu erleben ihr schönstes Erdenglück sey. In demselben Sinne verkündete der erste Staatsmann der Eidgenossenschaft in Zürich (aus Anlaß der Berufung von Dr. Strauß) eine neue Aera und hielt Magistratus in Berlin die bekannte demonstrirende Rede vor dem Thron eines christlichen Königs. Das alles waren nur natürliche Ergebnisse aus einer langen Vorbereitung, aber alle diese Wellen, die den alten Altar umstürzen sollten, bewegten sich nur in der Sphäre des gebildeten Publikums und seiner Presse.

Es gab noch eine andere Sphäre, die des Volkes, umfangreicher und von nachhaltigerer Triebkraft im Boden, als jene, obgleich wenig oder gar nicht repräsentirt in der Presse und eben deßhalb von den Gebildeten als nicht vorhanden angenommen. In dieser dunkeln und geheimnißvollen Sphäre des Volkslebens hatte sich von der alten Frömmigkeit beider Confessionen noch unendlich viel bewahrt, von der gesammten Aufklärung des philosophischen Jahrhunderts unberührt. Seit der Restauration hatten in beiden Confessionen ausgezeichnete Geistliche mehr im Stillen, als mit Ruhmredigkeit gewirkt und einer jüngern Generation fromme Cleriker

erzogen, die freilich in der gebildeten Welt beinahe verschwanden oder nur bespöttelt wurden, im Volk aber eine große Macht ausübten. Indem nun die gebildete Welt im Begriff war, ihren Bankerott am Christenthum auszusprechen, war es an der Zeit, ihr die Binde von den Augen zu nehmen und ihr zu zeigen, daß der Altar, den sie so leicht mit der Feder hatte umstürzen wollen, in Millionen Herzen festgegründet stehe.

Görres war es, der diese Wahrheit mit Flammenzügen in das papierne Zeitalter einschrieb, unbekümmert um den Rauch. Keiner machte so energisch wie er die Thatsache geltend, daß die von Gott gegründete Kirche von Menschen nicht zerstört werden könne, daß die Presse der sogenannten Gebildeten die letzte Instanz nicht sey, daß die Gebildeten überhaupt in dem Maaß, in welchem sie von Gott abgewichen, auch im Kopfe verwirrt worden seyen, und in dem Maaß, in welchem sie die bessere Natur des Volkes verkannt, auch den ihnen sonst wohl gebührenden Einfluß auf das Volk hatten verlieren müssen, und daß, während Herwegh das Sturmlied erklingen ließ „reißt die Kreuze aus der Erde!" das Kreuz Gottes auf Erden fester stand als jemals.

Da Görres den Athanasius zwar nach dem Cölner Ereigniß und auch nach der ungeheuern Sensation, welche das Leben Jesu von Strauß hervorrief, jedoch vor dem Auftreten der Lichtfreunde und vor der Stiftung des Deutschkatholicismus und der freien Kirche herausgab, so darf man annehmen, er habe Einiges beigetragen, die Krisis zu beschleunigen. In beiden Confessionen waren noch Geistliche aus der älteren indifferenten, rationalistischen oder josephinischen Schule vorhanden, war das gebildete Publikum noch wenig decimirt durch den Abfall zu den Frommen. Es schien also für die Feinde des Christenthums noch gerade Zeit zu seyn, durch ein allgemeines Aufgebot ihres bisherigen Anhangs und durch einen „kühnen Griff" ins Gebiet der Thatsachen die kirchliche Partei niederzudrücken. Man begriff, die fluctuirende Masse der Ungläubigen sey zu wenig organisirt im Vergleich mit den Kirchlichen. Man wollte sich die Vortheile der alten Kirche aneignen und schuf nach dem Bedarf der Deserteure, die der katholischen oder protestantischen Kirche entronnen waren, die Afterkirchen, die sich die deutschkatholische und die freie genannt haben. Hier, hieß es, habt ihr die wahre Kirche, wenn denn doch eine Kirche seyn soll. Aber sie haben das bekannte klägliche Ende genommen. Es ist nicht nöthig, hier noch auseinanderzusetzen, daß sich auf den Boden der Negation keine Kirche bauen läßt.

Görres behielt in der Sache Recht, aber eben deßhalb wurde seine Person desto ärgerer Verunglimpfung Preis gegeben. Der Haß gegen ihn ging bis zur Albernheit einer Gegenschrift, die den Titel Satanasius führte. Die Gemeinheit erbrach sich in Flugschriften und Zeitungsartikeln, die heute schon so gut wie vergessen sind, ein Gespei von Harpyen, an das man nur mit Ekel zurückdenken kann. Die ungläubige und destructive Partei fühlte übrigens damals, sie sey nicht stark genug, wenn sie nicht auch die protestantischen Volksmassen aufrege, und gebrauchte nun den Glauben Luthers, den sie selber nicht mehr theilte, als Aushängeschild. Damit verriethen sie, trotz alles Gustav-Adolphgeschreis, eine geheime Feigheit und offene Schwäche. Gleichsam Arm in Arm mit Luther zogen die Lichtfreunde auf, die Luthers Lehre verlachten und eben erst gegen seinen Symbolzwang protestirt hatten, Leute, die der glaubensstarke Luther, wenn er noch lebte, mit Keulen todtschlagen würde, wie seiner Zeit die „Schwarmgeister". Nicht minder feig und inconsequent appellirten damals die kirchlichen Anarchisten, während sie für sich eigene Freikirchen haben wollten, an die Staatskirche und Polizei, daß sie die alte Kirche unterdrücke und ihren Anwalt Görres dem weltlichen Arm überliefere. Das literarische Heer, welches damals gegen Görres aufmarschirte, hat er selbst mit dem geistreichsten Humor charakterisirt.

Wir sind nicht der Ansicht, daß sich die gläubige protestantische Presse eine Ehre angethan hat, indem sie in den Reihen derer mitfolgt, die damals den Mann in München literarisch vernichten wollten. Wohl läßt sich eine gewisse confessionelle Eifersucht dabei entschuldigen. Der katholische Glauben hatte sich aus dem Ruin alles Glaubens mit scheinbar viel geringeren Mitteln zu einer bedeutenderen Macht erhoben, als der protestantische mit seinen ungleich größeren und augenfälligeren Anstrengungen. Jener reproducirte eben nur einfach nach Geist und Leib die alte Kirche, während dieser durch ein Labyrinth von theologischen Systemen, Confessionen und Unionen hindurch nach einem noch zweifelhaften Ziele sich hindurcharbeiten mußte und Geist und Leib der Einen großen Kirche sich hier nirgends zusammenfügen wollte. Daher so leichtes Gelingen auf der einen Seite den schwer Arbeitenden auf der andern nicht sonderlich zur Freude gereichen konnte. Allein in die Polemik, die sich von der gläubigen protestantischen Seite erhob, mischte sich eine Unwahrheit oder wenigstens Selbsttäuschung, welche Görres selbst schon einmal im Jahre 1810 den Nachkommen Luthers auf eine schlagende Weise vorgehalten hat. „Mit der Reformation entstand jenes der neueren Zeit eigenthümliche Bestreben aufzuklären. Ehrenwerth und achtungswürdig, wo

es mit Begeisterung getrieben wird, und wirklich einen kräftigen furchtbaren Gegensatz in einem verfinsternden Principe hat, das sich als eine Macht im Kampfe behauptet, aber ganz eitles, hohles Maulwerk und niederträchtige Fuchsschwänzerei, wenn wie in unserer Zeit gar kein solcher Gegensatz in wirklicher That besteht, und der Druck desselben in ganz anderer Form und auf anderen Wegen sich äußert, wo ihn der wahre Heroism suchen und bestreiten würde. Selbst jene Lust und Liebe zum classischen Alterthum, die sich seit der Reformation verbreitet, hat als ein Zerstörungsmittel des alten Glaubens mitgewirkt. Die Schattenseite des Heidenthums, die besonders die Kirchenväter an ihm hervorgezogen, trat jetzt ganz hinter jene glänzende, dem Auge wohlgefällige Classicität zurück. Die Götter, die unter dem Schutte der alten Tempel begraben lagen, stiegen wieder über die Erde herauf, und sahen mit gewohntem heiteren Blicke auf die Verehrer nieder, die sich von neuem zu ihren Füßen drängten. Hatte die Sünde der alten Welt in der neuen Anschauungsweise den Stachel verloren, dann war der heilende Balsam der Versöhnung entbehrlich geworden. Die zunehmende Kenntniß des Orients hatte die Wurzel des Christenthums bloß gelegt, und die kritische Wissenschaft kam in Conflict mit mancher seiner Weltanschauungen. Die Kritik wetzte immer schärfer ihre Waffen, der Witz gesellte sich ihr bald in ihrem Bestreben bei: was die Reformation begonnen hatte, endete die französische Revolution, und ihre Nachwirkungen arbeiten und graben noch immer zerstörend fort. Die Zeit zwischen jenen beiden großen Epochen der Geschichte könnte man recht wohl, ein Bild aus der Religion selbst entlehnend, die Passion des Christenthums nennen: wie ihren Stifter haben sie es durch Verrath gefangen, gegeißelt, verspottet und verhöhnt und zuletzt ans eigene Kreuz geschlagen. Während die Kriegsknechte aber würfeln um sein Gewand, salben Joseph von Arimathia und Martha und Magdalena den Leichnam mit wohlriechendem Oele und Spezereien, um ihn in die Gruft zu bestatten und versammelt mit den Jüngern vertrauend und gläubig seiner glorreichen Auferstehung zu harren." Hier wird sehr wahr das moderne Heidenthum und das Sündhafte seines Princips als der gemeinschaftliche Feind bezeichnet, gegen den jeder Christ kämpfen soll, während der ehemalige Gegensatz zwischen der alten Kirche und der Reformationspartei eigentlich ganz bedeutungslos und unpraktisch geworden ist. In Rationalismus und Josephinismus haben sich beide allmählig entchristlichte Confessionen längst verschmolzen und ausgeglichen. Warum sollten nicht die Gläubigen in beiden Confessionen, wie Martha und Magdalena, der Auferstehung des Herrn schwesterlich entgegensehen? Die Zeit, in welcher die Gläubigen beider Confessionen sich nur haßten, ist lange genug dagewesen. Die Zeit, in welcher sie sich wieder nähern und ihres gemeinsamen und ewigen Glaubensgrundes wieder eingedenk werden, muß kommen und ist schon gekommen.

Görres bewies, indem er alle herrschenden Vorurtheile der Gebildeten durchbrach und den alten Glauben im Volk wieder zu Ehren bringen half, einen tiefen Seherblick in die Zukunft. Während seine zahllosen Feinde ihn beschuldigten, er strebe rückwärts ins Mittelalter, hat er vorwärts gestrebt in die Zukunft, und Saaten einer neuen Welt gesäet und zum Theil selber noch aufgehen sehen.

Der Ideenstrom, den Görres in fünfzigjährigem Wirken durch Deutschland ergossen, floß aus der reinsten und ergiebigsten Quelle, aus dem nationalen und christlichen Urborn. Da nun Entnationalisirung und Entchristlichung die Hauptübel unserer Zeit geworden sind, kann auch die Heilung nur aus jener Quelle kommen, und das ists, nicht das immerhin zufällige Talent, nicht die Gabe des Wortes, sondern der tiefe Gehalt und die Wahrheit der Idee, wodurch Görres eine so große Bedeutung und eine so unerschütterliche Macht im katholischen Deutschland erlangt hat. Gerade was man ihm am meisten zur Last gelegt, ist sein größtes Verdienst, die Verjüngung des erstorbenen Triebes in der alten Wurzel der Nation; die Herstellung des warmen Blutumlaufs in den vorher unterbunden gewesenen Adern der Nation. Während die anmaßlichen Alleininhaber des deutschen Genius in dem allmählig immer mehr abdorrenden Gezweig des Parasiten, der die deutsche Eiche bisher ausgesogen, im Paradies der Aufklärung fort und fort zwitschern und pfeifen, hat der von ihnen verrufene und ausgeschlossene Görres den echten alten Volksstamm wieder ausschlagen und grünen machen helfen und die achtzehnhundertjährige Lebenskraft geweckt.

Berichtigung.

In Nr. 5. Seite 20 Spalte 2 Linie 11 von oben lese sich unterwerfen, statt: sie unterworfen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, | N° 9. | 1. Februar 1854.

Aus dem Volksleben.

Zuchthausgeschichten von einem ehemaligen Züchtling. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Alban Stolz. Zwei Theile. Münster, Theissing, 1853.

Der Vorredner macht eine zeitgemäße Bemerkung: „Man hat viel Geschrei gemacht mit den Schwarzwälder Geschichten von Auerbach. Es wäre nicht nothwendig gewesen. Auerbach ist kein Schwarzwälder, er ist ein Jude. Ein Jude wird nämlich niemals ein Schwarzwälder, selbst wenn seine Vorfahren gleich nach der Zerstörung Jerusalems an den Feldberg oder nach Todtnau gezogen und sich niedergelassen hätten. Eben deßhalb mag Auerbach immerhin äußere Vorkommnisse auf dem Schwarzwald beschreiben; wenn er aber von dem Denken und Fühlen des Schwarzwälders reden will, so muß er dieses aus seiner Phantasie nehmen, welche aber keine Schwarzwälder Natur, sondern die eines jüdischen Literaten hat. Man hat, so will es mir scheinen, Auerbach besonders da viel gepriesen und gelesen, wo man blos unterhaltende Lectüre wollte und das tägliche Futter, die Romänenliebeleien im Schwarzwälder Bauernrock neu und pikant fand; auch mag mancher Posaunenbläser des Literaturmarktes den Meister Auerbach deßhalb gepriesen haben, weil er das Verdienst hat, kein Christ zu seyn. Die Zuchthausgeschichten, welche hier vorliegen, halte ich für besser als Auerbachs Dorfgeschichten. Der Stoff ist wahr, und die kräftige Durchführung kommt aus einem Schwarzwälder Naturell und aus einer Seele, die selbst Schweres durchgemacht hat; es ist aber überhaupt eine viel interessantere und nützlichere Lectüre für einen geistiggesunden Menschen die Darstellung, wie Gottes Wege und die Wege des Menschen, wie große Sünde und großes Unglück ineinandergreifen, als was ein Literat luftig zusammenphantasirt hat. Ich hoffe, daß die Leser sich nicht stoßen werden an manchen Derbheiten; der Verfasser konnte nicht alle umgehen, wenn er lebensgetreu schildern sollte."

Uebrigens ergibt schon der Titel des Werkes, daß es sich hier nicht um die Lichtseiten des Schwarzwalds und seiner noch frommen und alterthümlichen Bevölkerung, sondern um die Schattenseiten, um den verdorbenen Theil des Volkes, um das Proletariat und die Zuchthauskandidaten handelt, die leider im Verlauf der Zeit zugenommen haben.

Der Verfasser unterzeichnet sich „Hägele, Privatlehrer". Er ist als Katholik geboren, wurde aber unter dem Einfluß einer josephinisch gesinnten Generation von Geistlichen und einer kirchenfeindlichen Staatsschulmeisterei total ungläubig, so daß er gesteht, erst auf der Universität Heidelberg durch Protestanten wieder auf die große welthistorische Bedeutung seiner eigenen Kirche aufmerksam gemacht worden zu seyn. Er wurde einer der feurigsten Anhänger Ronge's, aber als er denselben persönlich kennen lernte, stimmte sich sein Enthusiasmus tief herab. Dagegen wandte sich all sein größter Eifer jetzt der politischen Revolution zu. Er war Schulmeister geworden und theilte die Eitelkeit dieses Standes, die eine so große Rolle in der badischen Revolution gespielt hat. Eine Volksrede im Mai 1849 gehalten, wurde ihm, dem schon einmal Amnestirten, besonders zur Last gelegt und brachte ihn ins Zuchthaus. In dieser Anstalt hatte er Zeit, über sein Leben nachzudenken und zugleich die Charakterzustände seiner Mitgefangenen zu beobachten, und da er fand, daß er sowohl wie eine gute Anzahl der letzteren doch in letzter Instanz nur als Opfer eines falschen Culturzustandes, mangelhafter Gesetze und verkehrten Unterrichts zu betrachten seyen, so glaubte er der Staatsgesellschaft einen Dienst zu leisten, wenn er sein Buch schriebe, welches in der That gar viele Wahrheiten enthält, die der Beherzigung werth sind. Nebenbei

spricht er sich aus eigener Erfahrung sehr energisch für das System der Einzelzellen aus, in denen die Besinnung und Besserung der Verbrecher viel schneller und gründlicher erfolge, als wo sie gemeinsam leben und sich nur wechselseitig verhärten und verstocken.

Den Hauptinhalt des ersten Bändchens bildet die Geschichte eines Zuchthausgefangenen, des s. g. Zuckerhannes, eines „verlornen Kindes" vom Schwarzwald. Eine muntere schöne Dirne kam zu Falle mit einem Knecht, Michel, und gebar diesen unglücklichen Hannes, der, in fremde Pflege gegeben, höchst ärmlich und roh aufwuchs, bis er bei einer stets betrunkenen Wirthin ein etwas bequemeres Leben fand. Hier aber fing er zu naschen und Zuckerwaaren zu stehlen an, wovon er den Uebelnamen bekam, der ihn sein ganzes Leben hindurch verfolgte. Die Wirthin schlug ihn einmal so gefährlich, daß er Zeitlebens davon hinkte, zudem bekam er einen Kropf. Da er heranwuchs und die Schande seiner Geburt und die Verachtung im Wirthshause nicht mehr ertragen konnte, entwich er und kam als Knecht zu einem wackern Bauer, wo er zufrieden lebte, bis auch hier seine Herkunft und sein Uebelname entdeckt wurden. Da hatte er auch hier keine Ruhe mehr, wurde liederlich, stahl eine Uhr und kam ins Gefängniß. Hier schildert der Verfasser eine Scene, die an die Gefängnißscene im Vicar of Wakefield erinnert. Die verschiedenartigsten Gefangenen sind hier beisammen und ein armer Jude wird die Zielscheibe des Witzes für die Uebrigen. „Wie immer, wenn ein Jude in enge Gemeinschaft mit Leuten aus dem Volke kommt, ohne daß Handel und Geldangelegenheiten im Spiele sind, hatte auch der Moses von der Rohheit, Gemeinheit und Lieblosigkeit seiner Mitgefangenen Vieles zu dulden und zu leiden. Wohlfeile Spöttereien, gemeine Späße, Neckereien und Quälereien aller Art verfolgten ihn Tag und Nacht, und sobald der Geduldfaden bei ihm zu brechen drohte, mußte er erleben, daß die Meisten gegen ihn eifrig Partei ergriffen, und daß gemeinsame Haft für einen Israeliten eine Strafverschärfung, eine Tortur der Seele und wohl auch des Leibes sey, von welcher die Gesetze nichts wissen wollen."

Zwei größere Episoden betreffen die Geschichte eines siebzigjährigen Greises, der unter Napoleon gedient und den russischen Feldzug mitgemacht, aber vom Unstern verfolgt seitdem nur von Kerker zu Kerker gewandert ist, und die Tendenzen des „Spaniol", der als communistischer Prediger unter den Gefangenen auftritt; beides ein paar lebenskräftige Figuren, gewiß treu nach der Natur geschildert.

Nach diesen Unterbrechungen fährt die Geschichte des Zuckerhannes fort. Derselbe findet nach seiner Entlassung seinen Vater, den Michel, als wohlhabenden Bauern wieder, wird aber von ihm nicht anerkannt und so mißhandelt, daß er ihn im Affekt niederschlägt und tödtet. Nun kommt er ins Zuchthaus, hält darin seine Jahre aus und wird dann in seine erste Heimath gewiesen, wo die alte Säuferin ihn wieder zu sich nimmt, er aber ganz in Liederlichkeit verkommt und wegen Brandstiftung abermals in den Kerker wandert.

Im zweiten Bändchen wird uns die Geschichte des „Duckmäusers" erzählt, eines Hoboisten, der durch Frauenzimmer in Ungelegenheiten kommt, desertirt rc. und gleichfalls Bewohner des Zuchthauses wird. Alles wieder ganz aus dem Leben gegriffen. Auch der Spaniol tritt wieder auf und werden Briefe von ihm mitgetheilt.

Der Verfasser macht darauf aufmerksam, wie ausgedehnt der Einfluß der ungläubigen Halbwisser in der Welt seyn müsse, da er sogar in den Gefängnissen eine so große Gewalt ausübe. „In den Zuchthäusern wird wenig Schlimmes von Zeitungen und verderblichen Büchern gestiftet, weil solche nicht zu haben sind, eine strenge Hausordnung wird möglichst streng gehandhabt, weltliche Lehrer suchen rohsinnliche Naturen für höhere und edlere als rohsinnliche Genüsse empfänglich zu machen, Geistliche offenbaren die Weltanschauung des Christenthums, ein entbehrungsreiches, freudloses, hartes Leben fordert jeden Sträfling auf, in der Religion Trost zu suchen und durch dieselbe den verlornen sittlichen Halt wiederum zu erringen — dennoch ist von wahrer Besserung in Sträflingssälen wenig oder nichts zu entdecken, Hopfen und Malz sind an diesen Felsenherzen und Rohrmenschen verloren, so lange sie beisammen bleiben, und bei den Bejahrtern gemeiniglich für immer. Einen Grund dafür finden wir in dem Umstande, daß Halbgelehrte und Halbgebildete in jedem Sträflingssaale sich finden und ihre Kameraden im Grunde mehr beherrschen, als sämmtliche Vorgesetzte zusammengenommen. Allenthalben herrscht der Gebildetere über den Unwissenden und Rohen, und wenn der Sträfling von vornherein geneigt ist, den besten Gefängnißgeistlichen mißtrauisch zu betrachten, so glaubt er dagegen von Herzen gern einem Leidensgefährten. Wie mag ein Geistlicher Vieles ausrichten, dessen Person verdächtigt und verleumdet, dessen Lehre verdreht, verachtet und verspottet wird und mit welchem ein Sträfling selten ein vertrautes Wort reden kann, ohne sogleich verspottet, verhöhnt und verdächtigt zu werden? Was der Geistliche bei diesem oder jenem in einer Stunde gut macht, verdirbt der nächste beste Fanatiker des Unglaubens in fünf Minuten oder noch rascher durch einen derben Witz. Wo bleiben denn die Berichte der Geist-

lichen in den Schriften jener gloriosen Gefängnißkundigen, welche die gemeinsame Haft vertheidigen und Großartiges von der Besserung ihrer Pflegbefohlenen glauben machen wollen? — Halbgelehrte Fanatiker des Unglaubens üben mächtigen Einfluß auf die Armen außerhalb der Gefängnißmauern aus, sie beherrschen auch als Sträflinge die Ansichten und das Benehmen ihrer Leidensgefährten und sind eigentliche Verderber der Besserungsfähigen unter denselben wie des gesammten Proletariats. Der Unglaube scheint im Interesse der Verbrecher zu liegen, halbstudirte und etwas belesene Sträflinge vertreten die Rolle der Priester des Zeitgeistes, das Zusammenleben der Mitglieder verschiedener Confessionen befördert kein Anschmiegen an positive Religion — woher soll da die Besserung kommen?"

Das ist sehr wahr. Auch außerhalb der Gefängnisse haben die „halbgelehrten Fanatiker des Unglaubens" ein noch immer staunenswürdiges Uebergewicht in der Gesellschaft, ausgenommen das eigentliche Landvolk. In sehr hochstehenden Gesellschaften herrscht der nämliche frivole Ton in Bezug auf kirchliche Dinge, wie in den Schenken der aufgeklärten Handwerksgesellen. In den Kreisen der Beamten, der Schulmänner, Kaufleute wird die Religion ganz so als Nebensache, jeder kirchliche Anspruch als dummes Pfaffenthum behandelt, wie in den Kreisen, denen Robert Blum und der Schneider Weitling vorleuchten. Wenn das zahlreiche Landvolk mit seiner alten frommen Dummheit nicht wäre, so würde in der That die Kirche im Unglauben der gebildeten Classen längst untergegangen seyn.

Wie sich alle natürlichen Verhältnisse umkehren, wo man von dem göttlichen Gesetz abweicht, das zeigt sich auch in der für die gebildete Welt beschämenden Thatsache, daß sie von durchaus mittelmäßigen Köpfen beherrscht wird, daß die ersten Geister in ihr bei weitem weniger Ruhm und Macht erlangen, als viel tiefer unter ihnen stehende grobe und triviale Gesellen. So vermochte Göthe niemals die Popularität zu gewinnen wie Kotzebue; so richteten die feinsten Köpfe unter dem josephinischen Clerus ungleich weniger aus, als der ganz gemeine und hübsche Johannes Ronge. So blieben alle akademischen Volksbeglücker der letzten Jahre, sämmtliche heilige Reichsprofessoren an Einfluß auf das Volk weit zurück hinter Robert Blum. Die Hoffahrt der aristokratischen Geister, die sich zu demokratischen Demonstrationen gleichsam gnädig herabgelassen, wird regelmäßig bestraft durch die Gleichgültigkeit des Haufens, der mit glücklichem Instinkt nur Seinesgleichen, nur dem im Pöbel gebornen Geist aufrichtige und unermeßliche Huldigungen darbringt. Solche Beschämungen und Züchtigungen wird der vornehme und gelehrte Unglaube noch ferner und in noch herberer Weise zu erfahren haben; denn nur wo Bildung und Wissenschaft sich dem göttlichen Gesetz unterordnen, treten sie auch in die natürliche Berechtigung ein, für das Volk Autorität zu werden. Wo sie selbst sich frech gegen Gott auflehnen, können sie auch selbst keine Autorität mehr ansprechen.

Der Verfasser erinnert auch an den Einfluß der Leihbibliotheken. Er macht die sehr richtige Bemerkung, daß in allen Leihbibliotheken die nicht etwa sittlicheren, sondern auch schon die geistig höher stehenden Werke ziemlich unberührt in guten neuen Einbänden stehen bleiben, während gerade die gemeinsten und frivolsten Bücher bald mit Schmutz bedeckt und zu Fetzen zerlesen seyen. Welcher Höllenqualm dringt aus diesen Höhlen der literarischen Sünde in die Köpfe und Herzen unzähliger Menschen ein! Nur die höheren Classen, die frühzeitig an eine wenn nicht immer sittlichere, so doch geistigere Lectüre gewöhnt werden, und zu noch größerem Glück der gesammte zahlreiche Bauernstand, der überhaupt nicht liest, bleibt von dieser schwülen, giftigen Ansteckung frei.

Aus der Gesellschaft.

Die Nachtlampe. Gesammelte kleine Erzählungen, Sagen, Märchen und Gespenstergeschichten von A. v. Sternberg. Berlin, Deckersche geh. Oberhofbuchdruckerei, 1853.

Dieses Bändchen kommt nicht aus dem Volksleben, sondern aus der Gesellschaft und zwar von einem ihrer blasirtesten Mitglieder. Es ist charakteristisch, zu beobachten, mit welchen Reizungen die erschlafften Nerven der hohen Leserkreise, für welche A. v. Sternberg vorzugsweise schreibt, aufgeregt werden sollen.

„Und Sie, mein Prinz, haben Sie uns nichts zu erzählen?" O ja, erwidert der junge Prinz und erzählt ein Abenteuer, das er während seiner ersten militärischen Laufbahn bestanden haben will. Er mußte Schildwacht stehen an dem Pulverthurm, eine allerliebste Operntänzerin kommt hier heimlich zu ihm und verlockt ihn auf ein Viertelstündchen, ihr zu folgen. Er verliert sie aber, geht irr und kommt in einen zauberischen Palast voll Herren und Damen 2c., aber alles leblos und wie versteinert. Zuletzt gelangt er in ein Boudoir voll des verführerischsten Reizes. Eine Dame von vollendeter Schönheit schläft hier. Er weckt sie echt prinzlich mit

einem Kusse, wird aber durch ihr Aufwachen dermaßen erschreckt, daß er unfähig wird, den Zauber zu lösen, der sie zu abermaligem hundertjährigen Einschlafen verdammt. Mit dem vernichtenden letzten Worte „Schwächling", das sie ihm zuruft, schläft sie wieder ein. Er aber kommt glücklich zu seinem Pulverthurm zurück. In diesem im höchsten Grade frivolen und ganz à la Crébillon erfundenen Märchen liegt doch ein tiefer Sinn. Man darf sich die schlafende Schöne nur als die Poesie selber denken, zu der sich die Poeten der modernen Gesellschaft in der That als die erbärmlichsten Schwächlinge verhalten.

In einer kleinen Erzählung schildert A. v. Sternberg die bekannte Improvisirung eines Eispalastes in St. Petersburg, aber nicht auf die ehrliche und naive Weise, wie wir sie in den alten Relationen finden, sondern viel pikanter. „Wenn Ihre Majestät erlauben, fuhr der Eisbaumeister fort, so möchte ich in diesem Palaste ein eben so ungewöhnliches Fest beginnen lassen, als das Haus ungewöhnlich ist, das diesem Feste zum Schauplatz dient. Und was für ein Fest sollen wir darin begehn? fragte Elisabeth. Eine Hochzeit! Von neuem ertönte das kaiserliche Beifallslachen. Eine Hochzeit in einem Eispalaste! Ein Fest glühender Zärtlichkeit in einer Umgebung, die alle Creatur erstarren macht! Welch eine neue Zusammenstellung! Welch interessanter Hohn auf die bürgerlichen und läppischen Gefühle einer glücklichen Braut, eines beseeligten Bräutigams! Man wirft sie beide in ein Eisbette! Kann man angenehmer mit einem verbrauchten und abgenutzten Gegenstande scherzen, den man, wie mit einem Zauberschlage, einen neuen pikanten Reiz verleiht!"

Auch die Legende der heil. Magdalena ist hier für moderne Damen artig appretirt. Magdalena ist eine blasirte Prinzessin und hat alle Modephilosophen um sich versammelt; die Rede kommt auf den „Rabbi von Nazareth" und sämmtliche Philosophen wetteifern, ihn zu benaserümpfen, aber die Prinzessin läuft ihnen davon und wird eine Schülerin des Wundermannes.

Wieder in einem andern Bilde führt uns Sternberg die berühmten deutschen Dichter im Park zu Tiefurt vor, Schiller, Göthe, Wieland, und es ist wohl sehr bezeichnend, daß er hier ganz andächtig wird und die Miene in fromme Falten legt, wie wenn er in eine Kirche käme, eine Rücksicht, die ihm der Rabbi von Nazarath nicht einflößt und noch weniger die Madonna, die er vielmehr mit einer Wiener Dame in einem Kleiderwettkampf aufführt. Die Madonna mag ihre ganze reiche Garderobe zu Loretto ausleeren, die Wienerin gewinnt es doch mit einer neuen Adrienne.

Nur eine einzige Erzählung ist hier unbefangen und kann Jedermann ergötzen, nämlich die vom Kadeten, der seinen Bart sucht. Ein Kadet ist in Verzweiflung, daß ihm kein Bart wächst. Er bekommt einen im Traum geschenkt, verliert ihn aber aus Unachtsamkeit und sucht ihn nun vergebens überall. Das ist ein in Residenz- und Garnisonsstädten nahe liegender Witz von der unschuldigsten Art, den Sternberg nur durch eine einzige etwas zu frivole Anspielung verdorben hat, da wo der Kadet sein Bärtchen bei der berühmten Sängerin sucht. Es scheint Sternberg unmöglich zu seyn, nicht frivol zu werden. „Es kam eine berühmte Sängerin in die Stadt, Signora Katzifinka, die eine herrliche Altstimme hatte und über vierzig Jahr alt war. Alle Welt strömte hin, um sie singen zu hören; auch der Kadet fand sich im Concertsaal ein. Kaum war die Signora aufgetreten, als ihn alsobald eine heftige Unruhe befiel. Er rückte auf seinem Stuhle hin und her, und fragte bald seinen Nachbar links, bald seinen Nachbar rechts, ob er nicht bemerke, daß ganz deutlich die Signora einen kohlrabenschwarzen Bart im Gesicht habe. Dann setzte er hinzu, daß sie diesen Bart unmöglich auf rechtmäßige Weise in Besitz bekommen haben könne. Die Nachbarn beschwichtigten ihn, indem sie ihrerseits bemerkten, daß Damen mit Altstimmen manchesmal kleine sehr zierliche Bärte trügen und daß offenbar die Signora eine solche Dame sey, und daß man nichts gegen ihren Bart einwenden dürfe. Damit gab sich der Kadet nicht zufrieden; die Unruhe, die ihn befallen hatte, wurde immer heftiger, endlich sprang er auf und gab deutlich zu verstehen, daß er mit der Signora Katzifinka ein Wörtlein im Vertrauen zu sprechen habe. Dies ließ sich aber nicht thun, denn die Sängerin fing ihre große Arie an und hatte die dritte Verbeugung eben auf das Alleranmuthigste vollendet. Mitten im Gesange hörte man die laute Stimme des Kadeten, der da rief, die Sängerin solle ihm sogleich den Bart zurückgeben, den sie ihm gestohlen habe. Alles gerieth in Verwirrung und Bestürzung. Die Arie wurde unterbrochen und die Musiker fielen in Unordnung."

Mit solchen Unterhaltungen nun glaubt der vielerfahrene Herr von Sternberg den Sinn und Geschmack der Gesellschaft getroffen zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 10. 4. Februar 1854.

Tagespolitik.

1) Die gegenwärtige Krisis oder der Russisch-Türkische Krieg und seine Folgen für England und die Welt von Coningsby (Disraeli). Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, Gustav Remmelmann, 1854.

In dieser kleinen Schrift wird die verwickelte europäische Angelegenheit sehr summarisch behandelt. Der Verfasser steht auf der östlichen Seite von Europa alles schwarz, auf der westlichen alles weiß. Sein Motto ist: „Europa wird republikanisch oder kosackisch.“ Es kommt ihm gar nicht darauf an, Oestreich und Preußen für die englisch-französische Allianz gegen Rußland zu gewinnen; er gibt sie von vorn herein auf und verlangt die Emancipation Italiens, Ungarns, Polens. Für die Türken hat er eben so wenig Sympathie wie für die Russen, weil beide despotisch regiert und Barbaren seyen. Ein Sieg der Türken über die Russen helfe so wenig, als einer dieser über jene. Die Revolution, die Emancipation der unterdrückten Völker, die constitutionellen und republikanischen Formen müssen sich vom Westen siegreich über den Osten ausbreiten, darauf allein komme es an. England solle sich daher auf nichts verlassen, als auf die Revolution, und nichts unterstützen als diese. „Und nun lasset mich meine Landsleute anflehen, das wohl zu erwägen, was gesagt worden ist. Wir, die freien Unterthanen der britischen Krone, sind berufen zu einer feierlichen und bedeutsamen Pflicht. Wir sitzen wie die Jury zu Gericht, von der die große Frage abhängt, die jetzt schwebt zwischen den Herrschern Europas und den von ihnen beherrschten Völkern. Unser Entscheid kann in ihren Grundlagen alle Usurpationen der Welt erschüttern, oder kann sie für eine Zeit lang kräftigen. — Denn auch wir mit aller unser Macht können sie nicht verewigen. Aber wir wollen nicht voraussetzen, daß irgend ein großer Theil unserer Landsleute den letzteren Weg vorziehen würde. Wir wollen das Andenken jener braven Männer nicht so brandmarken, die um so hohen Preis die Freiheit, deren wir uns so sehr freuen, erkauften. Nein, wir werden unsere Pflicht thun, wir werden sie auf dem rechten Wege ermuthigen, die Rathgeber Ihrer Majestät und die Mitglieder des Senats, dessen Sache es mehr ist, unsern Willen auszuführen, denn als unsere Leiter zu handeln. Laßt uns besonnen und fest seyn! Solch eine Haltung, in rechtem guten Ernste angenommen, wird alle Feinde des Menschengeschlechts in Furcht halten. Und dann, wenn wir so gehandelt haben, komme, was mag — wir haben nichts zu befürchten. Laßt den Krieg ausrasen — wir sind in Sicherheit; und wir werden die Welt sichern. Ich sehe bereits in der Ferne ‚aufgehend‘ das veränderte Aussehen manches müden Sohnes der Freiheit auf dem Continente Europas, wenn er hört und guten Grund hat zu glauben, daß England jetzt von dem Schlummer der Vergangenheit völlig erwacht ist, und daß in den Adern seiner Söhne rein und unverdorben das Blut ihrer Väter aus dem 17ten Jahrhundert fließt. Wenn Dänemark, Schweden, die Schweiz und sofort sich ihrem Ursprunge so treu zeigen, wie wir dem unsern, so würde ein Kampf nicht von den Polen und den Andern, die ich nannte, allein geführt werden. Jeder, der ein Herz dazu hat, seine Art zu lieben und ihre Feinde zu hassen, wird auf unserer Seite seyn, wird uns mit Zuruf unterstützen bei unserer Politik, und wenn das Schlimmste kommt und die Männer versammelt sind zu dem Mahle des großen Gottes ‚zu essen das Fleisch der Obersten, der Hauptleute und Anderer,‘ — wir Engländer sind sicher. Handeln wir jetzt nur recht, wie wir es gesagt haben, und wie wir es wiederholen, so brauchen wir keinen Streich

zu thun. Aber wenn das Geschick des Kampfes es verlangte, nicht England allein, auch Amerika würde zur Hilfe bereit stehen. Ja, Amerika würde kommen. Schon meine ich die gestreifte Flagge zu sehen, die nicht gewohnt ist zurückzuweichen vor dem Feinde, wenn sie über den blauen Ocean zieht, hin zu den Küsten („den Stätten so vieler classischen Erinnerungen'), wo die Freiheit so edel und so lange für ihr Daseyn focht, und wo sie so sichtbar den Triumph hatte, daß gerade auf den Fleck, auf welchem ihre Feinde fielen, noch jetzt hingewiesen wird, als auf einen lebenden, sprechenden, warnenden, den kein Mensch, wenn er nicht mit Blindheit geschlagen ist, je mißachten oder vernachlässigen darf. Und wenn es käme, dann wehe seinen Feinden."

Nichts kann der russischen Politik erwünschter seyn, als die Verbreitung solcher Ansichten, denn sie selbst gibt sich gerne das Ansehen, als sey sie allein im Stande, die conservativen Interessen in Europa gegen die Revolution zu beschützen. Es ist wahr, sowohl Rußland als England sind sehr mächtig, und die extremen Principe, mittelst deren sie Einfluß im übrigen Europa suchen, sind es auch. Allein zwischen Rußland und England wie zwischen dem Despotismus und der Revolution liegen doch noch unzählige Potenzen und Tendenzen in der Mitte, die als nicht vorhanden anzunehmen lächerlich ist. Frankreich, Deutschland, Oestreich, Preußen, Skandinavien haben keineswegs blos die Wahl, unter Englands Leitung republikanisch oder kosackisch zu werden. Sie sind und bleiben sie selbst und haben wie ein Recht, so auch die Macht, ihre eigenen Interessen geltend zu machen. Auch gibt es noch eine und die andere abendländische Kirche, die sich weder von Republikanern noch Kosacken einreißen lassen wollen.

England ist immer sehr nüchtern und praktisch auf seinen Vortheil ausgegangen. Indem es von Rußland in Asien bedroht ist, wird es seine Alliirten unter den bestehenden Mächten suchen, nicht in den Flüchtlingsclubs in London. Es wird alles thun, um die deutschen Großmächte zu gewinnen, nicht sie herauszufordern. Die Zeit ist schnell gekommen, in welcher England Ursache hat, die Politik zu bereuen, die Lord Palmerston gegen Oestreich handhabte. Sein dringendstes Interesse ist, Oestreich zu versöhnen.

Wenn man freilich erwägt, daß Disraeli noch vor nicht langer Zeit englischer Minister gewesen ist und als Schildknappe Palmerstons es wieder werden könnte, so darf man seine Worte für nicht blos in den Wind geredet halten. Dieser gewässerte Jude, dem das Taufwasser nichts abgewaschen zu haben scheint, steht ganz auf der Stufe, wie weiland Börne und Heine und wie die Wiener Juden im Jahr 1848, ein moderner Shylok, der voll tiefglühenden Hasses gegen die christliche Weltordnung pochend auf das angebliche Recht der Revolution die ganze Christenheit zur Schlachtbank fordert. Kämen solche Busenfreunde Kossuths und Mazzinis wieder ans großbritannische Staatsruder, so würde freilich die ganze englische Macht in den einseitigen Dienst der Revolution gezogen werden und die deutschen Großmächte würden, was England um jeden Preis vermeiden sollte, durch die Revolution zur Allianz mit Rußland gezwungen werden, gezwungen nicht vom Czaren, sondern von England. Die englische Dynastie aber nicht nur, sondern auch die englische Aristokratie würde das Opfer derselben Revolution werden, die sie so leichtsinnig heraufbeschwöre. Bruder Jonathan, den Disraeli mit Pauken und Trompeten als treuen Alliirten herbeiruft, würde den John Bull demokratisiren. Wenn die demokratische Revolution ihren Rachen wieder aufsperrt, so hat sie keinen fettern Bissen zu verschlingen, als das Parlament der Geldsäcke.

2) Die osteuropäische Gefahr. Vom Verfasser der „Westeuropäischen Grenzen". Trier, Fr. Lintz, 1854.

In diesem mit vieler Wärme geschriebenen Büchlein wird das deutsche Gefühl wohlthätig angesprochen. Der ungenannte Verfasser geht davon aus, daß Deutschland, zunächst die beiden deutschen Großmächte, in letzter Instanz zu entscheiden haben werden, ob Europa kosackisch werden soll oder nicht. Denn welche Sonderinteressen auch immer jetzt und in der nächsten Zeit noch dazu beitragen werden, Rußlands Unternehmungen gelingen zu machen und seine Macht zu vergrößern, zuletzt wird der ungeheure Druck Rußlands einen Gegendruck hervorrufen, der hauptsächlich von Deutschland ausgehen wird und muß. Deutschland und Rußland berühren sich auf der längsten Grenze unmittelbar, während England und Frankreich nur mittelbare Berührungspunkte mit Rußland haben.

Vor allem setzt der Verfasser auseinander, daß und wie Rußland in so kurzer Zeit zu einer so kolossalen Macht angewachsen ist. Es profitirte stets von der Zwietracht seiner Nachbarn. Es gewann den finnischen Meerbusen und die Ostseeküsten, indem es den Hader zwischen Schweden und Polen; es gewann die Krimm, indem es den Hader zwischen Oestreich und der Pforte benutzte. Es gewann den besten Theil bei der ersten polnischen Theilung, indem es die Zwietracht zwischen Oestreich und Preußen, und bei der zweiten polnischen

Theilung, indem es die Zwietracht in Europa während der französischen Revolution benutzte. Es gewann Finnland, indem es den Kaiser Napoleon in die spanischen Händel verwickelte. Es gewann das Großherzogthum Warschau, indem es sich der deutschen Mächte und Englands gegen Napoleon bediente. Es gewann Stücke von Persien und die Pruthlinie, indem es die geheime Eifersucht der westlichen Cabinette benutzte; es russificirte Polen und gräcisirte Livland, als Ludwig Philipp den übrigen Mächten neue Besorgnisse einflößte. Immer streckte es seine Hand nach neuen Eroberungen aus, wenn die Westmächte unter sich im Kriege oder wenigstens diplomatisch verbissen waren. Wir lassen den Verfasser über die letzten Errungenschaften Rußlands reden: „Im Jahr 1821, während Rußland die Fürsten und Völker Europas verhetzte, überall Carbonarismus, Verschwörung und Aufruhr denuncirte und säete, stört es die Griechen zur Empörung auf, bemächtigt es sich der schwärmerischen Griechenliebe in Westeuropa, weiß es Frankreich und England zur Schwächung der Türkei zu verleiten. Das Schauspiel von Tschesme oder Scio, 1770, wiederholt sich zu Navarino, 1827. Canning, der letzte große auswärtige Minister Englands, stirbt, als er die Folgen des russischen Vertrags sich entwickeln sieht. Die russische Armee fällt gegen alle Absprache in die Donaufürstenthümer, geht über die Donau, kauft Varna von dem Verräther Jussuf, dem Vorläufer Görgey's; Diebitsch geht über den Balkan, die Russen stehen in Adrianopel, ihr Heer ist auf 30,000 Mann zusammengeschmolzen; aber der Friede wird unter Preußens Vermittlung und unter dem allgemeinen Russenschrecken 1829 zu Adrianopel geschlossen: Griechenlands Freiheit wird anerkannt, d. h. der Türkei wird ihr Piedestal genommen; Rußland erhält freie Schifffahrt auf der Donau, die Grenze wird der Pruth und die Donau bis zur St. Georgsmündung, die Inseln der obern Donauarme werden russisch, beide Ufer, rechts und links von besagter Mündung, dürfen auf eine Entfernung von zwei Stunden nicht bewohnt, die zu errichtende Quarantaine ausgenommen, darf kein Gebäude, keine Befestigung angelegt werden. D. h. der Türkei wird der Kopf geschoren, Oestreich und Deutschland eine Pulsader unterbunden. Endlich wird die Stellung der Fürsten der Moldau, der Wallachei und Serbiens — im russischen Interventionsinteresse — regulirt, und Anapa, der Schlüssel zu Circassien, den Russen ausgeliefert. — Jenseits des Kaukasus war Rußland eben so thätig. Bereits 1801 erlangte es festen Fuß in Georgien und errichtete eine Regentschaft in Tiflis. Rußland schloß Persien vom caspischen Meer aus. 1827 eroberte Paskiewitsch Eriwan, Persien unterzeichnete im Frieden von Turkman Chai den Verlust seines Gebietes bis an die Südwestspitze des caspischen Meeres, und verpflichtete sich, seine Flagge, wie ab antiquo, nicht mehr auf demselben blicken zu lassen. So sollte die Türkei auf ihrer Ostflanke umgangen, der Weg durch Persien nach englisch Ostindien abgekürzt werden. Die Julirevolution in Paris war nur die Fortsetzung der europäischen Zerwürfnisse, und breites tiefes Wasser auf Rußlands Mühle. Des Czaren Antwort auf fromme französische Wünsche hieß: Vernichtung, Deportation, Entnationalisirung Polens, und dauernde Ungnade für den König der Barrikaden. 1833 ward das Zerwürfniß zwischen dem Sultan Mahmud II. und dem Pascha von Aegypten ausgebeutet. Rußland war plötzlich der Pforte wärmster Freund; es überredete sie, sich von ihm ‚retten' zu lassen, und schloß den Vertrag von Hunkiar Skelessi mit ihr ab, worin es die Oeffnung des Bosphorus und der Dardanellen für seine Kriegsflotte bedingte, dieselben Gewässer aber jeder andern Macht verschließen ließ, mit der es etwa im Kriege seyn möchte." Die Westmächte ließen sich das alles gefallen. „Im Jahr 1841 hatte Rußland bereits die ägyptische Streitfrage neu aufgerührt, England und Frankreich wieder verhetzt, und im Dardanellenvertrage, 13. Juli 1841, zeichneten jetzt Frankreich und England ihre eigene Ausschließung von den türkischen Gewässern. Das schwarze Meer ein russischer See, die Türkei durch das Abkommen mit Mehemet Ali um nichts stärker, Europa durch die drohende Kriegsgefahr beunruhigt, die Donaufürstenthümer zur Disposition Rußlands gestellt: das ist die Wahrheit über das Jahr 1841, in welchem die Politiker Herrn Thiers eine so große Rolle spielen lassen!" — Die Revolution von 1848 war noch viel günstiger für Rußland, als die bisherige Eifersucht der Westmächte gegen einander. „Oestreich konnte jetzt ‚gerettet' werden, und Paskiewitsch schreiben: ‚Ungarn liegt zu Ew. Majestät Füßen'. Aus Ungarn entließ Rußland die östreichischen Truppen nach Schleswig-Holstein, um die Herzogthümer definitiv zur Ruhe zu bringen. Ein Dienst war des Andern werth. 1852 ward die Erbfolge in Schleswig-Holstein wie in Kopenhagen umgestoßen; unter dem Vorwande, die Einheit der Monarchie auf eine männliche Dynastie zu gründen, wurden Agnaten und Cognaten zur Verzichtleistung gezwungen, selbst der Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, der doch eine männliche Linie repräsentiren konnte, mußte erst zu Gunsten seiner Frau, der Prinzessin Luise von Hessen, verzichten, und dann durch sie König der Gesammtmonarchie werden! Trägt die in Warschau beschlossene, in London protokollirte

neue Dynastie keine männliche Früchte, so ‚wird der König von Dänemark seine weiteren Entschlüsse den hohen Contrahenten mittheilen'. Sollte die junge Dynastie ohne direkte männliche Nachkommen bleiben, so wird Rußland keinen Augenblick anstehen, seine jetzt schlummernden Holstein-Gottorp'schen Ansprüche geltend zu machen, und im Namen der verbrieften ‚Integrität der Monarchie' auf eine russisch-gottorp'sche Secundogenitur lossteuern. Selbst königlich dänisch Gesinnte haben diese Besorgniß drucken lassen."

Die Folgen der Revolution von 1848 sind von der Art gewesen, daß die reactionäre Partei im Gefühl der gebrochenen Eigenkraft lebhafte und aufrichtige Sympathien für den Czaren, als den unerschütterlichen Felsen des Conservatismus hegt, während die Regierungen nicht nur gegen die unter der Asche fortglühende Revolutionspartei mißtrauisch, sondern auch unter sich in hohem Grade uneinig sind. Bei einer solchen Sachlage durfte Rußland getrosten Muthes auf der Bahn seiner Eroberungen vorschreiten. Indem es versichert, die Integrität der Türkei nicht antasten zu wollen, verlangt es gleichwohl, des Czaren Autorität an die Stelle der Sultansautorität zu setzen, bereitet es sich die künftige Besitznahme vor und behält mindestens die Pfänder, die es sich schon vorausgenommen. Es will die Dardanellen, wie den Sund, zunächst nur durch sein Protectorat beherrschen, zuletzt aber besitzen.

Die Schwäche der Westmächte scheint dem Verfasser im höchsten Grade bedenklich. Nie sey die Gefahr für Europa größer gewesen. „Unterliegt es noch irgend einem Zweifel, daß diese Macht, stark durch die Kindheit ihrer gesellschaftlichen Institutionen, die Einfachheit ihres socialen Mechanismus, stark geworden ferner durch ihre ausgesuchte geographische Lage, welche es wiederum einzig möglich machte, die socialen Urzustände bis heute zu erhalten, stark endlich durch die ideale Staatseinheit und Staatsallmacht, die in der Hand eines Einzigen liegt, der, wenn er den Beruf in sich fühlt, nach Anleitung der griechischen Tyrannen immer den Weg zum Throne finden kann: unterliegt es noch einem Zweifel, daß dieses Rußland zum Verhängniß Europas aufbehalten ist, daß der Tag kommen wird, wo nicht unsere Civilisation, sondern der Träger und Kern derselben, das germanische Wesen, an ihm seine Feuerprobe bestehen muß? Rußland kann jetzt auf keinem Punkte seines Riesenreiches mehr Einen Schritt weiter, ohne es stößt mit Westeuropa und westeuropäischen Interessen der Art zusammen, daß entweder der Osten oder der Westen weichen, entweder Rußland Herr werden, oder sich zurückwerfen lassen muß. An der Donau hinauf sich festsetzen — eher müßte Oestreich seinen Todtenschein ‚unterfertigen' und sein seliges Ende ‚bekannt geben'. Konstantinopel nehmen und das hundertmal geträumte neubyzantinische Reich gründen — so wäre das europäische Gleichgewicht dahin, das Mittelmeer monopolisirt, Englands Seeherrschaft beendigt. In Persien weiter vorrücken — mit jedem Schritte zittert das ostindische Reich heftiger. Sich aber eine Secundogenitur nach Kopenhagen setzen, den Sund sperren, für Holstein und Lauenburg eine Stimme in der Eschenheimer Gasse acquiriren — so wäre Preußen tödtlich umgarnt, Deutschland verloren. Und dennoch, Rußland kann nicht stille stehn, sein Lebensgesetz ist die Ausdehnung, ohne Eroberung zerfiele die russische Herrschaft in sich selbst, immer neue ‚Feinde' müssen sich der ‚orthodoxen Armee' unterwerfen."

Sowohl England als Frankreich scheinen dem Verfasser bisher in der orientalischen Frage eine schlechte Rolle gespielt zu haben und er setzt auch für die Zukunft wenig Vertrauen auf sie. Gibt es doch eine Partei in England, die aus Nützlichkeitsgründen gar keinen Krieg mit Rußland will, und hat doch Frankreich unter gewissen Umständen ein Interesse, sich mit Rußland zu verbinden. Rechnet man dazu, daß Deutschland Ruhe haben will und auch der Ruhe sehr bedarf, so kann man nicht umhin, die Berechnungen der russischen Politik für geschickt und klug zu halten. Es hat viel gewagt, es wagt viel und wird noch viel mehr wagen, denn es darf es.

Auf der andern Seite ist aber eben so gewiß, daß jeder Erfolg dieser russischen Wagniß, werde er auch nicht gehindert, sobald er vollendet ist, die Sicherheit Europas aufs schwerste bedroht und daß alsdann erst der Frieden, den man mit Gehenlassen zu erkaufen hoffte, tief und auf lange erschüttert werden wird. Mit vollem Recht drückt sich daher der Verfasser, während er die zweideutige Sprache der westlichen Diplomatie scharf tadelt, aufs anerkennendste über die letzte preußische Thronrede aus, die dem Volk ehrlich sage, „daß die Besorgnisse vor Friedensstörungen sich auf Thatsachen gründen" und dem Volk zugleich die Versicherung gebe, „daß das wahre Interesse des Landes der Regierung zur ausschließlichen Richtschnur ihrer Handlungen dienen werde."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 11. 8. Februar 1854.

Reise.

Reise um die Welt in den Jahren 1844—1847. Von Carl Grafen von Görtz. Zweiter und dritter Band. Mit einer Karte. Stuttgart und Tübingen, Cotta'scher Verlag, 1853.

Im ersten Bande (vergl. unsere Blätter vom vorigen Jahr Nr. 10) schilderte der Verfasser seine Ueberfahrt aus Europa nach Nordamerika und seinen Aufenthalt daselbst. Im zweiten beschreibt er seine Reise durch die Antillen, Panama, Peru über das stille Weltmeer nach China. Im dritten den Aufenthalt in China, auf Java und Ceylon, die Landreise von Calcutta nach Delhi und ins Himalajagebirge, endlich die Rückreise über Bombay durch das rothe Meer und über Aegypten. Eine ruhige Art, zu beobachten, eine klare Art, darzustellen, zeichnen den Verfasser sehr vortheilhaft aus.

Der zweite Band beginnt mit einer sehr anziehenden Beschreibung der Habana. Die Natur ist von der seltensten Schönheit, das Land reich, der Handel blühend, und doch steht diese ganze Herrlichkeit auf einem Vulkan. Nicht nur droht von den Yankees herüber eine Eroberung, sondern auch von innen eine Negerempörung. Die schlaffen Creolen vermöchten weder dem einen noch dem andern Sturme zu widerstehen, mithin beruht die spanische Herrschaft hier auf der Ausdauer der altspanischen, aus Europa stets ergänzten Besatzung. Diese Altspanier haben den ihrer Stellung entsprechenden Stolz und verachten die Eingebornen aufs tiefste. Der Verfasser erzählt folgende Thatsache: „Es waren dies zwei Soldaten, Catalanen von Geburt, welche in einem der spanischen Regimenter auf Cuba dienten, und Streit mit einander bekommen hatten, den sie nach Landessitte mit Messern auszufechten beabsichtigten; sie gehen hin, sich bei demselben Händler ein paar Messer von gleicher Größe auszusuchen, als dem Einen Bedenken kommen, daß sie als Landsleute im fremden Lande einander doch nicht feindlich seyn sollten; er theilt seine versöhnlichen Gedanken dem Andern mit, der sie willig aufnimmt, aber fragt: ‚Was sollen wir nun mit den Messern anfangen?‘ Da antwortet der Erste: ‚Laß uns einen paisano (Eingebornen, Creolen) umbringen.‘ Gesagt gethan, sie stoßen dem Ersten Besten, dem sie begegnen, einem jungen allgemein geachteten Mann von guter Familie, ihre Messer in die Brust, schlitzen noch einem Neger, der sich dazwischen wirft, den Bauch auf, werden aber dann, und zwar in einer Kirche, wohin sie sich geflüchtet, gepackt, und erlitten die verdiente Strafe, durch Erschießen von hinten, in jenen Tagen." — Lesern, welche rauchen, wird interessant seyn, was Graf Görtz über die berühmten Habanacigarren sagt. Die Cigarre heißt dort ausschließlich tabaco, der alte Name, den die Indianer immer nur für die Cigarrenform und nicht für das Kraut brauchten. Die Fabel, als ob die Cigarren von den Negern auf den bloßen und schwitzenden Beinen gedreht würden, fand der Verfasser nicht bestätigt, jedoch bemerkt er, die Arbeiter befeuchten ihre Finger, wenn sie die Cigarren oben zuspitzen, mit dem eigenen Speichel. „Dieses und die Beobachtung, daß die Chinesen den Thee mit bloßen Füßen in die Kisten stampfen, sind zwei meiner entsetzlichsten Reiseerfahrungen. Sie meinen Nebenmenschen mitzutheilen, gereicht mir zur innigen Schadenfreude, damit ich diese Kenntniß nicht allein in meine Seele zu verschließen brauche, sondern mir Leidensgenossen in der Verkümmerung der liebsten Genüsse erwerbe."

In Bezug auf die Neger hat Graf Görtz Ansichten, die gänzlich von denen abweichen, die man aus Onkel Toms Hütte bildet. „Es hat dieser Tendenzroman, welcher erschienen ist, seit ich im ersten Band des vorliegenden Werks Anlaß hatte, meine Ansicht über die

Sklavenfrage auszusprechen, das lesende Publikum in starke Aufregung versetzt, und das Urtheil derer, welche dieser Frage fern stehen, nicht wenig getrübt. Die möglichen Folgen, welche der von mir wahrlich nicht geläugnete Fluch der Sklaverei haben kann, sind in ergreifender, aber einseitiger und grell übertriebener Weise dargestellt, und wie es bei solchen Produktionen zu gehen pflegt, ist zur praktischen Lösung der Frage auch gar nichts geleistet. Vielmehr wird die praktische Folge eine entschieden schädliche auf die Stimmung der südlichen Staaten seyn, und die Sklaven der Verfasserin eben so zu danken haben, wie der Hirtenjunge dem Don Quixote für die Vertretung seines Rechts bei seinem Herrn." Der Verfasser beobachtete nicht nur selbst, sondern vernahm auch das Urtheil von Sachverständigen. „Zehnjährige Erfahrung, sagt Souchay, habe ihn belehrt, daß der Negercharakter so unendlich tief stehe, daß man nach moralischen Antrieben zu seinen Handlungen vergebens sucht: das moralische Gefühl ist vollkommen unentwickelt, vielmehr gehen alle ihre Handlungen aus thierischem Triebe, oder aus schlauer Berechnung des eigenen Vortheils hervor. Edelmuth und Nachsicht des Weißen ist ihnen verächtlich, dagegen sie die Uebermacht respectiren, dafür aber ihren Herrn hassen und ihn zu verderben suchen würden, wenn nicht Gefühl der Ohnmacht und Unkenntniß der eigenen Kraft, sowie abergläubische Furcht sie zurückhielten. Die vielfachen Versuche in anderer Weise als mit der Peitsche, und mit Vermeidung dieser wirksam zu strafen, zu denen der menschenfreundliche Herr sich hinleiten ließ, sind vollkommen fehlgeschlagen, eben so wie alle andern Versuche, auf edlere Triebe als auf die roheste Sinnlichkeit zu wirken."

Noch mehr wurde der Verfasser in seiner Ansicht bestärkt durch seinen Aufenthalt auf Haiti. Er gibt höchst ergötzliche Schilderungen von der Affenkomödie, welche hier die freien Neger in der Nachahmung europäischer Staatsformen aufführen. Er schildert die seltsamen Aufzüge der Truppen und Beamten, wie die schwarzen Affenköpfe in den mannigfaltigsten aus Europa hergeholten Kopfbedeckungen und Uniformen stecken, wie ein pechschwarzer Offizier mit hohem Federhut und hellgelben Handschuhen kommandirt ꝛc. Aber solche Scenen einer Scheincivilisation findet man eben nur in der Hauptstadt. Auf dem Lande ist alles verwildert und in den Naturzustand zurückgesunken. „Hier kann der Abolitionist lernen, wie der Schwarze die Kultivirung eines Landes und die Ausbeutung seiner Ressourcen versteht, und hier hätten die, welche an die Emancipation der Sklaven auf den britischen Inseln sanguinische Hoffnungen blühender Entwicklung knüpften, im voraus die Erfolge studiren können, wie sie denn in vollem Maaße und in voller Analogie von Haiti eingetreten sind. Der Neger, welcher sich auf dieser Insel, vielleicht auf dem üppigen Boden einer zerstörten Pflanzung niedergelassen hat, bedarf nur einer luftigen leichten Hütte, die er sich schnell und ohne Kosten aufrichtet; ein paar Beete mit Bananen und Yamswurzeln und ein paar Fruchtbäume ernähren ihn und die ganze Familie Jahr aus Jahr ein, und schlimmsten Falls, wenn das Erdreich mit der Zeit ausgesogen ist, rückt er mit seinem Gärtchen ein paar Ruthen weiter. Andere Bedürfnisse hat er nicht, denn die Kleidung ist ihm nicht sowohl Bedürfniß als Putz, und um diese in der Stadt zu erkaufen, pflückt er sich in der Zeit der Kaffeereife einen Sack mit Bohnen von den Bäumen, die in seiner Nachbarschaft noch von alter Zeit her wuchern; deren selbst anzupflanzen, oder auch nur Alles zu pflücken, was neben ihm ungepflanzt reif wird, ist ihm zu unbequem." Auch die Kirche übt wenig oder gar keinen Einfluß auf diese rohen Menschen. Port-au-Prince hat für 22,000 Einwohner nur eine einzige kleine Kirche. Die Neger sind in den plumpsten Aberglauben ihrer afrikanischen Heimath zurückgefallen. Niemand zweifelt in der Hauptstadt an der Realität eines Nachtgespenstes, welches des Nachts in den Straßen als großes Schwein umherläuft und die Menschen frißt. Die Neger prunken mit einer école de médecine, aber dieselbe besteht nur aus 6—8 Schülern, die ein Farbiger zusammengebracht hat, nachdem er längere Zeit in Paris gelebt hatte. „Der Großhandel bereichert nur die weißen Handelshäuser, Industrie besteht fast gar nicht, die Einzelnen sind blutarm, die Häuser zerfallen, und Erdbeben und Feuersbrünste, Plünderungen und Revolutionen vollenden das Elend. Darum existirt auch in Port-au-Prince gar keine Gesellschaft oder etwas, was den Namen halbwegs verdiente, die Frauen der angeseheneren Farbigen sind meist marchandes, d. h. sie erwerben kümmerlich einiges Geld durch Detailhandel mit eingeführten Baumwollenstoffen und Aehnlichem. Selbst die Gemahlin des ersten Ministers geht, mit dem nationalen Kopftuch geziert, den häuslichen Geschäften nach oder plaudert mit den Nachbarinnen in der Straße, und macht auch nicht einmal den Anspruch, irgendwie zu ‚repräsentiren'. Einzelne farbige in Frankreich verbildete Weiber erheben sich durch widrige Affectation über diese gesellschaftliche Anspruchslosigkeit."

Graf Görtz bereiste auch die übrigen Antillen und erfreute sich ihrer herrlichen Natur, nur daß ihm auch hier mehr oder weniger die Uebelstände der gemischten Bevölkerung entgegentraten, am meisten da, wo die Negersklaven emancipirt sind. Die Freisprechung

hat die Weißen verarmt, das kultivirte Land aufs neue zur Wüste gemacht und die Neger vollends verwildert und verthiert. Unter den Schilderungen aus dem Naturgebiet zeichnen sich die der Giftschlangen auf Martinique und eines Giftbaums auf Tabago aus. Der Reisende macht unter andern auch die praktische Bemerkung, der hohe Sonnenstand in den Tropen helfe selber gegen die Sonne schützen, denn weil sie im Zenith stehe, schatte das Dach jeder Wohnung am wirksamsten. Stünde die Sonne schief am Himmel und würde mit gleicher Stärke brennen, so wäre es noch viel schwerer, sich gegen sie zu schützen.

Auf einem Ausflug nach der Küste von Guyana bemerkt der Verfasser Einiges, was den Ansichten des berühmten Schomburgh widerspricht. Er glaubt nämlich nicht, daß weiße Colonisten dort als Arbeiter gebraucht werden könnten. Ueberhaupt tritt er aufs entschiedenste dem Vorurtheil entgegen, als lasse sich das in unserem nordischen Clima natürliche Verhältniß eines arbeitsamen Mittelstandes in den Tropenländern fortsetzen. Alle Colonisationsversuche, die auf diesem Vorurtheil beruhen, sind gescheitert und werden scheitern. Der Verfasser behauptet aus demselben Grunde, die Herrschaft der Yankees werde an dem Klima seine natürliche Grenze finden und das spanische Südamerika werde niemals ein Pennsylvanien werden. — Von den Indianern im britischen Guyana hörte der Verfasser eine seltsame, noch ganz neue Geschichte. „Vor anderthalb Jahren nämlich verbreitete sich unter den Indianern das Gerücht, daß tief im Innern, noch sechs Wochen Landreise jenseit der Quellen des Mazaruni, ein Mann von außerordentlicher Macht und Gaben lebe, zu welchem alle Indianer weit und breit wallfahrteten, um reiche Geschenke zu empfangen. Die bekehrten Indianer beredete man, es sey Christus, und sie schickten wirklich Kundschafter aus, welche jedoch unverrichteter Sache zurückkehrten. Ganz neuerdings indeß waren viele von den Arrowaaks einer nach dem andern aus der Gegend weggezogen, und es schien wahrscheinlich, daß der ganze Stamm folgen würde. Man vermuthete einen Anschlag der Brasilianer, die armen Indianer gefangen zu nehmen und als Sklaven zu verkaufen, da diese wegen eines ähnlichen Unternehmens bereits berüchtigt waren; die Indianer aber spotten bei dem Eigensinn, der einen Grundzug ihres Charakters bildet, jeder Warnung."

Aus den Gewässern der Antillen begab sich der Verfasser über die Landenge von Panama auf die Seite des stillen Oceans. Auf dieser Landstrecke kam er über ganze Felder der mimosa pudica, die vor jedem seiner Schritte sich zu Boden senkten. Ueber das berühmte Project eines Kanals, der hier das atlantische Meer mit dem stillen verbinden soll, äußert er sich nicht sehr hoffnungsvoll. Ein Kanal, meint er, „ist so wenig genügend, als etwa unser Donau-Mainkanal die Schifffahrt durchs atlantische und mittelländische ins schwarze Meer ersetzt, vielmehr sind solche Binnenkanäle ihrer eigentlichen Natur nach nur den Straßen und Eisenbahnen gleich zu stellen, während die Schiffsahrt dadurch nichts gewinnt. Das Cap Horn hat für den heutigen Seefahrer nur noch geringe Schrecken, und der Kaufmann wird fortfahren seine Waaren auf diesem Wege zu senden, so lange die Kosten und der Aufenthalt des Umladens auf jene Kanalboote unumgänglich sind; noch mehr verfehlt ein bloßer Binnenkanal seinen Zweck in Hinsicht auf den Verkehr der Kriegsschiffe, und die wirkliche Straße nach dem stillen Ocean würde erst als eröffnet betrachtet werden können, wenn ein förmliches Fahrwasser, tief genug um dem 20—25 Fuß tief gehenden Kriegsschiff Raum zu gewähren, und breit genug zum bequemen und sichern Ausweichen hergestellt wäre. — In jüngster Zeit nun ist, ganz gemäß dem alten Ausspruch Humboldts (Ansichten der Natur II. 391), der Plan entstanden, östlich von Panama eine Durchstechung bei dem Golf von San Miguel südlich und der Caledonia Bay nördlich zu unternehmen, und nach den dem britischen Parlament gemachten Vorlagen von England und Amerika einmüthig begünstigt. Die Entfernung zwischen tiefer See auf beiden Seiten soll weniger als 45 englische Meilen betragen, das dazwischen liegende Gebirge bei einer Höhe bis zu 150 Fuß nur 2 englische Meilen Breite haben, und hier wird nun ein Riesenkanal 160 Fuß breit und 30 Fuß tief vorgeschlagen, der die Summe von 12 Millionen Pfund Sterling kosten soll. Die oben angegebenen Erfordernisse wären durch eine so großartige Anlage allerdings erfüllt." Doch ist noch allerlei zu bedenken, die Eifersucht Englands und der Vereinigten Staaten vielleicht noch mehr, als die Schwierigkeiten der Ausführung.

In Peru fand der Reisende die dort gleich den Erdbeben unaufhörlichen Revolutionen ziemlich unerquicklich. „Peru hatte in den acht Jahren vor meiner Anwesenheit sieben Revolutionen gehabt, indem theils wirklich namhafte Parteihäupter sich gegenüber standen, theils aber diese Revolutionen als förmliches Possenspiel erschienen, indem der Erste Beste, der über einiges Geld und Mannschaft verfügte, auf Lima marschirte und den Präsidenten wegjagte, um sich so lange es ging an dessen Stelle zu setzen. Wenn solche Zustände auf den ersten Blick ins Reich der Fabel zu gehören scheinen, so lassen sie sich doch bei näherer Betrachtung der Elemente, aus denen man in Peru überhaupt Politik machen kann, sehr wohl

erklären: die höheren Classen der Bevölkerung in Indolenz und Genußsucht versunken, völlige Abwesenheit eines kernigen, gebildeten, zur Herrschaft über sich selbst reifen Mittelstandes, und also dicht neben dem vornehmen Bewohner der Hauptstadt bereits der große Haufe der Indianerbevölkerung, welcher, sofern er sich zu politischer Parteinahme anreizen läßt, stets nur blindes Werkzeug bleiben wird; zu den letzteren gehören dann noch die Mischlinge verschiedener Racen, die hier so wenig etwas taugen wie irgendwo, und aus diesen besonders rekrutiren sich die Banden, mit denen man gelegentlich Revolution macht und einen Präsidenten stürzt; sind sie außer Sold, so treiben sie das Handwerk fort, das sie bereits als die Würze ihrer politischen Laufbahn betrachtet haben, Raub und Gewaltthätigkeiten. So ist das arme Land in fortwährender Fieberaufregung, und wenn bereits die Losreißung von Spanien die Folge gehabt hat, daß sehr ansehnliche Vermögen aus dem Lande gezogen wurden, so verhindert die fortdauernde Anarchie und die Unsicherheit des Eigenthums ein neues Erblühen des Wohlstandes." Der Reisende unternahm von Lima aus eine Landreise auf die nächsten Gebirgshöhen. (Schluß folgt.)

Dichtkunst.

Irrfahrten. Gedicht in vier Büchern von Waldmüller. Berlin, Decker'sche Oberhofbuchdruckerei, 1853.

Ein Jäger wird im Walde von einer Elfe bezaubert und mit einem Lindenblatt beschenkt, das sie an eines ihrer langen Seidenhaare gehängt hat. Das Blatt verwandelt sich in ein Hüfthorn und das Haar in eine goldene Kette. Die Bezauberung aber besteht in der Donjuanerie, der sich hinfort der Jäger ergibt, indem er durch alle Länder schweift und überall die schönsten Weiber liebt. So in der neuen Welt:

Jetzt blickt ein glänzend schwarzes Augenpaar
Ihn winkend an mit südlich wildem Feuer;
Des Körpers Formen birgt ein dünner Schleier,
Um Brust und Schultern fliegt das üpp'ge Haar.
Er streckt die Arme aus, — da schlüpft behende
Aus Kaktusbüschen eine Amazone,
Das schlanke, braune Kind der Palmenzone;
Hoch ist ihr Wuchs, es schmiegt um ihre Lende
Sich, leicht geschürzt, des Tigers buntes Fell;
Ihr Blick ist, ihrem Pfeil gleich, scharf und schnell,
Ihr leichter Fuß berührt den Boden kaum,
Ein Perlennetz dient ihrem Haar als Spange,
Und auf der braunen, sanft geschwellten Wange
Weilt noch der Jugendblüthe zarter Flaum.

So in Spanien:

Auf grünem Plane aber,
wie zierlich schlingt sich der Tanz!
Welch' schöner Kreis von Tänzern,
welch' holder Frauenkranz!
Wie steht die Sammetjacke
dem Andalousier gut!
Wie klopft in seiner Wange
so ungestüm das Blut!
Wie glatt die seidnen Strümpfe,
wie knapp die sammtne Hose,
Und auf der Brust im Knopfloch
wie gar coquett die Rose!

Sie aber, dunklen Auges
und sanft gebräunter Wange rc.

Die Elfe hat ihm zwar verboten, irgend ein weibliches Herz zu brechen, aber es geschieht doch. Er ist darüber sehr betrübt, aber sein Schmerz und seine Reue bewirken ihm Verzeihung. Er bekommt den verlornen Talisman wieder und setzt das lustige Leben fort.

Und Teppiche aus Smyrna,
gar bunt und phantastisch erdacht,
Bedecken des Saales Boden
mit schillernder Farbenpracht;
Auf ihnen aber lagern,
Laut lachend, mit munterm Geschwätze,
Im bunten Durcheinander
des Harems lebendige Schätze:
Die blonde Tochter Circassien's
mit langen, geflochtenen Tressen;
Das Feuerauge Grusiens;
das schlanke Kind des Tscherkessen;
Albanien's kluge Gazelle;
das scheue Reh der Ukraine;
Georgien's glühende Rose
und Brussa's üppige Schöne rc.

Inzwischen triumphirt die Tugend in dem Jäger und nachdem er sich lange genug an der Ueppigkeit gesättigt, wirft er das Zauberhorn freiwillig von sich, kehrt heim, findet sein Bräutlein noch immer so naiv und ehrbar, wie früher, heirathet sie und wird ein Philister, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Das ist die bequeme Moral unserer Zeit, und im Gedicht spiegelt sich das Leben nur zu vieler Jünglinge, die in allen Lüsten schwelgen und hintendrein so langweilige Ehemänner werden, als hätten sie nie die kleinstädtische Welt verlassen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 12. 11. Februar 1854.

In Sachen der Tischraserei (Trapezomanie).

Die Zaubereisünden in ihrer alten und neuen Form betrachtet von Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert. Erlangen, Palm und Enke, 1854.

Der ehrwürdige Verfasser dieser Schrift hätte ihr zum Motto geben können Habacuc 3, 19: „Wehe dem, der zum Holze spricht, wache auf! und ist kein Odem in ihm"; oder Römer 11, 9: „Laß ihren Tisch zu einem Strick werden und zu einer Berückung und zum Aergerniß und ihnen zur Vergeltung." — Da man mit dem Tischrücken förmlich Zauberei treibt, so tritt es auch in die Reihe der Dinge ein, die gottlos und unerlaubt sind.

Herr von Schubert glaubt sein Votum dagegen um so mehr abgeben zu müssen, als es scheinen könnte, seine eigenen früheren Beschäftigungen mit der „Nachtseite der Naturwissenschaft" müßten ihn zur Förderung der Wunderexperimente mit dem Tisch auffordern. Er drückt sich auf eine sehr edle Weise darüber aus. „Derselbe (der Verfasser) hat sich nämlich in manchen seiner älteren Schriften durch einen ihm selber inwohnenden krankhaften Hang verleiten lassen, viele jener eben so seltenen als seltsamen Erscheinungen aus einem nächtlichen Traumgebiete der menschlichen Natur für gesunde und geistig hochachtbare zu halten, welche doch ihrem Wesen nach krankhaft sind und der höheren Weihe des Geistes ermangeln. Er hat auf das Vogelgeschrei phantastischer Visionen, auf die Orakelsprüche unserer modernen Pythien und Cassandren mit abergläubiger Hingebung geachtet und die Gefahren nicht erkannt, die unsern Forschungen im Nachtgebiete der magischen Zustände und Erscheinungen auf jedem Schritte begegnen; Gefahren eines Truges, welcher von mehr als menschlicher Art ist. Wenn und daß der Verfasser hierdurch den Ernstergesinnten ein Aergerniß, den Leichtsinnigen eine geistig ungesunde Nahrung gegeben hat, dafür bittet er die ihm befreundeten Leser um ihre brüderliche Vergebung."

Der Verfasser geht von der Ansicht aus, der grobe Aberglaube, der in unsern Tagen wieder aufkommt, sey die natürliche Ergänzung des eben so groben Unglaubens. „Der Reiz des Aberglaubens soll die Kraft des Glaubens ersetzen; die Pein des Durstes sucht ihre Linderung an den Brunnen des Abgrundes." Etwas Aehnliches sah das alte Rom, als die heidnischen Götter verachtet waren und das Christenthum noch nicht herrschte. Etwas Aehnliches zeigte sich im vorigen Jahrhundert in Frankreich. Die durch Voltaire gänzlich entchristlichte Gesellschaft spielte mit den Mysterien der Schottengrade und der Templer, und die Christum flohen, knieten vor Cagliostro.

Die Thatsachen werden zugegeben, aber die Anwendung wird verworfen. „Es ist Thatsache, daß die psychisch-somatischen Kräfte, die im lebenden Menschen, wie schon, nach gewissem Maaße im lebenden Thiere zunächst den Nerven inwohnen, ähnliche Bewegungen in den höheren und niedreren Elementen hervorrufen können, als jene Kräfte einer überirdischen, kosmischen Leiblichkeit, welche in den Weltkörpern die rotirende Bewegung um die eigene Axe und den Lauf um eine tragende Mitte (um einen Centralkörper) begründen. Die elektrische Kraft des Zitteraales wird durch den elektromagnetischen Apparat der freischwebenden Magnetnadel dieselben (rotirenden) Bewegungen als die Volta'sche Säule mittheilen und in unserem lebenden Leibe zeigt sich dieselbe Erscheinung an jedem strömenden Blutstropfen. Es liegt deshalb keineswegs außer dem Kreise der physikalischen Möglichkeiten, daß, wie uns glaubwürdige Augenzeugen versichern, an irgend einem beweglichen Körper, wie etwa an einem Tische, eine rotirende oder undulirende Bewegung hervorgerufen werden könne, wenn Menschen, die mit einem leicht durchwirkbaren (gutleitenden) Nerven-

systeme begabt sind, die Strömung ihrer psychisch-somatischen Kräfte auf jenen Körper einwirken lassen. Ist doch dieser Einfluß seinem Wesen nach derselbe, welcher bei der Anwendung des Mesmerismus die magnetischen Erscheinungen hervorruft und nur dadurch in seiner Aeußerung verschieden, daß er bei dem sogenannten Tischrücken nicht einen organisch lebenden, sondern einen todten Körper in Anregung setzt. Aber dem wundersüchtigen Vorwitze unserer Tage ist auf dem Wege jener hyperphysischen Versuche ein Fund gelungen, welcher weit über seine Erwartungen ging. Die Stimme eines wahrsagenden Geistes hat sich, so versichert man, wie aus Merlins Grabe aus dem Holze des Tisches vernehmen lassen, welche zwar nicht durch hörbare Worte, wohl aber durch Schrift und Zeichen den Fragenden zur Antwort steht. Es ist nicht ein Echo der eigenen Stimme des Nervengeistes des fragenden Vorwitzes, welche die Orakelsprüche ertheilt, denn der Inhalt dieser Sprüche und die zum Theil unverkennbare Absichtlichkeit derselben bezeugt es uns, daß hier ein fremder Geist mit dem Geiste des Menschen sein Spiel treibe, in dessen Aussagen natürliche und historische Wahrheiten mit offenkundigen Irrthümern, absichtliche Erdichtungen mit wirklichen Thatsachen sich vermischen. Wären aber auch die verborgenen Sprecher aus den ‚somnambulen Tischen' wahrhaftere Bezeugungsgeister, welche, wie die wahrsagende Magd zu Philippen dem Paulo, dem Menschen allenthalben nachfolgten und entgegentraten, wo er mit den Kräften seiner innern Natur in ihr heimathliches Element hinaustritt, so müßte uns dennoch ihr Zeugniß, wie dem Apostel, ein wehthuendes seyn, denn es käme aus einer Quelle, deren Wasser für unsern Geist kein Wasser des Lebens, sondern voll betäubender, schädlicher Kräfte ist." S. 32.

Schließlich auf S. 38: „Das zu wissen, was Gott allein weiß, den verborgenen Rathschluß der Zukunft, das war und ist in ältester wie in neuester Zeit das krankhafte Trachten und Sehnen der gefallenen Menschennatur gewesen. Dieses Gelüste, das am verbotenen Baume erwachte, nahm von keiner der immer wiederkehrenden Erfahrungen eine Zurechtweisung an, selbst nicht von jener alltäglichen, nach welcher unsere Kunst wie unser Wissen auch nicht einmal den künftigen Verlauf der Witterung ergründen, noch weniger aber denselben verändern können. Von welcher Natur der Geist sey, der in dem Menschen das Verlangen: ‚allwissend zu seyn wie Gott' entzündete und zu seinen Thaten trieb, das gab sich an jenen Altären der Götzen kund, vor denen mit den geschlachteten Thieren zugleich die Menschenopfer bluteten. Aus dem Anblicke der noch in ihrem Blute lebenden, zuckenden Eingeweide weissagte der mordende Priester den künftigen Ausgang der Schlachten und anderer Unternehmungen; seine Kunst, dies bezeugte das strömende Blut der geschlachteten Knaben, war im Bunde mit den Schrecken des Todes. Wenn auch nicht in der gleichen, furchtbaren Gestalt, war es doch immer derselbe Geist des Abgrundes und der Lüge, der den Geist des Menschen auf dem Wege des Forschens nach der in Gottes Hand verschlossenen Zukunft zum Verderben führte, weil er seine Lust hat am Tod und am Verderben des Menschen."

Uebrigens hat es sein Gutes, wenn das Böse offenbar wird. Die Schamlosigkeit, mit welcher seit Jahrzehnten der Unglaube hervorgetreten ist, hat zur Besinnung geführt und den christlichen Glauben, der überwunden werden sollte, neu gestärkt. Die Schamlosigkeit des Aberglaubens wird gleichfalls zur Besinnung führen und dem wahren Glauben zu Gute kommen. Nebenbei ist es erfreulich, wahrzunehmen, wie trostlos sich das Treiben Derer widerspricht und selbstvernichtet, die vom Glauben abgefallen sind. Das Tischrücken ist in dieser Beziehung die solennste Protestation gegen die vor kurzem noch auf allen Universitäten prädominirende Hegel'sche Philosophie, denn man gibt auf den eigenen Verstand des Menschen gar nichts mehr und holt sich Raths beim jetzt auf einmal allein weise gewordenen Holze. Der hochgepriesene Menschengeist, in dem Gott allein existiren und sich selber zum Bewußtseyn kommen sollte, ist abgeschätzt und muß sich beugen vor dem Holze. Das erste beste Tischlein weiß jetzt mehr als alle Professoren der Philosophie zusammengenommen, und Tausende würden jetzt lieber bei dem hölzernen Katheder Hegels fragen, als bei ihm selber. Darin liegt eine tiefe Beschämung für alle Hoffärtigen im Geist. Der neue Aberglauben aber kann, sofern er von vornherein alle Menschenweisheit aufgibt und nur der Sehnsucht nach einer Offenbarung von außenher folgt, wenn man nur erst der groben Täuschung und Verirrung in Bezug auf sein Ziel inne wird, zum wahren Glauben zurückführen. Die Naivetät, die an den Dämon im Holze glaubt, ist nicht so sündhaft, wie es die Selbstvergötterung der Hegelingen gewesen ist. Es ist nur Adams, nicht Lucifers Sünde. Sie will nur naschen, nicht Gott gleich seyn. Sie erkennt wenigstens an, daß es außer dem Menschen etwas gibt, was mächtiger und einsichtsvoller ist, als er selber, und wenn der Teufel diese Abergläubigen erst recht geäfft und in Angst gejagt haben wird, werden sie sich leichter zum wahren Glauben wenden, und wie Moses sein Volk vor den Schlangen rettete durch die eherne Schlange, so werden sie vor den dämonischen Tischen fliehen zum Holze des h. Kreuzes.

Reise.

Reise um die Welt in den Jahren 1844—1847. Von Carl Grafen von Görtz. Zweiter und dritter Band. Mit einer Karte. Stuttgart und Tübingen, Cotta'scher Verlag, 1853.

(Schluß.)

Der Schluß des zweiten Bandes enthält eine lehrreiche Betrachtung. Indem der Verfasser nämlich die weiße Bevölkerung Europas für unfähig erklärt, je eigentlich heimisch werden zu können in den Tropen, und anderseits die Indianer und Neger für zu wenig kulturfähig hält, als daß ihnen die Paradiese zur freien Benutzung allein wiedergeschenkt werden sollten, in deren Genuß sie durch die Weißen gestört wurden, fallen ihm die Chinesen ein, als die, denen vielleicht die Tropenländer zum Besitz vorbehalten seyen. „Die Bahn des Verkehrs und insbesondere auch der Auswanderung ist gebrochen und wird in einem so stark übervölkerten Lande lebhaft betreten werden; der Chinese, obleich dermalen durch den widrigen Beamtendespotismus durch und durch erniedrigt und verderbt, besitzt geistige Fähigkeiten und Betriebsamkeit in einem Maaße, dessen selbst der Europäer sich nicht zu schämen braucht, und es werden vielleicht nicht viele Jahre vergehen, bis die Westküste Amerikas von chinesischen Einwanderern ebenso überschwemmt seyn wird, als die Ostküste von Europäern. Dabei hat das südliche China ein Klima, welches seinen Bewohner zum Anbau von Landstrichen geeignet macht, von denen der Europäer ausgeschlossen ist."

Im dritten Bande begleiten wir den Verfasser in die Heimath der Chinesen. Land und Volk stellten sich ihm in der Weise dar, wie sie schon so oft geschildert worden sind, daß ihm kaum etwas Neues zu sagen übrig blieb. Als besonders interessant und beziehungsweise neu heben wir die Schilderung eines chinesischen Schauspiels und die Bemerkungen des Verfassers über das Missionswesen hervor. Nichts schadet der Mission in China so sehr als die Feindseligkeit, mit der sich die Boten der verschiedenen christlichen Confessionen untereinander bekämpfen. Die Engländer erscheinen dabei nicht im vortheilhaftesten Lichte. „Wer vermöchte zu läugnen, daß neben dem bequemen Leben so manches protestantischen Missionärs, der umgeben von dem Genuß des Familienlebens und des häuslichen Comfort, vielleicht gar im Besitz von Wagen und Pferd, seinem Beruf mit aller Behaglichkeit obliegt, daß neben diesem die Erscheinung des katholischen Priesters eine blendende ist, wenn er außer allen Entsagungen, die sein Stand an sich ihm auferlegt, auch auf jegliche Bequemlichkeit und Sicherheit des Lebens verzichtet und sich muthvoll in das Innere heidnischer Länder vertieft, kaum mit einer andern Aussicht als der der Märtyrerkrone."

Von China begab sich der Reisende nach Ostindien, zunächst nach der Insel Java, wo er die Gastfreundschaft der Holländer genoß, durch das Land reiste, einheimische Fürsten besuchte, Volksfesten anwohnte, einen Vulkan bestieg 2c. — Uebrigens kann sich der Verfasser nicht enthalten, so viel Aufmerksamkeit man ihm auch in Batavia gewidmet hat, doch die holländische Verwaltung daselbst zu tadeln. „Die Colonie Java liefert nicht nur dem Staatsschatz reiche Summen, sondern sie ernährt und bereichert Hunderte von Staatsangehörigen, die sey es als Pflanzer und Kaufleute oder als Beamten ihr Glück in dieser Colonie suchen und finden; die Frage liegt nahe, was thut Holland für so glänzende Vortheile zum Besten des Landes, und namentlich zum Besten der 9 Millionen Javanen, deren unfreiwilliger Arbeit sie dieselben zum guten Theile verdankt? Und die Antwort ist — Nichts!" Die Engherzigkeit der Holländer geht so weit, daß sie die nützlichsten Kräfte, die ihnen durch Deutsche geboten werden, lieber vertreiben und ausschließen, als sich ihrer bedienen. Denn ein tüchtiger Deutscher, der im Dienste Hollands oder als Kaufmann sein Glück auf Java macht, ist den Holländern ein Greuel und wird nicht geduldet. Die armen Deutschen, die in holländischen Diensten dahin kommen, werden absichtlich unterdrückt, aus den niedrigsten Stellen nicht erhoben oder im Dienst allen Gefahren des Climas und des Feindes ausgesetzt, denen sie unterliegen müssen. Hätte Holland seit nun fast drei Jahrhunderten die deutsche Auswanderung zu benutzen verstanden, so wäre es Herr von Ostindien und die englische Marine hätte dort nichts zu sagen.

England ist Herr in den ostindischen Gewässern. „Die großartige wenn auch selbstsüchtige Politik Englands hat sich durch das Netz ihrer Handelsverbindungen und Dampfschifflinien, wie durch den Nachdruck ihrer Flotte an jeder Küste einen Haltpunkt gesichert, englischer Handel und englische Ansiedlung ist überall beschützt und gefördert, und die andern Nationen folgen nur in ihren Fußtapfen nach, die gebotenen Vortheile benutzend und daneben weidlich auf England scheltend. In Westindien, Brasilien, Peru, Chile, Neuholland, China, Indien, im rothen Meer, an den afrikanischen Küsten ist die englische Macht ohne Widerstand, wogegen die kleinen Trümmer französischen Colonialbesitzes, Guadaloupe und Martinique im Westen, Bourbon und Pondichéry mit seinen Anhängseln im Osten ihren Herren keinen Vortheil gewähren." Holland aber,

Spanien und Portugal sind mit den Resten ihrer Colonien dort in demselben Falle.

Nach einem kurzen Aufenthalt auf Ceylon, wo der Verfasser den berühmten Adamspic bestieg, begab er sich über Madras nach Calcutta und von da zu Lande das Flußgebiet des Ganges hinauf nach Delhi. Wir können uns hier aufs Einzelne seiner schönen Schilderungen nicht einlassen und machen nur auf eine Bemerkung über die Zukunft Ostindiens aufmerksam, die uns so wesentlich erscheint, wie die im zweiten Bande über die Mission der Chinesen in der tropischen Zone von Amerika. „Man hört oft die Ansicht aussprechen, daß Indien wie Nordamerika seiner Losreißung entgegengehe, daß eine Colonie ein Kind sey, daß erst gehen lernen müsse, aber dann auf eigenen Füßen seinen eignen Weg wähle, eine Frucht, die abfalle, sobald sie reif sey. Diese Theorien sind allerdings sehr anwendbar auf Colonien im engeren Sinne, Landstriche, die von Angehörigen des Mutterlandes bebaut und bevölkert sind, und wir werden vielleicht noch manche Colonie Englands diesen Weg gehen sehen, ohne daß das Mutterland sich darüber viel zu beklagen haben wird. Indien dagegen ist nicht Colonie in diesem Sinn; es ist ein Land von Fremden nur beherrscht, nicht von Ansiedlern bewohnt, eine Nation, die ihrer ganzen Natur und Geschichte nach zur unumschränkten, sagen wir getrost despotischen Herrschaft geeignet ist, nnd die sich so lange dieser Herrschaft beugen wird, als Respekt vor ihrer Macht und Anerkenntniß für ihre Verdienste um die Regierten lebendig bleiben. Frieden und Ordnung sind an die Stelle der ewigen Fehden und Raubzüge und der Erpressungen der alten eingebornen Fürsten getreten, und der Indier ist dafür nicht unempfänglich, und was die Erhaltung der Macht betrifft, so verspricht sie darum nicht eben geringere Dauer, weil sie eine wesentlich moralische ist. Die Handvoll Europäer und europäischer Truppen würde geringen Widerstand gegen eine allgemeine Erhebung leisten, und selbst ein Hauptbestandtheil der materiellen Kräfte, die große Armee Eingeborner, wird eben nur wieder durch jene moralische Macht in Treue, und mit Bewunderung für beide Theile sey es gesagt, in musterhafter Treue erhalten. Glauben wir jedoch nicht, daß dieses Gebäude einer unvergleichlich großartigen Herrschaft auf einem ungefährdeten Boden stehe: es steht auf einer Mine, und diese Mine ist der religiöse Fanatismus. Gleich groß und lebhaft im Mahommedaner wie im Hindu, kann dieser Fanatismus durch einen unvorsichtigen Funken in helle Flammen gesetzt werden, und der allgemeine Brand würde keine Spur jenes stolzen Gebäudes hinter sich lassen.“ Es hat uns gefreut, daß der Verfasser den europäischen Mächten die Möglichkeit abspricht, sich in Indien einzunisten und gegen die Engländer aufzutreten. Die Russen scheinen ihm in diesem Sinne so wenig gefährlich, daß er ihrer gar nicht einmal erwähnt. In der That ist nichts lächerlicher, als an einen Zug der Russen nach Indien zu glauben. Die Russen können den Engländern sehr beschwerlich fallen, wenn sie einmal in Constantinopel oder in Suez herrschen sollten. Aber deßwegen sind sie noch lange nicht in Indien.

Ueber die englischen Regimenter in Indien erhalten wir anziehende Notizen. „Diese weißen Soldaten werden sehr sorgfältig behandelt, namentlich der Sonne nicht ausgesetzt; für jeden Cavalleriegemeinen wird ein Syce oder Pferdeknecht gestellt, welchen zur Hälfte der Mann, zur Hälfte die Regierung besoldet; außerdem sucht man den Leuten das Leben so angenehm als möglich zu machen, und begünstigt das Heirathen mit weißen Frauen, indem für die Frau und jedes Kind eine kleine Zulage gegeben wird; solche Weibertransporte ums Cap der guten Hoffnung werden von den Offizieren, welche sie zu führen haben, als sehr beschwerlich bezeichnet, und die meisten meinen, daß es leichter sey, eines schlimmen Regiments Herr zu werden, als einer Amazonenkompagnie von hundert Weibern. Wenn ein weißes Regiment zum activen Dienst geführt wird, so pflegt die Aussicht auf bevorstehende Lücken die Unverheiratheten zu bedingten Heirathsanträgen an die eventuellen Wittwen zu verführen, da der Vortheil eines solchen Haushaltes so groß ist; je gefährlicher der Feldzug, desto größer der Andrang, und man erzählte mir, daß besonders schöne oder brave Frauen ihre Abonnentenliste bis auf vier oder fünf Namen gebracht hätten.“ Gar eigenthümlich ist auch, was der Post in Benares zugemuthet wird: Sterbende schicken Geld an die Priester in Benares, um ihre Asche in den Ganges zu werfen, und oft mehr als die Asche. „Ein solches Vermächtniß ist in Benares etwas Alltägliches, denn oft kommen dort halbe Menschen, Arme, Schädel ꝛc. per Post an, adressirt für den heiligen Strom, dessen Wasser jede Sünde abzuwaschen vermag.“

Die Rückreise aus Indien auf dem kürzesten Seewege ist vom Verfasser ziemlich kurz beschrieben, nachdem das Hauptinteresse der großen Reise um die Welt hinter ihm lag. Dieses Werk gehört zu den lehrreichsten und unterhaltendsten Reisebeschreibungen der neuern Zeit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, N° 13. 15. Februar 1854.

Altdeutsche Dichtkunst.

Untersuchungen über das Nibelungenlied von Dr. Adolf Holtzmann, Prof. a. d. Universität zu Heidelberg. Stuttgart, Krabbe, 1854.

Der verstorbene Lachmann hatte sich des Nibelungenliedes mit einer solchen Selbstgefälligkeit bemächtigt, daß er und seine Schüler glaubten, er allein verstünde es, er allein habe die richtige Ansicht von dessen Entstehung. Inhalt und Form, durch ihn allein sey es eigentlich erst zugänglich und faßlich geworden, ihm allein gehöre es gleichsam an oder wenigstens er allein habe es gepachtet.

Uns war diese Usurpation schon seit geraumer Zeit unerquicklich, um so mehr, als Lachmann als eine durch und durch unpoetische Natur fast regelmäßig und mit einer inneren Nothwendigkeit das Poetische im Nibelungenliede verkannte und vielleicht unter allen deutschen Gelehrten am wenigsten geeignet war, die Schönheit desselben durchzufühlen. Wir rechneten aber diese Lachmannische Tyrannis in der Metropole der Intelligenz zu den vielen Verkehrtheiten, in welche die Ironie des Schicksals oder vielmehr das gerechte Verhängniß eine Gelehrtenwelt verwickelt, die sich selbst überschätzt und im Cultus des eigenen Genius trunken ist. Denn auch in andern Gebieten des Wissens gibt es noch Lachmanns genug, die den Maßstab ihrer Sylbenstecherei an das Erhabene, selbst an das Unendliche legen; die den Athem ihrer nervensauren Schulstubenluft für das Wehen Gottes halten, wenn sie auch sehen, wie alle Natur unter diesem Grabeshauche hinwelkt.

Wir sind es uns schuldig, den Beweis zu führen, daß wir die Lachmann'sche Ansicht vom Nibelungenliede schon lange vor Holtzmann verworfen haben. Schon im Literaturblatt von 1843 Nr. 126 äußerten wir uns über die Simrock'sche Uebersetzung, die dem Lachmannschen Texte folgt, also: „Indem wir (Simrocks Verdienst) im vollen Maaß anerkennen, möchten wir in einigen Fällen doch von ihm wünschen, daß er dem Original ein wenig treuer geblieben wäre oder demselben, unbekümmert um die zuweilen entsetzlich prosaischen Philologen, die den Text bereinigen, mit größerer Freiheit sein poetisches Recht hätte angedeihen lassen. Vergleichen wir, um einige Beispiele zu geben, die erste Strophe. Da spricht das alte Original ‚von Freuden nnd Hochgeziten,‘ die Uebersetzung aber ‚von der Freude Festlichkeiten.‘ Allerdings hat die neue Kritik des Textes das und weggelassen und aus Freuden einen Genitiv gemacht, allein der poetische Uebersetzer hätte davon absehn dürfen, da es erzwungen herauskommt und um so mehr, da die Freude keine Festlichkeiten hat oder hervorruft, sondern umgekehrt Festlichkeiten von Freude begleitet sind oder sie erzeugen. Auch ‚die große Kühnheit‘ ist nicht so gut gesagt, wie ‚die groze arebeit,‘ denn es handelt sich hier nicht von dem Muthe, mit dem die That vollbracht wurde, sondern von der That selbst. Ich weiß wohl, daß man die arebeit jetzt unter die Lesarten hinter den Text wirft und kuonheit als Hauptlesart setzt; allein die prosaischen Philologen haben hier das Recht der Entscheidung nicht. Arebeit ist nicht nur wirklich eine echte alte Lesart, sondern auch hier die poetisch allein richtige, weil sie die That ausdrückt, um die es sich hier handelt, und nicht bloß die Absicht oder den Muth, und weil überdieß in derselben Strophe das kühn schon in den Worten ‚von kühner Recken Streiten‘ vorkommt und nicht zweimal in derselben Strophe gebraucht werden sollte. — In der zweiten Strophe lesen wir das Wort schön sogar dreimal ‚ein schönes Mägdlein — nichts schöneres mochte seyn — und war ein schönes Weib.‘ Ich weiß wohl, daß die prosaischen Philologen diese dreifache Schönheit auch in ihrem bereinigten Originaltext aufgenommen und die früher

allgemein angenommene und auch wirklich echte Lesart ‚sie war ein edel Magedin‘ statt ein ‚schöne Magedin‘ verworfen und hinter den Text in die Lesarten verwiesen haben. Allein ein poetischer Uebersetzer durfte sich an diesen Mißgriff prosaischer Kritik nicht kehren und mußte das edel beibehalten, um die langweilige Wiederholung des schön zu vermeiden.“

Es war nicht unsere Aufgabe, die Sache weiter zu verfolgen, wir begnügten uns auszusprechen, 1) daß Lachmann ziemlich consequent die undichterischen und unschicklichen Ausdrücke späterer Abschreiber den poetischen und allein passenden des Urtextes vorgezogen habe, und 2) daß die von Lachmann als die älteste und beste bezeichnete (München-Hohenemser) Handschrift aus innern Gründen diesen Vorzug nicht verdiene, daß vielmehr die Ausdrücke, welche Lachmann verworfen (die der Laßbergschen Handschrift), die ältern und bessern seyen.

Begreiflicherweise muß es uns freuen, was uns vor eilf Jahren unser Gefühl bei einer nur kurzen Vergleichung der Texte sagte, heute durch die durchgreifende kritische Untersuchung des Herrn Professor Holtzmann bestätigt zu sehen. Es freut uns aber nicht aus Rechthaberei, sondern weil wir darin einen Sieg des gesunden Verstandes über die krankhafte Schulmeisterei und einen Fortschritt der wahren Wissenschaft aus den Weihrauchumnebelungen der alleinseligmachenden Parteiautoritäten erblicken. Auch sehen wir die Sache nur als eine Abschlagszahlung an. Die Wissenschaft ist von noch gar manchen andern Autoritäten tyrannisirt, die gleich bösen Zauberern die schöne unschuldige Wahrheit, die aus längst vergangenen Tagen freundlich herüberblickt und stumm um Erlösung bittet, in den Fesseln einer Meinung, eines in den modernen Befangenheiten überhaupt liegenden oder auch persönlichen Vorurtheils unbarmherzig darniederhalten. Vor allem aber ist die Wahrheit aus dem Mittelalter in diesem Fall. Gegen sie glaubt sich das moderne Geschlecht noch alles erlauben zu dürfen. Wie ist noch unlängst Gervinus in seinem classischen Dünkel mit der armen deutschen Nationalliteratur umgegangen! Was hat sich der Glauben des Mittelalters nicht alles vom Unglauben der Neuzeit gefallen lassen müssen! Und wie sehr haben sich unsere wackeren Ahnen zu beklagen, daß die Gelehrten das Beste von ihnen entweder ignoriren oder entstellen, und da, wo sie mit Pietät forschen und lernen sollten, die Todten nur hofmeistern wollen, wie die Lebenden.

Herr Holtzmann hat mit feinem Gefühl sein Werk dem greisen von der Hagen zugeeignet, dessen Verdienste von Lachmann mit nicht zu rechtfertigender Hoffahrt unterschätzt wurden. Der Verfasser bemerkt im Vorwort: „Vielleicht scheint es Manchem, daß ich gegen einen so bedeutenden Mann, wie Lachmann war, zumal nach seinem Tode, die schuldige Rücksicht verletzt habe, indem ich den Widerspruch trocken hinstelle, ohne ihn mit den herkömmlichen Lobeserhebungen und Ausrufungen der Bewunderung einzuhüllen. Aber ich sehe keinen Grund, jetzt zurückzuhalten, was ich viel lieber und dann viel schärfer dem Lebenden gegenüber ausgesprochen haben würde; und ich gestehe es, daß ich bei Lachmann, dessen Verdienste meiner Anerkennung nicht bedürfen, einen Ton herrschend finde, der mein Gefühl (um auch einmal vom Gefühl zu sprechen) verletzt. Wie ein Unfehlbarer aufzutreten, in geheimnißvollen Winken seine Weisheit errathen zu lassen, statt der Beweise Schmähungen vorzubringen, das sollte nie und nirgends, auch dem größten Gelehrten nicht gestattet seyn; und daß es unter uns möglich war, einen solchen Ton auch nur anzuschlagen, und gar Erfolge damit zu haben, das gereicht der Bildung unserer gelehrten Welt nicht zur Ehre.“

Die Grundansicht, gegen welche Herr Holtzmann ankämpft, ist folgende: „Alle Herausgeber und Kritiker des Gedichts scheinen darin übereinzustimmen, daß die Hohenems-Münchner Handschrift (A) allen andern Handschriften mit dem kürzesten, ältesten und ursprünglichsten Text gegenüberstehe, daß ferner die Sankt-Galler Handschrift (B) und die zahlreichen Handschriften, die sich ihr anschließen, eine erste Ueberarbeitung enthalten, welche dann in der Hohenems-Laßbergischen Handschrift (C) noch einmal erweitert und verbessert worden sey. So ist das Verhältniß der Handschriften aufs entschiedenste von Lachmann bestimmt worden.“ Eine Auffassung, die Herrn Holtzmann durchaus irrig erscheint. Schon der Schrift nach ist die Laßbergische Handschrift anerkannt die älteste. „Zuerst ist es gewiß im höchsten Grad merkwürdig, daß die jüngste Bearbeitung des Gedichts in den ältesten Handschriften überliefert ist, der angeblich älteste Text aber in einer der jüngsten. Alle Kenner von Handschriften stimmen damit überein, daß die Handschrift C von allen die älteste ist. Sie soll sogar noch dem 12. Jahrhundert angehören, was ich jedoch nicht behaupten will. Auch die Handschriften E, F, G, von denen nur Blätter übrig sind (in Offenburg, zu Karlsburg in Siebenbürgen und Mersburg), gehören zu den ältesten und sind auch äußerlich einander ähnlich. Keine der Handschriften, die den gemeinen Text enthalten, erreicht diese an Alter. Wenigstens behauptet Herr von Laßberg, daß B, die Handschrift von St. Gallen, jünger sey als C, und Lachmann gibt wenigstens zu, daß sie nicht älter sey. Nun wäre es doch etwas Unerhörtes,

wenn die jüngste Bearbeitung nur in den ältesten Handschriften vorhanden wäre.“ Noch evidenter aber ist in der Handschrift Laßbergs (C) die echte alterthümliche Naivetät ihrer Ausdrücke und der Ideenzusammenhang in ihrem Texte, während alle andern Handschriften durch Auslassungen oder Zusätze, durch die Umänderung einzelner Ausdrücke oder durch eine andere Rechtschreibung die späteren Abschreiber verrathen, die bald den alten Text überhaupt nicht mehr verstanden, bald im Abschreiben zufällige Fehler machten, bald den alten Text nach schon mehr modernen Rücksichten verbessern zu müssen glaubten. Im Nachweis der einzelnen Fälle solcher Entstellungen bewährt Herr Holtzmann den ausgezeichneten Scharfblick, von dem er nicht zum erstenmale Zeugniß gibt. Wir vermissen nur, daß er nicht gleich selber an eine kritische Ausgabe des ältesten Nibelungentextes gegangen ist. Vers für Vers würde er die Kritik vollständig haben erledigen können und das Volumen würde nicht einmal viel umfangreicher geworden seyn.

Die Frage nach der Entstehung des Nibelungenliedes hängt ziemlich mit der Textfrage zusammen. „Als die herrschende Ansicht über die Entstehung des Nibelungenlieds muß die Lehre Lachmanns gelten, wonach das Gedicht aus zwanzig zwischen 1190 und 1210 von verschiedenen Sängern und an verschiedenen Orten verfaßten Volksliedern besteht, welche um 1210 zu einem Ganzen vereinigt wurden. Das Fundament, auf dem Lachmann seine ganze Lehre aufgebaut hat, ist die Ansicht, daß der Text A der älteste und ächteste sey. Lachmanns Lehre steht zwar noch nicht, wenn A der älteste Text ist, aber sie fällt nothwendig, wenn A dieß nicht ist. Da wir nun nachgewiesen haben, daß der Text A der jüngste und verdorbenste und dagegen der Text C, den Lachmann für die späteste Ueberarbeitung hielt, der älteste und ächteste ist, so ist damit jener ganzen Lehre die erste Grundlage entzogen, und wir haben durchaus nicht nöthig, auf eine weitere Beurtheilung und Widerlegung derselben einzugehen.“ (S. 60.) Herr Holtzmann widerlegt die Voraussetzungen Lachmanns über die Entstehung des Nibelungenliedes und stellt Folgendes als das Wahrscheinlichste auf. Im Nibelungenliede ist ein ältester Kern deutscher Heldenpoesie enthalten, der weit hinter die Völkerwanderung zurück und bis in die asiatische Vorzeit des Volkes reicht. Als dieser Kern wird die Sigfritssage bezeichnet und mit einer Episode des großen indischen Nationalepos in so unmittelbare Verbindung gebracht, daß Herr Holtzmann sogar zu behaupten wagt, „der indische Karna und der deutsche Siegfried seyen nicht zwei ähnliche, sondern eine und dieselbe Person“ (S. 203). An diesen Kern schossen nach des Verfassers Ansicht in den Stürmen der Völkerwanderung und schon auf abendländischem Boden andere heroische Erinnerungen und Sagen an, wie sie uns noch in den Eddaliedern von den Nibelungen aufbewahrt sind. Wahrscheinlich sind es dieselben Heldenlieder, die Karl der Große sammeln ließ, aber der Verfasser vermuthet aus dem Hildebrandsliede, welches jener karolingischen Serie anzugehören scheint, daß hier schon bedeutende Umänderungen in den alten Texten eingetreten sind. „Wir ersehen nun aus dem kurzen erhaltenen Bruchstück der von Kaiser Karl veranstalteten Sammlung, daß diese keineswegs eine schlichte Aufzeichnung der Volksgesänge war, sondern daß der Sammler bereits seine gelehrte Kenntniß der Geschichte auf die Sage übertrug. Der Dietrich der Sage war schon dem karolingischen Sammler der historische ostgothische König; er nannte deßhalb den Feind Dietrichs nicht der Sage gemäß Sibich, sondern mit einem aus der Geschichte genommenen Namen Otaker, gerade wie später Konrad die Gemahlin Etzels nicht mehr mit dem sagenmäßigen Namen Osbirn, sondern nach der Geschichte Helche nannte. Ebenso ist ohne Zweifel schon in der karolingischen Sammlung der Etzel der Sage mit dem historischen Attila gleichgesetzt worden, obgleich auf diese Weise eine mit der Geschichte unverträgliche Gleichzeitigkeit Theodorichs und Attilas angenommen werden mußte. Zwar ist in dem erhaltenen Bruchstück Attila nicht genannt, aber Hunneo truhtin, der König der Hunnen, zu welchem Dietrich flieht, ist um so sicherer Etzel, als auch das Chronicon Quedlinburgense (Grimm S. 31), das nur aus der alten Liedersammlung schöpfen konnte, die Namen Theodorich, Odoaker und Attila verbindet.“ S. 160. „Sieht man sich um unter den Männern, die am Hofe Karls eine Art von Akademie bildeten, so ist keiner unter ihnen, dem man eine solche Sammlung deutscher Gesänge zuschreiben möchte, als vielleicht Angilbert, der wohl nicht umsonst den Namen Homerus erhielt, und der gegen den Vertreter der römischen und kirchlichen Richtung Alcuin vielleicht der deutschen Dichtung Geltung zu verschaffen suchte; darauf könnte eine Stelle in den Briefen des Alcuin deuten: vereor ne Homerus (Angilbert) irascatur contra chartam prohibentem spectacula et diabolica figmenta, quae omnes sanctae scripturae prohibent (siehe Wackernagel S. 51).“ S. 172.

Die eigentliche Abrundung des Epos erfolgte jedoch nicht eher als im 10ten Jahrhundert durch Konrad, den Schreiber des Bischof Pilgerin von Passau, der ihn damit beauftragte. Konrad aber wie der Sammler

unter Karl dem Großen änderten den Inhalt nach spätern gelehrten Vorstellungsweisen. Erst nach Konrad und mit Herbeiziehung anderer volksthümlichen Quellen entstand die nordische Viltinasage. „Die Viltinasaga und besonders der Theil derselben, der uns hier zunächst angeht, die Sage von Siegfried und Grimhild, ist entstanden aus den Erzählungen deutscher Männer aus Bremen, Münster und Soest. Aber der Verfasser kennt und benützt auch das Gedicht Konrads, wenigstens sagt er ausdrücklich: thessi saga er sammansett eptir sogu thydskra manna, enn sumt of theirra qvaeduum, er skemta skal rikum monnum, ok fornost voru thegar eptir titindum, sem seigir i thessari sogu; also ein Theil der Sagen sey aus deutschen Gedichten genommen, die zur Unterhaltung der Vornehmen dienten, und welche gleich nach den erzählten Begebenheiten verfaßt waren; das letzte scheint doch ziemlich deutlich auf unser Lied hinzuweisen, welches sich ja dafür ausgibt, unmittelbar nach den besungenen Vorfällen gedichtet zu seyn. Dazu kommt, daß wirklich die Saga oft ganz genau, fast wörtlich mit dem Lied übereinstimmt. Eine weitere Quelle der Viltinasaga waren aber doch auch die nordischen Gedichte, welche wenigstens auf die Auffassung und Darstellung der Sage Einfluß hatten. Scheiden wir nun aus, was der nordischen Einwirkung zuzuschreiben ist, und dasjenige, was aus schriftlichen deutschen Gedichten, dem Werke Konrads und andern der Dietrichssage angehörigen Dichtungen genommen ist, so erhalten wir die Siegfrieds- und Nibelungensage, wie sie in Westphalen und in Bremen im zwölften Jahrhundert noch im Volke erzählt und ohne Zweifel gesungen wurde. Sie zeigt hier eine ganz auffallende Reinheit und ist ohne Zweifel in manchen Stücken ächter, als sogar die ältesten nordischen Aufzeichnungen. Hier ist noch die ganze Sage am Rhein und in Westphalen zu Hause; Etzel wohnt in Soest, wo noch die Thore gezeigt wurden, wo der Kampf begann, und der Schlangenthurm, worin König Gunther starb, und die Wand, an der Iring fiel u. s. w. Die Nibelungen sind noch nicht die burgundischen Könige in Worms, sondern ein König Irung (cap. 151) oder Isung (149) auch Aldrian genannt (cap. 150) mit 11 Söhnen (149); denn nur durch ein Mißverständniß werden diese drei Könige geschieden. Wenn später cap. 319 die Nibelungen in Worms wohnen und an andern Stellen Etzels Stadt unten an der Donau in Ungarn liegt, so ist dieß eine Verwirrung, die durch die schriftlichen Quellen entstanden ist. Die mündlichen Berichte norddeutscher Männer wußten noch nichts von diesen gelehrten Beziehungen auf geschichtliche Personen; sie gaben noch die Sage, wie sie wahrscheinlich schon vor der Völkerwanderung in Westphalen sich heimisch gemacht hatte; denn hier in der Nähe ist ja auch die Gnitahaide, wo Siegfried den Drachen besiegt und den Schatz gewinnt" rc. S. 174.

Konrads Arbeit wurde aber erst noch mit geschmackvoller Auswahl und schöpferischem Geiste von einem jüngeren Dichter zu dem gestaltet, was wir jetzt unser Nibelungenlied nennen. „Fragen wir endlich nach dem jüngern Dichter, welcher das alte Werk Konrads in unserm Nibelungenlied verjüngte, den strengen Reim und die Strophe durchführte, nach dem Geschmack der Zeit änderte und wegschnitt und größere Abschnitte besonders im ersten Theil hinzufügte, also nach dem eigentlichen Verfasser unsers Nibelungenliedes, so müssen wir jetzt, da wir gerade den Rudolf von Ems als Verfasser der Klage kennen gelernt haben, vor allem die Behauptung K. Roths deutsche Predigten S. 6, daß derselbe Dichter auch das Nibelungenlied verfaßt habe, der Beachtung werth finden." S. 184. Jedoch erheben sich auch dagegen wieder Bedenken und der Verfasser wagt nichts zu entscheiden. Aus allen diesen Untersuchungen aber ergibt sich contra Lachmann: „Es ist jetzt deutlich, daß wir in ganz anderer Weise als Lachmann das Nibelungenlied aus dem Volksgesang hervorgehen lassen. Nicht zwanzig um 1190 entstandene, kurze selbstständige Volkslieder sind von einem fast blödsinnigen Sammler aneinandergereiht worden, sondern ein höchst begabter Dichter benützte um 970 die noch vorhandenen schon entstellten und verkümmerten Reste des uralten, früher von kunstgeübten Sängern gebildeten und gepflegten Heldengesangs."

Man wird aus diesen Andeutungen ersehen, wie lesenswürdig das vorliegende Werk ist, indem es auf unser schönstes Nationalepos neues und sehr helles Licht wirft. In einigen Einzelheiten stimmen wir inzwischen dem Verfasser nicht bei. Die von ihm S. 144 so hart angefochtene Scene zwischen Siegfried und Brunhild sehen wir nur aus dem Gesichtspunkt des Kindermords in Amicus und Amelius an. Das Mittelalter liebte die „Treue" in die schwersten Conflicte zu bringen und hatte kein Arg daran, wenn auch der Sieg jener Treue unsern modernen Nerven wehe thut.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, | № 14. | 18. Februar 1854.

Unterhaltungs-Literatur.

Tagebuch eines armen Fräuleins. Zweite Auflage. Halle, Mühlmann, 1853.

Dieses kleine Buch macht einen tief rührenden Eindruck. Ein armes, in sehr beschränkten Umständen bei einer Tante aufgezogenes, unerfahrenes und äußerst naives, aber auch sehr frommes Fräulein erzählt ihre Geschichte selbst. Darin liegt ein Reiz, der sich nicht beschreiben läßt. Unsere Literatur hat ähnliche Leben armer Fräuleins schon in Arnims Gräfin Dolores und in Jean Pauls Quintus Fixlein aufzuweisen, aber diesen ältern Büchern fehlt die fromme Innigkeit, die das vorliegende Büchlein so sehr auszeichnet.

Wir glauben den Eingang des Gemäldes mittheilen zu müssen, um den Leser in die Wärme des Colorits einzuweihen. „Liebes Kind, sagte heute meine Tante zu mir, bilde dir nie etwas darauf ein, daß du ein Fräulein von Plettenhaus bist; vergiß es aber auch nie! Trinchen in ihrer Näh-Ecke räusperte sich, die Tante warf ihr einen strengen Blick zu und fuhr fort: dein seliger Großvater war erster Minister und wenn dein seliger Vater — Nicht den Engel geheirathet hätte, — platzte Trinchen dazwischen. Jungfer Katharine, Sie schweigen! sagte die Tante. Trinchen weiß, was die ‚Jungfer Katharine‘ zu bedeuten hat, und begnügte sich mit einigen Seufzern. Die Gute! Je höher die Tante thut und in die Luft wächst, je mehr beugt und fügt sie sich, bis sich plötzlich ihre Zunge theilt und sie mit Flammenworten redet. Wie dann der Tante Größe verschwindet, ihre Worte verwehen, wie Nebel vor den reinen Sonnenstrahlen. Ich dachte darüber nach und hörte nicht, was die Tante sprach, sie ward böse und sehr feierlich: — Rang und Stand sind Gottes Ordnung. Die Rose muß ihm als Rose blühen, das Gänseblümchen als Gänseblümchen. Es würde der Rose schlecht anstehen, sich hinabzubeugen zum Schmutz des Angers, und das Gänseblümchen wird sich vergebens bemühen, als eine Rose zu strahlen. So sprach die Tante und noch mehr; als sie schwieg, sang Trinchen leise:

> Du bist ein guter Hirt,
> Und wirst es ewig bleiben,
> O Jesu gieb, daß ich
> Dies mög' von Herzen gläuben;
> Laß hören deine Stimm,
> Daß ich davon erwach'
> Und als ein Schäflein dir
> Gehorsam folge nach.
>
> Ich kenne deine Stimm'
> Und hör' der Fremden keinen,
> Die meine Seele nicht,
> Sich aber selber meinen!
> Der Miethling hält ohn' dies
> In Noth bei mir nicht Stand,
> Drum folg' ich deiner Stimm'
> Und deiner Hirtenhand.
>
> O! daß ich möcht' auf dich,
> O Jesu, mein Anliegen
> Stets werfen, und in dir
> Allein mein Herz vergnügen,
> Hingegen stille seyn,
> Und sorgen ferner nicht,
> Weil du als Hirte weiß'st,
> Was deinem Schaf gebricht.

Bei diesen letzten Worten rannen der Tante die Thränen über die Wangen. Sie griff nach dem Taschentuch, ihre Finger waren so steif, sie konnte kaum zu den Thränen kommen. Ich kniete vor sie hin und mußte weinen, und Trinchen verließ schnell das Zimmer. Die arme Tante! Schmerzen quälen sie Tag und Nacht.

Dazu die Sorge um meine Zukunft. Ich weiß nicht, was sie aus mir machen will."

Der Nothstand der kleinen Haushaltung nimmt immer zu. Die armen Damen werden sogar von dem Schlosse vertrieben. Inzwischen findet die aufblühende Schönheit und die ihr selber unbewußte Liebenswürdigkeit des „armen Fräuleins" heimliche scharfe Beobachter und zärtliche Bewerber. Ein Herr von Tülsen drängt sich ihr etwas zu stürmisch auf, so daß sich das gute Kind nicht anders zu helfen weiß, als mit einem „Weiche von mir, ich habe nichts mit dir zu thun." Verständiger verfährt ein Herr von Schaffau, doch ist noch nichts über ihre Zukunft entschieden, die Tante stirbt, Trinchen erkrankt, alles Geld ist ausgegangen. „Der Arzt kam, er hat auch Medizin verschrieben, Jakob ging mit dem letzten Geld nach der Apotheke. Das kleine Dortchen habe ich als Wache in das Haus gesetzt und lief schnell nach Amtmanns. Ich bat, uns etwas Geld zu borgen. Sie waren sehr theilnehmend, die Frau meinte, ob ich wohl so vielen Sorgen gewachsen sey, ich möchte doch lieber unter andere Leute gehen. Erst will ich Trinchen zu Tode pflegen, sagt' ich, und mußte dabei weinen. Als ich zu Hause kam, habe ich Suppe gekocht, der Wind fuhr durch den Schornstein, Thüren und Fenster klappten. In der Stube heizt' ich, weil es kalt war. Trinchen seufzte, ich soll zu etwas nicht thun. O wie gern. Sie hat mich prüfend angesehen, ich habe mein Herz gehalten, sie merkte nicht, wie ich um sie besorgt bin. Jakob kam zurück mit der Medizin. Gegen Abend schlief Trinchen. Ich wanderte fort, das Haus ist zu klein, ich weiß keinen Ort, mich auszuweinen. Ich ging den Herrensteig, der Wind rauschte in den Wipfeln, oben an der Trift war es öde, der Schäfer saß nicht unter der Hainbuche, graue Regenwolken flogen über das Thal. Der Regen trieb mich fort. Am Plettenhaus kam ich vorbei, es lag so still und grau und öde, ich wollte hinein, es war verschlossen. Am alten Gewächshaus klirrte der Wind, eine starke Regenhusche trieb mich hinein, da habe ich gesessen und geweint, ich weiß nicht wie lange. Ein wunderbarer Schein weckte mich aus meinen Gedanken, ich trat in den Garten. Die schwarzen Wolken waren nach Morgen gezogen, die Sonne hatte Raum gewonnen und leuchtete in wunderbaren Farben über die Frühlingswelt ꝛc." Endlich erklärt sich Herr von Schaffau, führt die holde Braut heim und reißt sie und Trinchen aus aller Noth.

Die Unschuld der Erzählerin, die nicht begreift, was um sie vorgeht und die vollständig überrascht wird, ist von hoher Liebenswürdigkeit und beweist, daß die Verfasserin nicht blos eine Dame von großer Frömmigkeit, sondern auch von tiefer Menschenkenntniß und dem zartesten poetischen Gefühl ist.

Neuestes Werk über China.

1) Dreijährige Wanderungen in den Nordprovinzen von China von Robert Fortune. Nach der zweiten Auflage aus d. Englischen übersetzt von Prof. Dr. Himly zu Göttingen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1853.

2) Dasselbe Werk, übersetzt von Dr. Zenker. Mit Kupfern und Karten. Leipzig, Dyk, 1854.

Fortune machte von den englischen Niederlassungen an der Küste Chinas aus mehrfache Touren ins Innere des Landes, hauptsächlich, um die Handelsgärten zu besuchen und seltene Gewächse aufzukaufen. Dabei überschritt er bei weitem die den Europäern angewiesenen Grenzen und hatte auch häufig Unannehmlichkeiten mit Behörden, wurde beschimpft, bestohlen, sogar thätlich angegriffen, wußte sich aber mit echt britischer Zähigkeit und eiserner Stirne überall durchzubringen.

Im Allgemeinen stellt er den Chinesen ein gutes Zeugniß aus. Nach Canton und den Spitzbuben im Süden, die der Europäer zuerst und meistens, wenn er sich nicht länger aufhält, allein kennen lernt, darf man die Chinesen nicht beurtheilen. „Denn man muß bedenken, daß in jedem Lande die schlechtesten und gesetzlosesten Charaktere sich unter denen finden, welche Seehafenstädte bewohnen und welche mit anderen Ländern in Berührung kommen, und unglücklicher Weise müssen wir gestehen, daß europäische Nationen ihr Theil dazu beigetragen haben, diese Leute zu dem zu machen, was sie sind. Im Norden Chinas und hauptsächlich im Innern sind die Eingeborenen durchaus anders. Ohne Zweifel sind auch unter ihnen schlechte Charaktere und Diebe; aber im Allgemeinen ist der Reisende keiner Beschimpfung ausgesetzt und sind die Eingeborenen ruhig, höflich und gefällig." Fortune fand zwar gar oft verschlossene Thüren und hatte das tiefe Mißtrauen zu bekämpfen, das Chinesen gegen die „rothborstigen Barbaren" zu hegen nur zu sehr berechtigt sind, fand aber doch, wo das Eis gebrochen war, die höflichste Begegnung und wohlwollendste Gastfreundschaft.

Man darf nur die Schilderung des Besuches lesen, welchen Fortune bei den Priestern des großen Buddhatempels zu Tein-Tung machte, um die Chinesen von ihrer liebenswürdigsten Seite kennen zu lernen. „Mein

Schlafzimmer war eine Treppe hoch; um zu ihm zu gelangen, hatte ich einen kleinen Tempel zu durchgehen, einen solchen, wie ich ihn schon beschrieben habe, „der Tein-hau' oder der „Königin des Himmels' gewidmet, und mit mehreren anderen Götzenbildern angefüllt. Weihrauch brannte auf dem Altare vor den Götzenbildern; eine einsame Lampe warf ein trübes Licht auf die Gegenstände im Zimmer, und eine Art feierlicher Stille schien den ganzen Ort zu erfüllen. In dem Zimmer unten und auch in einem im Nachbarhause konnte ich die Priester, mit ihren Andachtsübungen beschäftigt, hören in dem singenden Tone, der ihnen eigen ist. Dann traf der Ton des Gong meine Ohren und pausenweise ein einzelner Laut der großen Bronceglocke im Glockenthurme, welches Alles anzeigte, daß die Priester sowohl bei ihrer öffentlichen, als auch bei ihrer Privatandacht waren. Inmitten solcher Art Scenen, in einem fremden Lande, fern von Freunden und Heimath sind Eindrücke im Stande, auf das Gemüth zu wirken, welche das ganze Leben hindurch lebhaft bleiben, und ich bin überzeugt, daß ich niemals die sonderbare Mischung von Gefühlen vergessen werde, die während der ersten Nacht meines Aufenthaltes bei den Priestern im Tempel des Tein-tung mein Gemüth erfüllten. Seitdem habe ich den Ort oft besucht, bin durch denselben kleinen Tempel gegangen, habe in demselben Bette geschlafen, und die nämlichen feierlichen Töne während meiner Nachtwachen gehört, und dennoch bleiben diese ersten Eindrücke in meinem Geiste deutlich und einzig in ihrer Art zurück. Die Priester erwiesen mir, von den höchsten bis zu den niedrigsten hinab, die ausgezeichnetste Aufmerksamkeit und Güte. So viele ich nur verlangte, folgten mir auf meinen Excursionen in der Nähe des Tempels; der eine trug mein Papier zum Einlegen der Pflanzen, ein anderer meine Pflanzen, ein dritter meine Vögel u. s. f." Fortune's botanische Excursionen in ganz neuen Gegenden, seine Besuche der Gärten in den reichen und sehr eleganten Städten haben einen ganz eigenen Reiz, und es wird Niemand gereuen, sein Buch zu lesen.

Ueber die Cultur der berühmten Zwergbäume der Chinesen bemerkt der Verfasser: „Man sagt, der Anfang der Procedur sey, die kleinsten Samen der kleinsten Pflanzen auszuwählen, was gar nicht unwahrscheinlich ist; allein ich kann davon nicht nach eigener Erfahrung sprechen. Jedoch habe ich oft chinesische Gärtner Ausläufer von Pflanzen für diesen Zweck aus den übrigen, in ihrem Garten wachsenden, Pflanzen aussuchen gesehen. Verkrüppelte Varietäten wurden allgemein dazu gewählt, besonders solche, deren Seitenzweige einander gegenüberstehen, regelmäßig sind; denn hievon hängt vieles ab: ein einseitiger Zwergbaum ist in den Augen der Chinesen von keinem Werthe. Der Hauptstamm ward nun in den meisten Fällen im Zickzack gedrehet, wodurch der Saftzufluß behindert und zugleich das Hervorsprießen von Seitenzweigen an solchen Stellen des Stammes befördert wurde, wo man sie am liebsten zu erlangen wünschte. Wenn diese Ableger in dem freien Boden oder in der Art von Pflanzschule Wurzel geschlagen hatten, wo hinein sie gepflanzt waren, wurden sie revidirt und die besten, zum Verpflanzen in Töpfe, herausgenommen. Dieselben Principien, derer ich schon erwähnt habe, wurden noch ferner im Auge behalten, indem man schmale und flache Töpfe wählte, so daß sie nur eine kleine Menge Erde im Verhältnisse zu den Bedürfnissen der Pflanzen halten konnten, und indem nicht mehr Wasser gegeben wurde, als knapp nothwendig war, sie am Leben zu erhalten. Sobald die Zweige sich entwickelten, wurden sie nieder gebunden und auf verschiedene Weise gedrehet; die Spitzen der Leitzweige und der stark wachsenden wurden abgekniffen, und alles Mögliche wurde angewandt, um die Erzeugung junger Schösse, die nur einigermaßen kräftig waren, zu verhüten. Die Natur kämpft in der Regel gegen diese Behandlung eine Zeit lang an, bis ihre Kräfte in großem Maße erschöpft zu seyn scheinen, worauf sie ruhig der Macht der Kunst sich ergibt. Der chinesische Gärtner muß aber immer auf seiner Hut seyn; denn sollten die Wurzeln seiner Pflanzen durch den Topf in den Erdboden gerathen, oder zufällig reichlich mit Feuchtigkeit versorgt seyn, oder sollten die jungen Schösse eine kurze Zeit hindurch dem Wachsthume in natürlicher Richtung überlassen bleiben, so würde die Kraft der Pflanze, die bis dahin unterdrückt gewesen, sich wieder erholen und das schönste Exemplar chinesischer Zwergmacherei zerstört seyn. Zuweilen, wie bei Pfirsichen- und Pflaumenbäumen, die man oft zwerget, werden die Pflanzen ins Blühen hinein getrieben, worauf sie, wenn Jahr auf Jahr sehr übertrieben blühend, wenig Neigung haben, kräftig zu wachsen. Die gewöhnlich zur Zwergbildung gebrauchten Pflanzen sind Fichten, Wachholder, Cypressen, Bambus, Pfirsich- und Pflaumenbäume und eine Species schmalblättriger Ulme."

In Bezug auf die Theecultur hat sich Fortune überzeugt, die gewöhnliche Voraussetzung, aller grüne Thee käme von Thea viridis und aller schwarze von Thea Bohea, sey irrig, „daß vielmehr die schwarzen und die grünen Thees der nördlichen Distrikte (derjenigen Distrikte, in denen der größte Theil des Thees für den fremden Markt gemacht wird), beide von derselben Varietät gewonnen werden, und daß diese Varietät die

Thea viridis ist, oder was man gewöhnlich die Grün-Thee-Pflanze nennt. Andererseits werden diejenigen schwarzen und grünen Thees, die in beträchtlichen Mengen in der Nähe von Canton gemacht werden, von der Thea Bohea oder dem schwarzen Thee gewonnen." Ueber die künstliche Färbung des grünen Thees sagt der Verfasser: „Aus diesen Untersuchungen erhellt demnach, daß alle grünen Theesorten, die zu uns gebracht werden, überzogen oder oberflächlich bedeckt sind von einem, sowohl aus Neublau, als auch aus schwefelsaurem Kalk oder Gyps bestehenden Pulver, was bei der Mehrzahl der untersuchten Proben der Fall war, mitunter mit einem gelben oder orangefarbenen Pflanzenstoffe; oder aus vorher mit Neublau gefärbtem schwefelsaurem Kalke, wie bei Nr. 8. und 9. und einem jener zuerst untersuchten; oder aus Neublau, der orangefarbigen Substanz mit schwefelsaurem Kalke und einem für Kaolin gehaltenen Stoffe, wie bei der ersten Probe der Fall war; oder von schwefelsaurem Kalke allein, wie bei den unglasirten Arten. Es ist eine Frage von Interesse, welche Absicht der Anwendung dieser Schminke zu Grunde liegt; ob, wie da, wo schwefelsaurer Kalk allein angewendet wird, er bloß als Absorbens der letzten Spuren von Feuchtigkeit hinzugesetzt wird, die beim Trocknen nicht gänzlich entfernt werden konnten, oder ob es, wie ich glaube, nur geschieht, um die eigenthümliche Blume und Farbe zu ertheilen, die den grünen Theesorten so eigenthümlich ist, und auf die die Consumenten so allgemein sehen, daß der Mangel der grünen Farbe, wie bei den unglasirten Arten, so viel ich höre, auf den Kaufpreis höchst beträchtlichen Einfluß hat. Dieß kann sicherlich nur davon herrühren, daß obige Thatsachen nicht allgemein bekannt sind, da es lächerlich seyn würde zu glauben, daß ein geschminkter und verfälschter Artikel (denn als ein solcher muß er wirklich angesehen werden), den Vorrang über einen ächteren behaupten sollte." Ueber die Theeausfuhr aus China erfahren wir:

Exporte nach Großbritannien für das Jahr 1846, endend mit dem 30. Juni	57,584,561 Pfd.
Nach den Vereinigten Staaten von Amerika in derselben Zeit .	18,502,142 „
Nach dem europäischen Continente für das Jahr 1845, endend mit dem 31. Dezember . . .	4,051,529 „
Summa:	80,138,232 Pfd.

Außerdem belaufen sich die Exporte nach Sydney und anderen Theilen Australiens zu etwa 4,000,000 Pfd.; die jährlich durch Landtransport nach Rußland gesandte Menge beläuft sich auf mehr als 5,000,000 Pfd. Wenn wir die Totalausfuhr auf wenigstens 90,000,000 Pfd. annehmen, oder — wenn wir hinzurechnen, was in Schiffen des Landes nach der Malaccastraße versendet wird — zu 95,000,000 Pfd., so werden wir der Wahrheit sehr nahe kommen. Obgleich dieß eine sehr große Menge zu seyn scheint, muß sie doch für unbedeutend gelten, wenn man sie mit dem vergleicht, was von den Chinesen selbst consumirt wird. Es ist von Sir George Stanton mit Recht bemerkt worden, ‚so ungeheure Mengen Thees werden jährlich in China producirt, daß ein plötzlicher Mangel an Nachfrage von Europa aus wahrscheinlich keine bedeutende Preiserniedrigung auf den chinesischen Märkten herbeiführen würde.‘ Der Verbrauch im Lande muß sehr groß seyn. Ein Chinese trinkt selten kaltes Wasser: Thee ist sein Lieblingsgetränk, wenn er durstig ist; er wird bei allen Mahlzeiten getrunken. Häuser, zu seinem Verkaufe, sind eben so häufig, wie unsere Wirths- und Bierhäuser in England. Schätzt man die Thee trinkende Bevölkerung China's auf 300,000,000 und nimmt man an, daß ein jeder Mensch sechs Pfund Thee jährlich genießt, so bekommen wir die große Summe von 1,800,000,000 Pfund."

Zu den Eigenthümlichkeiten China's, die mit dem Garten- und Ackerbau zusammenhängen, gehört der Gebrauch des frischen Düngers. „Die Sitte, den Dünger frisch zu gebrauchen, anstatt ihn erst verrotten zu lassen, ist ohne Zweifel durch lange Erfahrung für den jungen Reis als die beste befunden worden." Der Verfasser macht eine ausführliche Beschreibung von den Polizeianstalten, durch welche in allen chinesischen Städten jede Nacht sämmtliche Excremente sogleich entfernt und frisch auf die Felder geschafft werden.

Inzwischen ist die chinesische Polizei nicht in allen Beziehungen so rasch und energisch. Betrug, Diebstahl, offene Räubereien sind an der Tagesordnung. Der Verfasser selbst wurde mehrmals angegriffen. Was er von der erstaunlichen Feigheit der Chinesen sagt, die ihre Angriffe weniger gefährlich macht, stimmt so ziemlich mit dem überein, was auch andere Reisende einstimmig berichtet haben. Doch ist stark, was er von einem Angriff mehrerer Piraten auf sein wehrloses Schiff erzählt. Die Piratenschiffe griffen mit Kanonen an, Fortune war aber im Stande, alle diese Schiffe mit einer einzigen Doppelflinte abzuwehren, aus der er unter die Piraten feuerte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 15. 22. Februar 1854.

Geschichte.

Französische Geschichte, vornehmlich im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Von Leopold Ranke. Zweiter Band. Stuttgart und Tübingen. Cotta'scher Verlag. 1854.

In diesem zweiten Bande erörtert Herr Ranke die Geschichte Frankreichs von der Versöhnung Heinrichs IV. mit der katholischen Partei bis zum Tode des Kardinal von Richelieu (1594—1642) und weist darin auf klare und überzeugende Weise die allmählige Ausbildung der französischen Staatspolitik nach, die im direkten Gegensatz gegen Papstthum und Kaiserthum, Feudalismus und ständische Gliederung einzig auf Centralisation der weltlichen Macht ausging und vermittelst derselben im uneinigen Europa die Hegemonie oder das politische Uebergewicht anstrebte, was bisher dem deutschen Kaiser zugestanden hatte, und es auch wirklich unter Ludwig XIV. erreichte.

Die Eigenthümlichkeit in der Stellung Frankreichs lag darin, daß es als ein wesentlich katholischer Staat sich doch den protestantischen Staaten im Kampf gegen das Haus Habsburg und gegen die katholische Ligue anschloß, und daß es, indem es jene Allianzen mit Akatholiken einging, im Innern das protestantische Element in den Hugenotten unterdrückte. Die Erklärung dieser scheinbaren Widersprüche ist einfach. England, Holland, Dänemark, Schweden, das protestantische Deutschland waren ohne die Hülfe Frankreichs der gewaltigen Macht des Kaisers, zu dem Spanien und Polen hielten, nicht gewachsen, sie mußten daher ignoriren, was die katholische Regierung in Frankreich zum Nachtheil der Hugenotten that, ja sie mußten sogar wünschen, die französische Regierung möge, um stark nach außen zu seyn, durch keine Opposition im Innern gehemmt werden. Frankreich aber konnte nichts erwünschter kommen, als die Freundschaft der protestantischen Mächte, ohne die es sich zwischen den Kaiser und Spanien eingeklemmt in einer allzu schwachen Stellung befunden haben würde.

Schon Heinrich IV. erkannte die Unmöglichkeit, Frankreich protestantisch zu machen, und wurde wieder katholisch, um der Mehrheit in Frankreich gerecht zu werden. Das Edikt von Nantes, wodurch er die Hugenotten zufrieden stellte, und sein alter Kredit bei den nordischen Mächten setzten ihn in den Stand, die Vortheile, die ihm sein Katholicismus im Innern gewährte, mit denen zu verbinden, die ihm die reformirten Allianzen gewährten. Er hegte große Plane, er wollte sich an die Spitze des protestantischen Deutschland stellen, er strebte nach der Kaiserkrone.

Herr Ranke zieht in Ueberlegung, was daraus für Deutschland hätte folgen können im Stadium einer Verwicklung, die ein Jahrzehnt später den dreißigjährigen Krieg herbeiführte. „Dagegen lag in der Dazwischenkunft Heinrichs eine Möglichkeit, den Zusammenstoß der beiden Principien, der wenig Jahre darauf erfolgte, zu verhüten. Es ist sehr wahr, für die Selbstständigkeit des deutschen Reiches wären aus diesem Unternehmen große Nachtheile entsprungen; aber wir müssen bekennen, seit der Unterordnung des kaiserlichen Hauses unter die Krone Spanien, die eine Zeitlang zum Heile Deutschlands unterbrochen, sich damals wiederhergestellt hatte, waren die deutschen Fürsten und Stände nicht mehr in vollem Besitz der Selbstständigkeit. Da wir uns selber nicht retten konnten, war es nicht besser, durch die Hilfe eines andern gerettet zu werden? Schon blickten die deutschen Fürsten auch mit einer gewissen Eifersucht auf Heinrich IV., und übermächtig hätten sie ihn jetzt eben so wenig werden lassen, als einst ihre Väter zu Zeiten des Passauer Vertrags Heinrich II. So schmerzlich in

der Alternative zwischen Selbstständigkeit und Cultur die Wahl auch ist, jene war verloren; vielleicht ließ sich diese behaupten: die Cultur der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, die wohl in einer späteren Epoche durch eine höhere Stufe geistiger Entwicklung übertroffen worden ist, aber bei weitem ausgebreiteter, vielseitiger, volksmäßiger war, als die andere jemals geworden ist und werden kann, eine Cultur, die alle Lebenselemente der vergangenen Jahrhunderte in sich enthielt, und bald in einen allgemeinen Ruin begraben werden sollte." S. 138. Hier drückt sich Herr Ranke etwas diplomatisch aus. Wäre es im Ernst seine Meinung, Deutschland sollte unter der Hegemonie Frankreichs mit seiner damaligen „Cultur", d. h. der Renaissance, etwas Besseres haben erreichen können, als es erreicht hat? Uns dünkt, er hätte schärfer die welthistorische Bedeutung der Gegenpartei hervorheben sollen. Es war weder der damaligen Cultur noch der französischen Politik beschieden, den zähen Bau des Reichs und der Kirche zu zerstören. In dem Widerstand des katholischen Südens lag nicht blos spanisch-jesuitische Politik, sondern auch etwas sehr Volksthümliches und ein Stück alter Cultur, die mehr werth war, als alle Renaissance.

Indem Ranke die Macht charakterisirt, zu welcher sich Heinrich IV. emporgeschwungen, indem er einerseits als katholischer König von ganz Frankreich anerkannt, andererseits Mentor und Chorführer der protestantischen Mächte wurde, gibt er der Vermuthung Raum, eben deßhalb sey Ravaillacs Dolch gegen ihn von Spanien geschliffen worden. „Damals ging eine Meinung durch die Welt, daß die Mordthat durch den Einfluß von Spanien unter Connivenz des einen oder des andern französischen Großen vollzogen worden sey. Man erzählte, ein aus den Niederlanden eingegangener, schon vom 13. Mai datirter Brief habe von der Ermordung des Königs als einem vollbrachten Ereigniß geredet — die Prinzessin von Condé habe den König unmittelbar vorher vor den Anschlägen eines spanischen Agenten gewarnt —, hie und da ist die spanische Regierung mit Bestimmtheit, wiewohl ohne allen weitern Beweis, der That beschuldigt worden. In Frankreich hatte man eine Spur, wollte aber davon nicht reden. Eine Nonne in einem Kloster der Normandie sollte an dem Tage der Mordthat, ja in der Stunde derselben, sie durch einen Ausruf angekündigt haben; man sprach mit ihr darüber, sie sagte, sie habe die Vögel in der Luft davon reden hören. Papst Paul V. sah darin gleichsam eine göttliche Züchtignng, denn der König habe sich durch Liebe verblenden und durch den Ehrgeiz des Herzogs von Savoyen verführen lassen, die Ruhe Italiens stören zu wollen; er hatte sich, rief er aus, einem verkehrten Sinn hingegeben; der Herr der Heerschaaren hat es gethan. Das Gefühl der Spanier drückte sich in den Worten des Kardinals von Toledo in dem versammelten Staatsrath aus: Wenn Gott für uns ist, wer ist wider uns?"

Als König Heinrich IV. todt war, schien Frankreich unter seiner Wittwe, der streng katholischen Maria von Medici, allen Verbindungen mit den Protestanten wieder entsagen zu sollen. „Maria Medici neigte sich ihrer Natur und Herkunft nach jetzt vermöge ihrer ganzen politischen Stellung zu der geistlichen Auffassung und Partei. Merkwürdig, welch ein persönliches Motiv man bei ihr dafür geltend gemacht hat. Man brachte ihr eine Satzung des alten Kirchenrechts, nach welchem die Kinder gewesener Ketzer unfähig seyen, an die Regierung zu kommen, in Erinnerung; eine Satzung, durch welche ihre eigenen Kinder, wie sie selbst, die im Namen ihres Sohnes regierte, gefährdet würden und welche wohl von einer unabhängigen kirchlichen Gewalt im Reiche erneuert werden könne; die Idee von der Machtvollkommenheit des Papstes gehöre dazu, um den Dispens, auf welchem ihre Ehe und die Succession in Frankreich beruhe, vollkommen gültig zu machen." Es bedurfte wohl solcher Aengsten um das Recht nicht. Eine stets eifrige Katholikin aus der Familie Medici, ein Weib von natürlichem Verstand und Gefühl konnte die Dinge nicht anders auffassen, als wie sie sich eigentlich von selbst verstanden, und die unnatürliche Auffassung ihres verstorbenen Gemahls mußte sie eben so befremdet haben, als ihr die des jetzt allmählig auftauchenden Kardinal Richelieu zuwider war. Maria von Medici dachte gerade so ehrlich wie später Maria Theresia. Es ist bekannt, wie sehr Maria Theresia sich gegen die Theilung Polens, als gegen etwas Unnatürliches sträubte. Ganz eben so sträubte sich Maria Medici gegen die Unnatur, die im großen deutschen Glaubenskriege den Feldherrn der Protestanten, Bernhard von Weimar, mit einem Kardinal der römischen Kirche (Richelieu) vereinigte. Weiber fühlen in solchen Dingen in der Regel richtiger.

Die Unnatur kam aber der weltlichen Staatsgewalt in Frankreich zu Statten, das wußte Richelieu dem jungen König Ludwig XIII. begreiflich zu machen und die dumme fromme Mutter wurde bei Seite geschoben.

Richelieus diabolisches Genie klügelte vor allen Dingen aus, die immer noch in Frankreich selbst mächtigen Hugenotten durch ihre eigenen Glaubensbrüder außerhalb Frankreich zu unterdrücken. „Er beschloß, die Hugenotten durch ihre eigenen Glaubensgenossen zu bestreiten, die Kräfte seiner neuen Verbündeten von England

und Holland wider sie aufzurufen. Wenn England etwas für die Herstellung der Pfalz ausgerichtet zu sehen wünschte, mußte es nicht dem König von Frankreich vor allen Dingen freie Hand in seinem Lande zu verschaffen suchen? Bei den Holländern kam das Bedürfniß der französischen Subsidien hinzu, ohne welche sie ihren Krieg nicht weiter führen konnten. Einst war die Sache der französischen und die der niederländischen Reformirten eine und dieselbe gewesen; wie so ganz gingen sie jetzt auseinander." Richelieu erreichte seinen Zweck vollkommen. Er durfte ungestraft die Reformirten in Frankreich unterdrücken, die Reformirten außerhalb Frankreich schwiegen dazu und überhäuften ihn noch mit Liebkosungen. Durch Richelieus Einfluß verwandelte sich der dreißigjährige Krieg, den die Völker als einen Glaubenskrieg anzusehen fortfuhren, für die Regierungen ausschließlich in einen Wettkampf zwischen dem Haus Bourbon und dem Haus Habsburg, in eine Rivalität Frankreichs und Spaniens um die Hegemonie in Europa. Ranke geht so weit, die Ermordung Wallensteins wie die Heinrichs IV. zu motiviren, weil Wallenstein im Begriff gewesen sey, auf die französische Seite überzutreten.

Nicht ohne einen leisen Spott schildert der Verfasser die Mühen des Papstes, der seinen Ingrimm gegen den Kardinal Richelieu nie recht habe auslassen dürfen. Wenn es nun allerdings richtig ist, daß die alte Kirche Noth litt und eine moralische Niederlage erlebte, indem ein französischer Kardinal öffentlich mit den Protestanten gegen die katholische Partei gemeine Sache machte, so hat doch diese Politik Richelieus mit ihrer absoluten Unnatur und Diabolität den Protestanten wohl materielle, aber gewiß keine moralische Hilfe geleistet. Sie selbst handelten gegen ihr Princip, indem sie sich diesem Verführer hingaben.

Wozu Richelieu nur den Grund gelegt hatte, das bauten Ludwig XIV. und Napoleon aus, die Autokratie nach innen, die europäische Hegemonie nach außen. Allein ihre Schöpfungen waren von keiner Dauer und konnten es nicht seyn, weil sie gegen das göttliche, wie gegen das Völkerrecht und gegen die Völkernatur sündigten. Wenn Deutschland unter Friedrich dem Großen und Joseph II. Richelieus System adoptirte, so gereicht ihm immer noch die Ehrlichkeit zur Auszeichnung, womit es das Beste der Menschheit zu bezwecken vermeinte, indem es der Autokratie und Bureaukratie alles überließ, was vordem Sache der Kirche und der ständischen Gliederungen gewesen. Der Deutsche bildete sich wenigstens ein, bei ihm gehe nichts aus Egoismus, sondern alles aus humanen Tendenzen hervor, während der Franzose (und jetzt der Russe) von vorn herein beim erobernden Umsichgreifen seiner Autokratie des gröbsten Egoismus sich bewußt war. Die welthistorische Mission Richelieus, in Frankreich immer und immer wieder gescheitert, ist jetzt von Rußland übernommen worden und wird auch dort scheitern. Denn was sich Europa von Frankreich nicht gefallen ließ, wird es sich noch weniger von Rußland gefallen lassen, dessen Despotismus alle die liebenswürdigen Seiten entbehrt, die am französischen die Welt mitten im Elend bezaubert haben.

Reise.

Sängerfahrt des Kölner Männer-Gesang-Vereins nach London. Von Ernst Weyden. Köln, Eisen, 1854.

Einige achtzig Männer von Köln unternahmen im verwichenen Juni eine große Sängerfahrt nach London, um die dortigen Merkwürdigkeiten zu sehen, den Engländern ihre Kunst zu produciren und dadurch zugleich die Kosten herauszuschlagen. Das letztere hat man ihnen zum Vorwurf gemacht. Man hat gemeint, sie hätten sich vor den stolzen Engländern nicht erniedrigen sollen, um Geld zu singen; allein wir sehen darin nichts Schlimmes und möchten durch ein allzuphilisterhaftes point d'honneur die Fahrtenlust harmloser Sänger nicht stören oder trüben. Wenn ein frischer Tiroler im Drange einmal aus seinen Bergen herauszukommen und sich in der weiten Welt umzusehen, aber viel zu arm und ohne Reisegeld sich nun mit seinen heimathlichen Liedern die Thüren öffnet und gastfreie Aufnahme ersingt, wer möchte ihm das zum Vorwurf machen? Nur wenn er aus Gewinnsucht gewerbsmäßig umherzieht, verhält sich die Sache anders. Der Kölner Männergesangverein befand sich aber nur im ersteren Falle, nicht im letztern.

Die fröhliche Fahrt, unbefangen und heiter angetreten, nahm einen vollkommen glücklichen Verlauf. Die Kölner sangen in London vortrefflich, wurden sehr ehrenvoll aufgenommen, sahen alles, was sie sehen wollten, und empfingen von der Königin Victoria einen schönen Becher als Gastgeschenk.

Es wäre vielleicht nicht nöthig gewesen, ein so umfangreiches Buch (von 220 Seiten) darüber zu schreiben. Die Schilderung würde im Gegentheil, wenn kürzer und einzig bei der Sache bleibend, weit mehr angesprochen haben. Indessen können wir dem Verfasser das Zeugniß nicht versagen, daß die Bemerkungen, die er über das unterwegs Gesehene macht, einen gesunden Sinn beurkunden; besonders fühlte derselbe sich

ergriffen und innerlich empört über das französische Treiben in Belgien, über die unverschämte Anmaßung einer fremden Bildung unter einem kerndeutschen Volke. Brüssel fand er ganz unter dem Einfluß von Paris, geistig von dort kommandirt. Eugen Sue's niederträchtige Romane waren dort in Jedermanns Händen, von den Arbeiten der vlämischen Schule wußte ihm Niemand etwas zu sagen. — In London selbst machte der Verfasser die Bemerkung, daß schon hier sich ganz dieselbe den Deutschen zurückstoßende Ungeselligkeit der Mittelklassen zeige, wie in Nordamerika, und daß der Deutsche hier in keiner Taverne wieder finde, was er in Deutschland verlassen habe, den unbefangenen Frohsinn heiterer Gesellen, die sich zusammenthun.

Der Verfasser verbreitet sich auch über die Sehenswürdigkeiten Londons, die Kunstwerke, den Hof rc., doch hat uns in seinen Schilderungen am meisten angesprochen, was unmittelbar aus seinem biedern deutschen Gemüthe geflossen ist.

Gedichte.

Gedichte von Wilhelm v. Biarowsky. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1854.

In dieser Sammlung wird man durch viele neue und originelle Vorstellungen überrascht und erfreut sich zugleich an der frommen und edeln Grundstimmung des Dichters. Von der eben so eigenthümlichen als lebhaften Einbildungskraft desselben mag folgendes Gedicht Zeugniß ablegen:

Die Zeit.

Es ist ein räthselhaftes Weib
Mit Flügeln wundersam
Am ungeheuern Riesenleib —
' weiß nicht, woher sie kam.

Sie nennt sich Weltbeherrscherin,
Sie hat ein weites Reich,
Doch sind nur Todtenfelder drin,
Nur Schatten, hohl und bleich.

Sie ist so jugendlich und roth
So lieblich von Gestalt
Und doch zugleich so kalt und todt,
So häßlich, grau und alt.

Ein künstliches Geweb' sie webt —
Doch, was am Tag gemacht
Mit Müh' und Emsigkeit erstrebt, —
Zerstört sie über Nacht.

Sie trägt manch Kind in ihrem Schooß
Voll Schmerzen und voll Lust,
Doch grausam reißt sie, wenn es groß,
Es weg von ihrer Brust.

Sie bringt gar Vieles hier und dort, —
Doch sieh'! indem sie's bringt,
So nimmt sie's wieder mit sich fort,
Ob auch die Klag' erklingt.

Und willst du folgen diesem Weib
Da, wo sie bleibt und weilt, —
Und rufst ihr nach: „O halt' und bleib'!“ —
Mit stummem Hohn sie eilt.

Sie eilt und flieht mit raschem Tritt
Und Niemand weiß wohin,
Sie reißt im Laufe Alles mit
Und hat's doch kein Gewinn.

Sie wächst, doch sieh! indem sie wächst,
So nimmt sie sterbend ab,
Selbstmörderin, der Wieg' zunächst
Gräbt sie ihr eig'nes Grab rc.

Zuerst theilt der Dichter religiöse Lieder mit, zum Theil Uebersetzungen altlateinischer Hymnen, zum Theil eigene Gedichte. In den letztern herrscht bald mehr ein Zug zur Höhe:

Alles strebt empor zum Lichte,
Lebensfrische zu empfangen;
Eingedenk des höhern Ursprungs,
Will's nicht an der Erde hangen.

bald mehr ein Zug zur seligen Ruhe vor:

Jedes Menschenherz hienieden
Suchet Frieden,
Der des Lebens Mühen lohnt;
Mitten aus der Lüfte Toben
Quillt nach oben
Klag um Ruh', die hier nicht wohnt.

Der Dichter ist nicht so einseitig confessionell, daß ihm nicht die „Kreuze am Wege“ wohl gefallen hätten:

So oft auf meinen Wegen
Ein Kreuz ich hab' geschaut,
Da ward es mir zum Segen,
Ich hab' mich d'ran erbaut.

Es sprach: „In Christenlanden
Dein Weg und Wandel ist;
Da wird dein Gruß verstanden:
„„Gelobt sei Jesus Christ!““ rc.

Den frommen Liedern folgen Gelegenheits- und Liebeslieder, deren Empfindungen sich durch Wahrheit und Reinheit empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 16. 25. Februar 1854.

Geschichte.

Geschichte der Ereignisse in der österreichischen Monarchie während der Jahre 1848 und 1849 in ihren Ursachen und Folgen. Von Dr. Hermann Meynert. Wien, Gerold u. Sohn, 1853.

Wohl etwas breit, aber gewissenhaft, ehrlich und umsichtig geschrieben.

Der Verfasser kennt Land und Leute und sieht sehr hell. Von vorn herein zerstört er auf eine ganz prosaische, aber wohlbegründete Weise alle Illusionen, die man sich über die Wiener Revolution etwa machen könnte oder gemacht hat. Es ging damit äußerst natürlich und naiv zu. „Man hat sich häufig verwundert, daß selbst die, ihrer Wachsamkeit wegen bekannte Wiener Polizei keine bemerkbaren Schritte gethan, um die Manifestationen des 13. März zu hintertreiben. Unbekannt waren ihr die Vorbereitungen hierzu allerdings nicht geblieben, und mehrere ihrer Mitglieder ließen es an Anträgen auf ein energisches Einschreiten nicht fehlen. Allein die Polizei war, obgleich man ihr im Publikum noch immer eine große Macht beimaß, eben zu jener Zeit in ihrer Wirksamkeit bereits vielfach gelähmt; ein am unrechten Orte eingetretenes Ersparungssystem hatte sie in ihren Mitteln fühlbar beschränkt, und was ihr hiervon noch übrig geblieben war, konnte durch die von Seite der Bewegungspartei mit Eifer und Freigebigkeit betriebene Gegenspionage zum Theil paralysirt werden. Hierzu kam noch eine hergebrachte Scheu vor jedem öffentlichen Eclat; man meinte, eine Gährung dadurch zu beseitigen, daß man nicht an sie glaubte, und sträubte sich, durch faktische Vorkehrungen anzuerkennen, daß es in Wien eine Unzufriedenheit wirklich geben könne. Zudem hatte man immer nur die Wiener vor Augen, von deren Anhänglichkeit an das Kaiserhaus in der ungleich größeren Zahl man eben so gut überzeugt war, wie von ihrer politischen Indifferenz. Man vergaß aber, die fremden und ausländischen Elemente in Anschlag zu bringen, die bereits in die Bewegung eingedrungen waren und eine Stimme usurpirten; man vergaß die kindliche Unerfahrenheit der Wiener in politischen Dingen, die, jeder Erfahrung entbehrend, schon durch den Reiz der Neuheit, der Verführung ungleich zugänglicher war, als eine politisch geschulte Bevölkerung. Auch die größeren Volksmassen, obgleich namentlich in dem Stande der Arbeiter sich viele Ausländer, großentheils hitzige Demokraten und kecke Redner, befanden, beurtheilte man immer nur aus dem Gesichtspunkte des allgemeinen, gutmüthig-sinnlichen österreichischen Volkscharakters, ohne eben jene fremdartigen Einflüsse in Anschlag zu bringen. Eine Dame der höheren Gesellschaft soll noch am 13. den Scherz gemacht haben, daß man mittelst einiger Fässer Bier und einiger Metzen geselchter Würste die Volkshaufen auseinander bringen könne. Aber wo es sich um den schon erwähnten Reiz der Neuheit handelt, bekommt der gefräßige Pierrot der Volkssinnlichkeit auch bisweilen zu ganz anderen Dingen Appetit, als zu Bier und Würsten."

Inzwischen ist der damaligen Regierung doch mit Recht vorzuwerfen, daß sie den Geist der Bevölkerung und namentlich auch der studirenden Jugend in der langen Zeit der Metternich'schen Verwaltung nicht besser gelenkt hatte. Wenn sie nur einigermaßen die edleren Elemente dieses Volkes gepflegt hätte, so würde es nicht möglich gewesen seyn, daß eine Handvoll verachteter Juden und unreifer Studenten die Revolution hätten machen und Oesterreich ein halbes Jahr lang regieren können. Aber Metternich hatte alles verabsäumt, was dem Volk und der studirenden Jugend die sittlichen Werthe des Austriacismus irgend hätte zum Bewußtseyn bringen können. Im Katholicismus war kein Geist, Fürst Metternich

duldete ihn auf keinem theologischen Katheder. Die Möhler, die Görres waren nicht nach seinem Geschmack. Ihm beliebte nur der alte Schlendrian, die laxe Observanz, und er sah es lieber, wenn der Clerus mit Eifer sich der Küche, als der Kirche annahm. Dem weltlichen Liebäugeln des Josephinismus trat hier nirgends ein kirchlicher Ernst, ein h. Ambrosius mit schwerwiegendem Bischofsstab entgegen. Daher unter den Augen der altkatholischen Mutterkirche in Wien der allerseichteste Rationalismus, die trivialste Spaßmacherei, Leichtfertigkeit und Liederlichkeit überhand nahm und sich willig unter die Fahne jüdischer Literaten und frivoler Theatermänner stellte, denen Jahrzehnte lang die alleinige Lenkung des öffentlichen Geistes überlassen blieb, ohne daß Metternich ein Arg darin gesehen hätte. Auch das, wofür der Deutschösterreicher sonst ein so lebendiges Gefühl hatte und worin sein größter Stolz bestand, war unter Metternichs Regierung seinem Interesse entrückt worden, die Erinnerung nämlich, allen Stämmen und Angehörigen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation vorzustehen als das schlechthin kaiserliche Volk. Metternich hatte schon seit dem Wiener Congreß alle Fäden durchschnitten, welche die ehrwürdige Kaiserburg zu Wien mit den alten Genossen des deutschen Reiches verband. Er isolirte den Deutschösterreicher auf künstliche Weise, gegen dessen Neigung und besseres Gefühl, vom übrigen Deutschland. Er schwächte dadurch den germanischen Einfluß, den Wien bisher auf die Slaven, Ungarn und Italiener geübt hatte, und bewirkte, daß nun umgekehrt Wien dem Einflusse jener fremden Nationalparteien ausgesetzt wurde und das stolze kaiserliche Bewußtseyn verlor, das seine Bevölkerung früher immer ausgezeichnet hatte. Der kindisch gutmüthige Wiener wurde durch seine Literaturjuden für Polenschmerz und Ungarnschmerz, Griechenschmerz, Italienerschmerz und hauptsächlich Judenschmerz interessirt, und lernte darüber sich selbst und seine Nationalität vergessen. Die Wiener Poeten jammerten alle unisono in derselben Melodie der Schmerzen, wie Mickiewicz, wie Sylvio Pellico. Und die guten Wiener merkten nicht, daß der Text zu all diesen Ondeleien „Tod den Deutschen“ war, wie die Parole in Mailand. Denn es handelte sich von nichts, als im Sinne Mazzini's und Kossuths die Deutschen, als das bisher herrschende Volk, zu erniedrigen. Wie leicht hätte sich das stolzere Bewußtseyn der Deutschösterreicher gegen diese Intriguen der Panslavisten, Magyaromanen und Mazzinisten in Verfassung setzen lassen, aber es geschah nicht. Fürst Metternich ließ, trotz Censur und Polizei, Wien von einem im höchsten Grade deutschfeindlichen Geist überfluthen, der natürlicherweise zunächst gegen ihn selbst und gegen das Centrum gerichtet war, in welchem die Nationalitäten in der österreichischen Monarchie sich gebunden fühlten. Metternichs Regierung genoß lange den Ruhm, die conservativste der Welt zu seyn, und sie war das Gegentheil. Sie conservirte nichts, sie ließ alles fahren, überließ das Werthvollste, was zu schützen war, gerade den verächtlichsten und miserabelsten Feinden.

Es gewährt ein nicht geringes Interesse, im vorliegenden Werke dem Gange der Ereignisse zu folgen. In wenigen Tagen mußte Metternich vom Schauplatz abtreten und wurde das Ministerium Spielzeug eines Ausschusses von Studenten und Juden. „Demselben Tage, welchem seit uralten Zeiten das Scepter der fröhlichen Thorheit zuerkannt ist, dem Fastnachtdienstage (7. März), war es gebührender Weise vorbehalten, den Eintritt dieses neuen Elementes in die österreichische Staatsverwaltung anzubahnen. Es war schon spät Abends. In ‚einsamer Kneipe‘, wie ein aus der Quelle geflossener Bericht mit erhebendem Ernste meldet, beim Stern in der Alservorstadt, saßen sieben Jünglinge beisammen, meist Mediciner des fünften Studienjahres. Nachdem man allerhand ‚tolles Zeugs‘ getrieben, wie die jungen Staatsmänner vergnüglich erzählen, rief plötzlich ein Mediciner: ‚Hört Freunde, auch wir sollten eine Adresse ergehen lassen; hier vom Stern aus!‘ Der Antrag fand schnellen Anklang, und es wurde eine Zusammenkunft für den folgenden Tag bestimmt.“ Die Adresse wurde fertig. Die Regierung ersuchte das Professorenkollegium, die Herrn Studenten von der Sache wieder abzubringen. Die Herrn Studenten wollten nicht; die Professoren selber überreichten dem Kaiser die Adresse und dieser hatte nicht den Muth, sie zurückzuweisen. Von dort an waren die Studenten Meister der Stadt und der Regierung. Das war der Anfang des berüchtigten Aularegiments. Weil die guten Jungen aber doch gar zu unreif und in Weltgeschäften unerfahren waren, so erbarmten sich die Juden ihrer Einfalt und setzten sich unter sie, um durch sie und unter ihrem Namen selber die Gewalt in die Hände zu bekommen. Die Juden Fischhof und Goldmark waren es wenigstens, durch die zuerst die Studentenbewegung eine bestimmte Richtung erhielt, von deren Geschwätz und Paradereden sie sich leiten ließen. So kam der dreizehnte März zu Stande, an dem die Soldaten Meister vom Platz blieben, überhaupt nicht mehr als 36 Menschen umkamen, die Regierung aber allem Widerstand entsagte und freiwillig alles bewilligte, was die jüdischen Schreier, von den Studenten und dem Pöbel unterstützt, verlangten. Diese unbegreiflich scheinende Schwäche findet ihre Erklärung

in einem panischen Schrecken, von dem damals mehr als eine der alten Regierungen auf gleiche Weise ergriffen war, und in der Dummheit der Wiener Bourgeoisie, die sich philisterhaft herbeidrängte, um auch eine Rolle zu spielen und als Nationalgarde eben so das Spielzeug des Judengeschmeißes und der Kossuth'schen Agenten wurde, wie die Aula. Schon am 15. März kam Kossuth selber nach Wien und hielt dort wüthende Volksreden, in denen er versprach, den Strom der ungarischen Revolution in den der Wiener einzulenken, dieselbe dadurch unwiderstehlich anschwellen zu machen und zum Siege zu führen.

Die guten Wiener überließen sich einige Wochen dem Freudenrausche einer großen „Errungenschaft" und der Lustigkeit, mit der sie die neuen Costume, Feste und Schauspiele ihrer unblutigen Revolution anschauten und mitmachten. Die neue Bürgerpflicht diente so Manchen zum Vorwand eines vergnügten Müssiggangs und Kneipens. Wäre es auf die Wiener Bourgeoisie allein angekommen, so hätte sich sofort alles friedsam gestaltet. Man hätte sich in die neue Constitution ganz ehrlich eingelebt und den Kaiser hoch leben lassen. Das war aber nicht im Sinne Kossuths und Mazzini's, die um jeden Preis das Kaiserreich stürzen und auflösen, es keineswegs reorganisiren wollten. Deßhalb wurde nun das Geschmeiß wieder losgelassen, um wie Käfer im Dung aufs neue zu wühlen. Der Verfasser vorliegenden Buches spricht mit tiefer Indignation von der damaligen Wiener Tagespresse. Die neuerrungene Preßfreiheit wurde aufs schamloseste mißbraucht und die einst so berüchtigten Pariser Blätter von Marast und Hebert fanden hier ihre Nachbilder. „An allen Ecken häuften sich Plakate, an allen öffentlichen Plätzen, in allen Gassen erscholl der Ruf von Colporteurs und frechen Weibern, welche diese Produkte der zügellosesten Preßfreiheit ausriefen und unter allen Klassen der Bevölkerung verbreiteten, der beste Weg, die Gesinnung der charakterlosen Menge allmählig zu vergiften. Die demokratische und communistische Tendenz dieser Flugschriften, welche ihrem größten Theile nach zu dem Schmachvollsten und Schändlichsten gehörten, was noch irgend die Literatur eines Landes zu ihrem Abschaum gezählt hatte, war nicht zu verkennen, um so verderblicher für die niederen Klassen der Bevölkerung, welche das ihnen hier gereichte Gift mit jener Begierde verschlang, die stets mit dem Genusse der lang verbotenen Frucht verbunden ist. Auch die heiligsten Geheimnisse des Privatlebens wurden auf das Schamloseste profanirt, jeder Bube ergriff die Gelegenheit, irgend einen unbescholtenen, rechtschaffenen Mann, der ihm mißliebig geworden, öffentlich zu beschimpfen; mit einem Worte, die Preßfreiheit hatte eine Kloake geöffnet, an welcher ehrliebende Männer nur mit Ekel vorübergehen konnten. Zu gleicher Zeit tauchte auch eine Menge neuer Blätter auf, deren Zahl allmählig bis gegen hundert stieg. Die Mehrzahl derselben, die sogenannten Gassenblätter, schlossen sich an Gemeinheit, an Nichtswürdigkeit der Gesinnung, welche sich darin aussprach, ganz jenen Plakaten und Flugschriften an, und lebten meist von dem Interesse des öffentlichen Skandals. Einige derselben aber, z. B. die ‚Constitution', der ‚Freimüthige', ‚G'rad aus', der ‚Studentencourier', der ‚Charivari', das ‚demokratische Bürgerblatt', später der ‚Radikale' u. a. m., gingen schon tiefer in die zerstörenden Richtungen ein, deren Boden zu gewinnen Zweck und Absicht Jener war, welche sie in das Leben riefen und die an den nichtswürdigen Subjecten, welche sich an die Spitze stellten, eine ihrer würdige Schaar von Mithelfern in ihrem Werke fanden. Sonderbar, trotz ihres zerstörenden Einflusses und der Verbreitung, welche sie fand, hatte die Umsturzpresse doch keine eigentlichen Talente aufzuweisen. Die meisten Blätter dieses Gelichters, namentlich der vielgelesene ‚Studentencourier' (welchen die Aula, je nach dem Erfolg der Sache, bald indirect als ihr Organ anerkannte, bald desavouirte), waren in dem erbärmlichsten, schülerhaftesten Style geschrieben, trugen in allen ihren Abhandlungen die jammervollste Ignoranz zur Schau, und imponirten nur durch die cynische Frechheit und apodiktische Aufgeblasenheit, womit sie ihre Sätze aufstellten. Selbst Häfner, der Herausgeber der ‚Constitution', die als das erste Wühlerblatt Wiens betrachtet werden kann, war ein höchst mittelmäßiger Schriftsteller, und es bedurfte des Rausches und der Blindheit jener Zeit, um seinem gekrausten, überladenen Style, seiner hohlen Phraseologie, seiner affectirten politischen Sentimentalität und seiner erkitzelten Begeisterung Glauben und Beifall zu erwecken. Minder schmutzig, aber durch ihre anti-österreichische Tendenz und ihre socialen Ideen nicht minder nachtheilig, gebarte die ‚österreichische allgemeine Zeitung', welche nebst der demokratischen Monarchie in allen ihren Consequenzen, zugleich Aufgebung Italiens predigte. Manche Flugblätter begnügten sich übrigens nicht mit der Rolle des Pasquillanten oder des politischen Siebenweisen; sie sprachen durch die beigefügten Holzschnitte, auf welchen man Galgen mit daran aufgeknüpften, bestimmten Personen erblickte, noch weit unverblümter aus, was sie eigentlich wollten, und gewöhnten durch solchen bildlichen Unterricht den Pöbel bei Zeiten an die Idee des Laternisirens."

Die Kossuth-Mazzini'schen Agenten rasteten nicht, bis

die Ruhe in Wien abermals gestört, der Kaiser verjagt war. Oesterreich sollte nicht zur Ruhe kommen, sich nicht wieder consolidiren dürfen. Das war der Plan, zu dessen Ausführung sich die Aula und wieder von dieser die Nationalgarde brauchen ließ, wie der dumme Bauernjunge, mit dem man die Thür einrennt. Das war der Gipfel der Revolutionspolitik, den Kaiser durch seine guten Wiener selbst, und das Kaiserreich durch die treue Hauptstadt selbst vernichten zu lassen; aber was soll man von den guten Wienern sagen, die sich dazu hergaben?

Der 26. Mai enthüllte Kossuths Politik. Die Kaiserliche Regierung hatte endlich so viel Muth gewonnen, der Aulawirthschaft ein Ende machen zu wollen. Aber da empörte sich die Aula und ohne daß ein Soldat zum Widerstand kommandirt worden wäre, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen wurde, erhoben sich in allen Straßen Wiens furchtbare Barrikaden, auf denen aber weniger Schützen standen als „Dirnen", die sich's bei der heißen Witterung wohl seyn ließen. „Die Emeute des 26. Mai, in sich ohne Grund und Halt, barock und sinnlos, war doch in ihren Folgen nicht unerheblich. Sie stellte die Aula als den Mittelpunkt hin, um und für welchen nicht nur Wien, nein, die ganze Monarchie sich erheben sollte. Amtlich sollten die Provinzen in Kenntniß gesetzt werden, daß ‚nur im Interesse der gesammten Monarchie' Wien die Hefen des Volkes in Gährung gesetzt, seine Lustdirnen auf die Barrikaden gestellt habe. Die Aula schöpfte aus den Lufthieben und Schaubarrikaden dieses Tages die tröstliche Ueberzeugung und das Recept, wie man, ohne Kampf und persönliche Gefahr, lediglich durch Einschüchterung einer schwachen Regierung, durch erzwungene Ministerial-Proclamationen, tapfere und treue Soldaten schlagen, entwaffnen, vertreiben, den Marsch der Truppenkörper beliebig ändern könne. Das Proletariat lernte sich in seiner Furchtbarkeit kennen, und hielt am 26. Mai unblutige Probe für den blutigen 6. Oktober." Das hatten Kossuths und Mazzini's Agenten gewollt, deren Werkzeug die Aula war. Die österreichische Regierung sollte im Mittelpunkte gelähmt werden, um auch in die Bewegungen der Armee Unsicherheit zu bringen und die Verstärkung derselben zu hindern. Daraus allein erklärt sich auch, warum es hauptsächlich darauf abgesehen war, den Kriegsminister Grafen Latour zu beseitigen, der unter den schwierigsten Verhältnissen mit rastlosem Eifer für die Verstärkung der Armeen in Italien, Ungarn und Böhmen sorgte. Nur Kossuth und Mazzini hatten ein Interesse, den Grafen Latour aus der Welt zu schaffen, um die österreichische Armee in Ungarn und Italien zu schwächen. Die Wiener hatten nicht das mindeste Interesse dabei, sie ließen sich blind leiten von bezahlten Agenten. Unter diesen nahm damals die erste Stelle wieder ein Jude ein, ein gewisser Tausenau.

Der Kaiser war nach Wien zurückgekehrt, hatte ein österreichisches Parlament berufen und sich allen Forderungen gefügt. Die Wiener waren wegen dieser neuen Errungenschaft abermals zufrieden, aber die fremden Agenten desto weniger. Um jeden Preis mußte wieder Revolution gemacht, das Vertrauen gestört, der Kaiser abermals verjagt werden. Weil aber die Nationalgarde schon stutzig und auch müde geworden war und sich nicht mehr so leicht dupiren ließ wie früher, so wollten die Agenten Kossuths ein neues revolutionäres Element in Bewegung setzen — die Bauern. Zum erstenmal war jetzt von den Bauern die Rede, wurden die Bauern haranguirt, nach Wien zu großen Volksversammlungen eingeladen ꝛc.

Darauf folgte der 6. Oktober, die Ermordung Latours, die neue Flucht des Kaisers. Die letztere und die Flucht der gesammten kaiserlichen Familie war diesmal noch besonders durch das Gerücht motivirt, die Mörder hätten es auch auf den Mord einer erlauchten und erleuchteten Erzherzogin abgesehen. Als charakteristisch muß erwähnt werden, daß auch Tausenau sich aus dem Staube machte, nachdem er alle Vorräthe, welche die Bauern auf sein Zureden zur Unterstützung der Bürger in die Stadt brachten, für seine Rechnung verkauft und sich eine hübsche Summe zusammengestohlen hatte. Sein Verdienst war wenigstens, klar zu machen, aus welchen Motiven sich überhaupt Juden in Revolutionen mischen, die sie nichts angehen, und sich Völkern aufdrängen, zu denen sie kein Herz haben.

Nicht wenig charakterisirt es auch die liebe Jugend in der Aula, daß sie, sobald Fürst Windischgrätz sich Wien näherte, das Fersengeld gab und einer nach dem andern heimlich davonschlich, ehe noch ein Kanonenschuß gefallen war. Es blieb nur ein kleiner Rest von Studenten und was sich unter diesem Namen breit machte (Techniker, Barbiere ꝛc.) in Wien zurück. Den Wienern war überhaupt die Courage ausgegangen. Es bedurfte abermals fremder Elemente, um sie ein wenig zu steigern. Diesmal war es Robert Blum, der (auch als ein dummer Deutscher) den dummen Wienern Kossuthreden hielt und sie aufforderte, als Deutsche gegen Deutsche für die Magyaren ihr Blut zu lassen. Mit diesem letzten Mißgriff machte er der Wiener Revolution und zugleich seinem Leben ein Ende.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/3 Thaler.

Mittwoch, Nº 17. 1. März 1854.

Volksschulwesen.

1) Die Pädagogik der Volksschule in Aphorismen von L. Kellner. Vierte vermehrte Auflage. Essen, Bädeker, 1854.
2) Pädagogische Mittheilungen aus dem Gebiete der Schule und des Lebens. Von demselben, daselbst, 1853.

Der Verfasser ist einer der verständigsten, erfahrensten und wohlwollendsten Schulmänner. Er täuscht sich nicht im mindesten über die Mängel und Unzulänglichkeiten des modernen Volksschulwesens, er deckt sie alle mit großer Wahrheitsliebe und Unbefangenheit auf; aber er bleibt zugleich immer noch begeistert für das Princip und baut seine Hoffnungen immer noch auf den nämlichen Boden, den er sich durch offenherzige Mittheilung seiner Erfahrungen doch selber unter den Füßen weggezieht. Nachdem er die Mittel als unzulänglich und verfehlt charakterisirt hat, will er gleichwohl damit nach den Zweck erreichen.

Die „Mittheilungen“ sind so aphoristisch, wie die „Aphorismen“ selbst. Der Verfasser ergeht sich mit Bequemlichkeit in seinen Erinnerungen wie in einem zwanglosen Gespräch mit Freunden. An eine Ordnung der Materien ist dabei nicht zu denken. Aber der Stoff fällt fast überall gleich schwer ins Gewicht. Es sind wahrhaftige Lebensfragen unserer Zeit, die hier behandelt werden.

Wir wollen unsererseits den Stoff in zwei Hauptmassen verlegen. Es handelt sich von dem Volk, welches geschult wird, und von dem Volksschullehrerstande, dessen man sich dazu bedient.

In Bezug auf das Volk setzte man in vorigen Zeiten voraus, es sey nur in einer kleinen Minderheit zum Viellernen und Vielwissen berufen, die große Mehrheit gliedere sich in Stände und Berufsklassen, die nur für ihr Fach zunftmäßig heranzubilden seyen, der zahlreichste Stand der Bauern aber, wie auch der niedere Handwerker und Lohnarbeiter, bedürfe neben der Erlernung seines praktischen Geschäfts lediglich nichts als Unterweisung im Christenthum und im Lesen, Schreiben und Rechnen. Für die Dorfschulen reichte mithin neben dem Pfarrer ein schlecht besoldeter und vom gemeinen Bauer durch keine höheren Ansprüche getrennter Schulmeister aus, der nur wenige Stunden gab und daneben noch ein anderes Geschäft treiben konnte. Das Viellernen wurde den wenigen gelehrten Schulen und der universitas literarum et scientiarum vorbehalten. — In unserer Zeit setzt man dagegen voraus, das Volk sey in allen seinen Bestandtheilen zu einer gleich hohen und allgemeinen Bildung berufen und der Staat habe die Pflicht, deßfalls auch den ärmsten Kindern die gleichen Vortheile zu gewähren, welche die reichen genießen. Darum genüge das Lesen, Schreiben und Rechnen keineswegs mehr. Die Dorfschulkinder müßten in Geographie, Physik, Geschichte rc. unterwiesen und ganz besonders im Selbstdenken geübt werden. Man müsse höhere Menschen in ihnen erziehen und natürlicherweise können dazu die alten Schulmeister nicht ausreichen, man müsse ihnen hochgebildete und für die Menschheitsideale begeisterte Volkslehrer geben und zu diesem Zwecke in den Seminarien abrichten. Diese müßten wie an Bildung so an Ansehen dem Pfarrer gleich stehen, ja sie könnten vielleicht denselben ganz erübrigen. Sie legen in jedem Dorf kleine Bibliotheken, Naturaliencabinette an, sie bilden eine Generation nach der andern unter den Bauern zu eben der geistigen Höhe, wie die Städter. Einer meinte alles Ernstes, jeder Bauer werde künftig, wenn er auch noch hinter dem Pfluge gehe, doch Göthe's Wahlverwandtschaften in der Tasche haben, um in den Pausen darin zu lesen.

Das ist Struve's berühmtes Princip: „Wohlstand und Bildung für Alle." Aber nicht blos der radikale Struve, auch sehr conservative Cultministerien huldigen derselben Humanitätsidee und arbeiten fort und fort auf die Bildung des Volkes hin.

Herr Kellner thut das nämliche, wenn ihm die Unausführbarkeit auch oft so hell einleuchtet, daß man sich wundern muß, warum er nicht lieber das ganze Princip aufgibt. Hören wir, was er in den Aphorismen über den naturgeschichtlichen Unterricht sagt. „In unseren Landschulen wird dem Unterrichte in der Naturgeschichte verhältnißmäßig nur sehr wenig Zeit gewidmet werden können. Die Lesebücher sollen da das meiste und beste thun, weshalb sie Uebersichten, Klassifikationen und magere Beschreibungen enthalten. Mit solchen ist nun gar nichts gedient; sie ermangeln jenes frischen, belebenden Odems, der durch die Natur selbst weht, und werden gedankenlos gelesen und wieder vergessen. Soll das Lesebuch wirklich etwas nützen, so muß es keine dürren Aeste, sondern frische, grüne Zweige und Blüthen aus dem Naturgarten liefern, und deßhalb in der lebendigen Schilderung interessanter, belehrender Einzelheiten seine aufs Allgemeine Licht verbreitende Kraft suchen. Eine einzige frische Darstellung ist eine Sonne, die ihre Strahlen ringsumher versendet, und mehr erwärmt, als die kalten Sterne eines wohlgeordneten, glänzenden Systems. Dann muß aber auch der Lehrer einen solchen Stoff zu benutzen wissen und sich in den Lehrstunden durch Fragen, Erklärungen und die Aufforderungen zum Wiedererzählen von einer selbstthätigen Aufnahme überzeugen. Auch die Symbolik der Thier- und Pflanzenwelt, welche zumeist aus der zartesten und feinsten Beobachtung hervorgegangen ist, sollte man benutzen, um die Schilderung interessanter Einzelheiten zu beleben und mit poetischem Hauche zu durchwürzen." S. 73. Pflanzensymbolik aus dem Munde eines in einem Schullehrerseminarium wie gewöhnlich im plattesten Rationalismus erzogenen Provisors, das müßte etwas ungeheuer Abgeschmacktes und für die Dorfkinder völlig Ueberflüssiges seyn! Legt es doch die Aufklärerei der Schulmeister geflissentlich darauf an, was noch von alter Symbolik im Volksglauben erhalten ist, auszurotten. Tiefe Weisheit war in jenen sinnbildlichen und poetischen Anschauungsweisen des Volks eingekleidet. Die heilige Scheu vor Naturgeheimnissen sagte der Jugend und dem Volk besser zu, als wenn sie ihm jetzt die Schulmeister mit frecher Geberde aufreißen und ihm mit unsäglicher Selbstgefälligkeit beibringen, Josua habe die Sonne nicht können stillstehen heißen, weil sie sich gar nicht bewegt habe. Der fromme, wenn auch abergläubige Bauer hat etwas Feineres, als der moderne Schulmeister, der mit seiner Naturkenntniß kokettirt und sie nur zur Verhöhnung der Bibel mißbraucht. Der einfache Landmann ist überhaupt ein edleres Wesen, als der halbgebildete Seminarist. Auf den ersten Blick erkennt man in einem stolzwandelnden Tiroler mit aller seiner Bigotterie einen höheren Menschen, als in der Mißgestalt eines unserer vielen demokratischen Schulmeister mit all ihrem Geschwätz von Humanität. Die alten einfältigen frommen Zeiten bildeten bessere und tüchtigere Menschen und förderten insoferne die Zwecke der Humanität viel mehr als wir, die wir uns immer rühmen und doch nur Unrühmliches produciren.

Der Bauer, der sein Lebenlang hinter dem Pfluge gehen muß, braucht keine höhere Schulbildung und verlangt sie auch nicht. Es ist eine ganz überflüssige Sorge der Schulbehörden, wenn sie meinen, er müsse durchaus wissen, wo der Regen herkomme. Er wird sich doch auf den Regen besser verstehen, als alle gelehrte Stadtherren, auch wenn er die Entstehung des Regens physikalisch nicht zu erklären weiß.

Da die Erfahrung lehrt, daß bei weitem die größte Mehrheit auch derer, welche lesen gelernt haben, das Lesen nachher meiden und lediglich nichts lesen mögen, so darf die Frage nicht als ganz unvernünftig abgewiesen werden, ob denn überhaupt Jeder und Jeder lesen lernen müsse? und wenn wir nichts gegen diesen Zwangsunterricht einwenden, so geschieht es lediglich, weil obige Erfahrung uns beruhigt, daß doch nicht zu viel gelesen wird. Der Staat aber sollte jedenfalls, wenn er sich das Recht anmaßt, alle Unterthanen zum Lesen zu zwingen, auch der Pflicht eingedenk seyn, für bessere Lecture zu sorgen, als sie gewöhnlich dem Volk geboten wird. Wenn nun in Gottes Namen Jeder lesen lernt, so sollte das wenigstens auf die alte einfache Manier geschehen, aber in unsere Dorfschulen hat sich grammatikalische Gelehrsamkeit und die tollste Experimental-Methodik eingenistet. Herr Kellner erklärt sich S. 92 scharf dagegen. Und nun vollends die Humanistik, Erotematik, die sokratische Methode, die den Kindern nicht vorspricht, was sie nachlernen sollen, sondern alles künstlich aus ihnen selbst herausfrägt! Man sollte dem Manne, der das in die Dorfschulen eingeführt hat, ein Denkmal setzen. Denkmäler des Unsinnes und der Volksverderber wären überhaupt in unserem Zeitalter nützlicher, weil belehrender, als die Denkmäler, die man fort und fort einzelnen Poeten und Gelehrten errichtet, von denen das Volk weder etwas Gutes noch Schlimmes, weil gar nichts weiß, und glücklicherweise auch nichts zu wissen braucht.

Auf Universitäten hat man die Erdkunde in Verbindung gesetzt mit Geographie und Geschichte, um die Wechselwirkung zwischen Natur, Boden, Klima einer- und dem Menschen andererseits in großartigen Umrissen zu überblicken. Das glaubt man nun auch auf die niedrigsten Volksschulen übertragen zu dürfen. „Man sollte es kaum glauben, aber nichtsdestoweniger bleibts wahr, daß noch immer wohlgeschulte Elementarlehrer, wenn sie sich mit geographischem Unterrichte befassen, allemal mit dem schwersten, nämlich mit der Gestalt der Erde, ihrer Bewegung und Stellung zur Sonne, kurz mit der mathematischen Erdbeschreibung beginnen und ihrem Revisor hiervon zu allererst auftischen. Wenn A. W. Grube in seinen vortrefflichen ‚Geographischen Charakterbildern', an denen ich nur den hohen Preis (2¼ Thlr.) tadle, meint, man würde es vielleicht schon nach zwei Decennien wunderbar finden, wie es einst möglich gewesen, daß vierzehnjährige Schüler wohl die Namen russischer Flüsse und Provinzen aufzuzählen wußten, aber von der russischen Kirche und dem griechischen Cultus kein Wort gehört hatten, und wie der geographische Unterricht wohl die Namen sämmtlicher Residenzstädte auf dem weiten Erdenrund dem Gedächtnisse einprägte, aber das Wesen und die Bedeutung auch nicht Einer zur Anschauung brachte, — so glaube ich, daß ein Verfahren, wie das erwähnte, von allem Wunderbaren das Wunderbarste seyn muß. Der Zweck des geographischen Unterrichtes wird von Grube ganz richtig darin gefunden, daß der Schüler einen Blick bekomme für die Wechselwirkung der Erde und des Menschenlebens, und in dieser Anschauung sein eigenes Weltbewußtseyn entwickele. Dieser Zweck, so hoch und ideell er aufgefaßt, gilt auch für die Volksschule, freilich mit dem quantitativen Unterschiede, daß es sich in dieser nur um Annäherung handelt, und daß deßhalb das Weltbewußtseyn zunächst zum Bewußtseyn der Heimath einschrumpfe." S. 159. Also Dorfkinder, zwölfjährige Buben und Mädchen im Linnenkittel, sollen ihre Weltstellung nach Ritters Erdkunde und Humboldts Kosmos kennen lernen! Es bleiben nur noch eigentliche philosophische Studien übrig, aber auch zu diesen bietet die Dorfschule schon einen vielversprechenden Anfang in den Denkübungen und heuristischen Exercitien.

Das Allerlei von Wissen, was durch die in Seminarien gebildeten Schullehrer in die Volksschulen gebracht wird, ist in allen Beziehungen überflüssig, entbehrlich und kann nur schaden, nichts nützen. Es zerstört die Einfalt und Bescheidenheit in der dörflichen Jugend und macht sie doch nicht klüger. Das hier Gelernte wird entweder bald glücklich wieder unter der Feldarbeit ausgeschwitzt, oder es bringt Zweifel in die Gemüther, nährt die Religionsspötterei und fördert jenes freche Renommiren, das fast immer mit Liederlichkeit Hand in Hand geht und das aus dem ehrbaren Landvolk eine ekelhafte Copie des Stadtpöbels macht. Alle Ideale der Pädagogik werden hier nothwendig zu Karikaturen. Die Menschheit ist nicht geschaffen, um jene Ideale zu verwirklichen. Die Mehrheit ist auf rauhe Arbeit angewiesen und nicht auf hohe Bildung, und vermag sie nicht zu fassen. Auch im Christenthum wird nirgends vorausgesetzt, der Mensch sey jener allgemeinen höheren Bildung fähig; das unvernünftige und naturwidrige Streben darnach ist auch zugleich widerchristlich.

Wir müssen nun noch einige Blicke auf den Volksschullehrerstand werfen, die große Maschine, mit welcher die Unnatur und der Unsinn getrieben wird. Die Aphorismen bemerken: „Viele unserer jüngeren Lehrer gehen lediglich deßhalb zu Grunde, und enden mit Jammer, weil ihnen passender Umgang fehlt, und weil sie es nicht verstehen, ihre Stunden der Einsamkeit heilbringend auszufüllen. Auf einsamem Dorfe lebend, bisweilen selbst vom Pfarrer kalt zurückgewiesen, haben sie das drückende Gefühl des Alleinseyns, und fehlt es im Herzen am heiligen Eifer für Beruf und Fortbildung, mangelt es am Interesse für geistige Nahrung, dann kommt das Wirthshausleben, es kommt die Klippe der Bauernfraternität, an der so Viele Schiffbruch leiden, und frühe Heirathen ohne Wahl und Umsicht legen endlich den Grund zu Kummer und Nahrungssorgen. Es ist viel verlangt, daß ein junger Mann von neunzehn bis zwanzig Jahren, der aus dem Seminarzwange heraus auf einmal Herr seiner Zeit und Thätigkeit geworden ist, alle die Versuchungen mit Welt- und Lebensklugheit besiege, welche ihm auflauern, und er wird sie um so weniger besiegen, je geringer die sittlich-religiöse Bildung ist, welche er empfangen hat." S. 98. Das ist aber unnatürlich, daß solchen unreifen, höchst oberflächlich von allerlei Halbwissen übertünchten Jünglingen, die im Seminar die Studentenrenommisterei tölpisch nachgeäfft haben und in der Regel vom Unglauben und von der antibiblischen Polemik ihrer Professoren angesteckt worden sind, die dörfliche Jugend untergeben wird. „Wer nur zwanzig Schulen und die Büchersammlungen von zwanzig Lehrern musterte, wird sich mit mir überzeugen, wie viel noch fehlt, ehe in die Wirksamkeit der Volksschulen Einheit kommt, und wie bunt und kraus die Ansichten der Lehrer sind, welche oft in ein und demselben Bezirke schulmeistern. Alle Ansichten und Entwickelungsstufen sehen sich vertreten. Bei dem einen Lehrer findet man noch Overbergs oder Felbigers Pädagogik, bei dem andern dagegen Niemeyer oder Beneke,

beim dritten Barthel oder Diesterweg. In der Bibliothek dieses Lehrers steht Adelungs oder Splittgarbs Sprachlehre; der Nachbar besitzt dagegen den Wurst oder Becker. In nicht seltenen Fällen findet man leider nur Ursache, die geist- und lebenleere Gesellschaft zu beklagen, welche sich in den Bibliotheken der Volksschullehrer zusammengetroffen hat." S. 32. Wie können so arme angehende Schulmeisterlein sich überhaupt gute Bücher in hinreichender Zahl anschaffen, um selber das Wissen sich anzueignen, was sie der Jugend beibringen sollen? Hier wird die Geisteshoffart immer nur Bettelstolz bleiben.

Ein Anspruch, der nie befriedigt werden kann; ein Hochmuth, der von so vielen Demüthigungen begleitet ist, erzeugt nothwendig Unzufriedenheit. Daher sich an der letzten Revolution so auffallend viele Schulmeister betheiligt haben. Schon ihre geringe Besoldung steht im Widerspruch mit der hohen Rolle, die man ihnen aufgedrungen, mit der Vergötterung, die man mit ihnen wenigstens theoretisch getrieben hat. Sie sollen Humboldte in jedem Dorfe seyn und stehen sich oft nicht besser, als der Schweinehirt. Sie können aber nicht mehr rückwärts. Sie kommen schon mit dem Bewußtseyn eines Professors aufs Dorf hinaus, sie schrauben sich also mitten in äußerlicher Armuth geistig desto höher und armiren sich gegenseitig mit Stolz und Schwärmerei in ihren Conferenzen. „Daher datiren sich so viele Spiegelfechtereien und Selbsttäuschungen auf dem Gebiete der Pädagogik. Daher ist es gekommen, daß in manchen Gauen des lieben deutschen Vaterlandes unter zwanzig Lehrern wenigstens Einer eine Fibel edirt hat; daher kommt das unnütze Streiten in den Conferenzen, daher rührt es endlich, wenn Lehrer X. sich stolz in die Brust wirft und dabei von seiner neuen Methode spricht, weil er das Multipliciren gleich nach dem Addiren treibt, oder beim Schönschreiben das ‚g' erst nach dem ‚q' folgen läßt. Daher kommt endlich das unermeßliche aber nicht unsterbliche Heer der methodischen Leitfäden in allen Zweigen und Zweiglein des Unterrichts, wodurch den methodenwüthigen Lehrern das Geld aus der Tasche gelockt und die edle Zeit zersplittert wird. Somit darf es uns nicht wundern, wenn dieser und jener Lehrer seine Kenntnisse immer und immer nur aus seichten, durch die Methode oft nur getrübten Quellen schöpft und deßhalb auch nur Halbwahres auftischt, worüber der besser Unterrichtete mitleidig lächeln muß. Wer den Kindern auch nur die Entstehung des Regens vollständig klar machen will, muß seine Kenntniß aus anderen Quellen, als aus Rossels Realbuche oder Hoffmanns Unterrichte ‚von den natürlichen Dingen' geschöpft haben." S. 33.

Trotz alldem verzweifelt Herr Kellner nicht und hofft im Gegentheil von der „Begeisterung" in den Seminarien, sie werde am Ende doch noch lauter „gute Lehrer" erziehen. „Von guten Volksschulen erwarte ich sehr viel, und wir können gegenwärtig kaum abmessen, was sie für Wirkungen auf die gesammte Menschheit haben würden, da wir bis jetzt noch in der Entwickelungszeit leben und uns gestehen müssen, daß wir nur im Rückblick auf frühere Zustände des Volksunterrichts von guten Schulen reden dürfen. Nur ein guter Lehrer macht jedoch eine gute Schule, und wenn er fehlt, so ist alles Andere, was etwa geschehen möchte, nur hinreichend, um ein übertünchtes Grab zu schaffen." S. 17. „Herzen, Herzen brauchen wir für die Schulen, für das Volk und dessen Kinder, Herzen, die vom Strahl der göttlichen Liebe zu Stahl geworden, sich auch in Kummer und Noth nicht beugen, und darum eben dem armen Volke zeigen, daß wir Menschen nicht bloß vom Brode leben, sondern auch noch andere Speise kennen. Darum sind die Seminare am höchsten zu halten, welche die meiste Berufsliebe einflößen und in den jugendlichen Herzen die heilige Flamme der Begeisterung zu erregen und mit dem Oele der Gottesliebe zu nähren verstehen. Sie erst liefern uns, was wir brauchen und was uns Noth thut!" S. 113. Einen so uneigennützigen Enthusiasmus kann man in außerordentlichen Zeiten von einem kleinen Häuflein verlangen, nicht aber unaufhörlich und überall von einem ganzen Stande. Das wäre gegen die Natur. Auch ist nicht zu vergessen, daß viele Seminaristen ohne allen Beruf für ihr Fach demselben von ihren Eltern nur überantwortet werden, damit ihnen der Staat die Erziehungskosten erspare.

Was wir schon öfter in diesen Blättern ausgesprochen haben, können wir auch heute nur wiederholen: Das ganze moderne Volksschulwesen, wie es seit Adoption der Pestalozzi'schen Volkserziehungsideen von Seiten aufgeklärter Ministerien und seit der Gründung förmlicher Schullehrerseminare kaum erst ein Menschenalter erlebt hat, ist in unsern Augen eine Unnatur, und jene Seminarien, in welchen fort und fort ein Stand rekrutirt und exercirt wird, der bei eigenem unverbesserlichen Elend dem Volke nur zum Schaden und nichts weniger als zum Nutzen dient, sollten lieber wieder ganz aufgehoben werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Sonnabend, **N° 18.** 4. März 1854.

Sagenkunde.

1) Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausgeg. von J. W. Wolf. Erster Band, 2tes und 3tes Heft. Göttingen, Dietrich, 1854.

Diese Zeitschrift nimmt einen erfreulichen Fortgang, verdient aber auch rege Theilnahme, denn sie bietet sehr interessante Materialien und Studien.

Im zweiten Heft begegnet uns zuerst ein vortrefflicher Aufsatz von H. Leo über die alt-arische Grundlage des Nibelungenliedes, worin unsere berühmte Sigfriedsage auf die Sage vom Helden Karna im großen indischen Nationalepos Mahabharata zurückgeführt wird. Bekanntlich hat Kuhn in Berlin ein eigenes Studium daraus gemacht, die Spuren des Indischen im deutschen Heldenglauben aufzusuchen. Er ist darin (wie früher schon Hanusch) zu weit gegangen. Man kann nur, wie hier Leo thut, uralten Mythenstoff aus Asien nachweisen, ohne dadurch der durchaus eigenthümlich ausgebildeten Nationalität, Sprache, Gesinnung und Mythe der nordischen Völker zu nahe zu treten. — Hierauf folgen sehr interessante Mittheilungen aus den noch nicht gedruckten Aargauer Sammlungen des Prof. Rocholz. Möchte der verdiente Sammler doch bald das Ganze seiner reichen Sammlungen und Forschungen vorlegen! Sodann Mittheilungen von E. Meier, Pröhle, Hocker, Zingerle ꝛc., Sagen und Gebräuche betreffend. Eine Abhandlung über das Verhältniß des Dietrich von Bern zum historischen König Theodorich von Ringer ꝛc. Ein Herr Waldburg aus Czernowiz berichtet über Sagen und Gebräuche der Bukowina. Hier eine interessante Notiz: „Man findet bei den Huzulenmädchen in den Karpaten der Bukowina einen Gebrauch, der schönen, poetischen Anstrich hat. Zu gewissen Zeiten nämlich ersteigen sie die Glockenthürme und waschen die Glocken mit Wasser, in welchem wohlriechende Kräuter lange gestanden; dann waschen sie damit auch sich selbst, mit dem Wunsche: ‚Der Ruf ihrer Züchtigkeit und Häuslichkeit möge weithin erschallen, wie Glockenton'. Wir erlauben uns, gegen diese rationalistische Erklärung zu protestiren, indem wir annehmen zu müssen glauben, daß der höchst eigenthümliche Gebrauch nur bezweckt, einen magischen Rapport zwischen dem jungfräulichen Leibe und den Glocken zu erwirken, wodurch den ersteren die Heiligkeit und der Schutz der letzteren beschert werden soll. Denn nur reelle magische Wirkungen sucht der Aberglaube, im guten wie im bösen Sinn, niemals symbolische Spielereien.

Sowohl im zweiten als dritten Heft stellt der Herausgeber Vergleichungen zwischen irischen Heiligenlegenden und nordischen Göttermythen an. In Bezug auf den christlichen Stellvertreter des Thor im zweiten Heft möchten wir nicht so entschieden beistimmen, als in Bezug auf den des Odin im dritten. Die Legende des h. Albanus enthält in der That überraschende Züge, die nirgend anderswo hergenommen seyn können, als aus den alten Vorstellungen, welche die Angelsachsen vom Wodan mitbrachten.

Zu dem, was im dritten Heft S. 261 f. über die Personification des Todes bemerkt ist, möchten wir noch eine Hinweisung auf die Tut-Urfel hinzufügen, die jedenfalls hieher besser paßt als in die Legende der h. Ursula. Außerdem wäre zu erwägen, daß sich die „Tüden" oder Todtin als weiblicher Tod zur Tode, Töde = Pathin ziemlich ähnlich verhält, wie die Mummel (Nixe) zur Muhme. In beiden fallen wohl Geburts- und Todesgottheiten zusammen.

Zu S. 271, wo von der „schwarzen Kuh" die Rede ist, deren Erscheinung Unglück und Tod bedeutet, wäre noch hinzuzufügen, daß schwarze Rinder im Traum Tod

bedeuten. Einer Dame in Livland träumte, sie werde von einem pechschwarzen Ochsen gestoßen. Der Stoß war so heftig, daß sie davon erwachte, und von Stund an siechte sie und starb. Vrgl. Männling, Traumtempel S. 344. Diese Symbolik wird indirekt bestätigt durch die von der rothen Kuh. Rothe Kühe zeigen sich vor einem großen Brande und gehen in die Häuser, welche verbrennen sollen. Vrgl. Lehmann, Obererzgebirg S. 787. Die rothe Kuh spielt auch eine Rolle im nordischen Glauben und ist niemand anders als der böse Gott Loke selbst.

In einer sehr anziehenden Erörterung S. 305 f. wird von den Walkyrien berichtet, wie sie ihre geliebten Helden beschützen, als Schwäne sie retten und in weite Fernen tragen rc. Das gehört zu dem am meisten Poetischen der nordischen und deutschen Sage. Jedoch glauben wir, die Vergleichung dieser schönen alten Mythen mit einer christlichen Marienlegende hätte wegbleiben dürfen. In einem Zeitalter, in dem moderne Heiden und Juden alles ersinnen, um dem Christlichen seine specifische Heiligkeit zu nehmen, kann der Freund der deutschen Vorzeit nicht vorsichtig genug seyn in Behandlung der alten christlichen Legenden. Daß Züge aus altheidnischen Erinnerungen häufig in die Legenden der Ortsheiligen aufgenommen wurden, ist keinem Zweifel unterworfen, es konnte aber nur unter der Bedingung geschehen, daß der heidnische Stoff sich der christlichen Idee aufs fügbarste unterordnete, wie ein flüssiges Metall, welches ein neues Gepräge annimmt. Andererseits ging zur christlichen Zeit aus dem Volkscharakter manche poetische Blüthe auf, in der eben nur das Nationale, keineswegs aber das Heidnische vorschlug, und es wäre irrthümlich, jeden nur nationalen Zug auch als specifisch heidnisch bezeichnen zu wollen.

Sehr schätzbar sind im dritten Heft die Notizen über den Zusammenhang des Venusbergs mit der Frau Holt, Holda, Holle. Es fällt dadurch neues Licht auf das im Berge verschlossene immergrüne Paradies oder Elbenreich. Besonders erfreulich ist S. 275 die Vision des künftigen Jahressegens im Innern des Berges. Man sieht in den h. Nächten in jenem geisterhaften Garten den künftigen Frühling und Sommer vorher. Hier wäre an einen schönen Volksglauben in Schweden zu erinnern, dessen Arndt in seiner schwedischen Reise III. 86. gedenkt. Wer in der Christnacht nüchtern und schweigend in den Wald geht und bei Sonnenaufgang wieder heraustritt, sieht auf den Schneefeldern in einem Zauberbilde den vollen Stand der künftigen Erndte.

2) Harzsagen. Gesammelt auf dem Oberharz und in der übrigen Gegend von Harzeburg und Goslar bis zur Grafschaft Hohenstein und Nordhausen von Heinrich Pröhle. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn, 1854.

Wieder ein reicher Beitrag zur deutschen Sagenkunde. Unmittelbar aus dem Munde des Volkes gesammeltes Material. Der Harz hat viel Alterthümliches, also auch viele Sagen. Berg- und Bergwerks-Sagen schlagen darin begreiflicherweise vor.

Unendlich viele Züge, die auch anderwärts in der deutschen Volkssage vorkommen, wiederholen sich auch hier, mehr oder weniger variirend. Aber auch das schon Bekannte ist für die wissenschaftliche Untersuchung von Werth, weil es die weite Verbreitung der nämlichen Sagenkreise im deutschen Volke beurkundet.

Unter den rein geschichtlichen Sagen ist die anziehendste die von den Schnapphähnen, in Erinnerung an die Schreckenszeiten des dreißigjährigen Krieges. „Wenn zwei Harzer gemeinschaftlich aus einem Glase Schnaps trinken, so beobachten sie dabei diesen Brauch, daß derjenige, welcher eben getrunken hat, indem er das Glas dem Andern zuschiebt, neben dem Glase mit dem Finger auf den Tisch klopft. Der Andere antwortet auf die nämliche Weise. Davon erzählt man sich Folgendes. Im dreißigjährigen Kriege hat es auf dem Harze viele Bergleute gegeben, die haben auf ihre eigene Faust mit dem Kaiser Krieg geführt und weil die Herzöge von Braunschweig es auch mit den Papisten gehalten, auch gegen die braunschweigischen Behörden. Doch haben sie dem Bürger nichts zu Leide gethan. Aber kaiserliche Soldaten haben sie erschossen auf dem Marsche und auch in ganzen Schaaren Gefechte geliefert und kaiserliche Beamte aus den Ortschaften entführt, Kassen weggenommen und Pferde und Munition geraubt. Diese Leute hat man Schnapphähne genannt. Und Tilly hat Preise auf ihren Kopf gesetzt und sie wie Räuber behandelt. Sie haben sich aber bei Tage, oder wenn sie nichts im Schilde geführt haben, bald hier bald da ganz einzeln aufgehalten, und weil ihrer Viele gewesen sind, so haben sie ein Zeichen verabredet. Wenn nämlich ein Schnapphahn in einem Wirthshause oder sonst wo gewesen ist, wo er mit Andern Brannwein getrunken hat, so hat er bei jedem Schluck mit dem Finger auf den Tisch leise aufgeklopft. Ist nun noch ein Schnapphahn dagewesen, so hat der's gleich ebenso gemacht. Und daran haben sie sich erkannt. So haben sie sich überall schnell zusammenfinden und ihre Anschläge sich mittheilen und verabreden können, ohne daß Andere sie erkannt haben. —

Der Brauch vom Ausklopfen vor dem Trinken herrscht übrigens auch außerhalb des Harzes in Niedersachsen." S. 75.

Aus der Hexenzeit finden wir hier eine sehr eigenthümliche Freischützensage S. 14: „Der Förster vom Ahrensberge mußte einmal viel Wildpret nach Braunschweig abliefern, wohin damals noch die Jagd vom Ahrensberge gehörte. Er hatte aber einen alten und einen neuen Jägerburschen und der neue schoß täglich ein Stück Wildpret. Einstmals ging ihm der alte Jägerbursche heimlich im Holze nach, da sah er, wie der andere eine große Broombüchse, wie sie auch auf den Hütten gebraucht wird, um den Gehalt des Erzes zu erkennen, herauszog. Aus der Broombüchse aber flog eine Brummes (Bremse) heraus und darauf war auch sogleich Wildpret da. Als er geschossen und getroffen hatte, kam die Brummes wieder und flog in die Broombüchse hinein. Der alte Jägerbursche verkündigte aber dem Förster, was er gesehen hatte, und sogleich schickte der den neuen aus dem Dienste."

In mancher äußerlich unscheinbaren Sage liegt ein tiefer Sinn. Es ist bekannt, welche magische Gewalt man in früheren Zeiten der Jungfräulichkeit und der kindlichen Unschuld zuschrieb. Eine große Menge von Sagen und Legenden schreibt den reinen Jungfrauen und unschuldigen Knaben ohne alle Mühe eine erstaunenswerthe Zaubergewalt zu. Schon die Alten theilten diese hohe Meinung von der Unschuld. Die Vestalin entzündet das ausgelöschte Feuer auf dem heiligen Herde, indem sie nur ihren Schleier darüber deckt. Eine andere zieht mit ihrem Gürtel ein Schiff, das alle Anstrengungen der Männer nicht fortbringen konnten rc. Zu mancherlei Zauber kann man nur einen unschuldigen Knaben brauchen, z. B. zum Schauen in den Kristall. Noch heutzutage erweisen sich beim Tischrücken immer die kleinen unschuldigen Mädchen am kräftigsten. Auf derselben Voraussetzung beruht die Wirksamkeit der Opfer von Jungfrauen und Kindern, der Zauber mit jungfräulichem und Kinderblut rc. Mit diesem alten Glauben aber hängt ein zweiter genau zusammen, nämlich der Glaube von etwas Magischem im Nackten. Um gewisse Zauber vollbringen zu können, muß man nach dem Hexenglauben schlechterdings nackt seyn. Die Hexen fahren nur in die Luft, nachdem sie sich ganz entkleidet haben. Die Mädchen schauen durch zauberische Mittel ihren Zukünftigen in der Andreasnacht erst, nachdem sie das nämliche gethan. Um die Nacktheit her ist immer etwas Dämonisches, freilich nicht nach der Vorstellungsweise der daran gewohnten Südländer, wohl aber überall im Glauben des Nordens. Es ist gefährlich, sagt der Aberglaube, sich nackt vor ein Licht zu stellen. Wenn man um Mitternacht sich zwischen zwei Lichtern nackt im Spiegel besieht, steht der Teufel dahinter rc. Nach diesen Voraussetzungen nun erhält erst folgende Sage bei Pröhle S. 124 einen tiefern Sinn: „Vor vielen Jahren sind einmal zwei Frauen, eine Namens W.... und die andere Namens L....., aus der Altenau ins Gras nach dem Ochsenberge, der wohl eine Stunde von der Altenau liegt, gegangen. Weil es nun sehr heiß gewesen ist, so haben sie alles, was sie angehabt haben, bis aufs Hemd und den Rock ausgezogen. Beide haben sich schon ihre Trachten geschnitten und sind eben am Zurechtmachen derselben, als sie auf einmal ein Sausen und Brausen und etwas wie Pferdegewieher in der Luft hören. Schnell laufen sie, Grastuch, Zeug und alles, was sie bei sich gehabt haben, im Stiche lassend, davon, nach Hause. Wie sie aber wohl meinen, daß der wilde Jäger, denn sie haben gedacht, daß derselbe es gewesen, durchgezogen sey, da gehen sie mit Zittern und Beben wieder hin an den Ochsenberg nach ihrer Grastracht, ziehen ihr Zeug geschwind an, hacken ihre Tracht auf und machen sich davon." Die Geisterwelt offenbarte sich jenen Weibern erst in Folge ihrer Entkleidung, sonst würden sie wohl nichts gesehen und gehört haben. Ihre Vision ist eine Folge ihres Frevels. Wir glauben, daß sich in solchen Volksanschauungen der tiefste Zug deutscher Schicklichkeit und Sittlichkeit verräth, wie überhaupt die Volkssage zugleich die beste Volksmoral ist.

Eben deßhalb aber hat uns die Aufnahme der Sage S. 188 mißfallen, weil sie dem Volksgefühl schnurstraks widerspricht und mithin nicht echt seyn kann oder wenigstens im Hauptmotiv gänzlich entstellt seyn muß. „In der Sieber wurde 1853 ein Wilddieb durch Unvorsichtigkeit eines Jägers erschossen, dem lag vor vier Jahren ein kleiner Junge krank und man verzweifelte, daß er wieder genesen würde; da sprach der Wilddieb: stirbt mir der Junge, so schieß' ich den lieben Gott todt. Richtig, der Junge starb; da ging der Wilddieb hinaus, legte seine Büchse an und schoß in die helle Sonne. Gerade als dieß geschehen war, verdunkelte sich durch Zufall die Sonne und der Wilddieb dachte wirklich, er hätte den lieben Gott erschossen, wurde sogar bange, daß ihm die Andern deßhalb auf den Kittel steigen würden. Kurze Zeit nachher begab es sich, daß seine Frau einen kleinen Jungen gebar, da erkannten Alle, die das verstorbene Kind gekannt hatten, in diesem Kinde wieder das erste. Das Kind lebt noch, konnte schon wie es einige Wochen alt war sprechen, und erzählte oft von seiner Himmelsreise." Es widerstrebt dem natürlichen Sinn und Gefühl des Volkes offenbar,

einen Bösewicht, der die Flinte gegen Gott abfeuert, ungestraft bleiben, ja gar noch belohnt werden zu lassen. Die Sage ist entstellt. Das Schießen in die Sonne kommt öfter in Volkssagen des deutschen Südens wie des Nordens vor, wird aber jederzeit als ein ungeheurer Frevel angesehen.

Zu den bekannten Sagen von der einem Schlafenden in Mausgestalt aus dem Munde springenden Seele erhalten wir hier S. 68 eine sehr interessante Variante: „Zu Anfang der Zeit, da man schrieb 1700, ist ein Bergmeister gewesen, der hat Hinten geheißen und eine Haushälterin gehabt. Der hat er anbefohlen, ihn nicht vor der bestimmten Zeit zu wecken, wenn er am Nachmittage eingeschlafen sey. Sie soll ihn aber auch keine Minute länger liegen lassen. Wie er nun eingeschlafen ist, setzt sich die Haushälterin aus Vorsicht neben ihn hin und sieht genau nach der Uhr und dann nach ihrem Herrn. Auf einmal kommt ihm eine Maus aus dem Munde gekrochen, läuft an ihm hinunter und verschwindet auf der Erde. Wie die Weckzeit näher kommt, eine Minute vor der Zeit, kommt die Maus zurück und kriecht dem Bergmeister wieder in den Mund. Der Bergmeister wacht mit einem Schnarcher auf, zieht rasch sein Fahrzeug an und fährt nach. Und sicherlich hat er jedesmal durch die Maus Nachricht bekommen, daß die Leute falsch gearbeitet haben oder ausgerissen sind, denn er ist nie vergeblich gefahren. Nun ist auch einmal ein Bergmann vor Ort, der hat Schramm geheißen. Sie haben auf den Durchschlag gearbeitet. Es ist gerade Freitag gewesen und sie machen sich auf die Fahrt, um auszureißen. Wie sie ans Fahrloch kommen, sitzt der Bergmeister auf dem Fahrloche. So ist's ihnen dreimal gegangen. Das kommt den Bergleuten wunderlich vor, und sie erkundigen sich bei dem Gaipelaufseher, wie das wohl zugehen mag. Aber der hat nichts gesehen. Also forschen sie die Haushälterin des Bergmeisters aus, aber die sagt, er sey gar nicht aus dem Hause gegangen. Und doch haben ihn die Gedinghauer gesehen. Nach dem dritten Male kommt der Bergmeister, nimmt ab und sagt: wenn sie wieder ausreißen würden, so würden sie nie wieder aufs Geding kommen."

Die gelehrten Anmerkungen haben uns nicht in allen Beziehungen befriedigt. Man kann über manche noch sehr räthselhafte Notiz in alten Quellen nicht so rasch urtheilen, wie z. B. hier S. 280: „In Goëtia vel Theurgia 58 wird erwähnt, daß Olaus Magnus von einem Weibe berichte mit Namen Hagberta, welches sich ihres Gefallens pflegte zu verwandeln in eine seltsame, ungeheure Größe, bald auch sich wieder einzog, daß sie klein und bisweilen kleiner war denn andere Menschen; einmal machte sie sich so groß, daß sie bis an den Himmel reichte. hag ist Gehege, Befriedigung, Hagberta ist Frigg als Hügelgöttin, Berggöttin ꝛc." Hier ist erstens die Quelle Goëtia vel Theurgia sehr ungenügend bezeichnet und hätte der Verfasser auf die wahre Quelle, des Olai Magni, hist. de gentibus septentrionalibus im 3ten Buch, Capitel 14 (in der Amberger Ausgabe von 1599 pag. 115) hinweisen sollen. Wenn er diese Quelle selbst gehörig untersucht hätte, würde er gefunden haben, daß es sich hier nicht von einer Hügel- oder Berggöttin handelt, noch weniger von einer Verwandtschaft mit der „oberharzischen Klagefrau", von welcher der Verfasser auf jene Hagberta unmittelbar übergeht. Nach Olaus Magnus ist nämlich jene Hagberta nicht blos fähig, ihre eigene Gestalt zu verändern, sondern auch coelum deponere, terram suspendere, fontes durare, montes diluere, naves sublimare, deos infirmare, sidera extinguere, tartarum illuminare posse credebatur. Das ist eine Allmacht, über die Götter selbst erhaben, die mit nichts verglichen werden kann als mit der Macht der indischen Allgebärerin und Allverschlingerin Bhawani und ihrer übergeordneten Stellung über die indischen Götter. Ferner sagt Olaus Magnus, sie sey eine Tochter des Riesen Vagnost gewesen, über dessen mythischen Charakter wir noch keinen Aufschluß haben, ja dessen Name sogar schwankt, da er in andern Quellen Vagnoft heißt. Endlich verdient doch wohl Beachtung, daß der Name Berta, der sonst im nordischen Göttersystem gar nicht vorkommt, in dieser einzigen Stelle bei Olaus Magnus eine sehr hohe Bedeutung hat. Was die Vorsylbe Hag betrifft, so ist keineswegs dabei nothwendig an Haag, Gehege zu denken, viel eher an die davon abgeleiteten Begriffe des Heckens, Ausbrütens, der Hexerei. Wir maßen uns nicht an, die Sache entscheiden oder nur die Untersuchung an diesem Ort weiter führen zu wollen, es genügt uns, nur die Gründe unseres Bedenkens bezeichnet und uns entschuldigt zu haben, wenn wir bei dieser Gelegenheit wieder, wie schon bei mancher ähnlichen, vor allzu voreiligen Entscheidungen in sehr schwierigen Fragen warnen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, | N° 19. | 8. März 1854.

Biographie.

Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären. Reminiscenzen aus dem Leben eines ehemaligen Kaufmanns von Vincent Nolte. Zwei Theile. Zweite vermehrte Auflage. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke, 1854.

Das abenteuerliche Leben eines Kaufmanns. Schon von Geburt an war Herr Nolte zum Nomadenleben der Handelsspekulanten prädestinirt. Von einem deutschen Vater aus Hamburg stammend, im Jahr 1779 zu Livorno geboren, trat er im fünfundzwanzigsten Jahre in die Dienste eines Nanteser Hauses, kam hier bald in das Fahrwasser der Ouvrard'schen Spekulation, die ihn nach Nordamerika führte, und etablirte sich im Jahre 1812 zu Neu-Orleans. Allein er fand für gut, zur Zeit der Julirevolution nach Frankreich zurückzukehren, spekulirte nun hier, dann in England, dann in Oesterreich, machte viele Reisen nach Italien, nach Odessa 2c. und endete als — Journalist in der Heimath seiner Väter.

Seine Stellung, seine Verbindung mit den ersten Handelshäusern in der Welt, aber auch oft ein glücklicher Zufall verschafften ihm die persönliche Bekanntschaft der bedeutendsten Männer seiner Zeit und die Anwesenheit bei vielen wichtigen Weltereignissen. Schon in seiner Jugend sah er zu Livorno den General Bonaparte mitten unter den Lorbeeren des Jahres 1796. „Endlich trat heraus — von einer Anzahl Offiziere umgeben — ein kleiner, jugendlicher Mann, in einfacher Uniform, mit einem blassen, fast gelblichen Teint, und langen, schlichten, über beiden Ohren herabhängenden, rabenschwarzen Haaren — wie die der Floridanischen Wilden ‚Talapouches' genannt. — Dies war der Sieger von Arcole! Während er seinen Platz rechts im Wagen nahm und auf seine Adjutanten wartete, hatte ich einige Augenblicke Gelegenheit ihn genau zu beobachten — ein fortdauerndes Lächeln umschwebte den Mund, mit dem offenbar der übrige Mensch nichts zu thun hatte, denn der starre, untheilnehmende Blick, der aus den Augen herausschaute, zeigte, daß die Seele anderswo beschäftigt war. Nie hab' ich einen solchen Blick wieder gesehen! Es war der matte Blick einer Mumie, bis auf den Strahl einer gewissen Intelligenz, der das innere Leben verrieth, aber nur einen schwachen, mattschimmernden Schein gab. Fast hätten Macbeths Worte an Banquo's Geist: ‚there is no speculation in those eyes!' hieher gepaßt, hätte das, was schon geschehen war, und das, was noch geschehen sollte, in der Folge nicht erwiesen, welcher Geist in diesen starren Blicken lebte."

Als Nolte zum jungen Mann herangewachsen in die Handelswelt eintrat, war ihm vergönnt, in die großartigsten Verhältnisse desselben hineinzublicken. Das erste Haus in Europa war damals Hope in Amsterdam, gleichsam vertretend die ganze alte Größe des Handels, wie er vor der Revolution gewesen. Der größte Geldmacher unter den Kindern der Revolution selbst aber war der Franzose Ouvrard. Nolte bemerkt und sucht nachzuweisen, daß nicht einmal Napoleon das rechte Verständniß dieser beiden Größen gehabt habe, geschweige Thiers, dem er seine Anschuldigungen Ouvrards sehr zum Vorwurf macht. Ouvrard hatte Mittel gefunden, trotz der Wachsamkeit Englands, die Silberminen Mexiko's für Napoleons Kasse auszubeuten. Anstatt in tiefer Stille dieser Gold- und Silberquelle sich zu freuen, mißverstand Napoleon die Tragweite dieses geheimen Geschäfts, glaubte darin nur Eigennutz des Unternehmers zu sehen und zerriß die fein gesponnenen Fäden desselben gewaltsam, in der thörichten Meinung, wenn er selber nur erst Herr von Spanien wäre, auch die

überseeischen Provinzen und deren Schätze vollständig zu erbeuten. „Hätte die gewaltsame, eigenmächtig durch Napoleons unbeugsamen Starrsinn erzwungene Auflösung der genauen Verbindung Ouvrards mit dem spanischen Hofe, die von dem ersteren geöffneten, ergiebigen Geldquellen der spanischen Krone nicht verstopft, so würden, nach dem unvermeidlichen Aufschub einiger Monate, eines Jahrs vielleicht, den die Vorbereitungen erfordern mochten, die Silberminen Mexiko's der französischen Schatzkammer lange steuerpflichtig geblieben seyn. Was späterhin durch die erzwungene Abdankung Karls des IV. und seines Thronerben in Bayonne erfolgte, mußte den Bruch der Colonien mit dem Mutterlande nach sich ziehen — in Amerika hatte das Säbelregiment Napoleons seine natürlichen Grenzen gefunden und der neueingesetzte Monarch Spaniens fand keinen Gehorsam. Es ist unmöglich, die Auseinandersetzungen zu lesen, welche Thiers in dem 22. und 24. Kapitel seines 6ten Bandes über die Ouvrard'schen Verhältnisse und Verwickelungen gegeben hat, ohne sich zu überzeugen, daß es dem Verfasser stets in Allem besonders darum zu thun gewesen ist, seinen Helden so vorwurfsfrei als möglich zu schildern." In der That hat Thiers den wahren Zusammenhang der Sache nicht begriffen und überhaupt das Verhältniß Napoleons zu Spanien mannigfach verschleiert, anstatt es aufzuklären. Von Ouvrard erfahren wir hier noch eine gute Anekdote. Napoleon hatte ihn nach Vincennes gefangen setzen lassen. Wie vertrieb er sich die Langeweile? „Endlich, sagte er, hatte ich das rechte Mittel gefunden. Ich bin zufällig mit meiner Hand in eine meiner Rocktaschen gefahren und habe dort ein Packet Stecknadeln entdeckt. Ich holte sie sogleich heraus, zählte sie sorgfältig, eine nach der andern, fand, wie Leporello im Don Juan, die Zahl 1003, nahm darauf die ganze Quantität in die Hand und zerstreute sie durch Würfe nach allen Seiten meines Gemaches hin. Darauf begann ich ihre Wiedereinsammlung, bis ich dieselbe Zahl zusammenzubringen im Stande war. Jedesmal fehlten ihrer drei, vier, fünf und mehrere. Ich ruhte und rastete nicht, bis ich auch diese wieder gefunden hatte — manchmal verging eine ganze Stunde im Spekuliren, wo sie wohl seyn und stecken könnten, dann spähte ich alle Löcher, Ritzen in den Wänden oder am Boden aus, und so hatte ich Tage lang für meinen Geist und meinen Körper zugleich eine heilsame, ununterbrochene Anstrengung und Beschäftigung."

Nolte gibt an, persönliche Eifersucht gegen Ouvrard wegen der berühmten Mlle. Georges habe Napoleon zu so extremen Schritten verleitet. Dabei werden scandalöse Anekdoten erzählt. Napoleon beschenkte einmal die Georges mit einem kostbaren Diadem von Brillanten, das er für seine Gemahlin Josephine zu theuer gefunden hatte. Mit diesem Schmuck erschien die Georges öffentlich im Theater: „Am Anfang des zweiten Aktes erschienen die Majestäten der Bühne, der König und die Königin. Mlle. Georges, in dem vollen Glanze ihrer Zauberreize und ihrer herrlichen Figur, erhöhete diese imposante Erscheinung durch ein strahlendes Diadem und Ohrgehänge nebst Halsschmuck, alles strotzend von blitzenden Diamanten. So wie sie der kaiserlichen Loge näher trat, verrieth eine hastige Bewegung Josephinens, die sich über die Brustwehr der Loge vorwärts beugte, und dann plötzlich, wie von einem Blitzstrahl getroffen, in ihren Armsessel zurückfiel, daß sie in dem Schmucke einen Bekannten, ihr großes Desideratum erkannt hatte. Während dieses Zwischenspiels in der kaiserlichen Loge blieb Napoleon, wie man erwarten darf, völlig unbeweglich. Für die Pariser Welt ward ein solches Ereigniß eine wahre Fundgrube neuer Anekdoten über die Scenen, die in den geheimen Gemächern der Tuilerien nach der Rückkehr vom Theater vorgefallen seyn sollten."

Auf diese Weise würzt der Verfasser die Geschichte der Handelsspekulation im Anfang des Jahrhunderts durch allerlei Pikanterien. Die Handelsgeschichte selbst bietet deren dar. Das Haus Hope mußte die mexikanischen Schätze unter neutraler Flagge über das Meer bringen. „Man hat es nicht vergessen, daß ein einziges Haus im Norden Europa's zu Anfang des englisch-französischen Krieges eine solche Menge von Schiffen und Ladungen gedeckt und neutral gemacht hatte, daß die englischen Kreuzer auf die häufige Wiederkehr desselben Namens in den Fakturen und Conossementen aufmerksam gemacht, den verdächtigen Umstand benützten, um sie aufzubringen und die Condemnationen zu erhalten. Denn diese wurden aus dem einzigen Grunde ausgesprochen, weil es nicht möglich seyn konnte, daß ein einziges Haus die Meere mit einem so großen Kapital bedecken konnte, als hier binnen kurzer Zeit auf denselben zum Schwimmen gebracht ward. Die Mittel zur Bekämpfung dieser ersten Schwierigkeit mußten in den Vereinigten Staaten gesucht werden." Bei seinen Hin- und Herreisen litt der Verfasser auch einmal Schiffbruch an den Bahamainseln.

In den Aufenthalt des Verfassers zu Neu-Orleans fällt die berühmte Belagerung dieser Stadt durch die Engländer und Jacksons großer Sieg im Jahre 1815. Er gibt davon als Augenzeuge eine sehr umständliche Beschreibung. Dann vertieft er sich in die angloamerikanischen Wahlintriguen, wobei wir jenen General Jackson und seine Partei als Hauptfeinde des Verfassers erkennen.

die ihn auch zu dem Entschluß brachten, Amerika endlich wieder zu verlassen. Bevor dieß aber geschah, begegnete dem Verfasser noch gar viel Interessantes. Auf der Reise nach Europa kam er gerade zur Schlacht von Waterloo zurecht. Nachher machte er die Bekanntschaft Lafayette's und verschaffte diesem General die Mittel zu seiner bekannten Rundreise durch die Vereinigten Staaten von Amerika, wobei er auch sein Ehrenbegleiter war.

Endlich definitiv nach Europa zurückgekehrt, hatte sich Nolte eben in Marseille etablirt, als er auf einer Reise nach Paris gerade zur Julirevolution zurechtkam. Er lernte die Größen jener Zeit, auch Künstler kennen und vertrieb sich die Zeit ganz angenehm, nur seine Geschäfte nahmen einen üblen Ausgang. Bei einer großen Waffenlieferung unterlag er dem Betruge der Theilnehmer. Eine Spekulation auf England, wobei er die Ehre hatte, der damals noch sehr jungen Königin Victoria vorgestellt zu werden, mißlang ebenfalls, indem ihn hier der Herzog Karl von Braunschweig in Folge des Waffenlieferungsvertrags als Schuldgefangenen festsetzen ließ. Das sind die Wechsel im Kaufmannsleben. Nolte ist ein Fatalist und macht sich in dieser Beziehung über den Weltlauf keine Illusionen. „Im Spätsommer des Jahres 1822 erforderten die Geschäftsverbindungen meines Hauses einen abermaligen Besuch Europas, und ich entschloß mich zu dieser Reise. Ich landete in Havre. Hier ward ich von der vereinten Börse mit großer Auszeichnung, selbst mit einer Art von Jubel empfangen. Mit allen den ersten Häusern in Verbindung, hatte ich alle ihre Aufträge ausgeführt. Allen Baumwolle gesandt und bedeutenden Gewinn in ihre Tasche geworfen. Mehr bedurfte es nicht, um jedesmal, wenn ich an der Börse erschien, einen kleinen Hof um mich her zu versammeln, und mich mit endlosen Einladungen zu ‚dejeuners dinatoires' und Diners verfolgt zu sehen. Wäre es möglich gewesen, daß ich mich in Hinsicht der Quelle dieses Empfangs und dieser Zuvorkommenheiten einer Täuschung hätte hingeben können, so hätten mich einige Blicke auf des Meeres Ufer, in der unmittelbaren Nachbarschaft des Hafens, bald zur Besinnung gebracht, denn was erblickte ich? Den großen Chateaubriand, damals noch im Zenith seiner Glorie, ohne alle Begleitung, einsam und verlassen am Gestade wandelnd, und seine Träume oder Inspirationen verfolgend. Er verdiente diese sichtbare Vernachlässigung eben so wenig, als ich die mir gegönnte Auszeichnung, das fühlte ich in meinem Innern. Seine Verdienste ruhten auf einem Piedestal, das mit der Zeit ihn immer höher erheben wird, die meinigen bestanden in einem wohlberechneten, glücklichen Griff in den Baumwollenmarkt, den die Conjunktur begünstigte, und dessen Folgen schon das nächste Jahr aufhörten nachhaltig zu seyn, wie es sich weiterhin zeigen wird." Darin liegt wahre Philosophie.

Die letzten Spekulationen des Verfassers gingen nach dem Orient. Er schildert seinen Aufenthalt in Venedig und Triest, seine Reise nach Odessa, seinen Verkehr mit den vormärzlichen Finanzmännern in Wien. Damals trat er auch zuerst als Schriftsteller auf und schrieb „Stellung und Aussichten des Welthandels 1845" und „über die Hafenfreiheit in Triest". Zuletzt hat er in Hamburg den „deutschen Freihafen" und die daraus hervorgegangene „deutsche Handelszeitung" redigirt, bis dieses Blatt einging, auch das Beneke'sche Assekuranz-Werk umgearbeitet.

Die vorliegenden „fünfzig Jahre" enthalten die Quintessenz seiner Erfahrungen und sehr interessante Abenteuer und verdienen um so mehr die Beachtung der Lesewelt, als Memoiren aus dem Gesichtspunkt eines Kaufmanns selten sind und viele neue Seiten des Weltgetriebes ins Klare setzen. Auch ist die Darstellung frisch und lebendig.

Sagenkunde.

3) Tirol. Natur, Geschichte, Sage im Spiegel deutscher Dichtung. Herausgegeben von Ignaz Vinz. Zingerle. Mit einem Titelbild. Innsbruck, Wagner, 1852.

Eine Sammlung fast aller, jedenfalls der schönsten Gedichte, in denen die Natur, alten Erinnerungen und die Heldenkraft Tirols gefeiert werden. Wir haben nur ein sehr schönes vermißt, vom verstorbenen Grafen Alexander von Württemberg, um dessen Aufnahme wir den Herrn Herausgeber ersuchen, wenn sein Werk in zweiter Auflage erscheint. Es steht in den Gedichten, die im Jahr 1837 in Stuttgart in der Brodhagschen Buchhandlung erschienen sind, S. 64—73. Wir entheben demselben nur die schönen Strophen, in denen die Heimbringung von Hofers Leiche aus Mantua durch treue Tiroler Schützen geschildert wird:

Zu Mantua am Hochgericht,
Wer klimmt dort von den Zinnen
Des Walles? Ist's ein Truggesicht?
Verwegenes Beginnen!

Tiroler-Jäger sind's, fürwahr!
Die steigen ohne Zagen
Herab, als gält' es nicht Gefahr,
Wie von der Luft getragen. —

Bald hat erreicht der Fuß den Grund —
Sie sind zur Grabesstelle. —
Den Hügel küßt der Krieger Mund,
Ihr Auge wird zur Quelle.

Zu Mantua am Hochgericht
Suchen im Schutt und Steine,
Die Jäger auf aus Kindespflicht,
Des Märtyrers Gebeine.

Nicht soll im fremden, welschen Land
Des Helden Asche modern;
Es soll dem tapfern Wirth zum Sand
Hell die Erinnrung lodern. —

So gruben sie in finstrer Nacht
Mit blankem Bajonette,
Gar bald der Leichnam ward gebracht
Aus seinem kühlen Bette. —

. . .

Aus Mantna das Bataillon
Zieht ab im Heimathsdrange;
Doch hallt der Hörner lauter Ton
Nur ernst — im Trauerklange.

In kurzem, abgemeßnem Tritt
Zogen sie auf der Straßen,
Der Zug gar düster förder schritt,
Man hört nicht singen, spaßen. —

Jedweder eifert, um ein Stück
Von dem Geripp' zu tragen.
Noch keinem Helden gab das Glück
Solch einen Leichenwagen. —

Ein Bollwerk gegen welsches Land,
Starrt ihnen bald entgegen,
Der Aelpler steile Riesenwand,
Mit kühn gewundnen Stegen.

Wie hat der Jäger tapfres Herz
Laut in der Brust geschlagen,
Als sie den Helden alpenwärts
Zu Berge nun getragen!

Die alten Gletscher flammten Gluth
Aus ihren greisen Mienen;
Den Sandwirth grüßten, roth wie Blut,
Mit Donner die Lawinen. —

Es wird genügen, diese schönen Stellen ausgezeichnet zu haben, um zu beweisen, daß das ritterliche Lied des schwäbischen Grafen wohl das Gastrecht in der Innsbrucker Liedersammlung verdient.

4) Deutscher Volksglaube in Sang und Sage. Herausg. von R. Hocker. Göttingen, Dietrich, 1853.

Herr Hocker, der sich um die Alterthums- und Sagenkunde des Mosellandes schon mannigfaches Verdienst erworben, stellt hier fast alles zusammen, was von altem heidnischen Glauben und Aberglauben durch neuere Dichter in Romanzenform gebracht worden ist. Wir sind zwar kein Freund von dieser Form. Die Romanzendichter haben, während sie bei den gebildeten Klassen allerdings den Sinn für die alte Volkssage wieder weckten, doch auch zugleich die Sage, wie sie noch im Volksmund erhalten war, oft verfälscht, indem sie dieselbe verschönerten, moderne Sentimentalitäten, wohl gar Anspielungen auf moderne Zustände und Streitfragen hinein mischen zu müssen glaubten. Inzwischen ist auch Vieles treu und wahr von den Dichtern aufgenommen nnd wiedergegeben worden, dessen wir uns mit Recht erfreuen. Im Allgemeinen ist die Vorliebe für die Romanzen, wie sie seit einigen Jahrzeiten sich geltend gemacht hat, ein gutes Zeichen. Die Romanze ist jedenfalls stoffhaltiger, als es die meisten nur in Empfindungen schwelgenden Lieder sind. Das Publikum hat von so viel windiger Lyrik einen leeren Magen und Hunger nach etwas Festem bekommen. Da nun der Stoff gerade das Wichtigste an der Romanze ist, so ziemt es sich auch, sie nach ihrem Inhalt und nicht immer blos, wie noch von Hub geschehen ist, nach den Verfassern abzutheilen. Der Verfasser sind so viele, ihre Lebensgeschichte ist in der Regel so uninteressant, daß es höchst überflüssig ist, ihnen in einem Sammelwerk Biographien und Charakteristiken zu widmen. Es ist vollkommen genug, wenn man das Beste, was sie geschrieben haben, sammelt und dem Inhalt nach in passende Rubriken bringt. In dieser Beziehung nun ist die Sammlung Hockers sehr zu empfehlen.

Der Verlagshandlung möchten wir bei dieser Gelegenheit ein besseres, namentlich stärkeres Papier empfehlen, welches den Druck auf der andern Seite weniger durchschimmern ließe. Zwar ist Hockers Sammlung nicht ganz so durchsichtig und doppeldruckig, wie das erste Heft von Wolfs Beiträgen zur Mythologie, aber doch auch nicht rein und klar genug.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 20. 11. März 1854.

Geschichte.

Der Untergang des Hellenismus und die Einziehung seiner Tempelgüter durch die christlichen Kaiser. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte von Ernst von Lasaulx. München, liter.-artist. Anstalt 1854.

Eine historische Abhandlung von 150 Seiten, in deren engen Raum eine Fülle der interessantesten und lehrreichsten Thatsachen zusammengedrängt ist. Die Grundlehre, die aus allen diesen Thatsachen vorleuchtet, betrifft die Macht des Glaubens, der nichts widerstehen kann. Wo der meiste, reinste und tiefste Glaube war, da war der Sieg. Der Verfasser wagt, diese Lehre auch auf Gegenwart und Zukunft anzuwenden und in den bevorstehenden Krisen Europas dem den Sieg zu verheißen, bei dem die Kraft des Glaubens seyn werde.

Herr von Lasaulx beginnt mit den beglaubigten Nachrichten, die über die erste Ausbreitung des Christenthums uns erhalten sind, und mit den Stellen der Alten, die vom Christenthum als einer neuen Judensekte mit Widerwillen und Verachtung sprechen, die berühmten Stellen aus Tacitus, Plinius, Sueton. Den Aeußerungen der Geringschätzung folgen bald politische Aechtungen, Verbote, Verfolgungen. Aber weder der Stolz des gebildeten Heidenthums, noch die Macht der Kaiser konnte die christliche Wahrheit unterdrücken. Wer den Wundern nicht glauben will, die immer neue Bekehrungen veranlaßten, muß wenigstens anerkennen, daß eine tiefe innere Erschütterung durch das Heidenthum ging und dessen Bekenner an sich selbst irre machte. Hier eine beglaubigte Thatsache, die unter die Wunder der Legende gehört, aber auch den Wunderfeinden einleuchten wird als psychologisch erklärbar. „Als einst unter der Regierung des Licinius in einem Lustspiele im Theater zu Heliopolis in Phönicien der Mime Gelasinus, mit weißen Kleidern angethan, in eine große Butte voll lauwarmen Wassers geworfen wurde, zur Belustigung der Zuschauer und zur Verhöhnung der christlichen Taufe, erklärte er nach Empfang dieser Taufe vor allem Volke: daß er von nun an nicht mehr auf der Bühne auftrete; denn ich bin, sagte er, ein Christ geworden und werde, nachdem ich in dem Taufbade die furchtbare Macht Gottes geschaut habe, auch als Christ sterben. Worauf ihn der rasende Pöbel sofort auf der Bühne steinigte."

Man kann nicht groß genug denken von der geistigen Macht, die in den jungen Christengemeinden fortarbeitete, bis sie die tief wurzelnde und unendlich reich verzweigte Cultur des Heidenthums und die Befehle der allmächtigen Kaiser zugleich überwunden hatte.

Das vorliegende Buch stellt sich zur Aufgabe, die kaiserlichen Edikte in Bezug auf das Christenthum von Anfang an der Reihe nach aufzuführen. Anfangs schien die kleine Sekte noch unbedeutend und wurde nur wie ein neuer heidnischer Cultus aufgefaßt. Kaiser Tiberius war schon geneigt, Christus neben andern fremden Göttern und Heroen gelten zu lassen. Erst die Ausschließlichkeit der Christen und ihr offensives Auftreten gegen alle älteren Culte erregte in dem Maaß, in dem ihre Zahl wuchs, Haß und sogar Furcht bei den Heiden. Nun erst begannen die blutigen Verfolgungen. Die vielen Blutzeugen aber dienten nur, die Wahrheit des Christenthums um so einleuchtender zu machen und seine Macht zu verstärken. Daher standen die Kaiser von der Verfolgung wieder ab, erließen Toleranzedikte und fingen an, die christliche Partei zu ihren politischen Absichten zu benutzen. Von nun an war das Heidenthum verloren. Denn wenn auch viele Gesetze wiederholt einschärften, zwischen beiden Religionen solle vollkommene

Gleichberechtigung bestehen, so konnte doch keine Staatsgewalt der propagandistischen Mission der Kirche Halt gebieten.

Unter Constantin dem Großen war es kein Zweifel mehr, welche Religionspartei die stärkere sey. Dieser Kaiser begünstigte daher die Christen auf alle Weise und gründete sich in Constantinopel eine überwiegend christliche Residenz im Gegensatz gegen das noch überwiegend heidnische Rom. Allein er faßte das Christenthum lediglich als Staatsmann auf und vergaß nicht, wie viele heidnische Unterthanen er noch habe. Er duldete also nicht nur die Heiden, sondern nahm auch den Schein an, als gebe er selbst den heidnischen Cult noch keineswegs auf. Er verband wie auf seinen Münzen, so in seinen Tempeln und Denkmälern das Heidenthum mit dem Christenthum in eine Art von Union, die zunächst nur seiner eigenen Vergötterung zum Piedestal dienen sollte. Vom heutigen Gesichtspunkt aus erscheint das befremdlich, zu seiner Zeit war es ganz begreiflich. Hier eine Schilderung der Gründung von Constantinopel, aus der am deutlichsten erhellt, wie Constantin sowohl Christenthum als Heidenthum nur zu Schildhaltern seiner Selbstverherrlichung machte. „Bei der Grundsteinlegung der westlichen Ringmauer am 4. Nov. 326, als die Sonne im Zeichen des Schützen stand und der Krebs die Stunde beherrschte, waren der Neuplatoniker Sopater als Telestes und Prätextatus als Pontifex thätig; Constantinus selbst bezeichnete einen Speer in der Hand, den Lauf der Ringmauer. Seine Begleiter fanden, er schreite zu weit aus, und einer wagte die Frage, wie weit noch, Herr? worauf er antwortete: bis der stehen bleibt, der mir vorangeht, gleich als sähe er ein überirdisches Wesen vor sich herwandeln. Viertehalb Jahre später am 11. Mai 330 erfolgte unter abermaligen großen Feierlichkeiten und unter dem Beistande des Astrologen Valens die Einweihung und die Namengebung. Auf dem sogenannten Milliarium am Forum ließ er den Wagen des Sonnengottes aufstellen und auf diesem als Begleiterin des Helios eine kleine Tyche, die auf dem Haupte ein Kreuz trug und bei deren Einweihung alles Volk Kyrie eleison sang. Dem Milliarium gegenüber (auf dem umbilicus urbis) standen die kolossalen Bilder des Kaisers und seiner Mutter Helena, nach Sonnenaufgang gewendet und zusammen ein Kreuz haltend mit der Inschrift: Einer ist der Heilige, einer der Herr, Jesus Christus zur Ehre Gottvaters. In der Mitte des Kreuzes aber war das Bild der Glücksgöttin der Stadt angebracht, magisch geweiht und an einer Kette angeschlossen, deren Schlüssel in der Basis vergraben lag. Und so lange dieses Kleinod unversehrt blieb, sollten es auch das Glück und die Herrschaft der neuen Kaiserstadt seyn. Auch bestimmte er bei dieser Gelegenheit, daß für alle Zukunft alljährig an demselben Tage eine große goldene Statue, welche ihn darstellte mit der Tyche der Stadt auf der ausgestreckten Rechten, in feierlichem Fackelzuge durch den Circus gefahren werden, und daß der jeweilige Kaiser sich vor diesem Bilde prosterniren solle.“

Eben so merkwürdig war die Uebersiedlung des Palladiums aus Rom nach Constantinopel. Der christliche Kaiser trieb mit diesem heidnischen Talisman einen starken Cultus. Er wollte denselben aber unter der großen ägyptischen (gleichfalls dem heidnischen Cult angehörigen) Porphyrsäule bergen, welche die Römer aus Theben am Nil geholt hatten. „Die Ueberfahrt des Kolosses dauerte drei Jahre, seine Aufrichtung ein volles Jahr. Als er in Constantinopel angekommen und aus den Flößen in die Stadt gebracht werden sollte durch das sogenannte Sophienthor, und der Boden dort weich und sumpfig war, so daß man fürchtete, die Säule werde auf ihm nicht fortgebracht werden können, machten sie zu diesem Zwecke einen eisernen Schienenweg, woher dann später das genannte Thor den Namen der eisernen Pforte erhielt. Auf der Spitze der Säule ließ er eine aus Ilion hergebrachte eherne Apollonstatue unter seinem Namen weihen, in ihr einen Theil des Kreuzes Christi, welches seine Mutter Helena in Jerusalem wiedergefunden hatte, verbergen, das Haupt derselben mit einem Strahlenkranze, der aus Nägeln des Kreuzes Christi gebildet war, umgeben, und zwischen die Strahlen selbst die Worte schreiben: dem der Sonne gleich leuchtenden Constantinus: damit er wie ein Abbild der neuen Sonne der Gerechtigkeit über seiner Stadt walte. Endlich in der Basis dieser Säule ließ er, wie ein Sibyllenspruch es vorausgesagt hatte, und wie die constante Tradition der Byzantiner behauptet, das heimlich aus Rom weggenommene Palladium mit vielen andern Schicksalspfändern des Reiches beisetzen: damit so lange sie dieses Heiligthum bewahre, die Stadt unversehrt bleibe. An diese Porphyrsäule und was sie enthielt knüpfte sich dann bis in späte Zeiten hinab unter den Christen der Hauptstadt ein förmlicher abergläubischer Cultus, indem man sie durch angezündete Wachskerzen und Weihrauch verehrte, und durch Gelübde und Bittgebete zur Abwehr jeder Noth anrief: wie es denn überhaupt schwerlich wird geleugnet werden können, daß seit dieser Zeit dem wahren Christenthum ein hellenisches Christenthum angewachsen ist.“

Der Verfasser macht hiezu eine mysteriöse Bemerkung: „Wenn dies Palladium, welches Troja mit Rom,

Rom mit Constantinopel verknüpft hat, und dieses mit einer andern Stadt auf slawischer Erde verknüpfen wird, aus seiner engen Behausung befreit zum drittenmal aufsteigt an das Licht der Sonne: dann erst wird der gegenwärtige Welttag unter — und unsern Enkeln vielleicht ein neuer aufgehen." Inzwischen ist der Czaar noch nicht im Besitz dieser interessanten Spolie des klassischen Alterthums und die slawische Kirche auch wohl nicht berufen, Europa zu regeneriren.

Indem die Wagschale der Macht sich immer tiefer gegen die christliche Seite neigte, trat für die Kaiser das Interesse ein, die überreichen Tempel der Heiden zu plündern und ihren großen Grundbesitz zu säcularisiren. Man ging damals mit dem heidnischen Kirchengut genau so um, wie zur Zeit der Reformation und Revolution mit dem christlichen. Diese Raubgier des Fiscus, die eine scheinheilige Maske annahm, und die Blutgier fanatischer Mönche, die manchen übermüthigen Mord an wehrlosen Heiden begingen, dazu die mancherlei gehässigen Zänkereien über das Dogma und Ausschweifungen der christlichen Sekten riefen eine Reaction des Heidenthums unter Kaiser Julian dem Abtrünnigen hervor. Indeß ließ sich das strengflüssige Silber des Christenthums in seiner alles überwältigenden Strömung nicht aufhalten, wenn auch unreiner Schaum vor ihm sich aufhäufte. Man lese die Kirchenväter über das damalige Heidenthum, um die sittliche Entrüstung der christlichen Partei gerechtfertigt zu finden. Welche schamlose Kulte wagten es damals noch, die gebildete Römerwelt zu entehren! Kann man den Zorn verdammen, der die Venustempel als Nester der greulichsten Liederlichkeit zerstörte? Absichtlich zogen die Christen die widerwärtigsten Gegenstände des heidnischen Cultus, Phallusbilder, affenköpfige Götzen &c. hervor und stellten sie auf den Markt hin, um das Volk zu fragen, ob solche Dinge göttliche Verehrung verdienten? und nichts beschämte und erbitterte die Heiden tiefer.

Doch kamen auch Mißhandlungen der Heiden und grausamer Mißbrauch der christlichen Uebermacht vor, die sich durch nichts rechtfertigen lassen. „In Alexandrien war Bischof Cyrillus, der über sein Priesterthum hinaus, auch nach der politischen Herrschaft strebte, deßhalb mit dem kaiserlichen Statthalter Orestes in Streitigkeiten gerathen; die so weit gingen, daß Orestes durch einen Haufen von fünfhundert Mönchen, die aus den Bergen von Nitria zur Unterstützung des Cyrillus in die Stadt gezogen kamen, auf offener Straße mit Steinwürfen verfolgt und fast getödtet worden wäre. Mit diesem Orestes nun, den man deßhalb auch als einen Opferer und Heiden schmähte, ungeachtet er öffentlich erklärt hatte, daß er ein Christ und in Constantinopel von dem Bischof Atticus getauft sey, stand die heidnische Philosophin Hypatia, des Mathematikers Theon Tochter, die geachtetste Frau der Stadt, die einstimmig als ein Muster jungfräulicher Tugend und liebenswürdiger Weisheit gepriesen wird, in freundschaftlicher Beziehung. Und da verbanden sich wie es scheint der politische Haß gegen den Statthalter, der Religionshaß gegen die Heidin, und scheelsüchtiger Neid über den Ruhm und die allgemeine Hochachtung, welche die Philosophin genoß, um sie zu verderben. Sie, so streute man unter der christlichen Bevölkerung aus, sie sey die Ursache, daß der Statthalter nicht des Bischofs Freund sey; und um dieß Hinderniß wegzuräumen, paßten ihr an einem unheilvollen Tage in der Fastenzeit des Jahres 415 die Fanatiker unter Anführung des Lectors Petrus den Weg ab, reißen sie aus ihrem Wagen, schleppen sie in die große Kirche (basilica Caesarea), zerstückeln dort mit Austerschalen gliedweise die nackte Leiche der Ermordeten, und verbrennen sie dann: eine That, die, nach des ehrlichen Sokrates Ausdruck, dem Cyrillus und der Alexandrinischen Kirche keine geringe Schande gebracht hat."

Der Verfasser schließt mit der Regierung des Kaiser Justinian im sechsten Jahrhundert, unter welchem der Rest des hellenischen Heidenthums vollends durch die strengsten Edikte ausgerottet wurde. Auf der letzten Seite wirft der Verfasser noch einmal den Blick auf die althellenische Cultur zurück, und zeigt, wie alle ihre Vorzüge in der Religion wurzelten. „Und gleicherweise ward die den jugendkräftigen germanischen Stämmen eingepflanzte christliche Weltreligion fortan das Centrum ihres geistigen Lebens, und hat mit der Kraft eines höheren Naturgesetzes überall, wo sie hinwirkte, neue Staaten und eine neue Kunst und Wissenschaft hervorgebracht; ja auch heute noch ist das Beste und Schönste im europäischen Völkerleben an sie geknüpft; und wenn das drohende Schicksal der Zukunft sich erfüllen, und die verhängnißvolle Stunde eines letzten großen Völkerkampfes in Europa kommen wird, so kann es keinem verständigen Zweifel unterliegen, daß auch hierin der endliche Sieg nur da seyn wird, wo die größere Kraft des Glaubens herrscht." Das mögen sich die Parteien gesagt seyn lassen, die gegen die russische Usurpation nur mit Mitteln der Revolution und des Unglaubens zu kämpfen Lust haben.

Sagenkunde.

5) Märchen und Sagen des Luxemburger Landes von N. Steffen. Luxemburg, Bück, 1853.

Wir müssen dem Verfasser dieses Werkchens für die Mittheilung von 35 Märchen und Sagen aus dem für die Sagenkunde noch wenig ausgebeuteten Großherzogthum Luxemburg dankbar seyn, um so mehr, als sich unter jener Zahl mehreres Neue findet, was anderwärts im deutschen Sagengebiete nicht vorkommt. Im Uebrigen ist das Buch nicht für die Sagenforscher, sondern mehr zur Unterhaltung und novellenartig geschrieben.

Die bekannteste Sage aus dem Luxemburgischen ist die von der Melusine. Wir finden sie hier wieder, doch nicht so ausführlich, als wir gerade in Bezug auf sie erwartet hätten. Viele Sagen handeln von den Zwergen, Elben und Wichtlein, die hier „Wichtellen" geschrieben werden. In Nr. 8 waren wir überrascht, dieselbe schöne Sage wieder zu finden, die bisher nur aus Mednianskis ungarischen Sagen bekannt war (die vom schwarzen Roß des Zongor). In Ungarn ist der Teufel, was im Luxemburgischen noch viel alterthümlicher, weil aus den Heidenzeiten stammend, ein Zwerg ist. „Es schickte nämlich der grausame Ritter eines Tages einen seiner Leibeigenen nach der fernen Stadt Metz mit einer Botschaft, auf welche der gestrenge Burgherr noch am Abend desselben Tages Antwort haben wollte, was aber rein unmöglich seyn mußte, da der Bote den weiten Weg zu Fuß zurücklegen sollte. Da jedoch der Tyrann keinen Widerspruch ertrug, so machte sich das arme Bäuerlein stillschweigend auf und lief, was seine Füße vermochten, auf der Straße nach Metz dahin, hoffend, daß es ihm mit der Hilfe Gottes und seines heiligen Schutzpatrons doch vielleicht gelingen könnte, den unbilligen Befehl seines gestrengen Herrn zu vollziehen. Er war noch nicht weit gelaufen, siehe! da begegnete ihm auf glänzendem Silberwägelein mit drei milchweißen Rossen bespannt der Elfe aus der Felsenhöhle, und entbot sich, ihn auf seinem Gespann nach Metz und zurückzufahren. Man denke sich, ob der arme Schelm dieses Anerbieten mit herzlichem Danke annahm! — Auf dem raschen Elfengespann langte das Bäuerlein noch vor der festgesetzten Stunde wieder auf der Burg an, und brachte dem Ritter die verlangte Antwort. Dieser aber, anstatt ihm für seinen schnellen Gang einen reichlichen Botenlohn auszuzahlen, fragte ihn barsch, wie es ihm möglich geworden, einen so weiten Weg in einer so kurzen Zeit zurückzulegen. Das Bäuerlein erzählte nun ganz offen, wie dieses gekommen, und fügte dann schließlich noch folgende bedeutsame Worte hinzu: ‚Auch hat mir das Wichtellein aufgetragen, Ew. Gestrengen mitzutheilen, das es in Kurzem kommen wolle, Ew. Wohlleben mit seinem Gespann ebenfalls zu einer Reise abzuholen, und zwar zu der weiten und letzten Reise in die Ewigkeit.' — Bei diesen Worten erblaßte der Ritter; seine Haare sträubten sich; kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne; er schauderte; und zusammensinkend hauchte er in tiefem Entsetzen: ‚Sterben — ich!' — Als am Abend die Schatten sich grau und gespensterhaft über die Umgegend lagerten, sah man einen mit vier schwarzen Rappen bespannten Leichenwagen den Schloßhof des grausamen Ritters verlassen. — Es war das Gespann des Elfen, welcher die Leiche des Herrn von ‚Sterben — ich' entführte." Davon soll der Ort Sterpenich den Namen führen.

Sehr eigenthümlich ist folgende Elbensage. Sie ist ein wenig drastisch, aber um so gewisser echt volksthümlich. Wir müssen, indem wir sie hier mittheilen, zur Entschuldigung bemerken, daß gerade durch die Derbheit, in welcher hier die menschliche Natur vertreten ist, die Zartheit, das Geisterhafte der Elbennatur in ein desto helleres und reineres Licht gesetzt wird. Schon deßhalb ist sie gewiß sehr alt und echt. Ein Mädchen zu Junglinster wird von einem Elben geliebt und oft besucht, aber seine Art zu lieben ist durchaus platonisch und sentimental. Gleichwohl ist seine Erscheinung der Familie unheimlich und man möchte ihn gern entfernen, wagt es jedoch nicht ihn zu beleidigen. Da weiß endlich ein alter Schäfer Rath zu schaffen, gibt dem Mädchen in Salzwasser getunktes und geschwefeltes Brod zu essen und bewirkt dadurch, daß sich bei ihr, als gerade der Elb wieder bei ihr ist, unwillkührlich und zu ihrer eigenen höchsten Beschämung ein wenig Schwefelwasserstoffgas mit einer kleinen Detonation entbindet, vor welcher der zarte geisterhafte Elb wie vor einem Donner erschrickt und voller Unwillen für immer eine Menschenwelt meidet, in der so etwas Gemeines passiren kann.

In Nr. 25 ist dem so oft in der deutschen Sagenwelt begegnenden dreibeinigen Hasen eine ungewöhnlich ausführliche Erzählung gewidmet. Mehrere Sagen handeln von Gespenstern, von Teufelsgeschichten rc., so daß christliches Mittelalter und heidnische Vorzeit gleich vertreten sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 21. 15. März 1854.

Reisen.

Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Von Friedrich Pecht. Zwei Bände. Leipzig, J. J. Weber, 1854.

Eine Kunstreise durch Italien. Seit Keyßlers berühmter Reise sind nun schon an hundert Jahre hindurch solche Reisen gemacht worden, die zum Zweck hatten, den Reisenden von der deutschen Nüchternheit sich erholen und jenseits der Alpen Großes und Schönes sehen und Kunstbegeisterung trinken zu lassen. Eine gelehrte und artistische Emigration, moderne Römerfahrten, ganz unschuldige geistige Raub- und Eroberungszüge.

Dieser Zug nach Italien ging nicht aus katholischen, überhaupt nicht aus christlichen, sondern im Gegentheil aus klassischen, d. i. heidnischen Sympathien hervor, die in dem berühmten Winkelmann culminirten. Man schwärmte für die Größe der alten Welt in deren Ruinen. Man schwärmte auch für die moderne Kunst in Rom, sofern sie dem streng christlichen Geist des Mittelalters entsagend, seit Michel Angelo vorzugsweise antike Motive in sich aufgenommen hatte, und unter ausdrücklicher Verhöhnung und Bespöttelung aller kirchlichen Anforderungen an die Kunst feierte man in ihr nur noch die freie von der Kirche emancipirte Entfaltung des künstlerischen Genius. Man kannte kein Christenthum und keine Kirche mehr, nur noch einen Cultus des Genius. Man benaserümpfte die fromme Andacht des italienischen Volkes bei Marienfesten und affektirte doch zu gleicher Zeit wahnsinnige Verliebtheit in die kleidsamen Albaneserinnen, die Raphael als Madonnen liebreizend auf die Leinwand gehaucht hatte. Stoff und Inhalt des Kirchlichen, was Gegenstand der Kunst wurde, galt als Nebensache, die Form und Manier allein als die Hauptsache. Ein heiliger, zwingender Geist, der von der Kirche aus den Künstler bestimmen und leiten sollte, wurde nicht mehr anerkannt. Der Künstler sollte aus seinem Stoffe, war nun derselbe heilig oder profan, gerade machen dürfen, was er wollte, und je freier und kühner er sich über das kirchliche Herkommen hinwegsetzte, um so besser.

Von diesem allgemeinen antikirchlichen Vorurtheil der italienischen Kunstreisenden hat sich auch Herr Pecht, obgleich Katholik, noch keineswegs emancipirt. Doch ringt in ihm die frische kräftige Natur mit der angelernten Meinung und bricht oft mächtig in einem beinahe komischen Widerspruch mit dem, was er kurz vorher noch behauptet hat, hindurch. Hier erzürnt er sich echt protestantisch norddeutsch über das Pfaffenregiment in Rom und dort ergreift ihn unwillkührlich wieder das Volksthümliche italienischer Frömmigkeit. Hier verlangt er für Italien Administration, Civilisation, Schulbildung; dort erkennt er wieder vollkommen an, daß für die südlichen Völker all der nordische Schulkram nicht taugt. Hier spricht er mit künstlerischem Feuer als unbedingtes Recht des Malers aus, sein Object nach genialster Willkühr behandeln zu dürfen; dort zwingt ihm, ohne daß er sich dieses Zwanges bewußt zu werden scheint, die Heiligkeit des Gegenstandes eine Huldigung ab, die alle Künstlereitelkeit fallen läßt.

Es würde vielleicht dem Werke zu größerem Vortheil gereicht haben, wenn es in seine beiden Bände dergestalt vertheilt worden wäre, daß der eine nur die eigentliche Reisebeschreibung, der andere aber die Betrachtungen über Kunst ausschließlich umfaßt hätte.

Die Reisebeschreibung ist von musterhafter Klarheit und Lebendigkeit, reich geschmückt mit Genrebildern aus dem italienischen Volksleben. Hier ein sehr charakteristisches Bild aus dem Theater in Venedig. „Der Unterschied zwischen uns Deutschen und den Wälschen fiel mir

recht auf, als ich Abends in die Oper ging. Welche schönen Köpfe sah ich da unter den italienischen Signoris, die sich in den Logen mit etwas affektirt schwermüthigem Ernst hinter den reizenden Venetianerinnen zeigten. Welche Einfachheit und Größe der Formen, welches Feuer der Augen, welche kriegerische Bärte, Paul Veronese und Titian haben sie kaum so schön gemalt, als ich sie zu Dutzenden dasitzen sah. Die zahlreich anwesenden deutschen Offiziere der hier liegenden östreichischen Garnison konnten trotz der schönen Uniform gar nicht recht dagegen aufkommen. Ging man nun aber noch einen Schritt weiter in der Untersuchung, so entdeckte man im Ausdruck dieser prächtigen Nachkommen der Modelle Veronese's und Titians zwar viel Feinheit, viel diplomatisches Geschick, aber auch einen Zug von Weichlichkeit und Schlaffheit, der den Reiz des feinen Ausdrucks für mich fast wieder aufhob. Sie hatten nur Familienähnlichkeit mit ihren heroischen Ahnen, es war Erbschaft, nicht eigenes Verdienst, was sie so reich ausgestattet erscheinen ließ. Zu der überkommenen antiken Größe und Einfachheit der Züge hatten die Erben blos etwas interessante, die Spuren unmäßiger Ausschweifungen verrathende Bläße und Blasirtheit hinzugefügt, um ihnen den salonfähigen Beigeschmack zu geben." I. S. 58.

Das Vollkommenste in der Genrebildnerei leistet der Verfasser in der Schilderung des römischen Carneval Theil I. 207—217, die man sehr wohl auch noch nach der Göthe'schen lesen kann. Hier ein Bild aus den römischen Osterfeierlichkeiten, wie Referent ähnliche an demselben Ort schon vor beinahe zwanzig Jahren auch mit hat ansehen müssen, an dessen Echtheit er daher ganz nicht zweifelt. „Die berühmten Musiken in der Sixtinischen Kapelle habe ich auch gehört, es findet aber von Seite des doch den angeblich gebildeten Ständen angehörigen Publikums, das ganz durchgängig aus Fremden besteht, ein so ungebildetes, rohes Benehmen, sogar unter den Frauen statt, daß schon deßhalb von keiner Andacht oder nur Stimmung die Rede seyn kann. Besonders die blonden Söhne und Töchter Albions zeichnen sich durch ihre unbegreifliche Roheit und Impertinenz aus, die sich bis zu Handgreiflichkeiten aller Art versteigt, wie ich selber in meiner Nachbarschaft zu beobachten Gelegenheit hatte, wo zwei sehr mit Juwelen behangene Ladies auf einer Bank, wo man besser sah, sich dem Hinzutreten einer dritten Dame, obwohl für alle Platz genug war, in der Art widersetzten, daß sie mit den Händen an die Wand gestemmt der Angreifenden die Kehrseite zugewendet, ihr damit eine mächtige Schanze entgegensetzten, die erst durch Benutzung des Sonnenschirms als Lanze von Seiten der Stürmenden und ihrer Freundinnen nach wiederholten Attaken durchbrochen werden konnte. — Auch bringen die edlen Insulaner gebratene Hühner und Weinflaschen mit, um sich die Zeit während der zweistündigen Lamentationen auf eine angenehme Art zu vertreiben. — Ich möchte doch sehen, was in England mit einem Fremden geschähe, der sich in einer dortigen Kirche dergleichen erlaubte, und eine englische Predigt oder Liturgie bietet doch beträchtlich mehr Gelegenheit sich zu langweilen, als die Psalmen von Allegri oder Marrello!" Auch wir haben uns früher schon gegen diese Schändlichkeiten ausgesprochen, die in Rom nun und nimmer geduldet werden sollten. Wie wurden sie aber möglich? Durch die laxe Observanz, die den ästhetischen Kunstgenüssen allmählig über die Andacht und über den Respekt vor dem h. Gegenstand der Kunst ein Uebergewicht verlieh. Schon unter Papst Leo X. wurde das Auffinden der antiken Laokoonsgruppe mit einer so bachantischen Lust gefeiert, daß alle Heiligen darüber erröthen mußten. Und wie lange schon muß St. Lucas, als Patron der Kunst in Rom, den heidnischen Göttern neue Altäre aufrichten und ihren alten und neuen Bildern den dicksten kunstgeschichtlichen und kritischen Weihrauch streuen helfen. Der Kunstgenuß, die Kunstbegeisterung ist es, vor der alle Rücksicht gegen die heiligen Orte und Zeiten gewichen ist.

Der Verfasser verweilte in Rom, Neapel, Florenz, Mailand, Turin, schildert überall die Sehenswürdigkeiten und Menschen in gleich frischen Farben und fesselt die Aufmerksamkeit des Lesers unausgesetzt. Ein großer, wo nicht der größte Theil dieser Aufzeichnungen beschäftigt sich aber mit den Kunstwerken und mit Betrachtungen über die Kunst, die namentlich auch neuere und deutsche Kunst betreffen.

Wir stellen eine kerngesunde Ansicht voran, die der Verfasser Theil II. 89 kund gibt: „Eitle Menschen sind eigentlich zu allen großen Dingen unbrauchbar, fast noch mehr als lügenhafte. Wenn eine so große Anzahl von unsern modernen öffentlichen Charakteren in Deutschland so sehr von diesem Uebel angefressen ist, wie es sich besonders in der revolutionären 48er Periode so traurig gezeigt hat, so scheint mir das zu nicht geringem Theile einer Richtung in unserer Literatur zuzuschreiben zu seyn, die allerdings von Goethe zuerst recht emporgebracht wurde, der die weibischen Männer, wie die Werther, die Tasso rc. zuerst mit der Glorie und dem wundervollen Reiz seiner Poesie umkleidete und dadurch jene ganze lange Reihe von Schriftstellern hervorrief, deren Ideale sich unaufhörlich selbst bespiegeln und immer auf

der Lauer über ihren schönen Empfindungen sind. Gott, gibt's was Faderes als diese Poeten, die nur Schriftstellerleben zu beschreiben, diese Maler, die nur Ateliers und Modelle zu schildern wissen?" Aber das ist nur das Extrem einer Kunsttendenz, die schon mit Michel Angelo begonnen hat, die damit anfing, daß des Künstlers Stolz und Eitelkeit die Tradition verwarf, die Demuth vor dem heiligen Gegenstande nicht mehr kannte und kirchliche Gegenstände willkührlich, nach subjectivem Belieben und nach antiken Mustern behandelte. Eine solche Emancipation mußte endlich in das bezeichnete Extrem der kahlsten Subjectivität und nichtigen Selbstbespiegelung führen, weil der Eitelkeit zuletzt nichts übrig bleiben konnte, als ihr armseliges Ich.

Herr Pecht ist daher, unserer Ansicht nach, im Widerspruch mit sich selbst, wenn er an Michel Angelo rc. das antikisirende und naturalistische Sichemancipiren von der Kirche rühmt und preist, während er nur die äußersten Auswüchse dieses Subjectivisirens tadelt. Allein er lenkt wieder in die richtige Bahn ein, indem er sich mit Wärme für die ernstere religiöse Richtung der modernen Kunst unter dem Einfluß von Overbek und Cornelius ausspricht. Was ist das freilich noch nicht ganz klar bewußte, noch zum letzten Ziel gelangte Streben hier anders, als Zurückführung der Kunst zur Kirche? Der Verfasser expectorirt sich Theil I. S. 111 wie folgt: „Kaum hatten Männer wie Karstens, Wächter, Schik, Cornelius, Overbek, Schnorr, Veit, Heß rc. die Kunst aus dem Schlamm der Manierirtheit herausgezogen, ihr wieder würdige Aufgaben, Wahrheit der Empfindung, gewissenhafte, strenge und edle Art der Naturanschauung gegeben, kaum hatten Kaulbach, Genelli, Schwind, Führich, Steinle, Daeger, Schraudolph u. s. w. als zweite oder dritte Generation diese edlere Richtung fortgebildet und vielfach erweitert, kaum war auf diese Weise eine ganz selbstständige deutsche Kunst erschaffen worden, ein ruhmvoller Besitz, wie ihn keine andere Nation aufzuweisen hat, so macht sich auch schon die Nachäffung des Fremden, unser ewiges Laster, der nackteste Materialismus der Kunst, geltend und breit, ohne Streben nach Frische und Unmittelbarkeit, nach geistigem Gehalt, Erhabenheit, Originalität und Poesie der Anschauung. Eine nicht geringe Anzahl unserer jüngeren Künstler beschäftigt sich weit mehr damit, brillante Effecte, curiose Beleuchtungen, feuerwerksartige bunte Farbenzusammenstellungen, als große poetische Ideen und große edle Formen in der Natur dafür zu suchen. — Freilich sind die Schöpfungen eines Cornelius schwerer zu würdigen und zu verstehen, als diese von hinten beleuchteten und vorne liederlichen Magdalenen und andere wadenzeigende Bravourstückchen der modernsten Kunst, und der süße Pöbel, der überall die Mehrzahl ausmacht, läßt sich durch den Künstler lieber herunter als hinaufziehen, deßhalb werden die manierirte Sentimentalität oder nackte süßliche Lüsternheit in den Productionen immer ein großes Publikum haben; aber selbst die Kunstkritik, die doch eigentlich den Beruf hätte, das Gute vom Schlechten, das Hohe vom Niedrigen, das Edle vom Gemeinen, das Wahre vom Manierirten und Falschen zu sondern, auf Ersteres preisend hinzuweisen, zu seinem Verständniß und zu seiner Würdigung beizutragen, thut meist das gerade Gegentheil, weil sie so oft in den Händen einer liebenswürdigen Gattung von Leuten ist, die den Beruf haben, Alles und Jedes mit gleicher Kenntniß zu besprechen, den Tagesschreibern. Die meisten dieser Herren verstehen nichts gut, aber Alles besser, und so hört man denn über fast nichts so vollkommen unverständige Urtheile mit solcher souveränen Sicherheit aussprechen, als just über bildende Kunst. Man male einen schmierigen Juden nur recht natürlich, nur recht gemein, und sie sind gleich bereit, ihn für einen Propheten auszuschreien, und eine Schneidermamsell, die sich das Schnürmieder auflöst, ist ihnen interessanter als die reinste und edelste Madonna, die ja keine ‚Wärme' und keine ‚Wirkung' hat. Die Einwirkung der mißverstandenen belgischen und französischen Schule hat viel zur Ausbreitung dieser Tendenz in Deutschland beigetragen, besonders einige Kunstwerke von Gallait, Delaroche rc., deren Werth und Bedeutung an sich ich weit entfernt bin in Abrede zu stellen. Diese vortrefflichen Künstler haben ganz dem Genius ihrer Nation gemäß sich an die Auffassung der Natur ohne Streben nach Styl und erhöhter Form gehalten u. s. w."

Dieser Styl und diese erhöhte Form sind aber in Bezug auf kirchliche Kunst dermaßen typisch und der Willkühr des Künstlers entzogen, daß Herr Pecht, was er hier gegen die modernsten Kunstbestrebungen sagt, eben so gut schon gegen die großen Emancipatoren der Kunst von der Kirche im sechszehnten Jahrhundert hätte sagen müssen. Wie ist überhaupt eine richtige Einsicht in die kirchliche Kunst möglich, wenn man ihre Werke unbedenklich mit denen der profanen Kunst in derselben Galerie zusammenwirft, eine Pieta neben einem Viehstück, einen ecce homo neben einem niederländischen Bauer mit Karten und Tabakspfeife? und wenn die Kunsthistoriker und Kunstkritiker bei der Beurtheilung von Kirchenbildern denselben Maßstab anlegen, wie bei der von weltlichen Bildern, indem ihnen alles nur auf den Pinsel und dessen sichere und geniale Führung, aber

nichts auf die darzustellende Heiligkeit ankommt. Die Ausdrücke „Styl und erhöhte Form" bezeichnen das noch nicht, was wir unter Heiligkeit verstehen, denn Styl und erhöhte Form gebühren auch der weltlichen Historienmalerei, während die Heiligkeit allein aber auch unerläßlich Erforderniß der Kirchenmalerei ist.

Sehr gut beurtheilt der Verfasser den unheiligen Charakter der Peterskirche und der meisten Kirchen Roms. „Wenn einem St. Peter nicht zusagt, können einem die meisten übrigen Kirchen Roms noch weniger gefallen, da sie, ohne die Größe und Pracht der ersteren zu theilen, fast nur seine Kälte und geschmacklose Ausschmückung nachgeahmt zu haben scheinen. So alt manche auch sind und so schön sie theilweise früher gewesen seyn mögen, so ist die Eigenthümlichkeit derselben doch fast allgemein der noch heute grassirenden Restaurationswuth und Umarbeitungslust erlegen, die im Gefolge des Mode gewordenen römischen oder richtiger des Zopfstyls hier noch bis heute herrscht und ihnen allen ein widerwärtig gleichmäßiges Aussehen verliehen hat, das durch seine barocke Ueberladung oft zur Verzweiflung bringen könnte." I. 233. Man vergleiche damit, was H. Pecht über die Bauten in München II. 295 sagt. Der neurömische oder Renaissancestyl hatte die volksthümliche Wurzel verloren und zehrte von gelehrten Erinnerungen. Der neue Münchner Styl folgte demselben Princip, nur daß er die Erinnerungen erweitert und vervielfältigt. „Die Walhalla, das Ausstellungsgebäude, das Siegesthor, die bayerische Ruhmeshalle rc. sind seither auch fertig geworden, machen aber das Mißliche und Unnatürliche der Wahl beliebiger fremder Formen bei Gebäuden von so bestimmter nationaler Bedeutung nur um so auffälliger. Was soll denn eine Walhalla in Form eines griechischen Tempels? der bloße Name und die Sache stehen schon im schreiendsten Widerspruche, oder eine bayerische Ruhmeshalle nach Art derer von Pästum?"

Sehr gut ist, was der Verfasser über Kaulbach sagt: „In seinen frühesten Compositionen, dem Verbrecher aus verlorner Ehre, dem Narrenhaus rc. wirkte er durch fast melodramatische Mittel; es ist eine Verbitterung, eine Byron'sche Zerfallenheit in diesen Productionen, die für mich eher zurückstoßend wirken, da ich alle sittliche Versöhnung darin vermisse, und sie uns demüthigen, statt zu erheben." Von seinen größeren historischen Darstellungen, der Hunnenschlacht, Zerstörung Jerusalems, dem Thurmbau heißt es: „Es tritt hier zuerst ein Fehler entschieden hervor, der allen seinen spätern Bildern zum Cyclus aus der Weltgeschichte im Berliner Museum anklebt, — die Ueberfüllung mit Motiven; er wird verleitet, alles Mögliche in ein Bild zu packen, so daß man um alle Spontaneität des Eindrucks kommt, da man ein paar Seiten lesen muß, ehe man recht verstehen kann, was der Künstler Alles sagen will." Die so vielfach beanstandeten Satiren Kaulbachs in der neuen Pinakothek rechtfertigt der Verfasser mit feinem Sinn: „Ich kann in diesen Vorwürfen nicht viel mehr erblicken, als eine etwas zu weit getriebene Empfindlichkeit. Allerdings können diese kolossalen Wandbilder einen nicht sehr ansprechen, dieß ist aber zunächst ein organischer Fehler des ganz und gar undankbaren Stoffs; man soll nicht malen, wie man malt, nicht dichten, wie man dichtet, sondern wie man handelt. Es passirt ja nichts, kann man mit Grund sagen, wie soll man sich da noch wundern, wenn der Künstler von seinem Rechte Gebrauch gemacht hat, wenigstens die Empfindungen und den Gedankengang der dargestellten Personen etwas rücksichtsloser und vielleicht auch maliciöser durch Geberden zu versinnlichen, als sie dieselben ohne Zweifel seiner Zeit als edle, gebildete und gefaßte Männer, wie sie sind, haben laut werden lassen." Ein so unpassender, blos von der Eitelkeit und Prunkliebe ausgewählter Stoff verdient nichts anders als eine ironische Behandlung.

Ganz anders beurtheilen wir Kaulbachs vielberühmten Reineke Fuchs. Hier lag ein köstlicher Stoff vor, durch und durch geistvoll, aber zugleich in großartigen Umrissen und von einer Universalität der Anwendbarkeit, daß Kaulbach sich wahrhaft versündigt hat, indem er nur spezielle, moderne, lokale, kleinliche Motive aus der nächsten Gegenwart entlehnt nach eigener Laune dem Original untergeschoben und dadurch dessen großartige Einfachheit in jeder Beziehung verputzt und verhunzt hat. Doch gereicht ihm das in unsern Augen nicht zum Vorwurf, vielmehr finden wir es ganz seinem künstlerischen Charakter, sagen wir seiner Weltstellung unter den Künstlern, angemessen. In ihm culminirt die Subjectivität unserer Zeit dem Talent wie dessen Mißbrauch nach. Es wäre lächerlich, wenn man etwas anders von ihm verlangte, der ein Recht hat, das Lieblingskind seiner Zeit zu seyn, gleichviel ob diese Zeit eine der jungen Frühlingsblüthe oder eine der späten Herbstfäulniß ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, | N° 22. | 18. März 1854.

Luthers Werke.

Dr. Martin Luthers sämtliche Werke in den beiden Originalsprachen nach den ältesten Ausgaben kritisch und historisch bearbeitet von DD. Elsperger, Plochmann, H. Schmid und J. K. Irmischer. Begonnen in Erlangen bei Heyder im Jahr 1826. Deutsche Schriften bis jetzt 55 Bände im Preise von 33 fl.; lateinische Schriften bis jetzt 23 Bände im Preise von 13 fl. 48 kr. Fortgesetzt im Verlage von Heyder und Zimmer zu Frankfurt a. M. 8°.

Diese jüngste und noch nicht vollendete Ausgabe der Luther'schen Werke ist zu empfehlen theils wegen ihrer verhältnißmäßig außerordentlichen Wohlfeilheit, theils wegen ihrer Vollständigkeit, denn sie enthält nicht nur die seltnen, zum Theil seit der Reformationszeit gar nicht wieder im Druck erschienenen lateinischen Schriften Luthers, sondern auch unter dessen deutschen Schriften Vieles, was bisher noch nie gedruckt war (namentlich die Bände 44—47, deren Stoff einer Wolfenbüttler Handschrift entnommen ist); endlich auch wegen ihrer kritischen Genauigkeit, denn sie ist auf Grund sorgfältiger Vergleichung der ältesten Ausgaben in deren rechter Ausdrucksweise wieder edirt, nachdem frühere Editionen, namentlich die Walchische, es damit keineswegs genau genommen haben. Ueberhaupt existiren außer der vorliegenden nur fünf Gesammtausgaben der Werke Luthers, alle weniger enthaltend, als diese. Es sind eine Wittenberger Ausgabe von 1539—1558, eine Jenenser von 1555—1558, eine Altenburger von 1660—1664, eine Leipziger von 1729—1730, diese sämmtlich in Folio; endlich die Hallische von Walch 1740—1753 in Quarto. Die neueste ist in einer handlicheren Octavform.

Trotz der großen Vorzüge, welche die neue Ausgabe auszeichnet, hatte der Erlanger Verleger, Herr Karl Heyder, wie er in einem Circular selber bekannt gemacht hat, nach Vollendung von 64 Bänden um den sehr geringen Ladenpreis doch erst 400 Käufer gefunden. Diese Thatsache, für ihn beklagenswerth, für die protestantische Lesewelt beschämend, erklärt sich nur zum Theil aus der großen Bändezahl, die freilich viele Leser abschreckt. Sie muß wohl auch daraus erklärt werden, daß die persönliche und unmittelbare Autorität Luthers bei der lebenden Generation vergessen und durch neuere Autoritäten ersetzt ist. Sie hängt, wie es uns scheint, mit den gegenwärtigen Krisen des Protestantismus sehr genau zusammen. Man beruft sich zwar auf Luther, man nennt ihn fortwährend den „Mann Gottes“, man pocht darauf, sein rechtmäßiger Erbe, ja sein alter ego zu seyn. Man besingt ihn, man illustrirt ihn, aber man liest ihn nicht mehr. Die Lobredner scheinen mehr sich und ihr Interesse im Sinne zu haben, als den Mann selber, den sie rühmen. Er ist ein Aushängeschild geworden, hinter dem man allerlei Geschäfte treibt, von denen er sich nie etwas hätte träumen lassen.

Biographie.

Philipp Jakob Spener und seine Zeit. Eine kirchenhistorische Darstellung von Wilhelm Hoßbach, D. der Theologie. Zweite Auflage, herausgegeben von Gustav Schweder. Zwei Theile. Berlin, Dümmler, 1853.

Eine musterhafte Biographie, die schon in der ersten Auflage großes Aufsehen erregt und verdientes Lob

geerndtet hat. Hoßbach ist unterdeß gestorben. Der neue Herausgeber hat mit strenger Pietät den Text unverändert gelassen und nur in der Einleitung eine unvollendet gebliebene, mit dem Gegenstand des Werkes im nächsten Zusammenhang stehende Abhandlung Hoßbachs und am Schluß ein eigenes Nachwort, betreffend die späteren Entwickelungen des Pietismus, hinzugefügt.

Spener wird hier aufgefaßt als eine edle, reine, tiefe Natur, im Gegensatz gegen die im Schlendrian versunkenen oder im Haber und Haß verbitterten gemeinen Naturen seiner meisten theologischen Zeitgenossen. Sein Wirken wird als eine nothwendige und heilsame Reaction christlicher Liebe gegen die dogmatische Lieblosigkeit seiner Zeit, als eine wohlthätige Befruchtung eines dürre gewordenen Bodens nachgewiesen, und er wird zugleich als Stifter des Pietismus von mancherlei Fehlern und Verirrungen freigesprochen, die nur exaltirten Jüngeren und Späteren zur Last fallen. Sein ganzes Leben aber wird vor unsern Augen bis in die Details aufgerollt und in seinen vielen Schriften und den fast zahllosen Gegenschriften der Blick orientirt. Die ganze Zeit tritt uns darin aufs lebendigste entgegen.

Wir vereinigen uns in jeder Beziehung mit der hohen Anerkennung, welche dem frommen Spener in diesem Werke zu Theil wird. Doch würde es der Ehrfurcht, die wir seinem Andenken schuldig sind, keineswegs Eintrag gethan haben, wenn Hoßbach auch das Unzulängliche seines edeln Strebens etwas mehr betont hätte.

Was Spener wollte, war eigentlich das Nämliche, was schon anderthalb Jahrhunderte vor ihm Luther und alle Reformatoren, ja schon die Hussiten, gewollt hatten, und was nach dem modernen Sprachgebrauch heißen würde: „Das Christenthum muß eine Wahrheit werden." Es soll nicht blos immer mit Christenthum geprahlt und über Christenthum gestritten werden, sondern man soll wirklich ein Christ seyn, als Christ leben. Die vielen schlechten Papstwahlen, die weltlichen Gesinnungen vieler allzu reich und mächtig gewordenen Bischöfe, die Faulheit und Ueppigkeit in so vielen überfüllten Klöstern hatten den Contrast zwischen dem christlichen Wandel, wie er seyn sollte und wie er nicht war, nur zu grell herausgestellt. Die Reformatoren fanden daher in einem beträchtlichen Theil der Gemeinden Beifall, indem sie die Miethlinge von der Heerde verjagten. Nun überstürzten sie sich aber selbst und vindicirten Eigenschaften, Rechte und Pflichten, für die sogar der von ihnen verfolgte Clerus allein schon sich zu menschlich schwach erwiesen, der ganzen Gemeinde. Das Priesterthum, dessen Würde zu tragen selbst den wirklichen Priestern zu schwer geworden, sollte nun auf einmal sogar auch jedem Laien zustehen. Der christliche Wandel, den selbst die Klostermauern nicht hatten verbürgen können, sollte nun in allen Palästen und Hütten und auf allen Straßen herrschend werden. Nachdem nicht einmal der Clerus rein geblieben, hoffte man den jagdliebenden Fürsten und Junker, den bramarbasirenden Landsknecht, den gewinnsüchtigen Kaufmann, den groben Bauer auf einmal heiligen und eine „Gemeinschaft der Heiligen" aus allen hohen und niedern Elementen der Laienwelt zu Stande zu bringen. Das erwies sich begreiflicherweise als unausführbar. Die Laien, des letzten Zwanges, der letzten Furcht vor der kirchlichen Zucht überhoben, nahmen nach der Reformation schlechtere Sitten an, als sie vorher gehabt hatten. Die meisten protestantischen Fürsten fielen in eine Völlerei und Rohheit, wie sie vorher in Deutschland unbekannt gewesen war. Das sechszehnte Jahrhundert hatte barbarische Sitten in Vergleich mit der Feinheit, die noch das fünfzehnte ausgezeichnet. Das Volk, angesteckt von den Sitten der höhern Stände, benahm sich da, wo es zum Handeln kam, z. B. im Bauernkriege, nicht weniger roh, wurde jedoch durch die Noth langer blutiger Kriege wieder gezähmt. Wie stand es nun um die Gemeinschaft der Heiligen, in der jeder Laie das Priesterrecht anzusprechen hatte? Wenigstens diejenigen, die sich noch vorzugsweise mit dem Studium der h. Schrift, mit Theologie, Ertheilung der Sakramente, Seelsorge und Predigt abgaben, hätten der verwilderten Gemeinde mit ihrem guten Beispiel vorleuchten sollen. Allein die protestantischen Theologen waren am Ende des siebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts verhältnißmäßig noch verwilderter als die Laien. Wie es mit den Universitäten überhaupt beschaffen war, hat kürzlich Tholuck in einem lesenswerthen Werke aufgedeckt. Was insbesondere die Theologie betrifft, so ist das vorliegende Werk darüber vorzüglich belehrend. Die Theologie auf den protestantischen Universitäten war trockene Scholastik, Buchstaben- und Begriffskram, zugleich aber auch Tummelplatz theils handwerksmäßiger Klopffechterei, theils des wüthendsten Hasses und Neides geworden, mit der ein Professor oder Hauptpastor über den andern herfiel. Der allgemeine Charakter dieser Periode der Theologie war, wie Hoßbach sehr richtig ihn bezeichnet, die „Lieblosigkeit", also gerade das Gegentheil von dem, was den Christen erfüllen und was einer Gemeinschft der Heiligen zu Grunde liegen soll.

Spener fühlte sich nun im tiefsten Gemüthe ge-

drungen, die verlorene Liebe wieder zurückzuführen in eine Welt voll Haß und Zank. Aber er hielt es nicht für wahrscheinlich, daß die Heiligung sich über Alle verbreiten werde. Er machte den Unterschied geltend: Viele sind berufen, aber nur Wenige sind auserwählt. Er verlangte daher nur die Sammlung der Auserwählten in kleinen insularischen Gemeinden, die collegia pietatis bilden und ihre Erbauung außerhalb der Staatskirche in Conventikeln und „Stunden“ suchen sollen. Also wieder eine Nothwehr gegen die Heiden, wie zur Zeit des Moses und der ersten Christengemeinden. Wie sehr nun auch Spener zu diesen Vorlagen durch die Sachlage gedrängt war, und wie sehr ihn seine trübe Zeit entschuldigt, so kann doch der Standpunkt, auf den er in einem außerordentlichen Nothstande gerathen war, nicht der Standpunkt seyn, von welchem aus man überhaupt die von Christo gestiftete Kirche zu betrachten hat.

Vor allen Dingen läßt sich die Mißachtung aller äußeren Bande einer größeren und umfassenderen kirchlichen Vereinigung nicht rechtfertigen. Man hatte sich bereits aus dem Verband der großen abendländischen Kirche losgerissen und zwei Nebenkirchen gegründet, die lutherische und reformirte. Nun waren wieder diese nicht recht und man isolirte sich abermals in noch engere Kreise. Das mußte consequent zur Auflösung aller kirchlichen Einheit und zur völligen Individualisirung des christlichen Bewußtseyns, zur Atomisirung des kirchlichen Organismus, zur alleinseligmachenden Kirche des Subjects allein, des heiligen Ich führen. Auch war das nicht mehr christliche Liebe zu nennen, wenn man sich als Auserwählte von den zwar Berufenen, aber nicht Mitauserwählten, pharisäisch ausschloß und sie dem Teufel überließ, beglückt, sich nur selbst in Abrahams Schooß zu wissen.

Ueberhaupt lag eine Mißkennung des großen Erlösungswerkes in der selbstgefälligen Voraussetzung, es habe sich dabei vorzugsweise um die Heiligung der Auserwählten gehandelt und nicht vielmehr um Erbarmen gegen die unermeßliche Menge der blinden Heiden, der schwachen Seelen, der Armen, der Elenden, der Sünder und Verzweifelten. Die christliche Liebe, als Liebe Christi, wie sie von Christo selbst ausging, umfaßte die ganze weite Menschenwelt. Die christliche Liebe, als Liebe zu Christo von Seiten der Auserwählten hat dagegen die Welt und Menschheit hinter sich, blickt nicht erbarmend um, schließt die Bruderliebe gegen die Menschen aus und wird dadurch in dem Maaß, in dem sie vorzugsweise christlich zu seyn wähnt, widerchristlich.

Inzwischen darf man, wie schon bemerkt, dem frommen Spener keinen zu schweren Vorwurf aus seinen pietistischen Collegien machen, denn er befand sich in einem Stande der Nothwehr. Die Verkennung dessen, was die Kirche seyn soll, war nicht seine Schuld, sondern die Schuld der ihm lange vorhergegangenen Zeiten. Und auch jene kleinen Inseln der Frommen im Meer der Gemeinheit und des modernen Heidenthums haben ihre Bestimmung erfüllt, indem sie wenigstens den Angefochtenen und Bedrängten ein Asyl gewährten und mit ihren sonnebeglänzten friedsamen Triften, Blumen und Lämmchen einen schönen Contrast bildeten gegen die finstern Wogen und unheimlichen Gestalten des sie umtosenden Meeres der Sünde.

Auch hatte Spener vollkommen Recht, wenn er eine Wiedergeburt des Christenthums nur von innen heraus für möglich hielt und dagegen die Versuche, es durch äußere Mittel zu stützen, für unzureichend erklärte. Dahin gehörten die damals schon gemachten Versuche, eine Union zwischen Lutheranern und Reformirten zu Stande zu bringen. Spener äußert sich darüber: „Die Trennung unserer Kirchen ist ein veralteter und gefährlicher Schaden; ich versichere aber, wo man ihn unmittelbar angreift, so wird er nur ärger und kann die Cur die Kirche gar zu Grunde richten. Daher es noch besser wäre, den Schaden in seinem Stand zu lassen, als eine solche Cur gefährlich vorzunehmen. Nun kann ich versichern, der ich durch Gottes Gnade von mehreren Jahren an die Sache oft gedacht und hoffe ziemlich tief hineingesehen zu haben, daß, was zu gegenwärtiger Zeit und bei jetziger Bewandtniß der Gemüther würde vorgenommen und die Vereinigung gleich selbst versucht werden, die Sache viel schlimmer machen würde. Denn nachdem die Gemüther sonderlich der Lehrer meistens in ziemlicher Verbitterung stehen, auch in beiden Gemeinen nicht alle eins und nach Gott gesinnet sind, ist mehr als eine bloße Furcht, es würde das Geschäft nicht mit Ernst auf das Tapet gebracht und wirklich Hand angeleget werden, daß nicht in zwei, drei Monaten, anstatt daß aus zwei Parteien eine werden sollte, hingegen vier sich zeigen und also beide sich wieder trennen würden, welches ich so klar, ob wäre es bereits geschehen, vor Augen sehe.“ II. 99. Der heutige Stand der Dinge ist nicht von der Art, um den frommen Spener Lügen zu strafen.

Die protestantische Welt befindet sich heute noch immer in dem nämlichen Dilemma, wie damals. Zwar ist die Union erleichtert worden durch eine religiöse Gleichgültigkeit, die man zu Speners Zeiten noch nicht kannte, allein sie ist eben deßhalb auch unfruchtbar und ihr Bestand unzuverläßig. Auf der andern Seite aber

ist das centrifugale Auseinanderlaufen der Sekten, in dem noch ein reeller und feuriger Glaube herrscht, eben so unbefriedigend. Indem es auf Einheit der Gläubigen ankommt, wird nur eine rein äußerliche und oberflächliche Einheit der Ungläubigen und Gleichgültigen bewirkt, und bewährt sich anderseits der Glaube nur in dem, was aller Einheit Gegentheil ist, in den schroffesten Spaltungen und Extremen. Nun trösten sich die Sekten zwar mit dem Exempel der Juden, die zu den Zeiten Abrahams, Josephs und Mosis, und mit den ersten Aposteln und noch sehr sparsamen Christengemeinden, die zu ihrer Zeit mitten unter den Heiden das anvertraute Heil bewahrten und ein Senfkorn hüteten, das zum weltüberschattenden Baume erwuchs. Allein es gab nur einmal Apostel und nicht jedes kleine Häuflein von Sektirern darf sich einbilden, ihnen zu gleichen. Am wenigsten aber gleicht ihre Ausschließlichkeit, ihr enges Sichabsperren von der Welt der Hingebung des Heilands an die Welt, dessen, der Alle zu sich einlud.

Die exclusive Heiligkeit Weniger frommt der großen Menge der Uebrigen so wenig, als das äußerliche Zusammenkleistern in Unionen. Ja die grellsten Schatten stehen hier dicht am hellsten Licht. Das Heidenthum mit all seinen Götzen bietet kaum so viel Karikirtes dar, als das moderne Sektenwesen in Deutschland, England und Nordamerika. Auch im vorliegenden Buche schon ist vieles aufgenommen, was den Zeitgenossen und nächsten Nachfolgern Speners (keineswegs ihm selbst) zur Last fällt, Sektenunfug, den die spätere und namentlich auch die neueste Zeit noch weit übertroffen hat. Da gibt es kein Dogma, kein christliches Moralgebot, das nicht in ungeheuerlicher Uebertreibung und Einseitigkeit zum Grundstein eines besondern Kirchleins, zum Schiboleth einer besondern Sekte gemacht würde, ungerechnet die mißverstandenen Dogmen und Gebote, die falschen Auslegungen der Bibel, die Einimpfung von wildem Heidenthum mitten ins Christenthum, z. B. die Marmonen. Und noch ist gar das Ende der Sektirerei nicht abzusehen. Wie Pilze schießen jede Nacht in Nordamerika neue Kirchengemeinschaften auf, eine immer wunderlicher und phantastischer oder auch abgeschmackter als die andere. Eine Superfötation von Saifenblasen, von denen jede die Weltkugel bedeuten möchte und die alle zusammen doch nur Schaum sind.

Ueberblickt man das tolle Treiben so zahlloser Sekten, so gemahnt es uns wie ein ewiger Carneval ohne Ostern. Und doch wird ihm ein Ostern folgen. Die Zersetzung der Nebenkirchen in immer kleinere Bestandtheile, gleichsam in ihre chemischen Urelemente, hat ohne Zweifel wie ihre natürliche Ursache, so ihre Bestimmung im höchsten Rathschluß.

Roman.

1) Das stille Haus. Eine Erzählung für Winterabende von A. v. Sternberg. Berlin, Decker'sche geh. Oberhofbuchdruckerei, 1854.

2) Ein stilles Hauswesen. Von Henriette Hancke, geb. Arndt. Zwei Bände. Hannover, Hahn, 1854.

Das stille Haus des Herrn von Sternberg ist ein verrufenes, verwüstetes Haus, von allerlei romantischen Schauern umgeben, weßhalb der Verfasser auch die Geschichte desselben an Winterabenden zu lesen empfiehlt. Herr von Sternberg schreibt sehr leicht und schön und übertrifft in guter Prosa wohl alle seine deutschen Concurrenten. Aber er nimmt es mit der Erfindung und Composition nicht genau. Er versteht namentlich die Beleuchtung und die Schatten nicht am rechten Punkte zu sammeln, um einen freundlichen oder düstern Totaleindruck hervorzubringen. Die Lichter und Schatten flattern vielmehr bei ihm sehr unsicher umher. So knüpft sich an sein stilles Haus nicht etwa eine Geschichte, deren geheimnißvolle Schrecken uns nach und nach enthüllt werden, sondern alte und neue Geschichten und mehrfache Personalgruppen durcheinander, was den Effect wesentlich stört.

Das stille Hauswesen der Frau Hancke hat einen ganz andern Charakter, es ist einfaches bürgerliches Stillleben. Ein braver alter Arzt hält Haus mit seiner liebenswürdigen Tochter. Ein junger Arzt verliebt sich in sie, heirathet aber nachher eine Andere, die ihm untreu wird und von der er sich am Ende scheiden läßt. Dann kehrt er reuig zur ersten Geliebten zurück. Dieses Familiengemälde ist von der Verfasserin ganz in so klarem Silberton und, wir dürfen hinzufügen, nicht zu breiter Manier behandelt, wie ihre besseren Romane aus früherer Zeit. Wahrheit und Natürlichkeit sind ihre größten Zierden neben feinem sittlichen Gefühl und Takt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, | Nº 23. | 22. März 1854.

Politische Schriften.

Brennende Fragen. I. Deutschland und der Krieg. Offenbach, Druck von Kohler u. Teller, 1854.

Die Grundgedanken dieser nur 18 Seiten starken Flugschrift sind: 1) Das rohe und fanatische Slaventhum ist Deutschlands gefährlichster Feind. Indem es sich abermals weiter auszubreiten, neue große Eroberungen zu machen und sich Constantinopels zu bemächtigen trachtet, kann Deutschland nichts dringender wünschen, als es in seinem Siegeslauf aufzuhalten, also muß es auch auf die Seite derer treten, die Rußlands ausgesprochene Feinde sind. 2) England hat sich vielfach und schwer an Deutschland versündigt, gleichwohl ist England gegenwärtig Deutschland weit ungefährlicher als Rußland, ja es ist jetzt für England die Zeit gekommen, Vieles wieder gut zu machen, denn es bedarf Deutschlands, und wenn Deutschland die rechte Politik ergreift und einig ist, kann es jetzt von der englischen Allianz bedeutende Vortheile ziehen. 3) Eine dauernde Neutralität Deutschlands in der Mitte zwischen Rußland und den Westmächten ist unmöglich. Geht aber Preußen nicht mit Oesterreich zusammen, so werden sie bald einander als Feinde gegenüberstehen, das Schlimmste, was Deutschland widerfahren könnte. 4) Eine engere Zusammenziehung der Bande, die den deutschen Bund umschließen, ein formeller Zwang, der den Schwächeren angethan würde, sey nicht zu wünschen. Das würde nur Argwohn und Widerspenstigkeit hervorrufen, und sey um so weniger nöthig, als in der orientalischen Frage die kleineren Staaten weder die Macht noch den Willen haben, sich von den größeren zu trennen, wenn nur diese selber einig bleiben. 5) Die Cabinette würden wohlthun, die öffentliche Meinung nicht hintanzusetzen, die in ganz Deutschland in der orientalischen Frage dieselbe Richtung habe wie in England und Frankreich, d. h. die durch und durch antirussisch ist.

Diese Bemerkungen sind alle richtig. Wenn Rußland Herr der Dardanellen, bald vielleicht auch des Sundes wäre, so würde seine Macht zu ungeheuerer Größe anwachsen und Oesterreich sowohl als Preußen wären von ihm flankirt. Da aber Rußland auch dann nicht stehen bleiben, sondern erobernd weiter vorrücken würde, so wären Oesterreich und Preußen seine nächste Beute. Die Cabinette dieser beiden Staaten würden nach und nach in das Abhängigkeitsverhältniß von Rußland kommen, wie früher Polen und wie noch vor kurzem die Pforte. Sie würden zum Untergange hinsiechen. Die deutsche Nationalität würde von der slavischen die schrecklichsten Demüthigungen und Mißhandlungen zu erfahren haben und sich am Ende genöthigt sehen, Schutz bei den Franzosen zu suchen. Nicht minder würden beide deutsche Kirchen in die äußerste Bedrängniß kommen. Einmal Herr von Constantinopel und Jerusalem würde der Czaar in seinem weiten Reiche nur noch griechische Christen dulden, die katholischen verfolgen und über das adriatische Meer hinüber Einfluß auf Italien gewinnen. Die römische Kirche würde dann vielleicht aus Rom weichen und in den äußersten Westen Europa's flüchten müssen. Noch schlimmer würde die lutherische oder unirte Kirche Preußens fahren, denn sie ist ungleich schwächer als die katholische und vermöchte der Macht, die schon mit so gutem Erfolge in Livland viele tausend Lutheraner in Griechen verwandelt hat, wenig Widerstand zu leisten.

Von Oesterreichern als solchen, Preußen als solchen, Deutschen als solchen, Katholiken als solchen und Protestanten als solchen verlangen, sie sollen Rußland beistehen, damit es Constantinopel erobere, heißt ihnen das Unheilvollste von der Welt zumuthen. Denn alle sind gleich sehr durch Rußlands Uebermacht, durch die

Uebermacht der slavischen Nationalität und der griechischen Kirche bedroht. Sie müßten, auch wenn sie von England und Frankreich keinen Beistand hätten, aus eigenem Interesse alle ihre Kräfte anstrengen, um eine weitere Ausdehnung der russischen Macht zu verhindern. Daß England und Frankreich ihnen ihren Beistand freiwillig bieten, ist ein großes Glück, welches von allen Interessenten in Deutschland mit Dank gegen Gott anerkannt werden sollte. Denn vielleicht nie wird eine so günstige Constellation für Deutschland wiederkehren und sie zu versäumen, wäre unverantwortlich und würde sich aufs schwerste rächen.

Nichts ist begreiflicher, als daß Rußland alle alten Künste und Listen seiner Diplomatie und der von ihr bezahlten Presse jetzt in Deutschland spielen läßt, denn Rußland fürchtet sich vor Deutschland viel mehr als vor England und Frankreich, und kann in der That auch nur von Deutschland und keineswegs von Frankreich und England aus bezwungen werden. Es umstrickt daher mit der Zähigkeit seiner alles überwuchernden diplomatischen Schlingpflanzen all Ding, was da wankt in Deutschland, um es zu sich hinüberzuziehen. Und daß manches bei uns wanke, wer möchte das in Abrede stellen? Darum ist es hohe Zeit und höchste Pflicht jedes Patrioten, der russischen Politik fest ins Auge zu sehen und die Gefahr, die von ihr droht, nicht zu verschleiern, sondern ins hellste Licht zu setzen.

Wird seit dreihundert Jahren auf allen deutschen Gymnasien und Universitäten Philologie getrieben und Lateinisch und Griechisch gelehrt, und kommt fast kein Examen vor, in welchem nicht des Macedoniers Philipp gedacht würde, so sollten doch alle Gebildeten, dito Beamten und Staatsmänner wissen, daß der vielgliedrige Körper des deutschen Bundes mit zwei aufeinander eifersüchtigen Großmächten und vielen Kleinmächten von Rußland in diesem Augenblicke genau so behandelt wird, wie weiland Altgriechenland mit seinen beiden aufeinander eifersüchtigen Hauptstaaten Athen und Sparta, Theben rc. von König Philipp. Und sie sollten lieber alle Classiker verbrennen und alle Professoren der Philologie Hunger sterben lassen, wenn sie von so langem Schulhalten doch am Ende nichts gelernt hätten und sich dem neuen Philipp blind in die Arme lieferten.

Mit Hülfe Rußlands ist für Oesterreich nichts zu gewinnen, denn wenn ersteres letzteres auch mit Serbien, Bosnien, Montenegro abfinden wollte, so würde es sich selbst doch immer Constantinopel, Bulgarien, die Moldau und Wallachei vorbehalten und dann wäre Oesterreich vom Orient mehr als je abgeschnitten, und auf dem rechten wie auf dem linken Flügel und im Centrum von Rußland umfaßt. Zugleich müßte es sich für Rußland gegen Frankreich schlagen, und würde nach ungeheuern Verlusten und Abschwächungen in Folge des Kriegs selbst im günstigsten Falle doch nur der Vasall des übermächtigen Rußlands werden. Mit Hülfe Rußlands ist für Preußen noch viel weniger zu gewinnen. Preußen würde sich für Rußland auf eine beinahe unvernünftige Weise aufopfern, denn es würde von England und Frankreich und gar nicht unwahrscheinlich auch von Oesterreich und von dem übrigen Deutschland mit einer durch den allgemeinen Russenhaß nur zu sehr verschärften Wuth angegriffen werden, und in Preußen selbst würde die Allianz mit Rußland unpopulär seyn. Wenn aber auch Rußland und Preußen vereinigt siegten, so würde sich ersteres zur Sicherheit für die Zukunft jedenfalls des Sundes bemächtigen, wie der Dardanellen, dann würde die Ostsee ein ausschließlich russisches Wasser und Preußen der Vasall Rußlands seyn.

Schließen sich dagegen Oesterreich und Preußen sammt dem deutschen Bunde an die Westmächte an, wodurch auch Schweden in die Allianz gezogen würde, so haben sie nicht nur den Rücken gedeckt gegen jede Revolutionsgefahr, sondern die Westmächte werden ihnen auch gern um den Preis der Allianz Werthe zusichern, die, indem sie das russische Uebergewicht schwächen, das Gewicht der deutschen Mächte jedenfalls vergrößern.

Einer Macht wie Rußland gegenüber, welche binnen kaum anderthalb Jahrhunderten ununterbrochen alle Nachbarstaaten entweder völlig erobert oder doch ihrer Grenzprovinzen beraubt hat, welche jetzt darauf ausgeht, eine Eroberung zu machen, die alle früheren an Wichtigkeit und Umfang übertrifft, welche nicht ruhen kann, bis sie außer den Dardanellen auch noch den Sund in Besitz hat und dadurch Herr des europäischen Festlandes geworden ist; einer Macht, welche zugleich die slavische Nationalität allen andern überordnet, allen ihren Unterthanen das Gleichmaß der russischen Sprache und Uniform aufzwingt, und mit dieser Russificirung auch alle erst noch zu unterwerfenden Nachbarn bedroht; einer Macht, welche mit derselben Ausschließlichkeit das Doppelkreuz der griechischen Kirche allein verehrt sehen will, alle andern christlichen Kulte principiell verschmähend und unterdrückend, — einer solchen Macht gegenüber fällt das Interesse der deutschen Nationalität, des österreichischen und preußischen Staates, der katholischen und evangelischen Kirche in ein einziges gemeinsames Interesse der Abwehr zusammen, und nach der alten Regel, nach welcher die beste Defensive eine Offensive ist, kann gegen ein Vorgehen der deutschen Großmächte im Vereine mit den Westmächten kaum etwas Stichhaltiges eingewendet

werden. Man ist nun zwar noch nicht so weit. Man unterhandelt immer noch. Rußland selbst nimmt immer noch in seiner diplomatischen Sprache die Miene an, als wolle es die Integrität der Türkei nicht antasten, aber Jedermann weiß, daß diese Integrität ein fable convenue ist und daß der Krieg selbst eben so wie durch ihn die Zerstörung jener Illusion unvermeidlich ist. Jetzt behauptet noch Jeder, nur in der Defensive zu stehen, endlich wird alles offensiv werden.

Aber das gemeinsame Interesse und den gemeinsamen Zweck vorausgesetzt, muß man auch die Mittel recht erwägen und nicht mit Leidenschaft drein poltern, noch sich überstürzen. Wenn man in London triumphirt, ehe man noch gekämpft, geschweige gesiegt hat; wenn man dort die Schiffe mit Reben bekränzt und in diplomatischer Trunkenheit den Zug des Bachus nach Indien nachahmt, als ob es nur ein Amusement gelte, so haben die deutschen Großmächte allen Grund, vorsichtig zu handeln, wie zu reden. Jene englische Berauschtheit ist es nicht, die in Wien und Berlin zu kommandiren und zu pressiren hätte. Sie wird wohl thun, zur Nüchternheit zurückzukehren und guten Rath von den Continentalmächten anzunehmen.

Die Engländer sind so hitzig und können den Sieg über die Russen so wenig erwarten, wie Napoleon im Jahr 1812. Das ist eine böse Vorbedeutung und eine durch nichts zu rechtfertigende Unvorsichtigkeit. Sie sollten sich erinnern, daß sie die ausgiebigen Siege in den großen Kriegen mit Frankreich nur der Vorsicht ihres Wellington verdankten. Napier wird sein Pulver rasch verschießen, aber in dem unermeßlichen Rußland wird der Knall nicht gehört werden. Die Zerstörung der russischen Flotten und Häfen (noch ist sie nicht vollbracht) würde, wenn sie auch gelänge, die Landmacht Rußlands nicht erschüttern, nur den Enthusiasmus des russischen Volkes steigern.

Es wäre der größte Irrthum, wenn man sich einbildete, der jetzt beginnende Krieg mit Rußland werde mit wenigen raschen Hauptschlägen zu Ende zu führen seyn. Der Kaiser von Rußland besitzt einen festen Charakter. Er hat bewiesen, daß jeder Zoll an ihm Mann ist. Er wird, nachdem er alle seine Russen zum heiligen Krieg aufgerufen hat, nicht nachgeben, bis er widerstandsunfähig geworden ist. Die einzige Partei, die neben dem Thron in Rußland Einfluß besitzt, ist gerade die, durch welche das Feuer des Kriegs von Anfang an geschürt wurde, die altrussische. Also wird er und sein System nicht das Opfer einer Intrigue werden. Nur die Waffen werden entscheiden. Aber den Selbstherrscher aller Reußen widerstandsunfähig zu machen, ist ein Werk von langer Hand. Rußland ist von so ungeheurer räumlicher Ausdehnung, daß sich Karls XII. und Napoleons Heere darin verloren, wie einst das Heer des Darius in denselben Steppen und wie das Heer des Kambyses im Sande der Sahara. Die 80 oder 100,000 Engländer und Franzosen, die den Türken zu Hülfe ziehen, werden sich im Kampf am schwarzen Meere und an der Donau verzehren und Kiew und Kaluga werden nichts von ihnen merken, noch viel weniger Moskau. Von einem Landungsheere in der Ostsee ist noch nicht die Rede. Es müßte sehr beträchtlich seyn, um den Selbstherrscher zu beunruhigen. Auch kann er darauf rechnen, daß, wenn der Krieg in einem gewissen Stadium angelangt und die Streitmacht der Franzosen in der Türkei durch unvermeidliche Verluste gelichtet seyn wird, Napoleon III. einiges Bedenken tragen wird, sein Reich von Truppen zu entblößen, um im Orient stark genug zu bleiben.

Den Ausschlag zu geben, wird mithin in der Hand Oesterreichs und Preußens liegen. Nur Landmächte dieses Belanges vermögen die russische Landmacht von ihren weitgedehnten Grenzen rückwärts zu manövriren, was englische Flotten und französische Heere, die sich in einen nördlichen oder südlichen Winkel einbohren, nie vermöchten. Nur im Verein mit diesen beiden großen Landmächten und deren rechten und linken Flügel bildend, könnten die Türkei und Schweden, England und Frankreich das gewaltige Reich des Czaaren von der europäischen Seite cerniren und durch Uebermacht der taktischen Waffe Schritt vor Schritt ihm diejenigen Grenzprovinzen wieder abnehmen, die es über seine natürlichen Grenzen hinaus eben so Schritt vor Schritt erobert hat. Nur ein solches allmähliges Zurücktreiben der Russen, das Ablösen der nationalen Schichten, die Rußland sich angeflößt hat, die aber noch nicht mit ihm zu einem homogenen Ganzen verwachsen sind, vermöchte die übermüthige Nation zu demüthigen. Wenn nach irgend einer glänzenden Schlacht ein alliirtes Heer sofort siegestrunken in das Innere des weiten Rußland auf langer Operationslinie gegen die eine oder andere Hauptstadt vordringen wollte, so würde sie sich eben so verirren, wie sich Napoleon verirrt hat, und der Rückzug würde eben so unvermeidlich seyn, die Wellen des anfangs zurückgedrängten scythischen Völkermeeres aber würden eben so über ihm zusammenschlagen, wie sie über Napoleon zusammenschlugen. Rußland kann nicht durch einen Stich ins Innerste gleich fix und fertig erobert, es kann nur durch äußeres langsames Abschälen wie eine Zwiebel eben so allmählig wieder verkleinert werden, wie es sich vergrößert hat.

Oesterreichs Interesse ist einfach und sonnenklar. Die Genesis dieses Großstaates weist ihm sein Ziel eben so unverrückbar an, wie der Donau das ihrige die Richtung ihres Laufes. Die erste Festung, mit welcher Rußland die Donaumündungen absperren durfte, war das erste Ausholen zum Todesstreich für die österreichische Monarchie, und wenn diese Festung nicht wieder den Russen abgenommen wird, so wird der Streich früher oder später die Monarchie wirklich treffen. Die Räumung der Donaufürstenthümer und das Zurückgehen der Russen bis an den Pruth, die restitutio in integrum können Oesterreichs eigenstes Lebensinteresse nicht befriedigen. Die Donau muß erst ein freier, von russischen Kanonen an seinen Mündungen nicht mehr beherrschter Strom seyn. Eine solche Oesterreichs Interessen günstige Entscheidung kann möglicherweise vertagt, aber sie kann nie aufhören, erwartet zu werden. Das materielle Interesse Oesterreichs und ganz Deutschlands ist dabei nicht weniger betheiligt, wie das politische. Um aber dieses Interesse zu verfolgen, ist die Offensive unvermeidlich, und bis zu dieser haben die Entschließungen noch einige Stationen zurückzulegen. Brennend dagegen ist eine Frage der Defensive, denn weit entfernt, seinen bisherigen Antheil an der Donau für genügend zu halten, hat Rußland seine Fahnen die Donau aufwärts bis in die Nähe des eisernen Thores getragen, setzt sich an ihren Ufern fest und trachtet Serbien und Montenegro an sich anzuschmieden, also die österreichische Monarchie in ihrer rechten Flanke bis ans adriatische Meer zu umfassen. Das ist mehr, als sich Oesterreich bieten lassen kann und wird. Hier ist der Punkt, wo die Defensive zur Offensive werden muß, wenn Rußland nicht freiwillig umkehrt.

Preußen hat eine ganz andere Stellung. Es theilt nur das allgemeine Interesse aller europäischen und zumal der Rußland benachbarten Staaten, dieses schon so kolossale Reich nicht noch übermächtiger werden zu lassen, aber es befindet sich nicht in dem Fall, durch einen Krieg mit Rußland für sich selbst einen unmittelbaren Gewinn zu suchen. Während es als Rußlands nächster Nachbar, den vom Centrum der russischen Macht aus geführten Schlägen zuerst ausgesetzt, den schwersten Theil des Kampfes übernehmen und die größten Opfer bringen müßte, was hat man ihm dafür zu bieten? etwa, was es früher schon besaß, das Weichselgebiet, den ewig glühenden Heerd der polnischen Insurrection, den zu überwachen ihm mehr eine Sorge, als ein Gewinn seyn würde? Die heißen Politiker in London würden daher besser thun, wenn sie, anstatt sich über Preußens Zaudern zu mokiren und ihm bruske Zumuthungen zu machen, ihm eine reelle Bürgschaft gäben, daß an den Lorbeeren, die es sich zu erkämpfen haben würde, auch bessere Früchte hängen würden, als sie ihm das undankbare Cabinett Castlereaghs in den beiden Pariser Frieden und beim Wiener Congreß wachsen ließ. Ist Preußens nur mittelbar starkes Interesse noch nicht unmittelbar genug und seine Stellung deßhalb weniger klar, so kann sie gewiß nicht klarer werden durch Zumuthungen, sondern nur durch Bürgschaften.

Reichere Nutzanwendungen, als sie hier angedeutet sind, werden sich die Westmächte im Verlauf des Krieges selber machen können, denn der Krieg wird, davon sind wir überzeugt und wir legen den Accent darauf, von langer Hand seyn.

Wie übrigens Preußen vor Schaden gehütet werden sollte durch die von der Kreuzzeitung empfohlene Allianz mit Rußland gegen Europa, begreifen wir nicht und glauben, jenes berühmte an Verdienst und Talent so reiche Blatt ist in einem schweren Irrthum befangen. Wenn nämlich Preußen als Vorkämpfer Europas gegen Rußland große Opfer bringen muß, die ihm dann am Ende doch zuletzt durch eine freiere und machtvollere Stellung im Nordosten Europas belohnt werden müssen, so hätte es dagegen als Vorkämpfer Rußlands gegen Europa gewiß noch ungleich größere Opfer zu bringen und im günstigsten Falle sich mit der abhängigen Rolle eines russischen Vasallenstaates zu begnügen. Das liegt nicht in der Genesis des preußischen Staats, nicht im Geist und in der Richtung des großen Friedrich. Das liegt auch nicht in der Tendenz der deutschen Nationalität, nicht im Geist der deutschen Ritter, die das schwarze Kreuz an der Ostsee aufpflanzten. Das liegt endlich auch nicht im evangelischen Interesse, nicht im Geist der Lehre, die sich so lange ihres Vorzugs vor der griechischen gerühmt hat, und nicht im Geist der Bibel, deren Verbreitung der Czaar bei schwerer Strafe untersagt. Wie kann man sich auf der Höhe des deutschen Geistes befinden, wie kann man mehr als andere Leute preußisch und evangelisch seyn wollen, wenn man in der gegenwärtigen verhängnißvollen Crisis so ohne weiteres Gut und Blut und Ehre der Preußen dem Czaren zur Verfügung stellt?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 24. 25. März 1854.

Volkslieder.

1) Lithauische Volkslieder, gesammelt, kritisch bearbeitet und metrisch übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Mit einer Musikbeilage. Berlin, Fr. Dümmler, 1853.

Das sind die berühmten Dainos, von denen ein kleinerer Theil schon im Jahr 1825 zu Königsberg von Rhesa übersetzt herauskam (zweite Auflage 1843), und von denen eine weitere Sammlung in der lithauischen Sprache ohne Uebersetzung 1829 in Wilna von Stanewicz besorgt wurde. Außer einer poetischen Uebersetzung von 51 Liedern, die im Jahr 1844 erschien, gab Dowkont 1846 in Petersburg die erste größere Sammlung lithauischer Lieder heraus, darunter aber auch neuere. Dazu kamen sehr schätzbare Lieder und Melodien, die von Verschiedenen unter dem Volke selber gesammelt und in den Neuen Preußischen Provinzialblättern edirt wurden. Das sind die Vorarbeiten, die der umfassenden Sammlung und Uebersetzung des Herrn Nesselmann zu Grunde lagen. Deutsche Leser erhalten hier zum erstenmal eine möglichst vollständige Uebersicht über das ganze Gebiet der Dainos. Daina, Plur. Dainos, heißt ein weltliches Lied, im Gegensatz gegen das Gesme, Kirchenlied.

Die Dainos sind echte Volkslieder der Lithauer und wenn nicht immer der Form, doch dem Charakter nach sehr alt, denn es finden sich darin noch heidnische Erinnerungen und werden noch Zustände vorausgesetzt, wie sie lange vor der Gegenwart bestanden. Der Herausgeber bemerkt: „Die Dainos berühren fast nie die neueren jetzigen Verhältnisse des Volkes, sondern bewegen sich fast ohne Ausnahme in älteren, längst verschwundenen Situationen. Ich kann aus diesem Umstande nicht mit Rhesa auf ein enorm hohes Alter mancher Dainos schließen, sondern ich sehe darin nichts anderes, als das zähe Festhalten des Volkes an ursprünglichen Vorstellungen und Anschauungen, ein unbewußtes Sichsträuben gegen neue Ideen und ungewohnte Bilder. Die neue Welt mit ihren neuen Vorstellungen findet in seine Lieder keinen Eingang, sondern diese verarbeiten nach wie vor den alten einmal gegebenen Stoff. Der König von Preußen erscheint in einigen ganz neuen Kriegsliedern, die vielleicht nicht einmal echte aus dem Volke selbst hervorgegangene Producte sind, aber neben ihm nirgend eine preußische Einrichtung, keine Behörde, kein Richter, kein Landrath oder sonst irgend ein Beamter, deren doch manche mit dem Volke in täglichem Verkehr stehen; dagegen laufen die alten Bojaren sehr häufig durch die Dainos hindurch. In keiner Daina ferner finden wir irgend eine Beziehung zum Christenthume. Weder die Namen Christus oder Jesus, noch irgend ein der Bibel entlehntes Bild, noch irgend eine gelegentliche Erwähnung eines christlichen Festes, wenn auch nur als Zeitbestimmung (wie z. B. in dem Deutschen: drei Wochen nach Ostern dann geht der Schnee weg), noch auch irgend ein christlich kirchlicher Gebrauch kommt hier vor. Geburten und Hochzeiten, zumal letztere, erscheinen sehr häufig, aber keine Taufe und keine Trauung. Dagegen haben wir häufig mit dem ganzen Heere der alten heidnischen Mythologie zu thun. Perkunas zürnt auf den Mond und durchhaut ihn mit dem Schwerte; bei der Hochzeit des Morgensterns reitet er durch die Pforte und schlägt die Eiche nieder, daß ihr Blut die Tochter der Sonne bespritzt, so daß diese drei Jahre lang die zerstreuten Blätter ihres Kranzes zusammensuchen muß. Die Gottessöhne und Gottestöchter tanzen mit einander im Mondenschein unter einem Ahornbaum. Ein in der Fremde umherirrendes Mädchen fragt die Erdgöttin Z'empna, wo sie einen Rosenstock einsetzen solle, und diese antwortet ihr. Laima, die Schicksalsgöttin, ruft und schreit laut, um auf einen Ertrunkenen aufmerksam

zu machen.“ Inzwischen herrschen diese heidnischen Erinnerungen keineswegs vor, die Dainos sind vielmehr fast durchgängig Landschafts- und Genrebilder, in denen Natur und Volkssitte sich spiegeln.

Die Form ist äußerst schlicht und einfach. „Der Reim ist der Daina fremd, und wo er ausnahmsweise bei einzelnen Versen erscheint, da ist er zufällig, meistens veranlaßt durch die gleichen Ausgänge der sehr beliebten Diminutivformen. Erscheint in einem Liede der Reim durchgehend und regelmäßig, so ist dieser Umstand ein sicherer Fingerzeig für den fremden, nicht litauischen Ursprung eines solchen Stückes.“ In den meisten Dainos herrscht der sanfte elegische Ton, den wir auch an den serbischen Volksliedern, wie nicht minder in den echten alten Balladen der Deutschen, Skandinavier und Engländer finden. Doch wird dadurch auch das heitere, scherzhafte, selbst frivole Lied nicht ausgeschlossen. Kriegslieder sind selten und mehr elegisch als renommistisch. Auch Trinklieder treten wenig hervor. Litauen ist kein Weinland.

Gewisse Situationen erscheinen mannigfach variirt. Derselbe Grundgedanke wiederholt sich in einem Dutzend verschiedener Lieder immer wieder in neuen Versen mit kleinen Abweichungen. Eine der beliebtesten Scenerien ist das Mädchen am Wasser, deren Ring hineinfällt, oder das Mädchen, deren Brautkranz vom Winde weggeweht wird. Das Lied z. B. Nr. 5.

Unterm Ahorn fließt die Quelle,
Wo die Gottessöhne
In dem Mondschein tanzen gehen
Mit den Gottestöchtern.

In der Quelle unterm Ahorn
Ging ich mich zu waschen,
Als ich wusch gar weiß mein Antlitz,
Fiel der Ring hinunter.

Kommen wohl die Gottessöhne
Mit den seid'nen Netzen,
Fischen mir mein theures Ringlein
Aus des Wassers Tiefe?

Kam herbei ein junger Bursche
Hoch auf braunem Rosse,
Und das Roß, das braune, hatte
Gold'ne Hufbeschläge.

Komm hieher, mein Mädchen,
Komm hieher, du junges,
Komm, laß uns ein Wörtchen kosen,
Laß uns träumen süße Träume,
Wo die Quell' am tiefsten,
Wo die Lieb' am liebsten.

Dieses Lied kehrt in mannigfachen Variationen wieder. Ein sehr beliebtes Bild ist auch die todte Hand des Geliebten, an der noch der Ring steckt, hergetragen vom fernen Schlachtfeld durch einen Raben. Dieses schöne Bild begegnet uns auch in polnischen Liedern. Hier Nr. 24.

Flog her ein schwarzer Rabe,
Trug eine weiße Hand her
Und dran ein goldnes Ringlein.
Ich frag' dich, lieber Vogel,
Du lieber schwarzer Rabe:
Wo hast die weiße Hand du
Und wo den Ring genommen?

Ich war im großen Kriege,
Da schlugen eine Schlacht sie,
Aus Schwertern flocht man Zäune,
Mit Flinten grub man Gruben,
Da floß das Blut in Strömen,
Da ruht so manches Söhnchen,
Da weint so mancher Vater.

Es kommt das junge Mädchen
Aus ihrem Rautengarten:
Ach! das ist ja mein Ringlein!
Mein Knabe kehrt nicht wieder,
Ist in der Schlacht geblieben!
Nun werd' ich immer weinen,
Nicht meinen Kranz mehr tragen.

Vielfach wiederholen sich auch die Klagen der jungen Frau über die böse Schwiegermutter. Die arme Frau muß wie ein Aschenbrödel arbeiten, während ihre Schwägerinnen faullenzen. Nr. 39:

Ach, mein Haupt verlangt nach Schlummer, Schlummer,
Und mein Herz verlangt nach süßer Ruhe.

Schalt mich aus die böse Schwiegermutter,
Aber mich entschuld'gend sprach der Liebste:

Wohl versteht mein Weibchen alle Arbeit,
Auf den hohen Hügeln Korn zu binden,

Auf der grünen Wiese Heu zu harken,
Auf dem harten Acker Flachs zu ziehen.

Meine Frau streift schon den Thau vom Rasen,
Deine Tochter liegt noch in den Federn.

Daran reihen sich Klagen der Kinder, deren Mutter gestorben, über die böse Stiefmutter. Nr. 70:

Es ging hinaus der Vater,
Wohl in den Wald zu jagen,
Ließ heim die kleine Tochter
In ihrem bunten Bettchen.

Der Vater kehret wieder
Vom Walde heim, vom Jagen,
Er trifft die kleine Tochter
Im Walde an dem Kreuzweg.

Wo gehst du hin, mein Kindchen,
Du arme kleine Waise?
Dort auf den hohen Hügel,
Zu meiner Mutter Grabe.

Sie geht zum Grabeshügel,
Umarmet dort das Grabkreuz:
Steh auf, geliebte Mutter,
Und kämme mir das Köpfchen!

Geh heim, geliebte Tochter,
Du hast ja die Stiefmutter,
Die wird dein Köpfchen kämmen,
Wird dein Gesichtchen waschen.

Wenn die mein Köpfchen kämmet,
Reißt sie mir in den Haaren,
Und wäscht sie mir den Mund ab,
Dann streift sie mein Gesichtchen.

Zieht sie mir an das Hemdchen,
Zerbricht sie mir die Arme,
Legt sie mir an den Gürtel,
Dann preßt sie mir das Herzchen.

Ferner die Klagen der jungen Frau, die einen alten Wittwer heirathen muß. Klagen der Jungfrauen, die ihre geliebte Heimath verlassen müssen, um dem Bräutigam in die Ferne zu folgen. Klagen über die Wildheit der Männer. Nr. 175:

Sandte mich die liebe Mutter
An den Dünastrom nach Wasser.

Mit der bunten Schnur der Trage,
Mit dem grünen Wasserkruge.

Kam zu Roß ein junger Bursche,
Und zerschlug den Wasserkrug mir 2c.

Der Wechsel in den Empfindungen einer Braut ist unnachahmlich geschildert in Nr. 262:

Ueber's Meer und über's Haff hin
Kam ein Hauptmann angefahren.

Setzte in den Stand die Kutsche,
Spannte vor sechs muntre Rosse.

Als er drein gesetzt die Schwester,
Fuhr er weg entlang drei Felder.

Als am ersten Feld sie ankam,
Sprach kein einzig Wort die Schwester.

Als am zweiten Feld sie ankam,
Fing die Schwester an zu weinen.

Als am dritten Feld sie ankam,
Sprach ganz freundlich unsre Schwester.

Ei ihr Brüder, liebe Reiter,
Alles ist bei euch doch anders.

Silbern sind bei euch die Brücken,
Wein auch fließt in euren Flüssen.

Klage einer Unvermählten, einer lithauischen Sappho, voll tiefer Gluth, Nr. 197:

Alle Mädchen meines Alters,
Alle haben Männer,
Nur ich Eine, ach, ich Arme,
Ohne Mann noch bin ich.

Ei, ihr Schwestern, freit für mich doch,
Mögt mich nicht vergessen;
Ist nicht mancher Bursch noch übrig?
Auch den armen nähm' ich.

Ei, was sprichst du, liebe Schwester?
Bist du denn von Sinnen?
Was willst machen, was willst kochen,
Wenn ihr gar nichts habet?

Was willst machen, was willst kochen,
Wenn ihr gar nichts habet?
Wenn du nichts hineinthust, wirst du
Aus dem Topf nichts schlürfen.

Werd' hineinthun, was ich habe,
Sitz' ich doch allein nicht.
Hab' ich Mangel, werd' ich sparen,
Küss' ich doch den Liebsten.

Den Klagen entsprechen mannigfache Tröstungen und wir lernen aus diesen Liedern überhaupt das Volk in seiner ganzen Gutmüthigkeit kennen. Die feinen und zarten Empfindungen, die sich darin aussprechen, gereichen ihm zu hoher Ehre. Natürlicherweise ist das Heimathgefühl, die Liebe zum elterlichen Hause darin vorherrschend. Hier eines der lieblichsten Heimathlieder, Nr. 281:

Ich, so weit versprochen,
Ich, so weit vermählet,
Ueber hohe Berge hin,
Ueber tiefe Ströme fort.

Wie werd' heim ich kehren,
Wie dorthin gelangen,
In der Mutter Garten hin
Zu dem alten Heimathhaus.

Werde in den Wald gehn,
Zu dem bunten Kukuk,
Flügel von ihm borgen mir,
Schöne bunte Federn auch.

Fliege dann zur Mutter,
Fliege zu dem Vater,
In den Kirschengarten hin,
Auf das grüne Rautenbeet.

Da will ich mich wiegen,
Da will ich dann rufen,
Ob mich nicht die Mutter hört,
Ob mich nicht die treue hört.

Und sie hört die Stimme,
Oeffnet schnell das Fenster:
Ist das nicht mein Töchterlein?
Ist das meine junge nicht? rc.

Solche Leser, die etwa glauben, Lithauer seyen Russen, weil sie Rußland unterworfen sind, mögen sich durch folgende Klaglieder belehren lassen. Nr. 388:

Wasch' nicht, Mädchen, hier dein Antlitz,
Russen tränken hier die Pferde.

Nehmen dir das grüne Kränzchen,
Füttern damit ihre Rosse.

Nehmen dir das goldne Ringlein,
Machen davon Hufbeschläge.

Nehmen dir dein feines Mieder,
Lassen draus sich Sättel machen.

Nehmen dir das grüne Zopfband,
Lassen sich draus Zäume nähen.

Und Nr. 15, ein Lied, worin der Schmerz eines ganzen unterworfenen Volkes unter dem Bilde der klagenden Nachtigall personificirt erscheint:

O Nachtigalchen,
Du muntrer Vogel,
Warum nicht singest
Den ganzen Tag du?

Wie sollte singen
Den ganzen Tag ich?
Die Hirten haben
Zerstört mein Nestchen.

Die Pflüger haben
Mich selbst gefahndet.
Sie sagten, daß ich
Gepickt den Waizen,

Daß ich zertreten
Das Gras der Wiese,
Daß ich gescheuchet
Die braunen Rosse.

Nicht wahr ist's, Knaben,
Was ihr gesprochen!
Mit falschen Worten
Ihr mich bezüchtigt.

Nicht bin ich dorten
Umher geflogen,
Gepickt nicht hab' ich
Den Waizenacker,

Hab' nicht zertreten
Das Gras der Wiese,
Auch nicht gescheuchet
Die braunen Rosse.

Auf brachem Acker
Schlief und erwacht' ich,
Im Weidenbusche
Baut' ich mein Nestchen.

Zu Gott wohl fleht' ich
Die ganze Nacht durch,
Daß sich nicht möchte
Ein Sturm erheben,

Daß er zerstören
Nicht möcht' mein Nestchen,
Mir nicht zerzausen
Die bunten Federn.

Diese wenigen Proben mögen ausreichen, einen Begriff von der Schönheit der lithauischen Volkslieder zu geben.

2) Dainos. Lithauische Volkslieder, übersetzt von Nesselmann. Daselbst, 1853.

Eine kleinere Ausgabe, nur die deutsche Uebersetzung der schönsten Dainos enthaltend, ohne den lithauischen Urtext, ohne den Commentar und ohne die Melodien.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, **N° 25.** 29. März 1854.

Kunstgeschichte.

Die christliche Kunst in Spanien. Von J. D. Passavant. Leipzig, Rudolph Weigel, 1853.

Passavant, dem wir schon so viele schöne kunstgeschichtliche Studien über Raphael, die Kunstwerke in England ꝛc. verdanken, reiste im Jahre 1852 durch Spanien, um die Kunstwerke daselbst mit eigenen Augen zu sehen, und fand noch gar vielerlei zu ergänzen und zu berichtigen, was seine Vorgänger übersehen hatten.

Im Allgemeinen ist der deutsche Leser geneigt, zu glauben, es sey in Spanien nur noch wenig vom alten bildlichen Schmuck der Kirche übrig, weil Krieg und Revolution verheerend darüber gegangen; allein Passavant fand noch viel mehr erhalten, als er erwartet hatte. Andererseits zieht der deutsche Leser gerne aus der spanischen Poesie einen Schluß auf die bildende Kunst und glaubt, die letztere habe so viel Eigenthümliches, als die erstere; aber auch darin täuscht man sich. „Spaniens Kunst hat sich fast zu allen Zeiten den Einflüssen von Außen ergeben, es kann daher von einer allmähligen, naturgemäßen Entwicklung einer den Spaniern eigenthümlichen Kunst kaum die Rede seyn. Man könnte beinahe selbst sagen, daß nur die Monumente der allerältesten Zeit und dann die Sculpturen und Malereien des 17ten Jahrhunderts ein rein nationales Gepräge haben: nämlich einestheils die räthselhaften Thiergestalten von Granit, welche, sich nur in Alt-Kastillen zerstreut vorfindend, wahrscheinlich Werke der Urvölker jenes Landes sind, und anderentheils die in estofado bemalten Holzschnitzwerke eines Juan Martinez Montannes und Alonso Cano im südlichen, und eines Gregorio Hernandez im nördlichen Spanien, sodann die Gemälde der Sevillaner Schule, aus der Zurbaran, Velasquez und Murillo hervorgegangen sind. Alle übrigen Werke der Kunst, von den antiken Epochen an bis in das 16. Jahrhundert, tragen das Gepräge ausländischen Einflusses oder der Herrschaft, welche fremde Nationen auf Spanien ausgeübt."

In dem Augenblick, in welchem Spanien seiner politischen Größe entgegenreifte, nahm seine Kunst keinen eigenthümlichen oder edeln Styl an, sondern übertrieb nur den bis dahin herrschenden deutschen Styl in geschmacklosem Prunke, so wie es auch, indem es bald darauf der Renaissance anheim fiel, auch in dieser vorzugsweise das Schwülstige suchte: „Bei der Neigung der Spanier zu Pomp und Pracht, ohne feinen Sinn für Schönheit, Ebenmaß und Grazie, verfielen sie dabei in das Massenhafte, Uebergroße des Blätterwerks, während die Rippen oder Stiele, dünn und mager, kraus durcheinander laufen und alle architektonischen Glieder sehr geschwungen sind. Diese Manier der verfallenen Gothik, sowie auch die phantastische Renaissance nennen die Spanier sehr treffend ‚arquitectura platresca', die Silberschmiede-Architektur. In diesem gothischen Styl sind alle Bauwerke unter der glorreichen Regierung des Königs Don Fernando und seiner trefflichen Gemahlin Isabella von Castilien in den Jahren 1474 bis 1516 errichtet."

Die geschmacklose Prunkhaftigkeit der Renaissance culminirt im weltberühmten Klosterbau von Escorial. „Zu Juan de Herrera's Ehre wollen wir glauben, daß die armselige Architektur des kolossalen Gebäudes vom Escorial nicht von seiner eigenen Erfindung ist, und auch nicht von der seines Meisters Juan Bautista de Toledo, der 1563 den ersten Stein dazu gelegt hat; vielmehr daß die Bedingungen, welche den Plan feststellten, einzig dem beschränkten Geiste des sich mit Architektur viel beschäftigenden Königs Philipp II. zugeschrieben werden müssen. Es ist wohl das einzige Beispiel, daß ein so umfangreiches Gebäude, mit solchem

Aufwand an Granitblöcken, so ganz ohne allen architektonischen Schmuck, ohne Gesimse und in fünf Stockwerken, mit ganz kleinen Fenstern, errichtet worden ist, um als Residenz und Grabstätte eines Fürsten zu dienen, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, und als klösterlicher Aufenthalt für Männer, die der Nation in Wissenschaft und Kunst voranleuchten sollten! Freiere Hand wurde dem Herrera gelassen, um die S. Laurentius-Kirche des Escorial aufs Würdigste und Prachtvollste auszustatten. Aber die 1586 vollendete Façade, unten von dorischer, darüber von jonischer Ordnung, mit kolossalen Statuen christlicher Könige, ist gedrückt und schwerfällig als Architektur und unter dem Mittelmäßigen in den Bildhauerwerken. Das Innere, im Grundriß ein griechisches Kreuz mit Kuppel, ist zwar imposant durch seine großen Massen der römisch-dorischen Ordnung, aber arm und kalt in der Wirkung, die weder durch das prachtvolle Retablo des Hochaltars in buntem Marmor, noch durch die knieenden Broncestatuen Karls V. und Philipps II. mit ihren Gemahlinnen und Kindern, noch durch die kleinen Altarblätter des Juan Fernandez Navarete, noch durch die Frescos an den Gewölben von Luca Giordano irgendwie Fülle und Wärme erhält. Dieses scheint selbst der für sein Escorial so eingenommene Philipp II. empfunden zu haben, als er einst das Kloster und die königliche Grabkapelle Miraflores bei Burgos besuchte und, beim Anblick von deren Würde, Pracht und Schönheit in der Architektur und den Monumenten, schmerzlich ausrief: „Wir haben nichts gethan mit unserm Escorial!"

Am Ende des 16ten und im 17ten Jahrhundert besaß Spanien mehrere ausgezeichnete Bildhauer, Hernandez, Montannez, Cano, Roldan, deren Lob der Verfasser glänzend hervorhebt.

Die Maler Spaniens folgten alle einer naturalistischen Richtung, und wo dieß nicht der Fall war, führte sie ihr Streben nach dem Idealen nur zur Karikatur. „Einen größeren Ruhm, als er verdient, hat Luis de Morales, genannt el divino, sowohl im In- als im Auslande erhalten. Er wurde um 1500 zu Badajoz geboren und starb im Jahr 1586. Seine früheren Gemälde zeugen zuweilen von einer feinen Empfindung, öfter aber verfällt er in eine ihm eigenthümliche Manier, die in seinen späten Werken beinahe an die Karikatur streift. Er ist einer der wenigen, wenn nicht der einzige spanische Maler, der, fern von aller natralistischen Richtung, einem Ideale nachgestrebt rc."

Vom Naturalismus rühmt Passavant, derselbe habe Spanien vor den Entartungen des falschen Idealismus bewahrt, dem die italienische Malerei unterlag. Die Schule von Sevilla leistete das Größte. „Im Helldunkel ist es aber hauptsächlich Francisco Herrera der Alte, welcher in der Sevillaner Malerschule die Bahn gebrochen, worin Velasquez und Murillo so bewunderungswürdig sind. Auch war er der Erste, der in der Zeichnung des Nackten, und überhaupt in der ganzen Auffassungsweise den Naturalismus zur vollen Geltung brachte, ohne jedoch deßhalb gemein zu werden." Bei Riaera sank der Naturalismus ins Gemeine, ja Grausenhafte hinab, blieb aber, wie Passavant S. 100 bemerkt, wenigstens keusch, während gleichzeitig die Italiener selbst in Kirchenbildern mit Sinnlichkeit kokettirten. Dann folgen die größten Maler der Schule: Velasquez, Zurbaran, Cano, Murillo, denen der Verfasser ausführliche Charakteristiken widmet. Nachdem er an Murillo dessen meisterhafte Genrebilder bewundert und die eigentlichen Kirchenbilder wegen ihrer Andächtigkeit gepriesen, schließt er: „Auf diese Weise finden wir in seinen Werken stets Friede und Erhebung, wie dieselben in seiner frommen Seele gewaltet. Als Spanier konnte er sich indessen nicht über einen gewissen Naturalismus erheben, und die höchste Blüthe idealer Schönheit, wie wir sie bei Raphael verehren, blieb ihm verschlossen; selbst seine schönsten, geistig so überirdischen Marien erreichen nicht einmal die Schönheit, die er in dem ihn umgebenden Leben hätte finden können. Dagegen hat wohl nie ein Künstler die bis zum Ueberschwänglichen gesteigerte Extase mit einem so reinen Adel bekleidet, wie Murillo. Und überhaupt finden wir allen seinen Schöpfungen das Siegel seiner edlen Seele aufgedrückt, wie denn auch in dem Zauber seines Helldunkels sich die Harmonie seines tiefen Gemüthes offenbart." Es ist ziemlich merkwürdig, daß auch die deutschen Maler gerade in der frömmsten Zeit das, wofür sie in frommer Andacht glühten, nicht in höherer Schönheit aufzufassen wußten. Von welcher bezaubernden Schönheit sind Männer und Frauen, Greise und Kinder in Spanien in natura zu finden, aber wir finden sie nicht auf den Gemälden der großen spanischen Meister. Und wie viel männliche Kraft und Treue, weibliche Huld und Engelmilde in den schönsten Gestalten und Gesichtern bieten Berge und Thäler unseres geliebten Deutschlands heute immer dar, wie vor Jahrhunderten, während unsere größten alten Maler, wenige Niederländer und Kölner und im Süden noch etwa Zeitblom ausgenommen, lediglich für Schönheit keinen Sinn hatten und recht häßliche Leute malten.

In neueren Zeiten war in Spanien, wie jede Blüthe höherer Bildung, so auch die Kunst abgewelkt. Die Regierung sucht sie jetzt wieder zu beleben, aber durch

die ungeschicktesten Mittel, nämlich mittelst fünfzehn Akademien, in denen junge Leute zur Kunst abgerichtet werden. „Der Erfolg entsprach jedoch nicht den wohlgemeinten Absichten. Denn bei den massenhaften Anstellungen, besonders in diesem Lande, wo Protectionen mehr als das Verdienst oder die Fähigkeit zur Geltung kommen, zeigte es sich sehr bald, daß die wenigsten der Aufgabe ihres Berufs gewachsen waren, der Unterricht auf das kläglichste bestellt ist, und von vorn herein die Einrichtungen ungenügend, mehr auf die Bequemlichkeit der Professoren, als auf eine tüchtige Förderung der Kunst berechnet sind." Folgen noch nähere klägliche Details. Die Akademien taugen auch da nichts, wo mit mehr Gewissenhaftigkeit unterrichtet wird. Die Künste müssen ihren Centralpunkt in praktischen Bauhütten finden und nicht in Bauakademien, in den Ateliers der großen Meister und nicht in Kunstakademien. Die angehenden Künstler müssen durch ihr Genie getrieben alle Hindernisse durchbrechen lernen, wie es die alten Meister auch lernen mußten, und wodurch sie eben so groß wurden. Nichts aber ist der Kunst verderblicher, als wenn eitle Eltern ihre schwachbegabten Söhnlein in die Kunstakademien schicken und der Staat mittelmäßige Talente heranzieht.

Der Verfasser geht schließlich noch die zahlreichen Bildwerke von Niederländern, Deutschen und Italienern durch, welche sich in Spanien, zumal in Madrid aufgehäuft finden, aus der Zeit, in welcher die Habsburger zugleich in Spanien, den Niederlanden und Italien herrschten.

Unterhaltungs-Literatur.

1) Katholische Trösteinsamkeit. Erstes Bändchen. Aus der Kindheit von Johannes Laicus. Mainz, Franz Kirchheim, 1853.

Man bezweckt hier, frommen katholischen Familien Unterhaltungsschriften in die Hand zu geben, die nicht nur von den ungläubigen und unsittlichen Tendenzen der modernen, wesentlich „jüdisch-heidnisch" gewordenen Novelliteratur frei und gereinigt erscheinen, sondern auch einen specifisch katholischen Ton und Charakter haben sollen. Das Bedürfniß ist da und die Mittel werden sich finden. Das vorliegende Bändchen läßt von der ganzen Sammlung Gutes erwarten.

Johannes Laicus ist ein Kölner Kind und erzählt, wie es in seinem elterlichen Hause zugegangen. Ein überaus treues und mit altdeutschem Malerfleiß ausgeführtes „Stillleben". Wir werden in ein altes Kölner Bürgerhaus versetzt. Ein einträchtiges Ehepaar lebt hier in alter frommer Weise streng nach dem katholischen und örtlichen Herkommen. Sie haben durch einen Unglücksfall ihr geliebtes jüngstes Kind verloren, dessen Brüderchen Johannes aber erhält Ersatz durch den belehrenden Umgang mit einem Herrn Stamm, der alt und arm, von seiner eigenen Familie verlassen, von Johannes frommen Eltern aber liebreich im Hause aufgenommen wird, und der, selber ganz vom alten Kölner Geist durchdrungen, auch den Knaben in jener frommen Gefühlsweise und kerngesunden Denkart erzieht, die den Rheinländer von altem Schrot und Korn so vortheilhaft auszeichnet.

Wir folgen nun auch dem Knaben in die vielen alten Kirchen Kölns und begleiten ihn bei den öffentlichen Andachten, Processionen rc., deren alterthümliches Gepräge und eigenthümlicher poetischer Reiz auch den Akatholiken anziehen muß. Es ist hier noch ein gut Stück Mittelalter mitten zwischen modernen Hotels, Kasernen und Eisenbahnen. Der alte Herr Stamm stirbt so fromm, wie er gelebt. Der Knabe aber kommt zu einem Kaplan, bei dem er noch tiefer in den Dienst der Kirche eingeweiht und unter anderm auch in der Musik so weit gebracht wird, daß er zur Messe die Orgel spielen kann. Daneben wird die weltliche Seite des Kölner Lebens nicht vergessen. Ein Nachbar, Meister Hocks, repräsentirt den derben, witzigen Kölner Bürgerschlag.

Polemik ist in dem Buche nicht zu finden, was ihm sehr zum Vortheil gereicht. Johannes Laicus sagt ausdrücklich, er sey achtzehn Jahre alt geworden, ehe er nur das Geringste vom Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten erfahren habe. Zum Beweise, wie wenig damals die Kölner, versenkt in ihre altherkömmliche Andachtsweise und durch sie beglückt, an feindliche Gegensätze und überhaupt an andere Meinungen gedacht hätten. Nur gegen die falsche Humanität und Aufklärerei unserer Tage wird hier manches nicht polemisirt, aber thatsächlich angeführt. So die Geschichte von einem Kölner Bürger, in dessen Haus sich ein Major erschoß. „Von Gott wußte der Major wenig, von lüderlichen Dirnen um so mehr. Als der Pathe eines Tages nach Tisch grade das Gratias sprach, that es einen Schuß im obern Stock, ein Schlag folgte. Man eilte hinauf, kam zu des Majors Thür, sie war verriegelt, aber an ihr roch es stark nach Pulver. Als kein Klopfen half, wurde die Thür gesprengt, und da lag der Major in seinem Blut am Boden mit zerschmettertem Schädel: er hatte sich erschossen. War der Pathe schon vorher dem Menschen

so wenig hold, daß er ihm mehr als einmal gesagt hatte, er solle ausziehen, so stieg nun der Zorn des Mannes zu einer Art von Wuth über diese Entweihung seines Hauses. Er faßte die Leiche und würde sie durch das Fenster auf die Straße geworfen haben, wenn man ihn nicht zurückgehalten hätte. Gab er aber auch darin nach, dann litt er doch nicht, daß dieselbe durch die Hausthür weggeschafft wurde: ‚Die Schwelle meines Hauses ist heilig,' sagte er, ‚und diese Bestie soll sie mir nicht beschmutzen.' Alle Bitten, alle Vorstellungen, selbst die Drohung mit Gewalt halfen nichts. Er sprach zu dem damit beauftragten Offizier: ‚Hier stehe ich an meiner Thür und ich vertheidige mein Recht auf sie und wenn es Blut und Leben kostet. Durchs Fenster mit dem Kerl, kein anderer Weg und das Fenster wird vermauert! Danken Sie es mir, daß ich ihn nicht unter der Schwelle hindurchziehen lasse, denn das gebührt ihm.' Kurz man mußte, um den Scandal nicht noch ärger zu machen, des Pathen Wille thun und sein Hausrecht ehren. Bei Nacht kam der Todtenwagen und holte die Leiche. Das Fenster, wodurch der Sarg geschoben worden, ist seitdem nie mehr geöffnet worden. So verstand der Pathe, was Selbstmord heißt."

Es ist sehr löblich, wieder an die alte schlichte, ehrenwerthe Denkart des gesunden Bürgerstandes zu erinnern, zu der sich die Sentimentalität der „Gebildeten", die weichliche Entschuldigung der Faust- und Donjuansnaturen, die Beschönigung wie aller poetischen Todsünden, so auch des Selbstmords wie Koth zu Gold verhalten.

2) Diesseits und jenseits der Linie. Erzählungen von Philipp Poelking. Köln, Bachem, 1853.

Recht hübsche Erzählungen. In der ersten „der Ring des Polykrates" wird die bekannte altgriechische Sage auf ein Ereigniß der modernen Welt angewandt. Don Juan, ein edler und bildschöner Chilese, ist der glücklichste Bräutigam von der Welt. Da verliert er auf einer Reise den Trauring, den er seiner Braut bestimmt und den vorher seine Mutter getragen hatte. Aber auf eine fast wunderbare Weise findet er ihn wieder. Dieses übergroße Glück kündet ihm an, daß ihm das Schicksal neidisch ist. Ein Erdbeben verheert das Land und er sinkt mit dem Balkon, auf dem er sich grade befindet, in die Tiefe der Erde hinab. — Nicht minder spannend ist die zweite Erzählung vom „geretteten Fuß". Eine Scene aus dem russischen Feldzug. Dem Erzähler gefriert im Frost jenes schrecklichen Winters ein Fuß, aber er will ihn nicht amputiren lassen und hat das seltene Glück, ihn zu retten. Der Verfasser versetzt uns sehr lebendig in Zeit und Oertlichkeit. — In der dritten Erzählung schildert er eine Flucht und Rettung auf der Insel Madagascar unter dem schwärzesten Volke der Erde. In der vierten eine Scene aus dem Frankfurter Barrikadenkampf im Jahr 1848. In der fünften die falsche Anklage und Ehrenrettung eines edeln und gebildeten Chinesen. In der sechsten ein ritterliches und zärtliches Abenteuer aus dem polnischen Freiheitskriege. In der siebten und letzten den Aufenthalt eines deutschen Glücksritters im Goldland Californien.

Ankündigung und Aufforderung.

Ludwig Tieck (geboren in Berlin den 31. Mai 1773, gestorben in Berlin den 28. April 1853) gehörte nicht bloß anerkannt zu den großen Dichtern und geistreichsten Kritikern unseres Vaterlandes; er gehörte auch durch Edelmuth und Freiheit der Gesinnung zu den liebenswürdigsten Menschen. Bei diesen Verhältnissen erfordert Pietät, Nationalehre und Dankbarkeit, daß sein Grab durch ein würdiges Denkmal erhalten und geheiligt werde. Seine Majestät der König von Preußen hat diese Ansicht selbst ausgesprochen und sich allergnädigst bereit erklärt, die Unternehmung zu befördern.

Nach diesem hohen Vorgange haben die Unterzeichneten keinen Zweifel, daß die Verehrer, Freunde und Freundinnen des verstorbenen Dichters gleiche Gesinnungen hegen. Damit jedoch die Zahl der Theilnehmenden sehr groß werden möge und unsere Aufforderung leichteren Eingang finde, ist als Regel festgesetzt worden, daß der Beitrag jeder einzelnen Privatperson (Männer, oder Frauen) nicht über einen Thaler betragen solle. Das Verzeichniß der Theilnehmer wird später nach den Ortschaften und dem Alphabete gedruckt werden.

Wir bitten alle Redactoren, diese Ankündigung gütigst in ihre Blätter aufzunehmen, und alle Freunde und Freundinnen des Dichters in ganz Deutschland, eifrig für die Sammlung von Beiträgen zu wirken. Die Verzeichnisse der Theilnehmenden, sowie die eingegangenen Gelder sind an irgend einen der Unterzeichneten und insbesondere an den Geheimerath Gamet (Charlottenstraße 58), welcher die weitere Verwaltung übernommen hat, einzusenden. — Berlin, den 30. November 1853.

v. Bassewitz. Bonnell. Fähndrich. Gamet. H. G. Grimm. v. d. Hagen. Haering. F. Hauck. v. Humboldt. Rud. Köpke. Krausnick. Lichtenstein. v. Olfers. Pertz. Rauch. F. v. Rauch. Gr. v. Redern. G. Reimer. Joh. Schulze. Spiker. Stüler. Sydow. Teichmann. Waagen. Werder.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 26. 1. April 1854.

Geschichte.

Berichte der Augenzeugen über das Münsterische Wiedertäuferreich. Herausgeg. von Dr. C. A. Cornelius, Privatdocent an der Universität Breslau. Münster, Theissing, 1853.

Zugleich als zweiter Band der „Geschichtsquellen des Bisthums Münster". Der Herausgeber hat sehr fleißig gesammelt und Verborgenes zum erstenmal ans Licht gezogen. Sein Werk enthält 1) eine sehr einläßliche Uebersicht und Kritik aller bisher bekannten Quellen der berüchtigten Münsterschen Wiedertäufergeschichte mit Nachweis von verlorenen und noch nicht wieder entdeckten Quellen. Begreiflicherweise sind die meisten Quellen durch Parteileidenschaft getrübt. Gerade die interessantesten Acten aber, die „das innere Leben der Secte und ihrer Lehre" und „den evangelischen Theil des Aufruhrs" betreffen, sind nicht mehr aufzutreiben. 2) Meister Heinrich Gresbecks Bericht von der Wiedertaufe in Münster, eine ausführliche, bisher noch nicht gedruckt gewesene Relation. Gresbeck sah die Gräuel zu Münster als Knabe und alles lebte noch frisch in seinem Gedächtniß. Vieles konnte er von Zeitgenossen erfahren. Jedoch ist sein Bericht gehässig und malt Manches ins Schwarze, oder widerspricht sich. So wirft er z. B. dem Wiedertäuferkönig vor, er habe mit seinen Weibern geschwelgt, während das Volk verhungert sey, sagt aber bald darauf wieder, er habe alle seine Weiber bis auf eine entlassen, weil er ihnen nichts mehr habe zu essen geben können. Jedenfalls blieb der Knabe den eigentlichen Faiseurs ferne und fremd und kann nur berichten, was der Augenschein auf der Straße und die hundertzüngige Fama ihm darboten. 3) Aktenstücke, Briefe, Bekenntnisse der Gefangenen. Die Correspondenzen sind nicht vollständig. Mehrere der wichtigsten sind noch nicht wieder aufgefunden. Die Protokolle der Geständnisse, z. B. das des Wiedertäuferkönigs selbst, sind dürftig. 4) Kleine Chronik des Schwesterhauses Marienthal, dessen Nonnen damals flüchten mußten. 5) „Bekenntniß des globens und Lebens der gemein Christi zu Monster", die s. g. Münster'sche Apologie, eine ziemlich kurze und den Gegenstand nicht erschöpfende Vertheidigungsschrift.

Ist nun auch in vorliegendem Werke nicht alles beigebracht, was vermißt war, so doch sehr viel, und der Verfasser verdient den Dank aller deutschen Geschichtsfreunde.

Die Wiedertäufer waren bekanntlich während der Sturmzeit der Reformation diejenige Partei, welche man jetzt als die Radikalen, Communisten und Rothen bezeichnet. Sie waren radikal, sofern sie alle Uebel der Zeit, nicht nur die kirchlichen (wie Luthers Partei), sondern auch die staatlichen (wie die Bauern im schwäbischen Bauernkriege zehn Jahre vorher) mit der Wurzel ausrotten und eine ganz neue Grundlage der Gesellschaft legen wollten. So hauptsächlich wurde die Wiedertaufe verstanden. Jeder, weß Alters, Standes und Geschlechts er war, mußte sich neu taufen lassen, um gleichsam sein Leben neu zu beginnen. Sie waren Communisten, sofern sie vollkommene Gemeinschaft der Güter und Vielweiberei einführten. Endlich waren sie Rothe, weil sie ihre Lehre und ihr Reich mit dem Schwert durchsetzen wollten und allen Andersgesinnten die Köpfe wegschlugen. Nachdem der Prediger Rottmann in Münster der Bürgerschaft bereits die Sinne verrückt hatte, sammelte sich dort allerlei Volk aus Holland und Friesland und von andern Gegenden her, Schwärmer, Flüchtlinge, Glücksritter, und diese Zugelaufenen gewannen bald den Einheimischen den Rang ab. Wer nicht mitrasen oder nicht den Kopf verlieren wollte, mußte die Stadt verlassen. Die leeren Häuser der Vornehmen und Reichen

wurden von den fremden Gästen in Beschlag genommen. Bald darauf wurde Gemeinschaft der Güter proklamirt und Jeder verlor sein Haus und Eigen, um nach den Bestimmungen der Aeltesten neu eingetheilt zu werden. Auch der eigene Herd hörte auf. Man speiste aus großen Küchen gemeinsam, bekam die Kleider aus den Magazinen ꝛc.

Nun aber kamen die neuen Heiligen mit dem alten Adam in einen merkwürdigen Conflict, und gerade diese psychologisch höchst interessante Parthie ist von Gresbeck hervorgehoben und mit ziemlicher Ausführlichkeit behandelt worden. Sobald die gemeine und rohe Menge Herr der Stadt geworden war, guckte hinter der Maske ihrer evangelischen Engelsreinheit die ganze Bestialität, wie sie in der Arche Noä verschlossen gewesen, hervor. Verarmte unzufriedene Handwerker, Raisonneurs, Aufwiegler, von Ort zu Ort gejagt, durch die revolutionäre Luft der Zeit gesteigert, zu kühnen Abenteuern recht aufgelegt, waren in der reichen Bischofsstadt Münster plötzlich Herr und Meister geworden, verfügten über das Eigenthum aller Bürger und über die Weiber. Da regten sich in ihnen alle Gelüste des Thieres, die mit dem Engelbewußtseyn der neuen Gemeinde schnurstraks in Widerspruch standen, und es gelang ihrer Sophistik, das Thier zu befriedigen und doch den Heiligenschein beizubehalten. Andererseits erniedrigten sich die Führer der Partei, während sie die Miene annahmen, als seyen sie die vierundzwanzig Aeltesten mit den Harfen gereiht um den Altar des Lammes, zu den Kunstgriffen der alten römischen Kaiser, indem sie dem Volk panem et circenses boten, um es in beständigem Taumel zu erhalten und es blind gegen die nahenden Gefahren zu machen. Mit der Prätension der Heiligkeit trieb man somit die unheiligsten Dinge.

Hören wir Gresbeck über die Einführung der Vielweiberei in Münster: „So iss dat gebot gegain in der stat, dat sie alle menne solden nemmen. Do hebben die Hollenders und Fresen und alle die wiederdoepers, die in die stat gelvpen weren, und ein deil von den burgers in der stat Monster, so hebben sie geloupen doir die heille stat in alle hueser, dair sie ein frow oft ein iunffer ofte eine iunge magt wusten, dair liepen irer vief ofte sess na, der eine fur, der ander na, dat der eine io mehr frowen wolde hebben als der ander. Jo sie mehr frawen hedden, io sie better Christen weren.“ Seite 63. Die Aeltesten setzten das neue Institut mit Strenge durch. Das Weibervolk, jung und alt, mußte alles unter die Haube, und wer schon verheirathet war, und dessen Weib die neuen Weiber nicht leiden wollte, der wurde von ihr geschieden. Das gab nun großen Lärmen in allen Häusern, denn die rechtmäßigen Weiber wollten den Platz nicht räumen. „Et hebben sick anck die in der stat nicht verdregen kont umb des ehestaitz willen, und is al noch groit unwille gewest in der stat manck den frouwen, dair twe ofte dry frowen tho hope weren in ein huiss und hedden einen man tho hope. Altit was dair ein schelden und kiven manck den frowen. Wanté die irste frow wolde dem man altiet negst sein, und die andere frowen, die den man hedden genommen bei der irster frowen, die wolden ock bei dem man sein, und wolden sick tho dem man halden, glick als die irste frow dede. So en konden sie sick nicht tho hope verdragen, dat sie nummer frede tho hope hebden, dat alle dage elagh qwam fur die propheten und predicanten und fur die twelf eldesten, dat sie up dat leste giengen tho, und namen der frowen ein deil, die die irste frow was des mannes, und heuwen den die koep af, ein deil von den frowen, dat dair die andern an dencken solden, up dat sie mit den andern frouwen oft mit den concubinen solden tho freden sein.“ S. 65. Die gar alten Frauen zwang man den „beschornen Herren“ auf. „Diese frowen, die in der stat weren und tho alt weren, menne tho nemmen, dieselve frowen moisten keissen beschornhern. Dieselve beschorn hern hielden die olde frowen, glich als die iunge frowen deden iren hern. So giengen die alde frowen doer die stat und koren beschornhern. Se mochten die alde frewen keisen, wen dat sie wolden, und die beschornher moiste die alde frow halden, oft sie sein echte frow weren, und moist ein upsicht up sie hebben.“ S. 68. Andererseits zwang man auch noch ganz junge und unreife Mädchen zur Ehe, so daß nur die zarten Kinder unverheirathet blieben. Welche Verwirrung das in den Köpfen hervorbrachte, beweist die Geschichte zweier kleinen megdekens, die vom Teufel besessen in den Straßen das tollste Zeug trieben (S. 98 f.).

Die Besessenheit erstreckte sich nicht blos auf jene armen Kinder, die ganze Gemeinde war besessen. Nun wäre die neue Narrheit noch in ihrer Art großartig genug gewesen, wenn sich bei den Führern nicht eine gar zu gemeine Pfiffigkeit verrathen hätte. Die Stadt wurde von Feinden umdrängt, und im Innern begann der Hunger zu wüthen. Da täuschten die Aeltesten und Propheten, täuschte der zum König von Zion ausgerufene Schneider Johann von Leyden die Menge durch Delirien und lächerliche Possen. Man suchte die Geängsteten zu berauschen entweder in Tanz und Spiel und Schauspielen, oder durch vorgebliche Offenbarungen. Zwei-, dreimal verkündete der König, Gott habe sich

ihm offenbart und Hülfe an diesem bestimmten Tage verheißen. Aber die Hülfe blieb aus. Posaunenton vom Himmel herab sollte der ganzen Stadt die göttliche Hülfe verkündigen, aber man sah nur die ärmlichen Trompeter des Königs durch die Stadt reiten (S. 104). Die Feierlichkeiten des neuen Königthums wurden vollends entweiht durch die plebejeschen Sitten derer, die ihm nahe stunden. Knipperdolling z. B. setzte sich einmal auf den Thron des Königs und schrie diesem zu: ich sollte eigentlich diesen Platz haben, denn ich war es, der dich zum König gemacht hat. Indem man sich selbst nicht mit der gehörigen Würde zu umkleiden wußte, half man sich mit satirischen Schauspielen zur Entwürdigung der alten Kirche. Gresbeck beschreibt S. 152 f. ein schändliches Possenspiel, in welchem die Wiedertäufer öffentlich die katholische Messe auf eine wahrhaft unflätige Weise parodirten. „Dair stunt der koningk mit seiner koningkin und mit irer mitfrowen und des konings reden und die predicanten und Knipperdollinck und Tilebecke, derselve was der custer, und alle die oversten von der wiederdope; dieselve stunden und lachden und sagen die grote frewde an, die sie bedreven mit der misse, die sie hielden. Dieweil dat offeren duorde, do stunt al dat volck und lachede des offerens, so eventuerlich dingk dat sie offerden, von allerlei beisten, die sie krigen konden. Dair schmitten sie sich mit kattenkoppe und mit katten velles und mit den muesen. Die katten hebben sie gegetten und die ratten, dair schmitten sie sick mit den vellen. Darmede bedreven sie grote frewde, dat dair ein groit lachen was in dem doom. So hebben sie den geck gedreven up die tiet und hebben sick mit katten koppen und katten vellen under ein mit raten und muesen geworpen. Up dat leste hedden sie wol getten dat vel mit den muesen und ratten, und der koningh at guit tiet mit den irsten die katten in seinem hove. Die liet hei braden wie ein hass, und liet die katten vingerdick mit zucker beschudden. Do dat offer iss geschehn, do hat der paf vortan miss gedain, und hat do den Got up geboirt. So satten sie achter ime, der episteler und evangelier, und hebben ime dat missgewant up geboirt, und hebben in so hoich up geboirt, dat sie ime in dat hinderste saegen. Do wort al dat volck lachen. Do man solde singen dat Agnus dei, do gaven sie ime die petze. Als der paffe qwam und wolde die petze empfangen, do heft sich der evangelister umbgekert und heft ime dat hinderst tho gekert, und solde ime fur dat hinderste pipen, und hebben so den geck gedreven. Do die misse iss uth gewest, do heft hei die benedictie gegeven mit untidigen worden etc." S. 152. Dieser Vorgang ist um so merkwürdiger, als er die Katze wieder in so auffallende Verbindung mit antikirchlichen Ceremonien bringt. Man hat den Zusammenhang der Begriffe Katze und Ketzerei geleugnet und den Beschuldigungen vieler Sekten des Mittelalters, die bei ihren Mysterien sich einer Katze bedient, keinen Glauben geschenkt. Aber Thatsachen, wie die hier von Münster berichtete, lassen doch vermuthen, daß sich im Volk eine zähe Vorstellung von der antikirchlichen Bedeutung des Katzensymbols erhalten habe.

Der ganze tolle Spuck endete mit wüthendem Hunger, Verrath der Stadt an den Feind und Unterwerfung.

Trauerspiel.

Sieglinde. Eine Tragödie von Oscar v. Redwitz. Mainz, Franz Kirchheim, 1854.

Wir führen unsern Lesern sehr selten dramatische Werke vor, aus dem einfachen Grunde, weil die neuere Zeit ganz außerordentlich arm an guten Werken dieser Gattung ist. An Selbstüberhebung und großer Anmaßung fehlt es zwar den poetischen Epigonen nicht und auch nicht an Protection und Förderung durch Theaterclicquen und journalistische Lobassecuranzen. Man hat sich ziemlich behaglich in einem Lorbeerhain eingerichtet, der ganzen Dutzenden von Dichtern Kränze spendet, aber diese Dichterheimath ist Schein und Fata Morgana der Mode, ein vergänglicher Traum, mit dem sich die Langeweile befriedigt, bis einmal wirklich wieder ein großer tragischer Dichter kommen wird. Wenn er kommt, so werden jene alle mit einander gehen und ihrer wird nicht mehr gedacht werden.

Oscar von Redwitz indeß verdient eine Besprechung in diesen Blättern. Nicht weil er größeren Ruhm als andere erlangt und einen in ganz Deutschland bekannten Namen hat, sondern weil er als „christlicher Dichter" unsere Sympathien in Anspruch nimmt und uns auffordert, sein Verhältniß zum Christenthum zu beleuchten.

Der Inhalt der vorliegenden Tragödie ist kurz folgender. Sieglinde, die fromme Tochter des bösen Schenken von Limburg, der am Morde Kaiser Albrechts betheiligt ist, wird gezwungen, den noch bösern Wildgrafen von Stein zu heirathen und hat sich bereits entschlossen, das schwere Opfer zu bringen, als ein deus ex machina sie rettet. Man entdeckt nämlich, der Wildgraf sey schon verheirathet mit einer Person, die er unglücklich gemacht

hat. Nun ist aber der Wildgraf im Besitz eines Briefes, der den Schenken compromittirt, bedient sich desselben und droht, die ganze Familie in Ketten und Banden zu bringen. Nur ein Mittel kann sie retten: Sieglinde soll sich dem Wildgrafen ergeben. Aber auch aus dieser Noth wird sie durch einen zweiten deus ex machina gerettet. Sie hat nämlich einen seufzenden Liebhaber, den jungen Arthur, der zufällig hört, die Kaiserin Wittwe reise in der Nähe. Zugleich gibt sich eben dieser Arthur als Prinz von Frankreich zu erkennen und sagt Sieglinden, seine Mutter willige ein, sie als Schwiegertochter aufzunehmen. Nun scheint alles Leid überwunden zu seyn, aber Sieglinde besteht darauf, nur von einem Knecht begleitet und zu Fuß zur Kaiserin zu gehen, um ihren Eltern Gnade zu erbitten, selber aber zu sterben. Der Prinz — läßt sie wirklich gehen; nun läuft sie, läuft, daß der Knecht kaum nachkommen kann, und holt sich einzig durch dieses unvernünftige und durchaus unnütze Laufen wirklich den ersehnten Tod.

Da muß man denn doch fragen: warum? Warum hat sich denn der verliebte Prinz nicht eher demaskirt, nicht eher seinen Einfluß geltend gemacht? Warum leidet er, daß seine Braut allein mit einem Knecht zu Fuß durch Dick und Dünn läuft? Ist das nicht im höchsten Grade unwahrscheinlich? Weiter erregt Bedenken, daß die Kaiserin Wittwe einen auch nur angeblichen Mitschuldigen am Morde ihres Gemahls begnadigen soll. Man kennt ja, welche unerbittliche Rache an allen Betheiligten jenes Mordes genommen worden ist. Nicht minder Bedenken erregt die Leichtigkeit, mit der die Zustimmung zur Ehe des französischen Prinzen mit der Tochter eines tiefverschuldeten, in Ketten und Banden sitzenden deutschen Edelmanns erlangt wird. Das alles ist Unnatur.

Und Sieglinde selbst? hätte sie nicht, nachdem sie durch Arthur vor dem Wildgrafen sicher war, ganz einfach in eine herzliche und natürliche Freude ausbrechen, den französischen Prinzen schon ihren Eltern zu Liebe, um deren Ehre wiederherzustellen, und weil sie ihm bereits ihre Liebe zu erkennen gegeben, sofort auch heirathen, oder aber, wenn sie irdischer Liebe entsagen wollte, in ein Kloster gehen können? Jedenfalls hätte sie nach so vielen Schreckensscenen, die sie bereits erlebt, nunmehr ihre Gesundheit schonen sollen, wäre es auch wieder nur um der Eltern willen gewesen. Aber nein, sie hat sich einmal in den Kopf gesetzt, zu sterben. Das arme Kind ist verrückt. Sie glaubt Christo nachahmen zu müssen. Bei jeder Gelegenheit vergleicht sie sich mit ihm, nennt sich z. B. Seite 73 das Osterlamm, das für die Sünde und zur Erlösung ihrer Eltern sich opfere. Das läßt sich, obgleich es unschicklich von dem Mädchen ist, sich mit dem erhabensten Opfer zu vergleichen, doch so lange noch hören, als sie wirklich in Gefahr ist, in die Gewalt des abscheulichen Wildgrafen zu fallen. Aber auch dann noch, nachdem diese Gefahr vorüber gegangen ist und der Prinz ihr schon seine Hand geboten hat, auch dann noch will sie immer noch den sterbenden Christus — spielen. Das gute Kind meint, ihrer verstockten Eltern Herz werde sich dann erst beugen, wenn sie todt sey. Warum meint sie das? War die Noth, die ihre Eltern ausstanden, nicht erschütternd, die unverhoffte Gnade nicht beseligend genug, um ihre Herzen zu rühren? Brauchte es da noch den Effect, die Tochter todt zu ihren Füßen liegen zu haben? In letzter Instanz waren die Eltern gar nicht einmal am Tode der Tochter Schuld. Diese hatte sich ohne alle Noth, gegen allen guten Rath ihrer Freunde, aus reiner Liebhaberei den Tod geholt.

Eine solche Bizarrerie, sagen wir Verrücktheit, mit dem Opfertode des Heilandes auch nur andeutend zu vergleichen, ist die gröblichste Unehrerbietigkeit gegen das Kreuz, dem der Dichter vorzugsweise zu dienen versichert und das er auch in Golddruck dem Umschlag hat aufprägen lassen. Je größern Werth wir auf echt christliche Dichtungen legen, um so gewisser müssen wir diese krankhafte Empfindsamkeit perhorresciren. Kennt der Dichter jenes coeleste lilietum heiliger Jungfrauen, wie es die alte Kirche in Legenden, Liedern und Bildern zu den Füßen des Heilands erblühen sah? Ist der anmaßliche „weibliche Christus" des Herrn von Redwitz würdig, in diese Reihen aufgenommen zu werden? Die moderne Poesie, in heidnischer Schule groß gezogen, der wilden Zeitströmung folgend, ist entchristlicht worden. Diese Geisteskrankheit des Jahrhunderts ist gleich einer physischen gewachsen und geht der Krisis entgegen. Wenn nun das junge poetische Heidenthum nnd Judenthum sich so recht wälzt in der Wonne des Christushasses, so ist das im Fieberprozeß der Gegenwart ein begreifliches und unvermeidliches Stadium. Erhebt sich aber dagegen ein junges poetisches Christenthum, um nach so langem Unheil das Heil anzukündigen und zu bringen, so verlangen wir von ihm auch, daß es kein gefälschtes Christenthum, kein eitles nichtiges Modewesen nur unter dem Aushängeschild des Christenthums, daß es wahre Arznei der Seelen und nicht die alte Krankheit der Subjectivität nur in neuer Form sey.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 27. 4. April 1854.

Neuestes Werk über Nordamerika.

Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi 1851 und 1852 von Moritz Busch. Zwei Bände. Stuttgart u. Tübingen, Cotta'scher Verlag, 1854.

Ein Werk, das nicht nur die interessantesten Beobachtungen enthält und die hellsten Schlaglichter in die Tiefen des nordamerikanischen Lebens wirft, sondern auch durch seine frische und lebendige Sprache den Leser anzieht.

Wir übergehen die Abenteuer auf der Reise aus Europa und versetzen uns sogleich ins transatlantische Gebiet, in dem uns der Verfasser auf eine großartige Weise orientirt. Er fand nämlich, daß trotz der centrifugalen Tendenz der Vereinigten Staaten der Verkehr dennoch allmählig alle seine Linien in einen Mittelpunkt zu vereinigen anfange. Dieses Centrum aller Straßen ist Cincinnati. Von allen Seiten kommend, nach allen Seiten gehend, kreuzen sich hier die Hauptstraßen der Union in ihrem centralen Knotenpunkt. „So haben wir denn sechs große Straßen, drei von der atlantischen Küste und drei vom mexikanischen Golf vor uns, die sämmtlich auf Cincinnati zustreben, und auf denen man, sobald sie vollendet sind, in zwei Tagen nach Norfolk, Charleston, Savannah, St. Marks (in Florida), Mobile und Neworleans gelangen wird. Der Süden in gleicher Weise wie der Osten muß dem von der Natur der Dinge zum Centrum der Union bestimmten Lande zwischen dem Mississippi und den nördlichen Seen zustreben, er thut dieß bereits, und er wird mit seinen Städten in Zukunft vollkommen in die Stellung eines Vasallen eintreten. Cincinnati aber, als der Vereinigungspunkt der Bahnen, in denen dieses Streben sich äußert, wird das Centrum des Centrums seyn. Eine unermeßliche Zukunft, und noch sind wir nicht am Ende! Noch einmal blicke der Leser mit mir auf die Karte. Der Nordwesten und die Landstriche jenseits des Mississippi sind noch nicht in Betracht gezogen, und doch fühlten auch sie schon den Zug nach dem großen Mittelpunkte."

Im Welttheil Amerika selbst der bereits vorherrschende, an Kraft und Reichthum jeden andern überragende Staat, überreich an fruchtbarem, noch unbebautem Boden, alljährlich rekrutirt durch Hunderttausende von europäischen Auswanderern, dazu an zwei Meere sich anlehnend und zur ersten Seemacht in der Welt heranwachsend, steht die Union in ihrem blühendsten Gedeihen. An Mitteln der Existenz ist dort ein ungeheurer Ueberfluß. Die Menschen nähren und kleiden sich viel besser als in der alten Welt. Das sind Lichtseiten, die Bewunderung verdienen und Neid erwecken.

Dieselbe Union hat aber auch schwarze Schattenseiten. Die Bevölkerung wird nur von der Geldspekulation getrieben, in deren Gefolge Lüge und Betrug legitimirt sind. Die Bevölkerung hat also der Ehre und Wahrheit in dem Sinn, wie sie noch in Europa gelten, abgeschworen. Zu lügen und zu betrügen ist in Amerika keine Schande, sondern alltäglich angewandtes Mittel, um fortzukommen. Die öffentliche Sprache ist voll von dieser Lüge, eine fabelhafte Charlatanerie. Hier einige Annonceen, wie sie zu tausenden überall angeschlagen werden: „Mehr als eine Million Zeugnisse sind im Besitze des Eigenthümers von Mac Allisters Allesheilender Salbe, ertheilt von den geschicktesten und ausgezeichnetsten Aerzten, von den gebildetsten Advokaten, den weisesten Richtern, von Verkündigern des Evangeliums, deren Wahrheitsliebe und göttlicher Eifer sie zu hellen Lichtern auf dem Wege zur Wahrheit gemacht haben rc. — Die schwedische Nachtigall (Holla, Jungens, aufgehorcht! Die Nachtigall — was gibt's

mit ihr? Endlich geheirathet, he? — Der Leser im Barroom fährt, während Alles schweigend die Ohren spitzt, fort:) Die schwedische Nachtigall zog sich auf ihrer Fahrt von Neworleans nach St. Louis durch Erkältung eine gefährliche Heiserkeit zu. Barnum war außer sich, indem er daran dachte, daß er zwanzigtausend Dollars verlieren müßte, wenn sie nicht bald auftreten könne. Kaum waren sie deßhalb in der Grabhügelstadt angelangt, als er auf und davon rannte, ein Heilmittel für die Kehle des kostbaren Vogels ausfindig zu machen. Gleich überm ersten Kräutergewölbe, an dem er vorbeiging, las er in flammenden Buchstaben: Doctor Storms berühmter schottischer Hustenzucker. Gott sey gepriesen! rief er aus, und ein Stein fiel ihm vom Herzen. Gerade was ich brauche. Hörte davon in Europa. Das muß helfen! Und er täuschte sich nicht. Ein Paket wurde gekauft — überbracht — verspeist — und Jenny sang diesen selben Abend noch lieblicher wie jemals. Zu haben bei ꝛc. — Krieg gegen Oesterreich. Unsere Flibustier sind durch die Garotte, der Lopez verfallen, nicht abgeschreckt worden. Man spricht von einem Feldzuge, den sie gegen Oesterreich vorbereiten, und dessen Zweck der Sturz des Hauses Habsburg seyn soll. Fünftausend Kentuckier, zur Hälfte mit Jennings'schen Büchsen bewaffnet, werden sich, heißt es, dabei betheiligen, und man munkelt sogar, daß Präsident Fillmore die Hand dabei im Spiele habe. Was den letzteren Theil des Gerüchtes betrifft, so sind wir ermächtigt, ihn für völlig aus der Luft gegriffen zu erklären. Das aber ist entschieden wahr, daß die Kentuckier, wenn sie durch unsere Stadt marschiren, sich bei niemand anders mit guten Kleidern versorgen können, als bei T. W. Sprague, Mainstreet, zwischen der dritten und vierten Straße, gegenüber dem Bureau der Gazette." Das ist noch guter Humor, aber die Einfalt und Eitelkeit wird auf unverantwortliche Weise durch die Anpreisung falscher, schädlicher Waare betrogen. Dazu die zahllosen betrügerischen Bankerotte, die Prellereien der Advokaten, Mäkler, sogar der Geistlichen. Denn in den Vereinigten Staaten ist selbst die Religion nicht ihr Selbstzweck, sondern nur Mittel der Spekulation. Man macht in Religion, wie man in Leder oder Branntwein macht.

So fand der Verfasser in New-York den Bruder der berühmten Verfasserin von Onele Toms Hütte als Pfarrer einer Kirche, in der er selbst für seine Rechnung zugleich die Sitze vermiethet und sich schamlos als Vermiether öffentlich ankündigt. Bei diesem Anlaß heißt es: „Große Kirchen hat Newyork so wenig wie große öffentliche Plätze und große Theater aufzuweisen. Während in Amerika alles durch die ungeheure Triebkraft, die in die neue Welt gelegt ist, ins Riesenhafte schwillt, und während der Amerikaner mit gutem Recht im Rufe der Frömmigkeit steht, hat es die Metropole jenes triebkräftigen Landes und dieses frommen Volkes, die ‚City of Churches', zwar zu ungefähr zwanzig Dutzend Kirchlein, aber noch zu keinem Gotteshause gebracht, welches viel über tausend Personen faßte. Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung liegt einestheils in der unendlichen Zerfahrenheit in Secten, anderntheils aber auch in den Beweggründen, aus denen hier die meisten Kirchen und Kapellen errichtet werden. Diese Beweggründe haben ihre Quelle sammt und sonders in der Spekulation, die durch Vermiethung von Betstühlen Geld machen will. Die Reaction der Gesellschaft gegen das zum Gesetz erhobene republikanische Gleichheitsprincip äußert sich wie in tausend andern Dingen auch in den Angelegenheiten des Himmelreichs. Der Dollar gibt auch hier den Werth des Mannes und die Schicht an, zu der er gehört. Ein reicher Aristokrat kann platterdings nicht unter demselben Dache seine Pflichten gegen den Gott seiner Seele erfüllen, wo der gemeine Arbeiter sein Zöllnergebet verrichtet. Er bedarf dazu einen Ort, der nur seines Gleichen zugänglich ist — einen Sperrsitz gleichsam. Dieses Bedürfniß wird von der Spekulation aufgefaßt und ausgebeutet. Man baut für die haute volée marmorne, für die niedere Klasse ziegelsteinerne Tempel, fordert für einen Platz in den ersteren fünfzig, in den letzteren fünf Dollars und macht in beiden Fällen ein nettes Geschäft." Die Sectenmacherei hängt genau mit solchen Spekulationen zusammen. Irgend ein Abenteurer heckt eine neue theologische Narrheit aus, beschwatzt die immer nach neuen Dingen trachtenden Leute und bildet eine Gemeinde auf Subscription, bloß zum Vortheil seines Beutels. Doch gibt es auch viele Schwärmer, die sich beim Bibellesen verrennen und sich für irgend eine in ihrem schwachen Gehirn geborene schiefe Idee fanatisiren. Hier ist anfangs Uneigennützigkeit, allein kaum gedeiht die neue Secte, so schleichen sich alsbald wieder Spekulanten in die neuen Verwaltungsämter derselben ein.

Das non plus ultra nordamerikanischer Schwindler und Aufschneider ist Barnum in Newyork, der nicht nur ein Museum aller möglichen Merkwürdigkeiten für Geld sehen läßt, sondern auch alle Künstler, Sängerinnen, Tänzerinnen, Taschenspieler ꝛc., die sich in den Vereinigten Staaten produciren sollen, aus Europa verschreibt und dabei längst ein Millionär geworden ist. Da er den transatlantischen Republikanern nur circenses bieten will und darf, so ist von wissenschaftlichem oder künstlerischem Werth seiner Sammlungen und Leistungen

nicht die Rede. Alles ist auf Knalleffekt berechnet und der schnödeste Betrug spielt dabei seine Rolle. „Als Oberst Freemont seine berühmte Reise durch das Felsengebirge unternahm, bewunderte das Publikum mehrere Wochen lang unter andern Curiositäten, die von dorther eingesandt seyn sollten, ein kleines ganz schwarzes Pferd, welches statt der Haare Wolle trug. Alle Welt wollte das eigenthümliche Naturspiel sehen, und schöne Einnahmen waren die Folge, bis endlich ein allzu Wißbegieriger die fatale Entdeckung machte, daß der angestaunte Gaul aus den Rocky Mountains ein gewöhnliches Füllen in Lammsfelle genäht war. Als der mexikanische Krieg ausbrach, hatte Barnums Museum plötzlich das Bein acquirirt, welches der feindliche Obergeneral Santa Anna in der Schlacht bei Buena Vista verloren haben sollte. Die Freude über diese Nationaltrophäe war groß, so überwältigend groß, daß Niemand daran dachte, wie jenes sorgsam in Spiritus aufbewahrte Bein unmöglich von Santa Anna herrühren konnte, da dieser in jenem Treffen nur ein hölzernes eingebüßt, sein natürliches aber schon acht Jahre zuvor bei Veracruz gelassen hatte. Andere Merkwürdigkeiten von diesem Caliber waren: Washingtons Amme, eine runzelige Negerin, die ungefähr achtzig Jahre zählen mochte, während der erste Präsident der Vereinigten Staaten bekanntlich 1732 geboren wurde, seine Amme also ein Alter von mindestens hundert und dreißig Jahren gehabt haben müßte. — Durch Ausstellung einer Unzahl ähnlicher Dinge gewann Barnum einen bedeutenden Ruf und ein noch bedeutenderes Vermögen. Durch das Engagement Jenny Linds wurde er auch in Europa bekannt. Man staunte damals über die tolle Ueberspanntheit, mit welcher der Hutmacher Genin das erste Billet zum ersten Concerte der schwedischen Nachtigall in Castle Garde bei der zu diesem Zwecke veranstalteten Auction mit 240 Dollars erstanden hatte. Wer die Verhältnisse kannte, staunte nicht darüber. Der verschwenderische Hutmacher war Barnums Nachbar und Schwager, und er lieferte ihm bei jener Versteigerung nur ein Scheingefecht, bestimmt, dumme Teufel in die Falle zu locken. — Kaum hatte sich die Nachtigall von Barnum getrennt, so ließ der Enthusiasmus merklich nach, und als Katherine Hayes im Januar darauf in Newyork erschien, sprach keine Seele mehr von der einst Vergötterten. Barnum aber sorgte rasch für ein anderes einträgliches ‚excitement‘. Acht Elephanten, direct aus Ceylon importirt, zogen ein niedliches Wägelchen, in welchem der schon früher dem Museum einverleibte Zwerg Tom Thumb saß, über den Broadway und die Bowery und zurück.“

Der ungeheure Reichthum erzeugt natürlicherweise die Sucht, sich zu amusiren, aber dieselbe zum Sinn für Wissenschaft und Kunst zu veredeln, ist noch nicht gelungen. Die Reichen füllen ihre Säle mit Gemälden, aber von der schlechtesten Art, nicht besser, wie die auf Kaffeebrettern, und haben keinen Begriff von der Kunst. Wenn auch Schauspieler und Sänger ersten Ranges aus Europa kommen, so gefallen sie nicht, sie müßten sich denn in den unnatürlichsten Kraftentfaltungen und Seiltänzerstückchen ergehen. Die Theater in Amerika sind unter aller Kritik und Schulen der Schamlosigkeit. „In der That, die Mehrheit der beliebtesten Piecen besteht aus Bildern socialer Verderbniß. Sie sind Conglomerate von Liebesintriguen mit verheiratheten Frauen, Entführungen und Verführungen, Fällen von Bigamie, Bestechungen und Gaunereien. Die etwa angehängte Moral verräth auf den ersten Blick, daß sie eine bloße Zugabe ist, um den Schein zu retten und das Machwerk einigermaßen courfähig zu machen. Der Dialog endlich ist voll Zweideutigkeiten, welche der Schauspieler nicht selten durch Ton und Geberde ins positiv Schmutzige zu übersetzen sich beeilt. Würde damit ein Publikum unterhalten, wie es die Five Points in sich bergen, so wäre mindestens Harmonie darin. Klatscht aber dergleichen Schändlichkeiten ein Kreis von Seelen zu, die so zartbesaitet sind, daß sie am Tage über eine Hand ohne Handschuhe, ja über ein Pianoforte ohne Pantaletten erröthen, so muß entweder die Nacht hier zu Lande ihre eigne Moral haben, oder wir stehen vor einem bedenklichen Contraste und einer schreienden Dissonanz. Das Bühnencostüm ferner wird, wo sich halbwegs Gelegenheit dazu bietet, nach einer Schablone zugeschnitten, welche die Sittsamkeit aufs Grausamste in die Augen schlägt, und unter den Auftretenden herrscht mitunter eine Ungezogenheit im Benehmen, welche aus jeder leidlich anständigen Gesellschaft mit Fußtritten hinausgemaßregelt werden würde, sobald sie sich über die Schwelle wagte.“

Für Wissenschaften geschieht fast gar nichts. Die Vereinigten Staaten haben seit Benjamin Franklin erstaunlich wenig Gelehrte hervorgebracht, und die Wenigen, welche den Namen verdienen, waren Anglo-Amerikaner. Unter den drei Millionen Deutschen, die in der Union leben und die aus dem gelehrtesten Lande der Welt ausgewandert sind, hat sich auch nicht ein Einziger in der Wissenschaft hervorgethan. Auch in diesem Gebiet ist in Amerika alles Charlatanerie und Spekulation. So gibt es Mädchengymnasien und sogar eine weibliche Universität, welche Doctorendiplome austheilt (Theil I. Seite 233).

Die Journalistik vermag keinen besseren Geist zu

pflegen. Jeder Journalist ist Sklave seiner Abonnenten und muß dafür, daß sie ihm ihre Annoncen einsenden und bezahlen, alles schreiben, was sie wollen, und darf nur der Partei und der Gemeinheit der Privatinteressen schmeicheln. „Geschieht es in Deutschland zuweilen, daß ein Schriftsteller zur Selbstvergötterung hinaufgelobhudelt wird, so ist unter unsern Stammgenossen in Amerika fast allenthalben das Entgegengesetzte der Fall. Wie ein Alp lastet der Hochmuth des Pöbels auf jedem geistig Höherstehenden. Wie der Lehrer auf der Kanzel, so wird auch der Erzieher im Zeitungsblatte von vornherein in die Stellung eines Bedienten herabgedrückt. Zuvörderst hat der letztere, wofern er nicht in den Wind schreiben will, sich einer Partei anzuschließen. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn mit diesem Anschlusse nicht eine absolute Sklaverei gemeint wäre, d. h. wenn er nicht die Verpflichtung in sich schlösse, mit den Führern der Partei zu gehen, auch wo sie das augenscheinlich Unrechte erstreben, Schwarz als Weiß zu loben und Fünf nicht etwa bloß gerade seyn zu lassen, sondern es ausdrücklich dafür zu erklären. Dazu verlangen die Herren Protektoren gemeiniglich — und namentlich die von der demokratischen Partei, der mindestens sieben Achtel der Deutschamerikaner angehören — daß ihr Zeitungsfutterschneider tüchtig im Schimpflexikon bewandert sey und tapfer auf Personenscandal losarbeite. Ein nobler Ton, eine verständige Widerlegung würde nicht durch die dicke Haut dringen, die sich durch diesen Gebrauch erzeugt. Derbheit des Ausdrucks gilt für Entschiedenheit der Gesinnung, Lümmelhaftigkeit der Schreibart für Eifer der Ueberzeugung. Wer damit nicht aufwarten kann, der thut weiser, statt der Feder den Spaten zu führen."

Die Aristokratie entbehrt, bei den reichsten Mitteln, jeder Tendenz zu höherer geistiger Bildung. Die alten Familien sind blos auf Wahrung und Mehrung ihres Reichthums, im Süden auch auf politische Rollen bedacht. Die Emporkömmlinge geberden sich als Muster der Abgeschmacktheit. Der ehemalige Wirth einer vielbesuchten Branntweinschenke z. B. wird Missionär und fährt als eingebildeter Lord in glänzender Equipage mit Wappen. An die reichen Narren schließen sich arme, die reich scheinen wollen und mehr oder weniger schwindeln und betrügen. Der transatlantische Dandy ist noch blasirter als der europäische und innerlich viel gemeiner. Herr Busch schildert alle Abstufungen der vornehmen Gesellschaft mit der feinsten Charakteristik, und nicht minder auch die tiefsten Stufen der Bevölkerung in den Winkeln des greulichsten Lasters.

Die Deutschen zeigt er uns leider nicht in sehr glänzendem Lichte. Die früher eingewanderten, längst eingebürgerten und reich gewordenen „Grauen" sind durchgängig geldstolz, ungebildet, engherzig und philisterhaft im höchsten Grade; die neu eingewanderten „Grünen" dagegen weisen eine Unzahl von schlechten Subjecten auf, die alle Unarten der alten Welt mitbringen. Die Deutschen können daher auch den Angloamerikanern unmöglich imponiren und werden von denselben zwar in Wahlangelegenheiten beschmeichelt und benutzt, in allen andern öffentlichen Geschäften aber zurückgesetzt. Nach S. 101 zählt Amerika schon hundert und fünfzig deutsche Zeitungen, aber sie vertreten nicht die deutsche Nationalität, nicht die deutsche Ehre. Sie sind nur im Dienst der politischen Parteien und des Annoncenbedürfnisses redigirt, und nur die neuesten zeichnen sich eigenthümlich, aber zugleich zu ihrer Schande aus. Das sind nämlich die atheistischen nnd socialistischen Blätter, in denen deutsche Flüchtlinge auskramen, was sie in Deutschland und Frankreich gelernt haben. „So leugnet das mit großer literarischer Geschicklichkeit redigirte Tageblatt, die ‚Schnellpost', die Persönlichkeit Gottes und stellt als höchste religiöse Tugend die Selbstachtung auf, während auf seine Begriffe von Sittlichkeit aus der Wahl der Memoiren von Lola Montez für sein Feuilleton geschlossen werden kann. Von diesem mit Fähigkeit geleiteten Journale geht es bergab bis zur gemeinen Flachheit des ‚Lucifer', eines Sonntags-Blattes. Dieses Blattes inneres Wesen scheint uns sehr gut durch den Holzschnitt über seiner Anzeigecolumne bezeichnet, der einen springenden Bock und einen Bierkrug abbildet. Es ist antichristlich, sinnlich, lüstern, gotteslästerlich und roh in Lehre und Sprache. Es druckt die schmutzigsten Subeleien des Unglaubens nach, erklärt Befriedigung der Sinnenlust für das höchste Ziel und treibt den Communismus so weit, daß es den Betrag ausrechnet, welcher jedem Einzelnen in unsern Städten durch Theilung des Eigenthums zufallen würde, und daß es sich dabei, im Hinblick auf den zukünftigen Triumph, der Worte bedient, welche in der Schrift auf die Gottheit angewendet werden: Unser ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit!" Es ist schon bemerkenswerth genug, daß in dem sonst so streng christlichen Amerika jetzt eine solche Sprache geführt werden darf.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, N° 28. 8. April 1854.

Neuestes Werk über Nordamerika.

Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi 1851 und 1852 von Moritz Busch. Zwei Bände. Stuttgart u. Tübingen, Cotta'scher Verlag, 1854.

(Schluß.)

Der Verfasser traf mehrere der berühmten Flüchtlinge, namentlich Kinkel auf seiner revolutionären Bettlerreise. „Der Dichter Kinkel zählt zu den Zierden des deutschen Volkes, und diese Feder ist die letzte, die ihm solchen Ruhm streitig machen sollte. Der Revolutionssoldat gleiches Namens verdiente unser Mitleid und vielleicht mehr als dieses. Der Revolutionsanleihen-Commissarius Kinkel dagegen, der als Kossuth en miniature die Union durchzieht, um Subscribenten für eine neue Auflage der Erbärmlichkeiten von 1849 zu sammeln und nebenbei — unwillkürlich allerdings, aber nur zu laut — die Zerrissenheit der Deutschen selbst im Exil zu predigen; dieser Kurzsichtige, der nicht weiß, daß er zu einem Publikum spricht, welches entweder zu ‚grau' ist, als daß es ihm noch Enthusiasmus bieten könne, oder zu ‚grün', als daß von ihm mehr als Enthusiasmus zu erwarten wäre; dieser wunderliche Schwärmer, der sich einbildet, man ehre und fördere seine Sache, während die Schlauköpfe, welche sich eifrig stellen, seine Schultern doch nur als Stufe für ihre eigenen Interessen betrachten; dieser Spaßvogel mit der ernsten Miene, der uns weiß machen will, die Londoner Emigration im Vereine mit der amerikanischen sey das deutsche Volk; dieser Phantast, der mit dem Lumpengelde von zwanzig, dreißigtausend Thalern (mehr wird's doch nicht) die Weltgeschichte bestechen will, ihren Sinn und Weg zu ändern — o Mann der Verblendung, si tacuisses!" I. 224.

Ueber die Negeremancipation äußert sich Herr Busch, wie jeder vernünftige Mann, ganz anders als die Verfasserin von Onkel Toms Hütte, die überhaupt ein zarteres Gefühl beweisen würde, wenn sie ihrem frommen Bruder von seinem Kirchenstuhlhandel abgerathen hätte, und deren Sentimentalitäten selbst nur einem Humbug ähneln, darauf berechnet, die europäische Lesewelt auszubeuten.

Etwas Erfreuliches und Herzgewinnendes fand Herr Busch im nordamerikanischen Leben nur an einem einzigen Orte, in Kentucky, in der alten Heimath der Hinterwäldler und Helden der ältern Emigration. Hier gedieh in Waldeinsamkeit und Kampf mit der Natur und den Wilden ein Geschlecht voll Kraft, nicht ohne Anflug von heroischer Poesie. „Dieser poetische Schimmer schwebt aber nicht wie in Ohio bloß über der Vergangenheit, sondern auch die Gegenwart bietet selbst in den bewohntesten und cultivirtesten Theilen Kentuckys noch romantische Momente in Fülle, und ein Dichter brauchte den Balladen und Idyllen, die aus diesem Boden allenthalben in üppigem Wachsthume emporschießen, nur Worte zu geben, um manchen Band mit der besten Lectüre zu füllen. Gleichwohl bringen es die Verhältnisse mit sich, daß hier die Ursprünglichkeit, die trotz ihrer Rohheit — ja, man kann mit einer Verwahrung gegen naheliegende Mißverständnisse sagen, gerade wegen dieser ihrer Rohheit — poetisch ist, sich mit einer falschen Civilisation verschmolzen und dadurch zum guten Theile verwischt hat. Auf Eisenbahnen und Dampfschiffen, in Kaufleute und Prediger verkleidet, ist von Norden her das erkältende, vernüchternde, nivellirende Princip in diese Kreise gedrungen, hat Geradsinn in Heuchelei, Unbefangenheit in Spekulation verwandelt, die wildwachsende Menschennatur beschnitten, beschränkt und abgeschliffen und allerlei andern Schaden angestiftet." I. 284. Unter den alten Helden von Kentucky, die das

Volk noch feiert, ragt ein Deutscher, Ludwig Wetzel, hervor.

Herr Busch besuchte die Shakers, Mormonen, Methodisten-Meetings ꝛc. und gibt von den Rasereien dieser Sekten sehr ausführliche Beschreibungen. Während es bisher unmöglich war, die dicke Rhinoceroshaut des Yankee mit dem Strahl europäischer Wissenschaftlichkeit zu durchdringen, huldigte er dem widerlichsten und lächerlichsten Aberglauben. In der That, der Prophet Muhamed brauchte viel mehr Geist, um seine Araber zu bezaubern, als die Stifter der amerikanischen Sekten bedurften, um gleichen Fanatismus für eine Lüge anzuregen. Herr Busch erkennt mit Recht in dem Aufkommen dieser Sekten ein wichtiges Moment des transatlantischen Lebens und Keime einer verhängnißvollen Zukunft, in welcher die neue Welt noch weiter von der alten abklaffen wird, als in der Gegenwart.

Die Shakers behaupten, die Zeit der alten Kirche und selbst noch der neuen Reformationskirchen, also ungefähr die ganze Geschichte des Christenthums müsse als nicht vorhanden betrachtet und aus dem Gedächtniß getilgt werden. Denn so wie die römische Kirche aufgekommen sey, habe sich Christus derselben geschämt und sey ihr entwichen. „Während dieser Periode kehrte der göttliche Geist Christi, des ‚Sohnes der ewigen Mutter Weisheit', aus der Kirche auf Erden in den Himmel zurück, um dort den Weg für seine Wiederkunft ‚in und mit der heiligen Braut, welche die Tochter der ewigen Weisheit ist', vorzubereiten, und als die Zeit erfüllet war, im Jahre 1747, ließ er sich auf Anna Lee in England herab, um sein Heiligthum zu reinigen und sein tausendjähriges Reich zu begründen. Diese Parusie war also nicht die Erscheinung desselben persönlichen Wesens, sondern die Manifestation desselben Geistes, und sie mußte durch das Medium eines Weibes geschehen, weil das Menschengeschlecht zu voller Erlösung von den Folgen des Falles nicht bloß eines zweiten Adams, sondern auch einer zweiten Eva bedurfte, und weil die Wiedergeburt zum Leben in der geistigen Welt für den Einzelnen, ganz wie die Erzeugung zu irdischem Daseyn, nicht blos einen Mann, sondern Aeltern voraussetzt. Jene Wiedergeburt oder geistige Zeugung durch Christus und ‚Mutter Anna' ist die einzige, welche fortan stattfinden soll; die leibliche — also nicht der Apfelbiß der Genesis — war die erste Sünde. Wer daher zu den Heiligen des tausendjährigen Reiches übertritt oder, wie hierfür der Kunstausdruck lautet, ‚sein Kreuz auf sich zu nehmen gewillt ist', hat aller und jeder geschlechtlichen Vermischung für immer zu entsagen, und das Gebot absoluter Enthaltsamkeit nach dieser Seite ist folglich das erste und wichtigste für den Bewohner einer Shakerkolonie. Nichts Eigenes zu haben ist dann eine weitere Pflicht. Die Shaker betrachten, wie vorhin weiter ausgeführt wurde, all ihr Besitzthum als gemeinsames Gut, und da sie ihrer jungfräulichen Lebensart zufolge keine Erben haben, so findet die Civilgesetzgebung keine Ursache, wider sie einzuschreiten. Der Gottesdienst in einer Shakergemeinde ist ein eben so einfacher als seltsamer. Sie kennen als Bürger des tausendjährigen Reiches die darauf nur vorbereitenden Sacramente nicht mehr, sie haben weder Altar noch Kanzel, weder Liturgie noch Klerus, und in der ganzen Niederlassung zu Watervliet sah ich nirgends eine Bibel. Statt aller dieser Dinge verehren sie Gott durch Tänze, welche bald als Bild ihrer Einheit unter einander, bald als Wanderung nach dem Himmel, bald als bloße Aeußerung der Freude über die Liebe und Herrlichkeit des Schöpfers aufgefaßt und von frommen, oft improvisirten Jubelgesängen begleitet werden." I. 142. Die Tänze enden in einem wirbelnden Drehen um sich selbst, ganz wie der berühmte Tanz der Derwische. Die Convulsionen der Methodisten haben dieselbe Quelle, nur andere Formen. Der Verfasser geht in die Details ein. „Wenn die Muskeln der Halswirbel ergriffen wurden, warf und schlenkerte sich der Kopf auf die fürchterlichste Weise nach rechts und nach links, nach vorn und nach hinten, und zwar geschah dieß mit einer Blitzesschnelle, die niemand, der nicht von demselben geheimnißvollen Antriebe bewegt wurde, nachahmen konnte. Der Busen hob sich, das Athemholen verwandelte sich in ein angstvolles Keuchen und Röcheln. Stirn und Wangen trieften von Schweiß, die Gesichtszüge wurden zur abscheulichsten Grimasse verstellt, und der Kopf fuhr durch die Luft, daß man sich der Furcht nicht erwehren konnte, der Leidende werde sich das Genick ausrenken oder gar die Augen aus ihren Höhlen schleudern. Bei Frauen, welche langes Haar trugen, ‚zischten und knallten die Flechten desselben wie eine Peitschenschnur', so daß man es — wenn meine Quelle für diese Einschaltung*) nicht übertreibt — ‚manchmal zwanzig Fuß weit hören konnte'. Bei Einigen wurden die Muskeln des Rückens erfaßt, und der Patient stürzte zu Boden, wo seine Verrenkungen eine Weile dem Zappeln eines Fisches glichen, der durch die Angel aufs Trockene geschleudert worden ist. Bei Andern endlich fuhr die elektrische Kraft in den ganzen Körper und riß und warf ihn durch ähn-

*) Henry Howes „Historial Collections of Ohio", ein sehr gutes Handbuch für die Kenntniß des auf seinem Titel genannten Staates der Union.

liche Zuckungen und Verdrehungen über umgefallene Baumstämme, oder, wenn es in einer Kirche war, über Tische und Stühle fort mit augenscheinlicher Gefahr von Beulen und Beinbrüchen. Fruchtlos war jeder Versuch, den so Heimgesuchten zu halten." I. 327.

Merkwürdiger als jede andere Sekte ist die der Mormonen, die mit dem Islam nicht blos in fanatischer Ausschließlichkeit und Eroberungslust, sondern auch in Bezug auf Vielweiberei übereinstimmt. Sie lehren, ein Nachkomme Josephs sey mit den Seinigen nach Amerika gekommen und dort Stammvater der Indianer geworden. Bei diesen habe sich die alte Tradition erhalten, bis Christus nach seiner Auferstehung auch zu ihnen gekommen sey und den Propheten Mormon sich ausersehen habe zum Verbreiter seiner Offenbarungen, Lehren und Gesetze. Das Buch Mormon, auf goldene Tafeln geschrieben, wurde im Jahr 1827 von einem heruntergekommenen Taglöhner, Joseph Smith, gefunden und dient nun der neuen Sekte als Bibel. Als wahrer Verfasser des Buchs Mormon gilt ein gewisser Salomon Spalding. Durchaus verlogen, schlecht erfunden, voll der unchristlichsten Tollheiten fand dieses Buch doch Glauben und „aus der tauben Nuß wuchs gegen alles Gesetz der Natur ein gewaltiger Baum, dessen Aeste jetzt schon über drei Meere reichen." Die Mormonen, oft vertrieben und tief gehaßt, machen dennoch immer größere Fortschritte und senden überall Missionen aus. Sie glauben, ihr neuer Staat Deseret werde der von den Bauleuten verworfene Eckstein der Welt werden.

Nicht minder abenteuerlich, wie das Mormonenthum, ist das Tischklopfen und Geisterfragen in Nordamerika aufgetreten. Auch darüber gibt der Verfasser Theil II. S. 264 f. ausführliche Berichte. Hier berührt sich der durch und durch prosaische Kaufmannsgeist, der in allen Dingen macht, mit dem poetischen Zauber der alten Welt auf eine höchst frappante Weise. Aber wie es scheint, ruft hier ein Extrem das andere hervor. Die schreckliche Nüchternheit des Yankeethums ergänzt sich durch das andere Extrem eines poetischen Wahnsinns.

Herr Busch meint am Schluß seines inhaltreichen Werkes, die Extreme würden sich ausgleichen und die Amerikaner so vernünftig werden wie die Europäer, und aus den reichen Mitteln, die sie sich angeeignet, werde eine neue Wissenschaft und Kunst erblühen. „Es wird eine amerikanische Kunst aufblühen, keine geschmacklose Nachahmung der Schöpfungen der alten Welt, sondern frisches, selbstständiges Weben und Wirken. Es wird eine amerikanische Literatur erwachsen, der das Land und seine Art genügt, die nicht mehr Almosen von jenseits des Meeres bedarf, die etwas anderes thut als Importiren und Citiren. Endlich wird auch eine amerikanische Kirche sich bilden auf den Trümmern der heutigen Sektenwirthschaft, eine Vermählung des Glaubensinhalts mit seiner jetzigen Feindin, der Vernunft, eine Umschöpfung und Erneuerung des alternden Christenthums durch den Geist der Freiheit. Noch ist kein Genius erstanden, den Plan zum Baue dieses heiligen Tempels zu entwerfen, noch ist nicht einmal der Grundstein gelegt. Aber in vielen von den hundert Kirchlein und Kapellchen, in denen jetzt angebetet wird, nährt man in dem Glauben an das Millennium die Ahnung, daß seine Errichtung nicht so ferne mehr ist, als manche von den sogenannten Zeichen der Zeit rathen lassen. Denn diese Umgestaltung unseres Geschlechtes in und durch den Genius der neuen Welt, dieses verklärte Wiederaufleben der alten Welt in der neuen ist das Millennium!" Wir können aber diese Hoffnung nicht ganz theilen. Der Charakter des Yankeethums ist ausgeprägt und wird sich niemals ändern. Die Union wird sich eines immer größeren materiellen Reichthums erfreuen. Große Macht, Seeherrschaft, Eroberungen, vielleicht welterschütternde Schrecken und Ausgeburten des noch in der Menschheit schlummernden Ungeheuerlichsten können von der neuen Welt ausgehen, schwerlich aber wird dort eine neue Wissenschaft und Kunst, eine neue allgemeine Kirche in so organischem Volksthum erblühen, wie im alten Europa. Dazu gehört eine Unschuld und Naivetät in der Volksmasse, sich immer neu producirend in der Jugend, die eben in Nordamerika nicht vorhanden sind. Kunst und Wissenschaft stehen insofern der Industrie und Geldspekulation diametral entgegen. Was aber die neue Kirche betrifft, so sehen wir eben zu vielerlei und zu extreme Anfänge dazu, als daß uns irgend eine der bisher sich überstürzenden Sekten Hoffnung zu haben scheint, die allgemein und allein herrschende werden zu können. Die katholische Kirche stellt in der Union allein eine größere compacte Einheit dar, die meint aber der Verfasser nicht, denn es ist die alte Kirche, und in der That liegt eine Wiedervereinigung aller amerikanischen Sekten mit der abendländischen Mutterkirche in weiter Ferne. Wir sehen im Werke des Herrn Busch zwar Anzeigen genug, daß der Teufel losgelassen wird, aber vom tausendjährigen Reiche, müssen wir bekennen, keinen fernen Schimmer bemerkt zu haben.

Dichtkunst.

Der deutsche Christus. Fünfzehn Canzonen von Carl Candidus. Leipzig, S. Hirzel, 1854.

Ein kleines Buch, welches Jakob Grimm freundlich bevorwortet. Es ist ihm aus Lothringen zugeschickt worden von einem dort unter französischen Katholiken lebenden deutschen Protestanten. Grimm sagt: „Des Dichters deutschen Christus dürfte man so nehmen, als ob heimwehvoll und im Bewußtseyn der ihm ungeschwächt einwohnenden Muttersprache er seine Lieder entsende. Vielmehr aber ist offenbar die Meinung, daß er einen Christus in deutschem Sinn aufstelle, wie ihn deutsche Gemüthsart und Gedankenerhebung gefunden, gehegt und erkannt hat, seit durch die Reformation Herz und Glaube gelöst und frei gemacht und jener kalte, allgemeine Christus der katholischen Kirche aufgehoben wurde." Das ist doch etwas hart gegen die katholischen Brüder und zugleich unhistorisch. Warum soll denn der katholische Christus kälter seyn als der protestantische? Soll Christus etwa fünfzehnhundert Jahre lang bis auf die Thesen in Wittenberg haben warten müssen, um warm zu werden? Ist in der Kirche, Geschichte, Kunst und Poesie des Mittelalters keine Wärme für den Heiland vorhanden gewesen? Wer glühte denn, das heil. Grab wieder zu gewinnen? Auch der zweite Vorwurf, daß der katholische Christus zu allgemein sey, hat keinen Sinn. Christus kann gar nicht allgemein genug gedacht werden, er hat alle Völker erlöst, er gehört keinem besonders an. Mithin kann es auch gar keinen specifisch deutschen Christus geben. Es hat zwar immer deutsche Philister gegeben, die, der eine von seinem Homer, seinem Horaz, der andere von seinem Christus gesprochen haben, allein das wird allgemein als lächerlich anerkannt. Wollte nun eine Nation ihren Christus apart haben, so wäre das doch nicht weniger kurzsichtig.

Grimm vergleicht „den deutschen Christus" mit dem altdeutschen Christ und Heliand. „So begierig waren diese Deutschen, ihres frischen Glaubens Inhalt aus dem römischen Kleide zu ziehen und in ein heimisches, dem Volke gefügiges zu gießen." Das klingt ja beinah, als hätten Otfried und der sächsische Dichter des Heliand Opposition gegen die römische Kirche machen wollen, woran sie nicht dachten. Sie waren im Gegentheile Apostel und Missionäre Roms in Deutschland, die mit ihren Dichtungen nichts anderes bezweckten, als den kirchlichen Sinn ihrer Landsleute zu pflegen. Im Uebrigen ist ihre Sprache ganz gewiß ein heimathliches Gewand zu nennen, nicht eben so gewiß aber die Sprache des Herrn Candidus. Denn wer deutsch seyn will, schreibt sich nicht Candidus, und schreibt auch nicht, wie im vorliegenden Gedicht geschehen ist, in italienischen Canzonen.

Nach diesen Verwahrungen gegen eine Prätension, die uns nicht gerechtfertigt scheint, können wir nicht umhin, dem kleinen Buch vieles Lob zu spenden in Bezug auf seine Begeisterung für den Heiland und auf seine sittliche Erzürnung gegen die Rotten, die sich wider ihn erheben.

> Die Kreuze wollt ihr „aus der Erde reißen!"
> Euch blendet des Jahrhunderts Wetterleuchten,
> Daß ihr nicht seht wie es die Kreuze mehret,
> Die ihr zu tragen selber seid geheißen.
> Hinanfragt bis zu weißen
> Berghäuptern euer Kreuz, ja bis zur Wolke,
> Bis euch das Herz bricht! O nur solche Sühne
> Kann von der Alp zur Düne
> Erlösung endlich bringen allem Volke!
> Der Edeln Arbeit, nicht die Lust der Bösen,
> Kann uns im Himmel und auf Erden lösen.

Die schöne Begeisterung macht aber nicht selten einer Reflexion Platz, die lediglich in Prosa vorgetragen werden sollte, und die in so kunstreichen, wir möchten sagen Rückert'schen Zwangsreimen sich seltsam genug ausnimmt:

> Nach zeitmaßvollem Reigenschritt der Horen
> Erglühte jedes Aufschwungs Morgenröthe
> Stets wo und wann des Cynthiers Gespann kam.
> Ihr billigt wohl, daß Hegel und daß Göthe
> Gerade da und dann und ward geboren?
> Doch daß das Wort, was uns als Gottesmann kam,
> Gerade da und dann kam,
> Das Räthselwort, darob die Völker schwitzen,
> Der Menschheit und Geschichte Wort, daß Stunden
> Und Räume das gebunden,
> Ein rechtes Ziel däucht Solches euern Witzen:
> Indeß, wo Ewiges auf Erden auftrat,
> War es ein Mensch, der in der Zeiten Lauf trat.

Berichtigungen.

In Nr. 5. Seite 20 Spalte 1 Zeile 9 von oben lies: vor statt von. Spalte 2 Zeile 11 von oben l. sich statt sie, Zeile 13 l. unterwerfen.

In Nr. 16 Seite 63 Spalte 1 Zeile 20 von unten lies Marat statt Marast.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 29. 12. April 1854.

Jugendschrift.

Beschäftigungen für die Jugend. Mit einem Vorwort von Oberstudienrath F. W. Klumpp. Vier Bände. Zweite umgearb. Auflage. Mit Kupfern. Stuttgart, Schmidt und Spring, 1854.

Der durch seine pädagogischen Schriften rühmlichst bekannte Vorredner sagt ein sehr wahres und beherzigungswerthes Wort: „Das Kind ist wißbegierig und sogar wissensdurstig; seine frische Phantasie spielt in den buntesten Farben, und schafft von selbst eine Traumwelt, in deren Zauber der Mann sehnsüchtig wieder zurückblickt. Diese Anlagen und Bedürfnisse sind an sich gut, und es kommt ihnen daher auch einerseits die einfachste und natürlichste Befriedigung von selbst entgegen, andererseits sind gegen etwaige Verirrungen ebenfalls die sichersten Gegengewichte und Corrective gegeben. Denn die Natur, die das Kind von allen Seiten umgibt, und das Menschenleben, dessen Fülle auf dasselbe einströmt, bieten ihm einen unerschöpflichen Stoff für seine Wiß- und Lernbegierde; aus der harmlosen Traumwelt seiner Phantasie, in welcher Dichtung und Wahrheit so schön in einander spielen, wird es durch die frische Jugendlust und den nimmerruhenden Thätigkeitstrieb immer wieder auf das Wohlthätigste aufgeweckt und frisch und gesund erhalten, für die trefflichste Nahrung der Wißbegierde und Phantasie aber hat die göttliche Offenbarung in der heiligen Schrift gesorgt, deren Geheimnisse und Wunder in der kindlichsten und zugleich erhabensten Einfalt dem kindlichen Gemüthe nahe treten. Das Alles ist Naturgesetz und göttliche Ordnung. Aber anstatt diese schlicht und gesund einzuhalten, hat unsere Afterweisheit, wie sie es so gerne thut, auch hier weiter und dadurch fehl gegriffen. Weil das Kind gerne Märchen und Geschichten hört, so hat man ihm solche nicht etwa bloß als Würze und anregende Erheiterung vorerzählt, sondern sie ihm, und zwar allmählig immer massenhafter, zum Selbstlesen gegeben, und theils ein jugendfreundlicher Eifer, theils falschverstandene Pädagogik, theils freilich auch selbstsüchtige Spekulation haben bald den Markt überführt. Die Täuschung nämlich, daß in dem Viellesen der Kinder eine erfreuliche Aeußerung des Bildungstriebes sich ausspreche, und daß davon nicht nur eine Verwahrung vor allerhand andern Verirrungen, sondern sogar recht viel Gewinn für ‚Geist und Herz' sich erwerben lasse, lag so nahe, daß es erklärlich ist, wenn man unserer Kinder- und Jugendwelt allmählig die ganze Fluth dieser so süß eingehenden Lektüre in die Hände gegeben hat. Da sitzen denn unsere Knaben und Mädchen allein, oder — unnatürlich genug — sogar bei gegenseitigen Besuchen, und lesen — jedes für sich — ihre Kindermärchen, ihre Kindergeschichten, und endlich auch ihre Kinderromane, — denn manche unserer Kinderschriften sind nichts anderes; — allerdings mit lauter wohlgemeintem und sittlich durchaus reingehaltenem Inhalt, ja mit gar manchen belehrenden und sittlich wie religiös anregenden Excursen (die aber der kleine Leser natürlich überschlägt), aber ist es ein Wunder, wenn diese angenehme Näscherei ihnen den Geschmack an der Hausmannskost gesunden Lernens entleidet, wenn die leichte mühelose Thätigkeit eine Scheue vor der Anstrengung der Schule erzeugt, wenn das Träumen in der erdichteten Welt sie erschlafft und von frischem, kräftigem Thun und Arbeiten abzieht, wenn ihre Phantasie aufgeregt wird und nur zu bald nach der verbotenen Frucht der wirklichen Romane mit all ihrem für die Jugend überreizenden, verfrühenden und darum entnervenden Inhalte greift?" Herr Klumpp hebt sodann hervor, wie unter allen Trieben der Jugend der Thätigkeitstrieb einer der stärksten sey und wie es bei der Erziehung darauf ankomme, hauptsächlich diesem

Nahrung zu geben, diesen auszubilden, und nicht einseitig den Lesetrieb, der nur aus einer krankhaften Ueberreizung der gebildeten Klassen und aus der zur andern Natur gewordenen Unnatur der Schule hervorgeht, nicht aber dem gesunden und natürlichen Lebenstriebe der Jugend entstammt.

Deßhalb nun verlangt der Vorredner von den Jugendschriften, daß sie nicht bloß unterhalten, sondern zum Praktischen hinleiten, Anleitungen zu nützlicher Beschäftigung oder auch zu Spielen geben, und Belehrungen über die Natur, physische, chemische, mechanische Gesetze rc., die überall Anwendung finden, enthalten sollen. „Denn alle Gebiete der Industrie erweitern sich ja mit wunderbarer, nie geahnter Entwicklungskraft, die besten Kräfte wenden sich ihr zu, die materielle Arbeit in allen ihren Abstufungen bis zu den künstlerischen Schöpfungen hinauf gewinnt eine immer bedeutendere Stellung, und tritt in eine immer wichtigere Wechselbeziehung auch zu den ideellen Gütern. Der Wucht dieses Andranges kann auch die Erziehung nicht mehr länger sich entziehen, und muß daher vor Allem für diejenigen, welche dereinst selbst die industrielle Richtung einschlagen wollen, nicht bloß durch Unterricht, sondern auch durch unmittelbare Benützung jenes wichtigen Bildungstriebes zu sorgen suchen." Das ist sehr wahr und verdient alle Beachtung.

Das vorliegende Buch selbst leistet, wie der Vorredner gesteht, noch keineswegs alles, was in dieser Beziehung von einem Handbuch für die Jugend zu fordern wäre, verdient aber doch Empfehlung, weil es nach dem Bessern strebt und von noch keinem bessern Buch ersetzt ist. Es enthält wirklich sehr viel Gutes, was Kinder anziehen muß und ihnen eine nützliche Beschäftigung gewährt. Dazu rechnen wir die Belehrungen über Uhren, Barometer, Thermometer, Astronomie, Gifte rc., interessante mathematische Aufgaben, Erörterungen aus der Chemie, Optik rc., Anweisung zu Spielen, Räthsel, Sprichwörter. Auch die wenigen geschichtlichen und poetischen Stoffe, Sagen rc. sind zweckmäßig gewählt." Sehr praktisch ist der Aufsatz von Poppe über die lebensgefährlichen Spiele und Beschäftigungen der Kinder. Daraus können sie viel Unglück vermeiden lernen.

Nur einige Kleinigkeiten hätten wir weggewünscht, weil sie dem Princip der Vorrede nicht entsprechen, z. B. die Anweisung zum Fangen, Aufspannen rc. der Schmetterlinge, einer grausamen Spielerei, die hin und wieder bei muntern Knaben wohl natürlich ist, zu der man aber nicht pädagogisch anleiten sollte. Auch manches andere Sammeln möchten wir bei Knaben nicht gutheißen. Es hat in neuerer Zeit sehr um sich gegriffen. Da werden nicht bloß Schmetterlinge, Steine, Muscheln, es werden auch Wappen, in jüngster Zeit sogar alte Briefmarken von Couverten gesammelt. Wir haben bei vielen Knaben beobachtet, daß durch dergleichen Sammlungen Zeit versäumt, die Aufmerksamkeit von wichtigeren Dingen abgelenkt und nichts gewonnen wird, weil der Knabe, wenn er auch mit Eifer eine Zeit lang Steine gesammelt hat, dieselben zuletzt wegwirft und in höhere Classen vorrückend an die alte Liebhaberei nicht mehr denkt und die wenigen dabei erworbenen Spezialkenntnisse wieder vergißt. Die Hauptsache aber ist, daß in dem Sammelgeist der heutigen Jugend nur das greisenhafte Wesen sich verräth, das ihr in der Schule (und zum Theil im Hause) angekünstelt wird. Die frische Knabenwelt taugt nicht zum Sammeln, das überlasse sie den Alten. Allenfalls mag ein guter Handelsmann sich frühzeitig durch Sammlen und Austauschen prononeiren, aber alle unsere Knaben können und sollen doch nicht Juden werden.

In Bezug auf die Form loben wir am vorliegenden Buche die Mannigfaltigkeit und zweckmäßige Kürze der einzelnen Bestandtheile seines Inhalts. Einige Aufsätze sind von bekannter Meisterhand. Nur einigemal kommt noch die Gesprächsform vor, die wir in der dritten Auflage wegwünschen würden. Belehrungen, die man Kindern ertheilt, sollten niemals in die Form eines Gesprächs zwischen dem Lehrer (Vater, Mutter, Tante) und den Kindern gebracht werden. Im Buche soll nur die Lehre selbst in klarster und kürzester Fassung stehen, alles übrige kann der Lehrer mündlich nachholen. Wenn aber das Kind im Buche nicht nur die Lehre, sondern auch den Lehrer, ja sich selber und alle seine Geschwister und Mitschüler dazu findet, so bleibt ihm in der Wirklichkeit nichts übrig. Die Schule und Erziehung sollen sich der Bücher nur als eines Hilfsmittels bedienen, nicht ganz und gar in die Bücher aufgehen. Ueberdies lesen die Kinder über die Gespräche hinweg. Der Fehler, den Campe bei der Abfassung seines vortrefflichen Robinson Crusoe beging, indem er so viel Gespräche zwischen Vater und Kindern einmischte, wurde von den kleinen Lesern selbst wieder gut gemacht, indem sie diese Gespräche regelmäßig überschlugen.

Ueberhaupt soll man der Jugend nur kleine Bücher mit gedrängtem Inhalt in die Hand geben und allen Ueberfluß in der Form und Fassung vermeiden. Es ist z. B. ein unverantwortlicher Mißgriff in unsern protestantischen Schulen, die Kinder zum Auswendiglernen ungeheurer Massen von gereimten Sprüchen und geistlichen Liedern zu zwingen, die nur im seltensten Falle

das kindliche Gemüth ansprechen, die meist die langweiligste rationalistische Moral enthalten oder Mysterien, die das Kind nicht versteht. Diese frommen Einpfropfungen sind gut gemeint. Die humoristischen und moralischen sind es nicht weniger. Aber die Schule gleicht der Aeffin, die ihr allzugeliebtes Junges zerdrückt. Man stopft die arme Jugend mit Büchern, aus denen sie auswendig lernen, deren Inhalt sie einnehmen soll, auf die unnatürlichste, ihrem zarten Alter unangemessenste Weise voll. Kommt nun dazu noch die Unterhaltungsliteratur für Kinder, die von spekulativen Buchhändlern aus reiner Gewinnsucht und nur zu oft auf die gewissenloseste Weise für die Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke fabrikmäßig erzeugt wird, so muß man sich wundern, daß unserer Jugend immer noch so viel gesunder Sinn übrig geblieben ist und Gott danken, daß er in den blinden Instinkt der Kinder mehr Vernunft gelegt hat, als in die hochweise Praxis der Pädagogen selbst.

Es würde keineswegs überflüssig seyn, die Kinder beten zu lassen: Gott erlöse uns von den Büchern!

Pädagogik.

Die Erziehung der Mädchen. Von Karl von Raumer. Stuttgart, S. G. Liesching, 1853.

Aus des Verfassers Pädagogik besonders abgedruckt „für Mütter". Auch in dieser Beziehung können wir nur bedauern, daß es an der alten einfachen Praxis der Großmütter, an der Gewöhnung solider und ehrbarer Familien nicht mehr genügt und daß auch die Mütter erst ihre Nase in die Bücher stecken müssen, um sich Raths zu erholen, wie sie ihre Mädchen behandeln sollen. Das alles sollte auch ohne Bücher möglich seyn. Unter allen Mitgliedern der Gesellschaft sollten die vielbeschäftigten Mütter am allerwenigsten lesen.

Weil nun aber doch nur zu viele Mütter selbst schon verkehrt erzogen sind und besseren Rathes bedürfen, so empfehlen wir ihnen das vorliegende Buch, in dem eine fromme Gesinnung mit weiser Erfahrung und taktvoller Rücksicht auf das Gesunde und Natürliche sich vereinigt finden.

Classische Dichtkunst.

Aeschylos. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. Erster Band. Stuttgart, Hoffmann, 1854.

Herr Professor Donner, dessen Uebertragung des Sophokles des allgemeinsten Beifalls sich erfreut hat (auch die Antigone wurde in Berlin nach dieser Uebersetzung aufgeführt), beginnt nun auch den gewaltigsten der tragischen Dichter Griechenlands unserer Sprache anzueignen. Im vorliegenden Bande gibt er des Aeschylos Orestcia: Agamemnon, die Todtenopfer, die Eumeniden, alle drei Tragödien bezüglich auf den Mord Agamemnons und dessen Vergeltung durch Orestes, Gattenmord gesühnt durch Muttermord, eines der tragischesten und grauenvollsten Sujets des Alterthums.

Agamemnon ist schon aus Homer bekannt als ein eben nicht liebenswürdiger, noch wohlwollender, sondern harter, stolzer und seine Gewalt vielfach mißbrauchender Herrscher. Noch verhärteter ist sein Weib Klytemnestra, die während seiner Abwesenheit seinen Bruder zum Liebhaber angenommen und ihn nach seiner Rückkehr heimtückisch umbringt. Am härtesten endlich erscheint der aus dieser Ehe entsprungene Sohn Orestes, der, um den Vater zu rächen, die Mutter ermordet. Nichts in der Welt kommt an Verwerflichkeit einem Muttermorde gleich, da schon der Mord eines fremden Weibes entehrt. Und doch concentriren sich die schwärzesten Schatten der Familie in diesem Sohne Orestes nur, wie an einem Gewittermorgen, um ein heiteres Tageslicht und milde Ruhe nach dem Sturme folgen zu lassen. Orestes vertritt das noch jugendfrische Hellas, er entladet sich gleichsam der Erbsünde, er nimmt an ihr den wichtigsten Antheil nur, um sie zu überwinden und schreitet zuletzt gereinigt, noch jung und kraftvoll vorwärts. Darin liegt ein bemerkenswerther Gegensatz zu Shakespeare's Hamlet, dessen weiche Natur im gleichen Fall unterliegt.

Aeschylos steht allen andern Dichtern durch das Titanenhafte seiner Darstellungen voran. Hier ist die Fundgrube tragischer Größe und tragischen Ernstes. Seine gewaltige Sprache läßt sich aber schwer ins Deutsche übertragen. Folgt man ihr Wort für Wort, so entstehen leicht Härten in der Uebertragung, welche dem deutschen Ohr unerträglich sind. Erlaubt man sich Freiheiten, so geht leicht die Kraft des Originals verloren. Herr Donner hat mit dem nur ihm allein eigenen Talent beides zu vermeiden gewußt und mit der

genauesten Uebersetzungstreue einen schönen fließenden Ausdruck verbunden. Wir sind daher lebhaft überzeugt, die vorliegende Uebersetzung wird eben so allgemeine Anerkennung finden, wie die frühere des Sophokles und Euripides. Um die Vorzüge der Donner'schen Uebertragung kennen zu lernen, braucht man sie nur mit der Voßischen zu vergleichen. Der Agamemnon des Aeschylos beginnt wie Mozarts Don Juan. Ein Diener beklagt sich über seinen harten Dienst. Voß übersetzt das, wie folgt:

Der Wächter.

Gebt, Götter, fleh' ich, dieser Mühn Erledigung,
Der Hut, ein Jahr an Länge, da gelagert ich,
Vom Dach der Atreionen her, dem Hunde gleich,
Wahrnahm der Himmelssterne Nachtversammlung,
Und die den Völkern Frost und Sommer bringenden
Glanzhellen Führer, jen' im Aether strahlenden
Sternbilder, bald aufgehend, bald im Untergang.
Auch jetzt der Fackel Fernbezeichnung muß ich spähn.
Den Glanz des Feuers, der aus Troja Kunde bringt
Und frohe Siegsanzeige; denn so, hoff' ich, wird
Des Weibes mannhaft trotzend Herz gebändiget.
Wann nun der Nachtirr' eingethaute Lagerstätt'
Ich hüten muß, die nie von Träumen wird besucht,
Nein, nie; denn Furcht anstatt des Schlafes wohnt mir bei,
Daß nicht die Wimper fest sich schließen kann zum Schlaf.

Donner übersetzt dieselbe Rede ungleich wohllautender:

Der Wächter.

O schafft Erlösung, Götter, mir von diesen Mühn,
Der jahrelangen Wache, da gelagert ich
Hoch auf der Atreussöhne Dach, dem Hunde gleich,
Wahrnahm der Nachtgestirne ringsversammelt Heer,
Und, die den Frost uns bringen und des Sommers Glut,
Die lichten Herrscher, deren Glanz am Himmel flammt,
Der Sterne Niedersinken und ihr Auferstehn!
Auch heute späh ich nach des Flammenzeichens Schein,
Dem Feuerstrahle, der Bericht aus Troja bringt,
Die Kunde seines Falles: so gebot es mir
Der Herrin manhaftkühnes, hoffnungsvolles Herz.
Und wenn ich, unstät ruhelos, von Thau durchnäßt,
Mein nächtlich Lager hüte, das kein Traum besucht, —
Denn Furcht, anstatt des Schlummers, wohnt zur Seite mir,
Daß nie zu festem Schlafe sich mein Auge schließt.

Den berühmten Chor der Eumeniden übersetzt Voß:

Mutter, du, die mich gebar, Mutter
  Nacht zur Bestrafung
Ihm der blind, und wer hell schaut,
  Höre jetzt! Leto's Schooß-
  Liebling beut Schmach und Hohn mir,
  Weil er wegraubt das Wild,
  Welches mir Muttermord
Hat geweiht zum Eigenthum.
Nun denn ob ihm, dem Opfer hier,
  Sey der Gesang, sinnenbethört,
  Sinnenverrückt, rasend und wild,
Ha, Erinnenfestgesang!
Band des Geistes, harfenlos,
Dürre Seuch' ins Menschenherz!

Solches Loos hat ja die zwanghafte
  Möra gesponnen,
Festzuhaften stets; weß Haupt
  Seines selbsteignen Bluts
  Schnöde Mordschuld sich auflud,
  Daß wir dem folgen, bis
  Tief zum Erdschlund' er fährt
Nicht im Tod' auch ganz befreit.
Nun denn ob ihm, dem Opfer hier,
  Sey der Gesang, sinnenbethört,
  Sinnenverrückt, rasend und wild,
Ha, Erinnenfestgesang!
Band des Geistes, harfenlos,
Dürre Seuch' ins Menschenherz!

Dagegen Donner:

Mutter, die du mich gebarst, Urnacht,
Mich, der verblich'nen wie der lichten Welt Strafgeist,
Höre mich! Leto's Sohn beut mir Hohn, spottet meiner;
Dieses Wild raubt er uns, dessen Blut fließen muß,
Abzubüßen Muttermord.
Um das Schlachtopfer schlingt
Euer Lied, Wahnsinnshauch, Wahnsinnslaut der Bethörung,
Schlingt Erinnenfestgesang,
Harfenlos, der Geister Band, der des Hörers Mark verzehrt!

Denn des Schicksals Allgewalt theilte
Unserm Geschlecht für ew'ge Zeiten dies Loos zu:
Wessen Haupt frevelhaft grause Blutschuld sich auflud,
Dessen Spur geh'n wir nach, bis ihn deckt Grabesnacht;
Auch der Tod befreit ihn nicht.
Um das Schlachtopfer schlingt
Euer Lied, Wahnsinnshauch, Wahnsinnslaut der Bethörung,
Schlingt Erinnenfestgesang,
Harfenlos, der Geister Band, der des Hörers Mark verzehrt!

Diese ganz einfache Gegenüberstellung genügt, die Vorzüge der Donner'schen Uebersetzung augenscheinlich zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **N° 30.** 15. April 1854.

Epische Dichtungen.

1) Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein von Joseph Victor Scheffel. Stuttgart, Metzler, 1854.

In Trochäen geschrieben, wie der Cid, aber ein ganz deutscher Sang, der immer den dunkelgrünen Schwarzwald zum Hintergrunde behält. Mehr idyllisch als heroisch.

Werner, ein junger Student, musikalisch, in der Wonnegährung des Alters, welches die rosige Wange bräunt, bringt einer Pfalzgräfin unbefugtermaßen eine Serenade und empfängt dafür die Relegation. Lustig in die Welt hinaus abenteuernd gelangt er zum alten Herrn von Säkkingen und wird — dessen Burgtrompeter. Da kommen Feinde, er hilft die Burg wacker vertheidigen und wird verwundet. Des Burgherrn schöne Tochter Margarethe pflegt ihn. Beide lieben sich, der alte Herr aber fährt dazwischen, denn dieser Eidam ist ihm zu gering. Werner abenteuert weiter, immer frisch auf, kommt nach dem schönen Italien, nach der heiligen Roma und wird hier — Kapellmeister des Papstes. Ebendahin kommt die schwäbische Margaretha als Begleiterin einer Aebtissin. Die Liebenden sind sich treu geblieben und der wohlwollende Papst fügt ihre Hände zusammen. Dieß der Faden der Ereignisse, in den aber eine Menge kleinerer Blumen der Erzählung und auch lyrische Gedichte und Gnomen eingeflochten sind. Desgleichen Wunderbares, aber im humoristischen Geist des Ganzen gehalten und wegen der kritischen Tendenz mehr an das dramatische Märchen Tiecks mahnend, als an das Epos Ariosts. Insbesondere spielt der Hauskater der Säkkinger Burg, Hiddigeigei, als spiritus familiaris die Rolle des kritischen Geistes, wie folgendes S. 244 eingestreute Gedicht beweisen mag:

> Von des Thurmes höchster Spitze
> Schau' ich in die Welt herein,
> Schaue auf erhabnem Sitze
> In das Treiben der Partei'n.
>
> Und die Katzenaugen sehen,
> Und die Katzenseele lacht,
> Wie das Völklein der Pygmäen
> Unten dumme Sachen macht.
>
> Doch was nützt's? Ich kann den Haufen
> Nicht auf meinen Standpunkt zieh'n,
> Und so laß ich ihn denn laufen,
> 'S ist wahrhaft nicht Schad' um ihn.
>
> Menschenthun ist ein Verkehrtes,
> Menschenthun ist Ach und Krach;
> Im Bewußtsein seines Werthes
> Sitzt der Kater auf dem Dach! —

Ohne diese lyrisch-didaktischen Unterbrechungen des Epos tadeln zu wollen, dürfen wir doch die Meinung aussprechen, die anmuthige Dichtung würde sich schöner abgerundet haben, wenn sie in der Form objectiver geblieben wäre und wenn die Subjectivität des Dichters nicht gar so frei und willkührlich hervorgetreten wäre. Bei alledem ist diese Subjectivität liebenswürdig, das ganze Gedicht ist warm, frisch, von wohlthuender gesunder Jugendlichkeit. Der Dichter hat aus der Quelle geschöpft, von der er S. 258 singt:

> Blasse Menschen seh' ich wandeln,
> Und die Klag' tönt allerorten:
> „Schaal ist unser Thun und Handeln,
> Siech und alt sind wir geworden."
>
> Wollt Euch nie, bei Euerm Forschen,
> Die uralte Mähr erklingen,
> Von dem Brunn, darin die morschen
> Knochen wundersam sich jüngen?

Und der Brunn ist keine Dichtung,
Fließt so nah vor Euern Thoren,
Euch nur mangelt Weg und Richtung,
Ihr nur habt die Spur verloren.

Drauß' im Wald, im grünen heitern,
Wo die Menschenstimmen schweigen,
Wo auf duft'gen Farrenkräutern
Nächtlich schwebt der Elfenreigen:

Dort, versteckt von Stein und Moose,
Rauschet frisch und hell die Welle,
Dort entströmt der Erde Schooße
Ewig jung die Wunderquelle.

Dort, umrauscht von Waldesfrieden,
Mag der kranke Sinn gesunden,
Und des Lenzes junge Blüthen
Sprossen über alten Wunden.

2) Herr Heinrich. Eine deutsche Sage von Otto Roquette. Stuttgart und Tübingen, Cotta'scher Verlag, 1854.

Auch diesen Dichter zeichnet Wärme und vaterländisches Gefühl aus. Er behandelt hier die Jugend Kaiser Heinrich des Voglers. Der junge Held wächst in den Wäldern des Harzgebirges auf. Sinnig verflicht der Dichter die bekannte schöne Sage von der im Ilsenstein hausenden Fee in sein Gedicht. Die Fee Ilse erscheint dem sächsischen Herzogsohn und lockt ihn in ihr geheimnißvolles Reich. Aber der Zauber der Natur kann seinen bessern Sinn nicht bannen. Es zieht ihn wieder hinaus zum Heldenwerk und zur Pflege der Seelenkraft, die in jenem Reich des Sinnenreizes entnervt werden würde. Auch gibt ihm der Himmel ein Zeichen, wie wohl er daran gethan, denn er findet in dem Klostergarten eine reine, fromme, deutsche Jungfrau, die ihn auf viel innigere und zartere Weise bindet, als die Fee.

Fern in des Klostergartens Schatten
Geht eine hohe Jungfrau still,
Der Lilie gleich, die sich entblatten,
Sich silberweiß erschließen will.
Der Frühling blüht in duftigen Kränzen,
Vieltausend Farbenlichter glänzen,
Doch all das duft'ge Blumenreich
Verläßt sie, majestätumflossen,
Und bricht nur einen Eichenzweig,
Der frisch sein junges Laub erschlossen,
Und spielt damit in stillem Sinnen.
Was sinnt sie wohl, die hohe Maid?
Schweift wohl ihr Sinnen weit von hinnen?
Doch scheint's nicht trübe, nicht voll Leid.
Groß wird ihr Aug, sie blickt den Baum,
Der weit die Riesenäste breitet,
Sie blickt ihn an, ein Lächeln gleitet
Um ihre Lipp', als ob im Traum
Erfüllte Wünsche sich ihr böten,
Gepaart mit lieblichem Erröthen.

In diesem Versmaß, in dieser Weise ist das ganze Epos gedichtet, indem nur selten einige lyrische Lieder, namentlich im Feenreich gesungen, den epischen Fluß unterbrechen. Die Jungfrau im Klostergarten, die des Heldenjünglings Liebe gewinnt und in ihm die Hoffnung des Vaterlandes erkennt, ist die Tochter des regierenden Kaisers Conrad. Heinrich selbst weiß nichts von ihrer Herkunft. Als aber der Kaiser sohnlos auf dem Sterbebette liegt und die Großen des Reichs um sich versammelt, empfiehlt er ihnen den jungen Heinrich, als den Würdigsten, zum Nachfolger auf dem Kaiserthron. Sie wählen ihn. Da erscheint Heinrich selbst unverhofft am Bette des Kaisers und wird durch die Nachricht seiner Wahl überrascht, noch mehr aber durch den Anblick der Jungfrau aus dem Klostergarten, die er jetzt erst als die Tochter des Kaisers erkennt und die ihm ihr Vater noch vor seinem Tode vermählt. — Diese Tochter hat der Dichter erfunden, sowie auch die Anwesenheit Heinrichs beim Tode seines Vorgängers. Nach der Sage empfing Heinrich die Nachricht von seiner Wahl erst später und ohne sie zu ahnen, als er beim Vogelheerde saß, wovon er auch den volksthümlichen Namen des Voglers erhielt. Dieser Sage hätte der Dichter wohl treuer bleiben dürfen. Indeß ist der Gegensatz zwischen Ilse und der Kaiserstochter, um dessentwillen er von der echten Sage abwich, ohne Zweifel poetisch.

3) General Spork von Franz Löher. Göttingen, Georg H. Wigand, 1854.

General Spork war eines Bauern Sohn aus dem Delbrückschen. Das Gretchen, in welches er verliebt war, gab ihm einen Korb. Da lief er unter die Soldaten, diente im dreißigjährigen Kriege von der Pike auf und wurde einer der berühmtesten Reitergenerale. Als er einmal wieder in die Heimath kam und das Gretchen wieder sah, konnte er sich nicht enthalten, ihr zuzurufen: Greitken, wei't don haedde (wer's gethan hätte, d. h. wenn du mich zum Manne genommen

hättest). Sie aber antwortete eben so kurz gebunden, wie in ihrer Jugend: Johaenken, wei't wieten haedde (wer's gewußt hätte, was noch einmal aus dir werden würde). Spork war als Reitergeneral Meister in kühnen Handstreichen, im s. g. Quartierausschlagen (nächtlichen Ueberfällen), und gehörte übrigens der deutschen und kaiserlichen Partei an, die vor den Ränken des bayerischen Maximilian und dessen geheimen Unterhandlungen mit Frankreich ein Grauen hatte. Spork ging daher mit dem gleichgesinnten und noch berühmteren Feldherrn Johann von Werth von Bayern zum Kaiser über und verrichtete noch lange nach dem westphälischen Frieden große Thaten in den Kriegen wider die Türken und am Rhein gegen Ludwig XIV.

Gewiß ein Leben reich an Thaten und Abenteuern und dabei ein Charakter voll deutscher Ehrlichkeit, werth, daß man seiner gedenke. Ob man aber ein solches Leben und einen solchen Mann in ein episches Gedicht bringen soll, möchten wir bezweifeln. Eine schlichte, möglichst naive, wo möglich niederdeutsche Prosa in der Manier der guten alten Volksbücher würde uns viel geeigneter scheinen. Sporks ganzes Leben verlief in einzelnen Episoden und wenn man dieselben auch aneinander reiht, so entsteht daraus noch kein Epos, so wenig, als wenn man aus der Ilias die Thaten eines einzelnen Helden zweiten Ranges zusammenziehen wollte, das ein Epos genannt werden könnte. Heute wurde Spork dahin, morgen dorthin geschickt. Nach jedem Frieden lag er müßig, bis wieder ein Krieg kam. Da ist keine Einheit der Handlung, wie sie das Epos verlangt. Aber an ein Volksbuch in Prosa hätte man die Ansprüche des Epos nicht gemacht.

Die Sprache des Gedichts ist übrigens dem Stoff nicht unangemessen, kurze gereimte Verse lassen hier besser als Hexameter, Octavinen und Nibelungenversmaaß. Hier eine Probe:

Sieh, hinten an der Gartenwand,
Wo ein Hollunder blühend stand,
Ließ etwas sich wie winkend schauen,
Ein kleines mißgestaltet Wesen:
In seinen Blicken war zu lesen
Halb scheue Furcht und halb Vertrauen.
Spork folgt' dem Knaben in den Garten
Und blieb alsbald erschüttert stehn.
Ach wie so oft auf seinen Fahrten
Mußt' Schrecken er und Leiden sehn:
Dort in des Grases grüner Hülle,
Umrankt vom nahen Rosenzweig,
Da lag in weicher Jugendfülle
Ein Weib so schön so todtenbleich.
Zu Füßen ihr weint' ohne Ruh
Ein Mädchen, nun die ärmste Waise,
Dem selber weinend, schüchtern leise
Sein Brüderchen sprach tröstend zu.
Der Abendsonne mildes Lächeln,
Der kühlen Abendlüfte Fächeln,
Es spielt ihr sanft ins Angesicht,
Die todte Mutter weckt es nicht.

Die rührenden Scenen scheinen uns gelungener, als die Darstellung des wilden Lagerlebens. Die Soldatenlieder, die der Dichter einstreut, ermangeln des plebejeschen Ursprungscheines und kommen uns zuweilen matt und gesucht vor, z. B. im Türkenkriege:

Der Pascha ist ein reicher Mann,
Das gefällt uns sehr.
Hat goldne Wehr und Waffen an,
Freut uns desto mehr.
Denn fassen wir ihn nur beim Schopf,
Sei's bei Tage, sei's bei Nacht,
So läßt er uns auch wohl den Kopf
Sammt der Waffenpracht.
Heran! Heran!
All ihr Reiter, Mann für Mann.
Allhier! Allhier!
Zum Pascha reiten wir.

Orientalische Studien.

Rapport annuel fait à la société Asiatique par M. J. Mohl, membre de l'Institut. Paris, imprimerie imperiale, 1853.

Die Jahresberichte des Herrn Julius Mohl sind musterhaft abgefaßte Repertorien der neueren orientalischen Literatur. Sie geben nämlich Rechenschaft von allen im letzten Jahr in Europa erschienenen oder in andern Welttheilen erschienenen und erst in Europa bekannt gewordenen Werken, welche Asien betreffen, geschichtliche Werke, Reisen, Werke über Alterthumskunde, Herausgabe und Uebersetzung von ältern orientalischen Schriftdenkmälern, sprachliche Studien ꝛc.

In der Einleitung des letzten Jahresberichts hebt Herr Mohl hervor, wie sehr man in neuerer Zeit von dem Vorurtheil einer einseitig politischen und militärischen Auffassung der Geschichte zurückgekommen sey, auf welche fruchtbare Weise nun auch die Culturverhältnisse der Völker in den Bereich der Geschichtsforschung gezogen werden und wie dieß auch auf die orien-

talischen Forschungen günstig eingewirkt habe. Dann skizzirt er die Leistungen im Einzelnen.

Zuerst die Leistungen der Societäten. Die Pariser Societät edirt eine Sammlung orientalischer Werke (die Reisen des Ibn Batoutah, die goldenen Weisen des Masoudi, das Leben Muhameds von Ibn Hischam); die Societäten in Calcutta, Bombay, Hongkong, London, die in Leipzig, Amerika, Syrien und die jüngste in Constantinopel haben sich alle durch mehr oder weniger Publicationen verdient gemacht.

Sodann die Leistungen einzelner Gelehrter. Herr Mohl stellt die Literatur der muhamedanischen Völker Vorderasiens voran. Das größte sie betreffende Werk ist die auch in unsern Blättern schon besprochene Geschichte der arabischen Literatur des Freiherrn von Hammer-Purgstall. Derselbe unermüdliche Forscher hat daneben auch noch kleinere Werke über die Geisterlehre der Moslimen, über Namen, über alte Bewaffnung der Araber geschrieben. Ferner wurde vollendet die neue Ausgabe des Hariri von Reinaud und Derenburg. Tornberg in Upsala gab Ibn al Athiris Chronik heraus, Wright und Rousseau arabische Reisewerke, Slane eine Geschichte der Berbern, Borgis eine Geschichte der Könige von Tlemeen, Sprenger ein Leben Mahomeds, Merrick ein dito, Juynboll ein geographisches Lexicon und Abul Mahasers ägyptische Annalen, Dozy sammelte für die Geschichte der Araber in Spanien. Kosegarten edirte Tabaris Chronik, Haarbrücker ein Werk über die arbischen Sekten, Renon über Averroes und dessen Philosophie, Poper gleichfalls Philosophica, Perron Juridica, Morley dito, Ducaurroy und Bailly Finanzliches der Muhamedaner. Flügel ein bibliographisches Lexicon, Freitag die Hamasa und Fakihet el Kholafa, Amari den Solwan, Dieterici eine Grammatik, Woepke Mathematisches.

Nach diesem langen Verzeichnisse wendet sich der Berichterstatter zu den großen Entdeckungen in Assyrien und Babylon, zur Expedition des Herrn Fresnel, des Herrn Loftus rc. Dabei macht er eine sehr praktische Bemerkung. Der Franzose Botta hatte das Verdienst, die ersten Entdeckungen in Ninive gemacht zu haben. Während man aber in Frankreich darüber triumphirte und die Entdeckungen in einem colossalen Prachtwerke abbildete, das seines theuern Preises wegen von Privaten gar nicht gekauft wird, beutete der Engländer Layard vollends den Fund für England aus und publicirte seine Entdeckungen in einem Jedermann zugänglichen handlichen Werke. — Ueber die assyrischen Inschriften haben zuletzt geschrieben Rowlinson, Grotefend, über eine fälschlich als skythisch bezeichnete Inschrift Norris. Daran schließen sich die neuen Ausgaben der Zendschriften von Westergaard, Spiegel, Lassen, die vergleichende Grammatik von Bopp, Johnsons persisches Wörterbuch, Chodzkos persische Grammatik. Ferner die deutschen Uebersetzungen des Firdusi von Herrn von Schack, des Saadi von H. von Schlechta, eine Edition des Gulistan von Sprenger, dessen Uebersetzung von Eastwick und noch mehreres Persische.

Was die indische Literatur betrifft, so ist die Forschung zu deren Wurzeln herabgestiegen und beschäftigt sich jetzt vornehmlich mit den Vedas, als den ältesten Denkmälern im Sanscrit, worin die älteste Cultur Indiens sich abspiegelt. Langlois hat den Rigveda ins Französische übersetzt, Roth und Whitney haben das vierte Buch der Vedas, Atharva, herausgegeben, Weber den weißen, Roer den schwarzen Yadjur. In Calcutta bringt die bibliotheca indica die Upanischads. Weber gab indische Studien und Vorlesungen über indische Literaturgeschichte heraus; Ballantyne schrieb verschiedene Abhandlungen über indische Philosophie. Parisot begann eine französische, Gorresio eine italienische Uebersetzung des großen indischen Epos Ramayana, Reves schrieb über die Puraras, die Herren Pavie und Banerjea dito; Benfey eine Sanscritgrammatik, Böthlingk und Roth einen Sanscrit-Thesaurus, Williams ein Sanscritwörterbuch, Holmboe eine Vergleichung des Nordischen mit dem Sanscrit, Delatre dito mit dem Französischen. Lassen gab den zweiten Band seiner indischen Alterthümer heraus. Für Kunde des Buddhaismus wirkte Burnouf fort durch Herausgabe des „Lotus des guten Gesetzes“ und der Geschichte des Buddhismus. Ueber den letzten schrieb auch Spence Hardy. Ein Leben Buddhas Chester Bennet. Eine birmanische Grammatik gab Letter heraus.

Für chinesische Literatur waren thätig Stanislaus Julien und Bazin. Ein chinesisch-englisches Lexicon schrieb Medhourst.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 31. 19. April 1854.

Kunstgeschichte.

Düsseldorfer Künstler aus den letzten fünfundzwanzig Jahren. Kunstgeschichtliche Briefe von Wolfgang Müller von Königswinter. Leipzig, Rudolph Weigel, 1854.

Charakteristik der Düsseldorfer Schule nach ihren Hauptrichtungen und Künstlergruppen mit einläßlicher Besprechung jedes einzelnen Künstlers und seiner Bilder. Eine fleißige Arbeit von nicht geringem Werth für die Kunstgeschichte. Wenn längst die Bilder der Düsseldorfer Schule zerstreut, die Künstler selbst todt sind, wird dieses Buch noch Quelle für die Kunde derselben bleiben.

Indem wir den historischen Werth der Arbeit im vollsten Maaße anerkennen, glauben wir an ihren kritischen keine zu hohen Ansprüche machen zu sollen. Es ist immer schwer, eine vielumfassende Schule, eine große Entwicklungsstufe der Zeit als Zeitgenosse zu beurtheilen. Noch schwerer, wenn die Schule weniger aus eigener Ideenfülle energisch auf andere Zeitrichtungen einwirkt, als vielmehr passiv von ihr Einflüsse empfängt. Beide große deutsche Malerschulen der Neuzeit, die Münchener sowohl wie die Düsseldorfer, wurden von der Reflexion in Poesie und Wissenschaft getragen, spiegelten die literarische Geschmacksmengerei eines gebildeten Epigonengeschlechtes ab und wurzelten weder in der Kirche noch im Volksleben, sondern einzig in der ästhetischen Vorleserei der s. g. Gebildeten, die eben so fern von der Kirche als vom Volksleben standen. Dieß gereicht ihnen nicht zum Vorwurf, denn es konnte nicht anders seyn. Die deutsche Kunst mußte nothwendig diesen Entwicklungsgang durchmachen; sie fand keine andern Elemente zu ihrer Nahrung vor. Was ihr auch in der Hauptsache fehlen mochte, so hat sie doch auch auf dieser Stufe Außerordentliches geleistet.

Der Verfasser charakterisirt die Anfänge, die erste Blüthezeit der Düsseldorfer Schule. „Alles quoll aus dem Gemüth, das wenigste aus der Vernunft. Die Kritik war ein Wort, vor dem man ein heimliches Grauen empfand, ohne es zu verstehen. Mit welcher Frömmigkeit hörte man die Legenden der Vergangenheit, mit welcher Andacht beschaute man biblische Darstellungen, die den naiven Charakter der Vorzeit an sich trugen, gleichviel ob man sie in einer altdeutschen Chronik oder in den Blättern des Faust und der Nibelungen von Cornelius fand, mit welcher überschwenglichen Innigkeit ließ man sich auf den einfachen Melodien der Volkslieder, welche damals gang und gäbe waren, dahintragen! Es war dieselbe Stimmung in diesen geistigen Bestrebungen, welche in der Leonore und dem trauernden Königspaar von Lessing, in dem Hylas von Sohn, den trauernden Juden von Bendemann, dem Fischer und Roland von Hübner, Rinald und Armide von Hildebrandt, und welcher in dem heiligen Bonifacius von Rethel, dem Ritter mit seinem Liebchen von Becker und allen jenen dämmerhaften walddüstern Landschaften jener Zeit wehte. In seiner Art ist Starkes und Schwaches hieraus entsprossen. Das erstere habe ich bereits genannt, das letztere findet sich in jenen nachgebeteten inhaltslosen Kirchengängerinnen und Falkenknaben und Mädchen, für welche die Schule nachher so viel zu leiden hatte.“ Herr Müller vergißt nicht, zu sagen, wie sehr diese Maler unter dem Einfluß der Dichter standen, wie viel namentlich Immermann, der verzärtelte Epigone Goethe's, auf sie einwirkte.

In dieser schwächlichen Romantik erblickt man nur ein gespenstisches Schemen von dem, was die alte Kirche und was die Volkspoesie des Mittelalters war. Wesentlich in den Banden des modernen Geistes liegend, ver-

mochte die Kunst jene positive Glaubenskraft, welche die Kirchenmalerei verlangt, nicht wieder sich anzueignen. In der Düsseldorfer Schule überwog die protestantische und die jüdische Reflexion. Der größte Meister der Schule, Lessing, trat in seinen hussitischen und ghibellinischen Bildern vom protestantischen Standpunkt aus als entschiedener Feind der alten Kirche auf. Ein zweiter, Bendemann, führte den widerwärtigen Judenschmerz, der in der Literatur spukte, auch in die bildende Kunst ein und bereitete in seinen sentimentalen Bildern nur dem in allen Künsten sein Pfauenrad aufschlagenden Geldstolz der großstädtischen Bankiers einen Triumph, weit entfernt, die moderne Corruption des baronisirten Judenthums zur idyllischen Einfalt des alten Testaments zurückzuführen.

Auch wo specifisches Christenthum Geltung erlangte, wurde sie ihm verkümmert durch jenes subjective Besserwissen, worin sich die modernen Künstler so überaus gerne gefallen und was sie sehr zu ihrem Schaden von den frommen Künstlern früherer Zeiten unterscheidet. Sie glauben von sich aus ohne alle Rücksicht auf die Kirche christlich malen zu können, da es sich doch hier von einem Object handelt, das der Künstler nie bemeistern kann, sondern von dem er sich bemeistern lassen muß. Herr Müller findet richtig heraus, wo es hier fehlt, indem er die christlichen Bilder Hübners bespricht. „In den Darstellungen der christlichen Mythe scheint mir Hübner ungleich schwächer. Was ihm in meinen Augen hier am meisten schadet, das ist sein protestantischer Standpunkt, der sich aber vor der protestantischen Auffassung in der letzten Consequenz fürchtet. Man sieht dem Künstler nur zu sehr an, daß er dieses Gebiet vom Standpunkte der freien Forschung aus kultiviren möchte. Bei diesem Princip ist aber dem Heiland die Glorie der Göttlichkeit von vorn herein abgestreift, in das Heiligthum der messianischen Ueberlieferung ist der Zweifel eingedrungen. Man weiß es aus der Culturgeschichte, daß dem Protestantismus keine protestantisch-religiöse Kunst gelungen ist. Die wahrhaft christliche Kunst scheint im Katholicismus ihre mögliche Vollendung gefunden zu haben; sie scheint es um so mehr, wenn man einen so feindenkenden Künstler mit all seinen protestantischen Versuchen scheitern sieht. Man betrachte nur einmal das Bild, welches Christus darstellt, wie er in den Wolken über den vier Evangelisten schwebt und ihnen gleichsam zuruft: ‚Ich bin bei Euch bis an das Ende der Welt.‘ Die Gestalten sind edel, die Charaktere tüchtig, Zeichnung und Farbe lobenswerth, aber Eins fehlt, es fehlt dieser warme, heiße Glaube, der nur in einem wahrhaft christlichen Kunstwerke aus jeder Linie sieht. Noch weniger bedeutend ist ein Christkind auf den Wolken, das in seiner Einfachheit vielleicht naiv seyn soll, in der That aber nichtssagend erscheint. Sein Christus, der zum Geißeln an die Säule gebunden ist, macht in seiner Weichheit und Unmännlichkeit einen durchaus matten Eindruck. Ein anderes symbolisches Bild sah ich im Jahr 1840 in Berlin. Es stellte das Gleichniß aus der Bergpredigt dar, welches von den Lilien auf dem Felde spricht. Christus war auf demselben dargestellt vor einer Menge, die seinen Lehren lauschte, allein es fehlte zwischen den Persönlichkeiten der rechte Zusammenhang, und der Springpunkt des Gedankens im Bilde trat auf keine eclatante Weise zum Vorschein. Die kindliche Frömmigkeit, welche solchen Darstellungen erst die wahre naive Weihe verleiht, mangelte durchaus. Die Skepsis hatte mitgearbeitet, und der kritische Beigeschmack derselben nahm dem Bilde die nothwendige Ueberzeugungskraft.“ — Nur Deger und sein Kreis haben in Düsseldorf ein innigeres Verständniß des Kirchlichen bewährt.

Man kann aber auch nicht mehr verlangen. Es handelt sich von einer ganz weltlichen, vom Staat gegründeten Künstlerakademie. Was hat die viel mit der Kirche und ihren großen Forderungen zu schaffen? Zumal unter vorherrschend protestantischem Einfluß und in einer Zeit, in welcher die Künstler ihre Begeisterung meist in Hörsälen und aus Büchern schöpfen. Die wahre kirchliche Kunst wird vielleicht erst wieder anfangen, wenn die Akademien aufhören werden.

Auch die Münchener Akademie, obgleich eine vorzugsweise katholische Stiftung, hat für kirchliche Kunst nur wenig geleistet, eben weil sie nicht von der Kirche selbst ausging, sondern vom Staate, und nicht den ewigen Ideen der Kirche, sondern dem weltlichen Geschmacke und Zeittendenzen huldigte. Man betrachte nur die berühmten Münchener Bauten in aller Welts Stylen, ohne eigene Orginalität nur ein eklektisches Epigonenthum aller vergangenen Kunstperioden darstellend, antik und romantisch, heidnisch und christlich, westlich und östlich durcheinander.

Wenn wir die Kunstakademien, als Luxusanstalten des Staats und kunstliebender Höfe, nicht so sehr verehren, wie man es heutzutage für Schuldigkeit hält, so wolle man uns deßhalb doch keiner allzu rohen Barbarei zeihen. Wir treten gewiß der Kunst selber nicht zu nahe, indem wir an diesen modernen schulmäßigen Abrichtungen zur Kunst keinen Gefallen finden. Wir haben die tiefste Verehrung vor den unbekannten Meistern der großen Dome des Mittelalters, und vor den großen Malern, die in keiner Akademie gebildet waren

und selbst auch keine Vorlesungen hielten, und würden gerne den modernen Oberbauräthen und kunstakademischen Professoren alle ihre Weisheit schenken, wenn sie uns Werke von ewigem Werthe dafür hinterließen. Wir sind fest überzeugt, die Kunst bedarf solcher wissenschaftlichen Nothhilfe nicht und würde besser ohne sie gedeihen.

Die Akademien sehen sich zu einem innerlich haltlosen eklektischen, überall nur sammelnden und nachahmenden Verfahren deßhalb genöthigt, weil sie weder ein kirchliches, noch ein nationales Grundprincip geltend machen können. Sie haben sich, wie alle höhere Schulen, von der Kirche längst emancipirt, sich über dieselbe gestellt. National sind sie aber auch nicht, höchstens provinzial und liefern Denkmäler und Statuengalerien des lokalen Fürstenhauses. Jeder nationalen Tendenz wirkt aber vorzugsweise die universelle Bildung entgegen, die sich für alles Fremde eben so oder noch mehr interessirt, als für das Einheimische.

In der weltlichen, die ganze vielseitige moderne Bildung abspiegelnden Malerei haben die Künstler begreiflicherweise das Meiste geleistet. Hier konnten sie, ihrer Erziehung und Bildung und der Zeitströmung gemäß, sich gehen lassen. Hier leisteten sie denn auch Ausgezeichnetes, namentlich in der Genremalerei und in der Landschaft. Die höhere, ernstere, anspruchsvollere Historienmalerei allein litt wieder an denselben Mängeln wie die Heiligen-Malerei. Es mischte sich zu viel Reflexion, zu viel persönliche Meinung ein. Manche berühmte Bilder sind eigentlich nur gemalte Plaidoyers für eine Parteiansicht, Tendenzbilder, von einem andern Feuer glühend als von dem der reinen Kunstbegeisterung. In die eigentlichen Geschichtsgemälde hat sich ein unbescheidenes Pathos und eine zu schneidermäßige Rücksicht auf das Costume eingeschlichen. Dieser Tadel trifft übrigens die deutschen Malerschulen nicht allein, die große historische Galerie in Versailles beweist, wie sehr auch die Franzosen sich hier verfehlen. Die Renommisterei der Schlachtstellungen und die Kokretterie in den Rüstungen, Bärten ic. ist dem wahrhaft heroischen Ausdruck in geschichtlichen Darstellungen ungemein nachtheilig. Die modernen Künstler dürften sich in dieser Beziehung an die weit naturgemäßere Auffassung der griechischen Heroenbilder erinnern. Dem Zeus, Achilleus, Alexander gegenüber sind die Kaiser Rothbärte unserer neuen Historienmaler wahre Gespenster und, obgleich aufs sorgfältigste frisirt, doch eigentlich nur Popanze.

Die Genremalerei, offenbar die dem modernen Künstlergeist am meisten zusagende, sollte sich doch auch ein wenig mehr vor der Reflexion in Acht nehmen und nicht mit Mitteln der Malerei Zwecke der Poesie erreichen wollen.

Man wird schwerlich in Abrede ziehen können, daß dem stummen Bild überall ein ruhigerer Charakter geziemt, als dem Dichterwerke. Der bildende Künstler spiegelt nicht den Moment der leidenschaftlichen Bewegung und That, sondern den Ausdruck der Seele vorher und nachher ab. Er macht auch keinen Witz, der nur einmal reizt, sondern legt in sein Bild eine Stimmung, die immer neu erheitert, wie oft man es auch wieder ansieht. Er unterscheidet sich wie im Tragischen, so im Komischen von Dichter und Schauspieler, die das lebendige Wort handhaben, durch die Anwendung von ganz andern Effecten, welche jenen fehlen, und hütet sich, mit ihnen konkurriren zu wollen. Ein echtes Genrebild darf nie bloß ein illustrirtes Gedicht seyn.

Roman.

Die Epigonen. Familien-Memoiren in neun Büchern von Karl Immermann. Drei Theile. Zweite Auflage. Berlin, H. Ehle, 1854.

Immermann selbst war ein Epigone. Mit keinem Nerven seines bessern Selbst wußte er sich von der Bezauberung loszureißen, in der ihn das Jahrhundert Goethe's auch dann noch gefangen hielt, als es schon vorüber war. Er sah nicht aus eigenen frischen Augen in die ewig junge Welt, sondern durch die Brille einer Reflexion, die er sich durch Studium größerer Dichter, namentlich Goethe's, angekünstelt hatte. Sein Geist war nicht stark, sein Wesen nicht original und natürlich genug, um diese eiteln Befangenheiten zu durchbrechen und einer geliebten, aber veralteten Mode den Abschied zu geben.

Der vorliegende Roman dürfte das verhältnißmäßig beste Werk seyn, das er überhaupt geschrieben hat. Die Sprache kommt an Schönheit der des Goethe'schen Wilhelm Meister auffallend nahe. Wenn nur auch der Inhalt dem jenes Meisters nicht auch so gar nahe käme. Wir haben eine ganz epigonenmäßige Nachahmung vor uns; ein Schüler macht es hier dem Meister nach „wie er sich räuspert und wie er spuckt."

Hier eine Skizze des Inhalts. Hermann, der Sohn eines Lübecker Senators, ist auf einer Reise und trifft zufällig im Walde die junge wilde Fiametta (Flämm-

chen), Tochter eines in der Schlacht gefallenen polnischen Offiziers und einer Spanierin, die von einem herumziehenden Komödianten erzogen worden ist und jetzt einem alten Johanniterritter übergeben werden soll. Hermann glaubt, zu schändlichen Zwecken, wirft sich zum Ritter des unglücklichen Kindes auf, beleidigt den Ritter und wird von ihm im Zweikampfe schwer verwundet, aber im Walde von dem lieblichen Flämmchen gepflegt, die, in wunderlichem Aberglauben aufgewachsen, sich fest einbildet, Hermann sey ein Prinz und ihr zum Gemahl bestimmt. Als Knabe gekleidet folgt ihm Flämmchen in das Schloß eines Herzogs, wo er langsam genest und die interessantesten Bekanntschaften macht. Der Herzog ist kinderlos und beerbt eine ausgestorbene sehr reiche Linie, deren Besitzungen aber dem Oheim Hermanns verpfändet sind. Als Hermann wieder hergestellt ist, sorgt er für Flämmchens Ausbildung und verlobt sich selbst mit seiner Cousine Cornelie, Tochter des reichen Onkels; verliebt sich aber in die schöne Johanna, eine uneheliche Schwester des Herzogs, und glaubt in ihren Armen zu ruhen, aber Flämmchen hat die täuschende Nacht benützt, ohne daß er es weiß. Zu seinem Glück, denn später wird entdeckt, Johanna sey seine Schwester, er selbst ein Bruder des Herzogs. Flämmchen gebiert ein todtes Kind und stirbt selbst, schickt aber noch vor ihrem Ende den Ring, den sie in der geheimnißvollen Nacht Hermann entrissen, diesem zurück. Nun erst erkennt er seinen Irrthum; und Johanna, die vollkommen rein vor ihm als Schwester steht, führt ihm lächelnd die schöne und reiche Braut Cornelie zu, auf deren bedeutende Güter er nun ein doppeltes Recht hat als Bräutigam und als Erbe des herzoglichen Hauses.

Abgesehen von den vielen eingestreuten Gesprächen über allgemein interessante Gegenstände, Dichtkunst, Erziehung, Adel rc., auf die ich keinen großen Werth legen möchte und die immer die Handlung eines Romans stören und uns statt des Gedichts zu sehr den Verfasser zeigen, ist der Roman vom Verfasser mit seltener Wärme und Liebe ausgearbeitet, die Malerei durchsichtig klar, die Sprache klassisch. Vorzüge, die auf jeder Seite an das große Vorbild, Goethe's Wilhelm Meister erinnern. Aber gerade diese Erinnerung stört den behaglichen Eindruck; zumal da es nicht bloß die Sprache, sondern auch der Inhalt ist, den Immermann von Goethe geborgt hat. Hermann, der Kaufmannssohn, ist ganz der nämliche, wie Wilhelm, der Kaufmannssohn; reich, jung, schön, empfänglich für alle Reize, besonders der Vornehmigkeit, überläßt er sich der Woge des Zufalls, die ihn immer sicher zu seinem Glücke trägt, und läßt sich von den Frauen still und laut anbeten, sich überwiegend passiv zu ihnen verhaltend, und den männlichen Pol umdrehend in den weiblichen. — Eben so ist Flämmchen eine Wiederholung der Mignon Goethe's, sie lebt, sie liebt, sie stirbt wie Mignon; nur daß sie ungleich munterer und wilder, ich möchte sagen, zigeunermäßiger aufgefaßt ist, wobei dem Dichter andere Vorbilder aus Arnim und namentlich aus Eichendorffs Ahnung und Gegenwart vorschweben mochten. Das herzogliche Haus erinnert vielfach an das gräfliche in Meister, auch die erfahrenen, klugen, aber sonderbarlichen Nebenpersonen.

Immermann hat den Roman „die Epigonen“ genannt, theils weil er einen Industrieritter zum Erben eines alten Fürsten macht, theils weil er unsere ganze Generation mit Epigonen vergleicht, die nur noch vom geistigen Erbe des vorigen Jahrhunderts, sonderlich von Göthe, zehren. Aber dieses Epigonengefühl Immermanns ist ein krankhaftes und irrthümliches. Unsere Zeit ist gar nicht so arm an eigenem Geist, wie Immermann sich einbildet. Dieser Geist ist sogar viel gewaltiger und tiefer, als der des vorigen Jahrhunderts. Die neue Zeit schmiedet Schwerter und Harnische genug, es ist gar nicht nöthig, sich in Goethe's Schlafrock hinzusetzen und ins vorige Jahrhundert hineinzuträumen. Die Arbeit des laufenden Jahrhunderts ist großartiger und vielversprechender als die des vorigen. Die deutsche Nation war im philosophischen Jahrhundert unter der Herrschaft des klassischen Geschmacks sich selbst entfremdet worden. Jetzt erst beginnt sie die Wiedergeburt. Alle jüngeren Geister sind berufen, aus diesem frischen klaren Born des neuen Lebens zu schöpfen und nicht mehr aus dem stehenden faulen Abwasser des vorigen Jahrhunderts, dessen theatralische Eitelkeit und poetische Schminke doch nur eine sumpfige Tiefe vergoldete. Statt der gekrönten Poeten und ästhetischen Hofräthe haben wir doch jetzt etwas, was einigermaßen mit einem Nationalgefühl verglichen werden kann, und statt des Theaters haben wir wieder eine Kirche. Wer jetzt noch kein anderes Allerheiligstes deutscher Nation anerkennen will, als das Göthehaus in Weimar, den schleudert das Rad der Zeit weit hinter sich zurück.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, | N° 32. | 22. April 1854.

Altwälsche Literatur.

Die Sagen von Merlin, mit altwälschen, bretagnischen ꝛc. Gedichten, der prophetia Merlini und der vita Merlini, herausgeg. und erläutert von San-Marte. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1853.

Herr San-Marte (A. Schulz) stellt hier mit großem Fleiß alles zusammen, was über den berühmten Merlin bekannt ist und gibt davon eine nüchterne historische Erklärung, wodurch viel Mysteriöses, was man früher daran knüpfte, wegfällt.

Merlin, angeblich vaterlos (nach späterer Dichtung vom Teufel mit einer Nonne erzeugt), ist als Barde, Druide, Prophet, Zauberer von seinen wälschen Landsleuten hochgefeiert und mit Fabeln umkleidet worden. Der Enthusiasmus für ihn und die Fabeln gehören aber einer späteren Zeit an und sind durchgängig nur Ausdruck des Hasses, mit dem sich die welsche Nation der Angelsachsen erwehrte. Von dem Kampf des rothen und weißen Drachen bei Nennius an bis tief ins Mittelalter knüpft sich an Merlin immer nur der Gegensatz von Wallisern und Sachsen. Und seine Prophezeihungen haben keinen andern Zweck, als die Hoffnung der Walliser zu nähren. Sie weisen auf die Wiederkehr des König Artus, auf die Herstellung der wälschen Freiheit hin.

Die politische Bedeutung Merlins in diesem Sinne faßt San-Marte S. 32 in Folgendem zusammen: „Felsenfest stand der Glaube an der Unfehlbarkeit der Prophezeihungen Merlins, und zwar nicht blos in Wales, sondern auch in Bretagne; und Alanus bezeugt (Zeugniß Nr. 22): wer an ihrer Wahrhaftigkeit und an Arthurs Wiederkehr dort möchte zu zweifeln wagen, er würde vom Landvolk gesteinigt werden. Wenn auch Gottfrieds Prophetia für die Historiker das Hauptdokument war, auf das sie sich zu berufen pflegten, so müssen doch noch eine Menge anderer, nicht darin enthaltener Prophezeihungen Merlins umgegangen seyn, wie schon Girald der Kambrier (Zeugniß Nr. 16) bemerkt: daß die meisten nur mündlich, die wenigsten schriftlich dem Andenken aufbewahrt wurden. Und obwohl eine Reihe von Historikern und Geistlichen nicht genug gegen diesen Wahnglauben an Merlin eifern konnten, und ihn als ein Werk der Hölle verdammten (z. B. Wilhelm von Neuburg, Zeugniß Nr. 19, Petrus Blesensis, Zeugniß Nr. 24 u. a. m.), so finden wir doch anderer Seits, daß sie ebenso nicht bloß zu Aufreizungen des Volkes von Wales gegen England (Zeugniß Nr. 21) benutzt wurden, sondern auch Gegenstand ernster Betrachtung unter den Fürsten, und nicht selten maßgebend für ihre Entschlüsse gewesen sind. Und zwar beschränkte dieser Gebrauch, Merlins Prophezeihungen auf historische Ereignisse anzuwenden, sich nicht allein auf Wales und England, sondern ging auch auf den Kontinent, besonders Frankreich über. Von dem, was Froissart darüber berichtet, verweisen wir auf das Zeugniß Nr. 26. — Wilhelm der Bretagner, Kaplan Philipp Augusts von Frankreich, schmeichelt seinem Herrn mit den glänzendsten Zusicherungen eines glücklichen Erfolges bei einer beabsichtigten Eroberung Englands, indem er sich auf Merlins Prophezeihungen beruft (Zeugniß Nr. 23) ꝛc."

Der englische Forscher Davies ließ sich verleiten, die Sage von Merlin in eine viel tiefere Vorzeit zurückzudatiren und auf das älteste Druidenthum zu beziehen, was Herr San-Marte bei jeder Gelegenheit widerlegt, indem er die spätere Abfassung jener sagenhaften Dichtungen und ihre politischen Zwecke nachweist.

Das Unglück des beständig unterliegenden Volks der Walen ist auf ergreifende Weise personificirt in der

Verbannung und Trauer Merlins in dem ihm zugeschriebenen Gedicht Avallenau. „Es gewährt endlich Avallenau eine Bestätigung der von Girald angeführten Tradition über die Existenz des kaledonischen Merddin, mit dem Unterschiede jedoch, daß Merlin dort wegen des ihm in der Schlacht erscheinenden Ungeheuers wahnsinnig in den kaledonischen Wald flieht, hier aber beklagt er das Unglück, daß er im Kampf den Sohn seiner Zwillingsschwester Gwendbydd erschlagen (Str. 67) und ebenso Sohn und Tochter des Fürsten Rhydderch, des hohen beauftragten Hauptes von Menwydd (Str. 6), dessen Unterfeldherren ihm deßhalb zürnen und ihn verfolgen (Str. 5). Fünfzig Jahre habe er unter Geistern und Gespenstern gelebt (Str. 12 und 18); sein früherer Herr, Gwenddolau, der ihn mit Geschenken und Verleihung des Apfelgartens geehrt (Str. 1 und 2) modert im Wald von Celyddon (Str. 18), erschlagen in der Schlacht von Arddernydd (Str. 5), und glückliche Tage hat er vorher in Gesellschaft der schönen Gwendbydd (Str. 5, 18) verlebt in dem Apfelgarten, dessen Obhut einer Nymphe (chwibleian) anvertraut ist (Str. 1), die erscheint und verschwindet, und die Zukunft ihm anvertraut (Str. 9). — Das Elend Merddins, die mit wenigen Pinselstrichen in ergreifendster Weise meisterhaft geschilderte Lage und Gemüthsstimmung des unglücklichen Propheten, und seine persönlichen Verhältnisse zu den genannten Personen bilden gewissermaßen den vulkanischen Grund und Boden, aus dessen berstenden Klüften die einzelnen Prophezeihungen, wie Feuerflammen der unterirdischen Gluth, bald hier, bald dort, gewaltsam hervorbrechen, ohne Zusammenhang, ohne Klarheit, — und dann fällt der Sänger wieder zurück in die Klage über sein persönliches Unglück." — Im Widerspruch mit Davies und den mythologischen Erklärern des Gedichts beharrt San-Marte fest auf der Erklärung: „Merlin ist die patriotische Nationalstimme des nach Unabhängigkeit ringenden Volks; der mystische Apfelgarten ist das Vaterland; der traditionell noch Sachsen (Str. 19) genannte Feind, der Wolf, der die Wurzel des Baumes umschleicht (Str. 15), ist England unter seinen eroberungssüchtigen Königen; das ergreifende persönliche Elend Merlins ist die verzweiflungsvolle Lage des Landes; die Nymphe des Hains ist die Hoffnung auf Rettung, ist der Schutzgeist des Volks, der es im Freiheitskampfe nicht ermatten läßt; das Ganze ein Ruf zu den Waffen zum bevorstehenden Kampfe, daher der Inhalt politisch, nicht mythologisch." S. 96.

In der vita Merlini und noch mehr in dem altfranzösischen Roman von Merlin, den Fr. Schlegel im Auszug ins Deutsche übersetzt hat, weicht schon jene politische Bedeutung Merlins der poetischen Willkühr, die einen Lieblingshelden der alten Dichtkunst mit neuen Reizen zu umkleiden trachtete. Hier geht der Charakter Merlins eigentlich in den des Malegys über (aus dem Sagenkreise Karls des Großen). Es ist uns sehr wahrscheinlich, daß der karolingische Malegys auf den Zauberer Merlin der späteren Artusromane Einfluß geübt hat (nicht umgekehrt).

Aus der vita hier ein charakteristischer Schwank. Ein vornehmer Herr stellte sich krank und bat Merlin, er möge ihm doch sein Ende prophezeihen. Merlin sagte, er werde den Hals brechen. Der vornehme Herr lachte ihn aus, machte sich aber den Spaß, ihn noch einmal auf die gleiche Art auf die Probe zu stellen. Da sagte Merlin, er werde gehenkt werden. Zum drittenmal versuchte der verstellte Kranke den Propheten in gleicher Weise, und erhielt diesmal zur Antwort, er werde ertrinken. „Nach geraumer Zeit ritt dieser vornehme Mann in Begleitung vieler andern auf einer hölzernen Brücke über einen Fluß. Das Pferd, worauf er ritt, ward scheu, als er mitten auf der Brücke war, und sprang über das Geländer; der Reiter stürzte, brach auf dem Geländer den Hals, und fiel hinüber, blieb aber mit seinem Kleide an einem der Pfähle hängen, so daß die Beine in die Höhe waren, der Kopf sammt den Schultern aber unter dem Wasser steckte. Unter den Begleitern waren zwei, die dabei waren, als Merlin ihrem Herrn seine dreifache Todesart prophezeihete; diese geriethen in ein solches Schrecken, da sie diese so pünktlich erfüllt sahen, daß sie ein entsetzliches Geschrei erhoben."

Herr San-Marte kommt auch auf den berühmten Taliesin zu reden, der mit Merlin derselben Tendenz diente, beide erst in späterer Zeit gefeierte Namen, an die sich nur eine Wiedergeburt des Druidismus knüpfte und die keineswegs dem ältesten Druidenthum angehören. „Wie Merlin zum Träger der Nationalprophezeihungen, so wurde Taliesin zum Träger dieser neudruidischen Mythologie gemacht, der alte christliche Barde, dessen Ruhm und Ansehn in Folge seiner echten Gedichte bei der Nation fortlebte. Tal-iesin, d. h. die glänzende Stirn (fair front, radiant brow) ist nach diesen mythologischen Gedichten, Mabinogion, den wälschen Stammbäumen und Triaden: das Haupt der Barden des Westens, wie Merlin des Nordens, der Wiederhersteller ihres Ordens und des alten Heidenthums, ein Sohn des Heiligen Henwg von Caerlleon am Usk, und von König Urien Rheged an seinen Hof nach Aberllychwr eingeladen. — Betrachten wir nun die mythologischen Gedichte und die Triaden, welche meist aus jenen ihr

Material nahmen, so reichen sie fast sämmtlich über das zwölfte Jahrhundert nicht zurück; und je neuer sie sind, desto vollständiger und klarer tritt das mythologische System daraus entgegen. Stephens macht dazu die sehr beachtungswerthe Bemerkung: daß, so dunkel und räthselhaft auch der Inhalt vieler Gedichte dieser Art ist, so klar, verständlich und modern sey, im Verhältniß zu den alten echten Bardengedichten des 6. bis 9. Jahrhunderts, die Sprache und der Ausdruck in denselben. Wie mit den mit dieser Mythologie verwobnen Personen, Merddin und Taliesin, verhält es sich auch mit dieser Mythologie selbst. Wie jene mit der beglaubigten Geschichte unvereinbar, so steht diese mit dem, was wir wirklich von echter celtischer Mythologie aus Zeugnissen von Zeitgenossen wissen, ebenso unvermittelt da, wie die ossian-macphersonsche Mythologie mit der altcaledonischen. Es widerspricht diese Mythologie der Barden ferner ihren eigenen Bardengesetzen. Denn schon nach den Gesetzen des Howel Dda mußte bei Tafel und Festen der Fürsten das erste Lied des Barden an Gott, u. z. unsern christlichen Gott, gerichtet werden. Wie hätte derselbe Barde also, und mit welchem Erfolge zugleich ein Prediger des Hu und der Ceridwen seyn können?" S. 255.

Die Erklärung liegt in Folgendem: „Seit der Eroberung Englands durch die Normanen, 1066, dem Beginn der Kreuzzüge, dem gewaltigen Wirken Gregors VII., seit diesen weltbewegenden Ereignissen, und dem Aufschwung im Gebiete des Geisteslebens und der Wissenschaft in ganz Europa, erhob sich auch Wales zu neuer geistiger Thätigkeit. Seit Anfang des 12. Jahrhunderts tauchen die Barden schaarenweise auf, und selbst die Fürsten griffen zur Harfe und sangen und dichteten. Sie konnten den Einfluß nicht dulden, den insbesondere die römischen Mönche sich auf das niedre Volk in Wales anmaßten. Daher finden wir in den neuern Bardengedichten die Mönche als die erbittertsten Feinde der Barden geschildert, und deren Gedichte fließen oft von den härtesten Schmähungen über; andrerseits galt den Mönchen der Barde wiederum als ausgemachter Ketzer. Je energischer der päpstliche Stuhl durch die englische Kirche die Unabhängigkeit der wälschen Klerisei zu unterjochen suchte, desto schroffer stellte sich das Verhältniß beider Klassen zu einander. Der politische Kampf ging mit dem kirchlichen gleichen Schritt, und in der Verfolgung Merlins, des Druiden und Mystagogen durch den christlichen König des Alterthums Rhyderch, war das Bild und der Ausdruck gefunden für die Verfolgungen, welche das wälsche Volk von der weltlichen wie kirchlichen Macht Englands unausgesetzt zu erdulden hatte, das Bild gefunden für die Angriffe fremder Macht auf die Nationalität von Wales." S. 253.

„Wir wollen keineswegs alles darin Enthaltene als eine Fiction, abenteuerliche Phantasie und erfundenen Weisheitskram eitler, gewaltsam nach dem Nimbus tiefer Gelahrtheit trachtender Barden über Bord werfen; aber wir können sie nicht als unbedingt glaubwürdige Autorität zum Beweise eines wirklich heidnischen Volksglaubens vorchristlicher Zeit anerkennen, wenn nicht zugleich ihre Angaben die kritische Probe mit dem erwiesen Echten bestehen, und die Kontinuität des Letzteren bis zu ihren Angaben nachgewiesen werden kann: so wenig, wie wir Dante und Klopstock als Quellen der christlichen Lehre, und die neuern französischen, spanischen und italienischen Dichter, welche die griechische und römische Mythologie mit ihren Dichtungen verwoben, als Lehrer classischer Götterlehre annehmen werden." S. 261.

Aus diesen Andeutungen mag der Leser das Wesentlichste und Wichtigste der San-Marte'schen Forschungen über Merlin kennen lernen.

Dichtkunst.

Alexander Puschkins poetische Werke, aus dem Russischen übersetzt von Friedrich Bodenstedt. Erster Band. Gedichte. Berlin, Decker'sche geh. Oberhofbuchdruckerei, 1854.

In sehr eleganter Ausgabe, wie man von der Verlagshandlung gewohnt ist.

Puschkin gilt ziemlich allgemein für den größten unter den russischen Dichtern. Inzwischen wird er dadurch noch zu keinem sehr hohen Rang unter den europäischen Dichtern überhaupt erhoben, denn Rußlands poetische Kräfte stehen außerordentlich weit zurück. Man ahmt dort fast immer nur die abendländischen Dichter nach und weiß der einheimischen Originalität keineswegs ihren wahren poetischen Gehalt abzugewinnen. Was Puschkin betrifft, so finden wir seine Romane anziehender, als seine Gedichte. In den Romanen spiegelt er das russische Leben viel reiner, wenn gleich nur von der minder erfreulichen Seite.

Wenn uns die Lieder des größten russischen Sängers vorliegen, so erwarten wir entweder volksthümliche, echtrussische Melodien, oder einen gewaltigen Flügelschlag des Doppeladlers, der sich höher zur Sonne aufschwingt, als alles andere Gevögel dieser Erde, und aus der Vogelperspective eine Vision der Weltmonarchie, nach der das stolze Czarenthum trachtet. Aber da tönt es uns gleich spanisch entgegen:

Nächtlicher Duft
Weht durch die Luft;
Es saust,
Es braust
Der Guadalquivir.

Sieh, der Mond ist aufgegangen;
Leise, horch ... Guitarrenton ...
Eine Maid in Jugendprangen
Steht gelehnt auf den Balkon.

Und horazisch, ramlerisch, mathissonisch:

Muthlos in sich zusammenbricht,
Von eitlem Erdentand bemeistert,
Der Dichter, wenn die Muse nicht
In ihrem Dienste ihn begeistert.
Sein heilig Saitenspiel verstummt rc.

Und persisch freiligrathisch:

Wo des ew'gen Meers Geschäume
Sich an öden Felsen bricht,
Wo zur Nacht durch dust'ge Räume
Wärmer strahlt des Mondes Licht;
Wo in Haremslust verweichelnd
Selig lebt der Muselmann rc.

Das ist alles fremdländisch, ist Nachahmung, ist nicht eigenthümlich russisch. Das Beste, was in der ganzen Sammlung vorkommt, ist das Märchen vom „Fischer und seiner Frau" und „der Husar". Aber jenes ist das bekannte pommersche Märchen, das jedes Kind in Deutschland kennt, und der Husar ist die Beschreibung einer Hexenfahrt auf den Blocksberg, ebenfalls der deutschen Sagenwelt entlehnt. So hübsch das erzählt ist, so ist es doch auch in russischer Sprache nur deutsche und nicht russische Poesie.

Das Russische kommt aber noch. Wir erhalten hier ein halbes Dutzend längere poetische Erzählungen, Märchen und Balladen, deren Stoff der russischen Sage entnommen und größtentheils schon durch prosaische Bearbeitungen im Deutschen bekannt ist; das Märchen von der todten Zarentochter und den sieben Rittern, das Lied von Oleg, Budryß und seinen Söhnen rc. „Der Springquell von Bachtschisarai" schildert die Gefangenschaft der Fürstin Maria Potocka in einem Harem der Krim, eine berühmte Sage, die neuerlich auch Kohl in seinem südrussischen Reisewerk mitgetheilt hat. Alle diese poetischen Erzählungen sind in kurzen gereimten Versen verfaßt. Von dem, was allgemein als die Lichtseite des russischen Volkscharakters gilt, von der naiven Frömmigkeit, Treue und Familienzärtlichkeit, kommt nichts vor, desto mehr von der Schattenseite des Russenthums, roher Barbarei und Grausamkeit. „Der Wojewode" befiehlt seinem Leibeigenen, einen Nebenbuhler, der eben von der Geliebten kommt, niederzuschießen, der Leibeigene aber schießt den eigenen Herrn nieder. Ein eifersüchtiger Herr läßt die untreue Geliebte köpfen und behält zum Andenken ihren blutigen „Shawl", den er immerfort wahnsinnig anstarrt. Ein herzloser Fischer findet die Leiche eines „Ertrunkenen" und wirft sie, anstatt sie zu beerdigen, wieder ins Wasser. Ein „Räuberbrüderpaar" begeht alle möglichen Greuel, der Ueberlebende wird von den Gespenstern der Erschlagenen verfolgt rc. Ein „Graf Nulin" holt sich bei einem indiscreten Nachtbesuch ein paar derbe Ohrfeigen. Also überall nur entweder halbasiatische Barbarei oder moderne Pariser Corruption. Nichts vom frommen, patriarchalischen Russenthum. Auch der griechischen Kirche wird nicht gedacht. Wenn sich Puschkin in politischen Enthusiasmus versetzt, geschieht es lediglich für den Staat. In einer längeren Erzählung „Poltawa" beschreibt er die Niederlage des unglücklichen Königs Karl XII. In einem Donner- und Wettergedicht gegen die „Verläumder Rußlands" renommirt er bloß mit der unüberwindlichen Macht Rußlands:

In Worten seid ihr stark — versucht es in der That,
Denkt ihr, von Ismail der alte Feldsoldat
Vermag aufs Neue nicht sein Bajonnet zu schwingen?
Denkt ihr, des Zaren Wort wird ungehört verklingen?
Ists neu für uns mit Europa zu kriegen.
Hat der Russe verlernt zu kämpfen und siegen?

Sind unsrer wenig? Oder von Peru bis Tauris Land,
Von Finnlands kalten Felsen bis zum heißen Kyrosstrand,
Von wo der Kremlin golden blinkt
Bis wo sich China's Mauer schlingt,
Erhebt sich Rußland nicht alsbald
Gleichwie ein Stahl- und Eisenwald?
Drum, eitle Schwätzer, lärmt nicht mehr!
Schickt eure Söhne zu uns her,
Sie finden Platz im Russenland,
Bei Gräbern, ihnen wohlbekannt.

Wir können somit nicht umhin, den Werth Puschkins als Dichter etwas geringer anzuschlagen, als sein fleißiger Uebersetzer. Mit der Nachahmung fremder Melodien, mit der geschickten Erzählung von ein paar alten Märchen und mit ein paar servilen Rodomontaden erreicht man das noch nicht, was ein echt nationaler Dichter der Russen in der That seyn könnte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Würtl. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{1}{3}$ Thaler.

Mittwoch, **N° 33.** 26. April 1854.

Völkerkunde.

Pro Populo germanico. Von E. M. Arndt. Berlin, G. Reimer, 1854.

Der ehrwürdige alte Herr ergeht sich hier wieder in redseliger Erinnerung und Hoffnung.

Den etwas wunderlichen Titel seines Buchs erklärt er auf S. 25. Aus einer gens und natio wuchs das deutsche Volk nach Karl dem Großen zu einem populus, zu einem „Volk als Staat". Von den Hohenstauffen abwärts zerfiel es wieder in die natio und gens. Arndt gibt aber die Hoffnung nicht auf, es werde wieder ein populus daraus werden. Denn es scheint ihm überhaupt noch jung zu seyn. Er hält dafür (S. 21), es sey jetzt eigentlich erst in den Flegeljahren, noch nicht einmal zum Manne herangereift und habe den wichtigsten Theil seiner Entwicklung, seiner Thaten und Erfolge noch vor sich. — Das ist auch unsere Ansicht, wie wir sie zum öftern in diesen Blättern und anderswo geltend gemacht haben. Der Zopf ist alt, aber keineswegs der Kopf, an dem er hing.

In Bezug auf die gesunden Kräfte aber, mit denen wir Deutsche in die Zukunft hineinarbeiten sollen, um auch unser gebührend Theil an der Weltherrschaft zu haben, zeigt sich der alte Herr Arndt im Urtheil noch immer so einseitig und befangen wie früher. Er identificirt nämlich den Begriff Deutschland schlechthin mit Preußen und Protestantismus. Das sollte doch einem Geschichtskenner, Volkskenner, Volksfreunde nicht begegnen und schadet dem Interesse, welches er vertritt, weit mehr, als es ihm nützt. Denn die Anerkennung, welche Norddeutschland, welche die Protestanten und insbesondere die Preußen vom katholischen Süd- und Westdeutschland zu fordern haben, wird durch nichts so sehr zurückgehalten und in Abneigung umgewandelt, als durch jene Anmaßung des protestantischen Preußenthums, man sey allein das wahre Deutschland. Arndt spricht, indem er von Deutschland handelt, ausschließlich von Preußen und kommt dann erst in einem neuen Abschnitt seines Werks auf Oesterreich, als auf ein „fremdes" außerdeutsches Land zu reden. Das Werk hat nämlich zwei Haupttheile. Der erste ist überschrieben „Deutschland und die Deutschen", d. h. die Preußen. Der zweite ist überschrieben „Die Andern" und umfaßt 1) Oesterreich, 2) Polen, 3) Rußland, 4) Spanien, 5) Frankreich, 6) England und Amerika, 7) Skandinavien. Arndt selber fühlt, daß es nicht schicklich sey, Oesterreich von Deutschland auszuschließen, kann aber seiner verbissenen norddeutschen Einseitigkeit nicht Herr werden und hilft sich (mit sehr wenig deutscher Gründlichkeit) folgendermaßen hinaus: „Wie? Oesterreich unter den Fremden und Andern? Deutsch oder Nichtdeutsch oder gar Undeutsch? — Die Sache spricht sich selbst aus, die Mehrzahl und Macht entscheidet in der Welt einmal die Stellung. Ohne hier über Kopf und Herz mich in Streit einzulassen, und wo Deutschlands Kopf und Herz liegt, ob in und bei Deutschland oder in der Fremde, Oesterreichs Inhalt, sein sogenannter Leib, ich sollte sagen, sein dicker Leib von 38 Millionen, zählt nur 8 Millionen deutscher Menschen: es bleiben, wenn man das fremde Gemisch in Böhmen, Mähren und dem eigentlichen Oesterreich abzieht, nicht über 8 Millionen; also bleiben beinahe vier Fünftel Fremde und Andersartige übrig. Wir stellen also schon wegen dieser Ueberzahl Oesterreich zu den Fremden, obgleich es uns nimmer ganz fremd werden kann noch soll." S. 214. Das ist allzugeschwind abgemacht. Oesterreich wird hier hinausgestoßen und dann wirft man ihm noch gleichsam herablassend einen Gnadenblick zu. Ist das der wahren Sachlage angemessen? und thut sich der, welcher so über Oesterreich absprechen will, nicht selbst den größten Tort an? Oesterreich hat

nicht bloß acht Millionen deutsche Einwohner, sondern diese bilden auch den Kern seiner Monarchie. Der Austriacismus ist germanisch, nicht slavisch, nicht magyarisch, nicht italienisch. Zu den Oesterreichern zählen die Tiroler, ein deutsches Kernvolk, wie es von keinem andern übertroffen wird. Wer fühlte nicht, wenn er nach Bremen, Stralsund, Königsberg kommt, hier von echtdeutschem Wesen, deutscher Tüchtigkeit und Biederkeit sich angeheimelt? und wer fühlt nicht dasselbe in den Bergen von Tirol? Hat die unglückliche Politik der letzten Jahrhunderte das heilige Reich zerstört und unnatürliche Grenzen durch dasselbe gezogen, so sollte wenigstens der Patriot sich noch der Thatsache erfreuen, daß die Nation noch dieselbe ist in ihrem ganzen weit gebreiteten Gebiete, daß „hie allweg gut deutsch" ist, vom Niemen bis zum See von Murten. Indem Arndt die Oesterreicher in schroffen Gegensatz gegen die Preußen stellt, muß er zugeben, daß wenigstens das katholische Bayern, schwäbische und rheinische Oberland doch dem ersteren näher steht, als dem letzteren, und also auch zu jenem gerechnet werden muß. Da zeigt sich am Ende, daß Preußen und sein Protestantismus nur eine Minderheit im deutschen Länder- und Völkergebiet darstellen, die nichtpreußischen, sogar anti-preußisch gesinnten und die katholischen Länder aber eine sehr merkliche Mehrheit. Jeder treue Historiker, jeder klar die Wahrheit der Dinge prüfende, jeder rechtliche Mann muß nun einsehen, daß man mit der bloßen Anmaßung und prahlenden Behauptung das katholische Deutschland nicht sofort protestantisch, das unpreußische nicht preußisch machen kann. Und wer es wohl meint mit Preußen, muß ihm rathen, von so übertriebenen Ansprüchen abzustehen, nicht über die Grenzen seiner natürlichen Berechtigung hinaus zu streben.

Arndt wirft Oesterreich S. 93 vor, es sey immer mit einem Fuß im Mittelalter stehen geblieben. Er bedauert S. 61, daß Kaiser Karl V. Luthers Lehre nicht annahm und ganz Deutschland protestantisch machte. Er hofft S. 143, daß dennoch Preußen mit seinem „Licht", wie es bisher groß vorgeschritten sey, „noch größer fortschreiten" werde. Damit ist ziemlich deutlich die Vermuthung ausgesprochen, es werde einmal ein preußischer Karl V. kommen und vollbringen, was der österreichische unterlassen habe, die Vereinigung aller Deutschen im Protestantismus. Solche Phantastereien halten wir für gefährlich. Sie nutzen Preußen wahrlich nichts. Sie erbittern nur gegen Preußen. Was kann für unser Gesammtvaterland dabei Gutes herauskommen? Der Haber zwischen Nord- und Süddeutschen, Protestanten und Katholiken wäre gerade jetzt am mißlichsten. Wer möchte ihn schüren!

Wenden wir uns zu besseren, reineren, vernünftigeren Parthien des Arndt'schen Buches. Er vertieft sich in Erinnerungen der zwanziger und dreißiger Jahre. Er geräth in eine edle Zornaufwallung, indem er zurückdenkt an die Jahre, in denen Fürst Metternich den deutschen Patriotismus nach den großen Siegen über Frankreich systematisch unterdrückte. „Der Bundestag fand bei seiner Eröffnung ein edles, freies, offenes und fröhliches Geschlecht, er hat, so viel er gekonnt, ein schlaues, listiges, laurisches, erbittertes geschaffen, welches auf allen neben der großen offenen Landstraße des Lebens hinlaufenden verbotenen krummen und versteckten Seitenwegen und Diebspfaden hin und her zu flandern und zu schlüpfen und zu entschlüpfen gelernt hat." S. 117. Wer sich erinnert, wie Arndt auf das protestantische, Görres auf das katholische Deutschland im edelsten patriotischen Sinne wirkten, wie „christlich-deutsch" die Jugend damals war, und wie schon zehn Jahre später diese Jugend sich umgewandelt hatte, nur noch für Beranger und Byron und für die Juden Börne und Heine schwärmte, so muß man die Politik des damaligen Bundestages und des Fürsten Metternich einer schweren Mitschuld anklagen.

Wahr und verdienstlich ist auch, was Arndt über das Jahr 1848 sagt. Indem er auch hier Preußen vertheidigt, hat er gewiß Recht, wenn er S. 139 über die Vorwürfe zürnt, die man Preußen seiner angeblichen Pfiffigkeit wegen gemacht habe, und in den Seufzer ausbricht, Preußen sey damals leider nur zu wenig pfiffig gewesen.

Auch über die neueren orientalischen Verwicklungen macht Arndt einige gute Bemerkungen. Zwar nicht ganz ohne Rancune, doch in gewisser Beziehung sehr wahr und praktisch spricht er sich S. 250 über den Werth der Donaumündungen für Oesterreich aus, den man zu oft überschätze. „Handel und Verkehr vermittelst der Donau und des schwarzen Meers mit dem Morgenlande. Oesterreichs Parteigänger und Lobpreiser bei den Entwürfen des deutschen Großreichs und eines Centralzollvereins dieses europäischen Mittelreichs von 75 bis 80 Millionen Seelen haben allerdings nicht ableugnen können, daß der deutsche Handelsverkehr, der Absatz deutscher Waaren den Donaulauf hinab, bis jetzt kein sehr bedeutender gewesen sey, daß er sich höchstens auf den Werth von 10 Millionen Thaler belaufen habe, aber sie weisen uns gern eine goldene Zukunft der Ausbreitung und Herrschaft desselben, wenn Oesterreichs großartige Entwürfe für das

künftige Deutschland würden angenommen und durchgeführt werden. Wir betrachten uns die Dinge und ihre Lage ganz ruhig. Bei Deutschlands und Oesterreichs von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr wachsendem und entwickeltem Kunstfleiß, bei besserer Ausbeutung und Benutzung der Hülfsquellen der reichen österreichischen Donaulande kann hier allerdings Manches gewonnen werden, aber so groß und bedeutend, als man es uns vorgespiegelt hat, kann es nimmer werden. Zuerst das schwarze Meer ist ein Sack, wovon Andere die Lösung und Zuknüpfung der Bänder in der Hand halten. Die Donaumündungen und die ganze Westküste jenes bösen Meeres haben nirgends gute Häfen und sichere Buchten, die Herrschaft über jenes Meer hangt von den Gebietern der Nord- und Südküsten desselben, von den Herren der taurischen Halbinsel und des Bosporus ab; Oesterreich kann auf dem schwarzen Meer nur in Kraft von Verträgen, nicht durch eigene Macht als Handelsstaat etwas bedeuten. Zweitens, wenn dieser weite Sack Oesterreich auch besonders offen stünde, so denke man doch nur an das große weite Meer, welches von Konstantinopel bis Alexandria, von Alexandria bis Kadix die Küsten von drei Welttheilen umspült — was bedeuten da Deutschland und seine Donau gegen England, Frankreich, Niederland und Nordamerika und deren Kriegs- und Handelsflotten? Diese Donau ist ein einzelner, leicht versperrlicher und oft versperrter Weg zu Asiens Verkehr und Reichthümern. — Die Verbreitung und Weitertragung deutscher Sprache, Bildung, Gesittung gegen Osten. Bei diesem Kapitel vorzüglich haben sich die Oesterreicher und ihre Freunde auf Oesterreichs große Weltbestimmung berufen, ihre Gegner aber haben ihnen den Vorwurf gemacht, sie hätten diese Bestimmung bisher gar nicht erfüllt und würden sie nach ihrem ganzen Wesen und Streben auch künftig wenig erfüllen können." Hiebei vergißt der alte Arndt nur das Sprichwort „was nicht ist, kann noch werden". Je wahrer seine Behauptungen für die Gegenwart sind, desto mehr rechtfertigen sie den Wunsch und die Absicht, eine bessere Zukunft des Donauverkehrs zu begründen. Hauptsächlich aber zwei Momente hätte Arndt in's Auge fassen sollen. Einmal die Nothwendigkeit für Oesterreich, wenigstens die Russen von der Donau zurückzudrängen. Diese Macht allein ist im Stande, der natürlichen Ausbildung des Donauhandels und der deutschen Auswanderung in die untern Donauländer unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen, wenn man sie Herr der Türkei werden läßt. Zweitens den unwiderstehlichen Auswanderungsdrang in Deutschland. Die Zeit wird kommen, in welcher uns Amerika verschlossen werden wird. Dann wird der Strom der Auswanderer sich nothwendig ostwärts kehren müssen.

Endlich beachtet Herr Arndt nicht, daß es sich zugleich um die Civilisirung aller Ufer des schwarzen Meeres und Kleinasiens handelt. Sind diese schönen Länder erst der europäischen Bildung gewonnen, so wird man auch nicht mehr sagen können, die Donau ende in einem Sack. Dann ist sie vielmehr die Lebensader, die Europas Binnenländer mit dem Orient verbindet. Auf Seite 289 sagt Arndt: „Das griechische Christenthum hat das alte verfaulte Griechenland und Asien nicht vor Knechtschaft retten gekonnt; nur das abendländische Christenthum hat freie himmlische Sonnenkinder gezeugt." Wenn er diesem lichten Gedanken mehr nachgedacht hätte, würde er eine Zukunft der Türkei vor sich gesehen haben, in welcher in dem Maaß, in welchem Rußland von der Herrschaft über dieselbe ausgeschlossen würde, die germanischen und romanischen Völker Einfluß auf dieselbe gewinnen müßten. Dann fiele aber auch jedes Bedenken wegen der jetzt noch unfruchtbaren Donauschifffahrt weg.

Die Auffassung Arndts ist stiefväterlich in Bezug auf den deutschen Süden. Ueberall gilt ihm der deutsche Norden allein. Damit stellt er sich nun mit gewissen eben so einseitigen Süddeutschen, die nicht gern ein gutes Haar an den Norddeutschen lassen, auf eine und dieselbe Stufe, was doch eigentlich weder seinem feurigen Patriotismus, noch der Erfahrung seines Alters geziemt. Wem das Herz nicht offen genug ist, Süd- und Norddeutschland mit gleicher Liebe zu umfassen, der kann ein musterhafter Preuße oder Bayer seyn, aber nicht ein wahrer Deutscher.

Zumal in der gegenwärtigen Zeit sollte das endlich zu Stande gebrachte gute Einvernehmen zwischen den beiden deutschen Großmächten auf alle Weise von Seiten der Bevölkerung und der Presse unterstützt werden. Wenn Oesterreich und Preußen einig sind, so fällt der schwerste Stein vom deutschen Herzen. Nie haben uns äußere Feinde wehe gethan, außer wenn wir selber untereinander uneinig waren und dem Feinde das Land selber öffneten. Zur absoluten staatlichen Einheit können wir nun einmal nicht gelangen; der Versuch irgend einer deutschen Großmacht, sich die andere unterzuordnen, muß nothwendig fehlschlagen. Also bleibt nur ein Drittes, die vertragsmäßige, auf gleiche beiderseitige Interessen gestützte Vereinigung, das Schutz- und Trutzbündniß. Dem sollte in Deutschland alles zujauchzen, dem nichts störend in den Weg treten.

Zur Tagesfrage.

Die östliche Frage. Mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Geschichtlich und politisch beleuchtet von Karl Hagen. Frankfurt a. M., Meidinger, Sohn u. Comp., 1854.

Damit einverstanden, daß Oesterreich, Preußen und der gesammte deutsche Bund am Kriege gegen Rußland Theil nehmen sollen, verlangt doch der Verfasser, bevor man in Deutschland diese Anstrengung mache, solle man eine Bundesreform vornehmen. In den „brennenden Fragen", die wir in Nr. 23 unserer dießjährigen Blätter besprochen haben, war ausdrücklich und sehr vernünftigerweise davon abgerathen worden, Fragen der inneren Politik Deutschlands jetzt anzuregen, da man über der Erörterung von inneren Bundesangelegenheiten das große Ziel des auswärtigen Krieges aus den Augen verlieren und voraussichtlich in eine Uneinigkeit gerathen würde, die alle Erfolge, ja die Möglichkeit jenes Krieges nach Außen in Frage stellen würde. Inzwischen hat sich Herr Professor Hagen nicht abhalten lassen, seine entgegengesetzte und eben deßhalb nicht vernünftige Meinung im breitesten Kathedertone auszukramen. Er würde Unrecht haben, auch wenn die Vorschläge, die er macht, für einen späteren ruhigeren Augenblick, in dem Deutschland durch keine Kriegsnoth gedrängt wäre, passen würden. Denn wenn Hannibal vor den Thoren steht, soll man nicht wie im tiefsten Frieden consultiren und Paragraphen drechseln, sondern zum Schwert greifen und vor die Thore hinauseilen. Herr Hagen hat aber doppelt Unrecht, weil die Vorschläge, die er macht, auch in einem günstigeren Zeitpunkt der Ruhe unpassend seyn würden. Er verlangt nämlich, die sämmtlichen deutschen Fürsten sollen freiwillig auf ihre Souveränität und Regierung verzichten, das gesammte deutsche Bundesgebiet soll ohne weiteres in eine Masse zusammengeworfen werden und eine und dieselbe Verwaltung und Gesetzgebung erhalten. Dann erst bekommen die Fürsten wieder einen Antheil an der gemeinschaftlichen Reichsregierung in einem um die drei höchsten Fürsten gruppirten Fürstenrathe, dem aber ein Volksrath, das Frankfurter Parlament in zweiter Auflage, zur Seite stehen soll.

Wie kann man den Fürsten zumuthen, freiwillig ihren Rechten, ihrer Macht zu entsagen? Wie kann man glauben, daß Fürsten in die Mausfalle gehen werden, die jener Fürstenrath für sie seyn würde? Wie kann man sich einbilden, in einem solchen Fürstenrath vermöchte, wenn er wirklich bestünde, Einigkeit zu herrschen? Wie kann man auch nur entfernt daran denken, daß die Fürsten sich einen Volksrath gefallen lassen würden? Nur eine gewaltige Revolution vermöchte ein neues deutsches Parlament zu gebären und dieselbe Revolution würde dann wahrscheinlich die Fürstenfrage schneller entschieden haben, als das Parlament selbst. Oder wie mag man für möglich halten, daß der Volksrath, wenn ihm wirklich ein Fürstenrath verfassungsmäßig zur Seite stünde, sich mit demselben friedlich vertragen, sich nicht gegen denselben auflehnen würde? und daß die Demokratie nicht von unten ihr mächtiges Haupt wider beide erheben würde?

Die Weisheit des Herrn Hagen verlangt mithin etwas rein Unmögliches, welches, wenn es dennoch möglich wäre, rein unvernünftig seyn würde.

Die Reichsprofessoren sind Schuld daran gewesen, daß das Frankfurter Parlament in unfruchtbaren Berathungen sich erschöpft hat, während der ganz unpassend gewählte und ironisch die Dinge belächelnde Reichsregent in süßer Müßigkeit verharrte. Nun will wieder Einer auch die große russische Frage von ihrem praktischen Ziele ablenken und verlangt wieder nur unfruchtbare Berathungen und Constituirungen. Wahrhaftig, dem Kaiser von Rußland könnte nichts erwünschter seyn, als wenn die Deutschen, anstatt ihn jetzt mit vereinter Militärkraft anzugreifen, sich in Frankfurt über Verfassungsfragen stritten. Herr Hagen verdient für seinen guten Willen den St. Wladimirorden. Während nach seiner Anleitung die deutschen Fürsten unter sich und wieder mit dem Parlament und dieses wieder mit der Demokratie in einen Haber gerathen würden, den man sich nicht toll und unentwirrbar genug denken kann, nähme der Czaar aufs bequemste Konstantinopel weg, ja er würde vielleicht schon Wien und Berlin erobert haben, ehe die Berathung der neuen deutschen Grundrechte fertig wäre.

Wir sagen mit Napoleon in Aegypten: die Gelehrten und Packesel hinter die Fronte — Kanonen vor!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 34. 29. April 1854.

Rechtsgeschichte.

Denkwürdigkeiten für deutsche Staats- und Rechtswissenschaft, Rechtsalterthümer ꝛc.; gesammelt aus dem Archiv des Reichskammergerichts zu Wetzlar, nebst einer Denkschrift über die Geschichte, Schicksale, Inhalt und Bedeutung des Archivs von Dr. Paul Wigand. Leipzig, S. Hirzel, 1854.

Das Archiv des ehemaligen Reichskammergerichts in Wetzlar ist erst im Jahre 1845 durch Bundesbeschluß getheilt und sind die Akten denjenigen Staaten überwiesen worden, welche sie betreffen. Preußen aber behielt in Wetzlar selbst nicht nur die Akten, die seine norddeutschen Staaten betreffen, sondern auch die generellen und untrennbaren Gegenstände des Archivs, dann Protokolle, Manualien ꝛc.

Wer irgend einmal die berühmten „Wetzlarischen Nebenstunden" in die Hand genommen hat, wird wissen, daß in Wetzlar der deutsche Rechtspedantismus den Thron aufgeschlagen hatte. Wer aber auch jenes Papiermeer nicht durchschifft hat, theilt die traditionelle Geringschätzung des höchsten Reichsgerichts, welches nie im Stande oder auch nur geneigt war, einem wirklich mächtigen Herrn im Reich Unrecht zu geben, oder wenn je, das Urtheil nicht vollziehen konnte, und welches seine Unthätigkeit und Würdelosigkeit hinter die weitläufigsten Formalien und schwülstigste Grandezza versteckte. Seine Akten liefern die traurigsten Belege zum Jammer der deutschen Reichsgeschichte, des öffentlichen Unrechts, der Willkühr und Unvernunft namentlich seit dem 16ten Jahrhundert. Aber sie sind eben deßhalb, wenn nicht erfreulich, doch außerordentlich lehrreich und von hohem sittengeschichtlichen Interesse.

Herr Wigand theilt hier solche Akten mit, welche 1) die Reichssteuern, deren schweres Eintreiben und die Geldnoth der Regierungen im 16. Jahrhundert, 2) die herkömmlich gewordenen Brüche des sogenannten ewigen Landfriedens, 3) den schleppenden Justizgang, die Rechtsvorenthaltung, 4) die Corruption und den endlichen Untergang der alten Femgerichte, 5) das Privilegienwesen, 6) das Zunftwesen, 7) die eheliche Gütergemeinschaft, 8) das Heergewedde, 9) Meierrecht und Leibeigenschaft, 10) Hexenprozesse und 11) Besessenheit betreffen.

Wir wollen einige der interessantesten Prozesse hervorheben. Im Jahr 1544 wurde dem Jorg Rosen ein reiches Waarenschiff auf der Weser mit Gewalt angegriffen und gänzlich ausgeplündert, wobei der Amtmann von Blotho sich selbst betheiligte, sowie ein benachbarter Ritter. Alles war öffentlich und am hellen Tage vor sich gegangen, der Beweis lag sonnenklar vor. Rosen klagte beim Reichskammergericht, dieses aber ertheilte erst im Jahr 1570 ein Commissorium zur Beweisaufnahme und im Jahr 1579 wurde dem Ritter (der Amtmann war schon gestorben) der erste Eid abgefordert, er weigerte sich aber wegen hohen Alters zu erscheinen. Im Jahr 1581 wurde noch einmal in dieser Sache Commission ernannt, seitdem schweigen die Akten. Kläger ist ohne Zweifel gestorben, ohne einen Heller zu bekommen. So verhalf man damals Kaufleuten gegen Edelleute zu ihrem Recht und zwar von Reichswegen.

Wie die Ritterschaft Gebote des Reichskammergerichts aufnahm, davon ein anderes Zeugniß. „Ich Hermann Lauer der Röm. kais. Maj. gesworner Cammerpot bekenne mit dieser meiner eignen Handgeschrift, daß ich in diessen Jar 1511 verkundet hab am Sambstag nach dem heil. Jarstag ein kaysserliche Citation, gleichlautend diesser Copey, zu Landskron auf dem Sloß daselbes, Juncker Joh. Quat zu Landskron. Als er nun die kays. Cit. gelesen hat, da saget er wider mich: Lieber

Bot, die kays. Cit. die stett mir nit zu, ich bin auch nit schuldig, die zu enpfahen, sie stett meinem Vettern zu, Conne von Einenberg Heren zu Landskron. Da saget ich wider inne: Mein lieber Herre, hette euer Vetter keinen Teil an diessem Sloß, als er den Namen hat darvon? Da saget er: Lieber Freunt, das Sloß ist eben als wol sein, als mein. Da saget ich wider ihn: Lieber Herr, so höre ich von Euch, daß er eygen Rauch hie hat. Da saget er aber wider mich: Hie stet sein Knecht, der bewart ihm sein Teil, der mag's woll enpfangen von seines Herren wegen. Da wolt er's nit thun, da saget ich wider den genannten Jan Quat, Herrn zu Landskron: So will ich die Citation an die Pforten stecken; wenns Euer keiner will nit enpfangen. Da redet der Herr wider mich: Mein Pot, ich kenne Euch, bei Keysser Friederichs, daß Ihr da Pot seyt gewessen, so will ich Euch zu Liebe thun, und willes von meines Vettern wegen enpfangen; aber Eines will ich Euch pitten. Ich werde es meinem Vettern schicken; ob sich der Termin verzoge, daß eure Herren auch verzogen, wann ich nit weiß, wenn es ihm wurde; ich weiß auch nit, wo er im Land ist. Darum heißet Euren Herrn nit eilen; an Zweiffel alsbald ichs ihm verkunden kann, er werde sich darinne gehorsamelichen verhalten. Daß dem Allen also sey, das bezeuge ich mit dem Eide, den ich der Rom. kays. Maj. und dem lobelichen kays. Cammergericht gethan hab." S. 104.

Eines der kläglichsten Kapitel ist das, welches vom Wildschaden und den Bannforsten handelt. Der Herausgeber erörtert ausführlich, wie die Wälder, die sonst zu den Markungen gehört und Gemeingut der Bauern gewesen, allmählig vom Adel und Fürsten seyen monopolisirt worden. „Es wandten sich einst in Westphalen fünf Dorfgemeinden an mich, die aus einem großen Walde, nächst Hude und Weide, nur ein sehr beschränktes Deputat an Brennholz erhielten, während der Fürst denselben ausschließlich beaufsichtigen und verwalten ließ, und aus dem Verkauf des schlagbaren Holzes ansehnliche Summen zog. — Ich konnte aber aus den Urkunden des Archives nachweisen, wie der Wald ursprünglich eine gemeinsame Mark gewesen war, woraus die Gemeinden, wie der Landesherr, ihren Bedarf zogen. Im 16. Jahrh. stellte der Fürst den Gemeinden zuerst vor, daß das willkürliche und ungeordnete Holzfällen den Wald ruinire, und daß es besser sey, wenn einem Jeden die zu fällenden Bäume, nach einer gewissen Ordnung, und unter besserer Bewirthschaftung von einem dazu bestellten Förster angewiesen würden, dem man jedesmal einige Groschen für seine Mühe geben solle. Die Bauern hatten nichts dagegen und die Forstaufsicht begann. In den folgenden Jahrhunderten erweiterte sich der landesherrliche Einfluß dergestalt, daß die Bauern nur eine bestimmte Anzahl Bäume, dann aber geklaftertes Holz erhielten. Ein Deputat wurde festgesetzt, dann aber unter allerlei Vorwand von Zeit zu Zeit immer mehr beschnitten und verringert, auch den neuen Bewohnern der sich erweiternden Dörfer nichts bewilligt, so daß die Gemeinden in Nothstand versetzt wurden, während die Cultur es dahin gebracht hatte, daß ansehnliche Summen für versteigertes Holz in die herrschaftliche Domänenkasse flossen, und alles Bitten und Suppliciren der Bauern zurückgewiesen wurde" S. 185.

Unter den Hexen- und Besessenheitsprozessen kommen einige vor, die besonderes Interesse gewähren, weil sie sich von den gewöhnlichen Prozessen dieser Art merkwürdig unterscheiden. In der Regel enthalten die Akten wüste Protokollaussagen, in der Tortur abgezwungen, getränkt in allen rohen Vorurtheilen der Zeit, sitzt gleichsam der Wahnsinn zu Gericht über die gefesselte Unschuld. Hier aber kommen auch Fälle vor, in denen die gesunde Vernunft den Wahnsinn selbst vor das Gericht zieht. Ueberhaupt zeigte sich beim Reichskammergericht das Bestreben, in Bezug auf den Hexenglauben möglichst humane Principien geltend zu machen. In diesen Dingen glaubte das Gericht liberal seyn zu dürfen, indem dabei kein fürstliches Interesse im Spiel war, es also freiere Hand hatte. Es nahm daher die Klagen Solcher an, die über die ungerechte Verbrennung von Müttern, Schwestern ꝛc. Beschwerde und den Beweis führten, dieselben seyen keineswegs, wie man sie beschuldigt habe, Hexen gewesen (S. 307). Der bedeutsamste Prozeß ist der eines gewissen Pelle gegen die Gräfin von Rietberg. Pelle machte, wenn nicht Spekulation, doch Ostentation mit einer angeblich vom Teufel besessenen fünfzehnjährigen Tochter, erfüllte die ganze Gegend mit Teufelsspuk, brachte eine große Aufregung und Beunruhigung der Gemüther hervor, auch viele Unschuldige in Verdacht, als hätten sie mit dem Teufel zu thun. Kurz, die aufgeklärte Gräfin von Rietberg, als Landesmutter, ließ im Jahr 1663 das Wundermädchen einstecken, als Betrügerin stäupen und sammt ihren Eltern über die Grenze verweisen. Nun klagte Pelle beim Reichskammergericht und wußte die Vorurtheile des Zeitalters geschickt auszubeuten, um sich als Martyrer darzustellen. Er theilte den Wahn der Mehrheit, die Gräfin hatte gewagt, sich darüber hinwegzusetzen. Das Reichskammergericht war genöthigt, den Prozeß aufzunehmen und die Gräfin blieb lange Zeit damit geplagt.

Geschichte.

Walter Map. Ein Beitrag zur Geschichte König Heinrichs II. von England und des Lebens an seinem Hofe von Dr. G. Philipps. Aus den Sitzungsberichten der k. k. Akademie der Wissenschaften 1853 Märzheft besonders abgedruckt.

Diese interessante Monographie wurde veranlaßt durch das 1850 von der Camden society gedruckte Werk Gualteri Mapes de nugis curialium edited by Thomas Whright. Walter Map lebte im zwölften Jahrhundert am Hofe König Heinrichs II. von England, dessen Günstling er war, zu derselben Zeit, in welcher Friedrich Barbarossa deutscher Kaiser war. Map war mit geistlichen Würden bedacht, lebte aber und dachte sehr weltlich. Als Dichter nahm er wesentlichen Antheil an der Ausbildung der zum Sagenkreise des Artus gehörigen Dichtungen. In dem weltberühmten Streit des Königs mit dem Erzbischof von Canterbury, Thomas Beket, stand Map als Höfling ganz auf der Seite des Staates der Kirche entgegen. Vor allem aber haßte Map den Cisterzienserorden und that ihm bei jeder Gelegenheit wehe, ja der h. Bernhard selbst wurde von ihm verunglimpft. Map war daher durch und durch ein Ghibelline und im Vertrauen auf die Gunst seines Königs, wie auf dessen weltliche Macht, ein frivoler und übermüthiger Kirchenfeind. Dieser Tendenz lag aber weder eine Grübelei über die christliche Wahrheit, noch eine Indignation gegen unwürdige Pfaffen zu Grunde (Thomas Beket und der h. Bernhard waren die Würdigsten ihres Standes), sondern lediglich Servilismus und Höflingsleichtsinn. Deßhalb verachtete er die Waldenser eben so hoffärtig, als er die Cisterzienser haßte.

Map gilt als Vermittler der bretagnischen mit der walischen Ueberlieferung in Bezug auf die schon erwähnten Artussagen (S. 44). Es ist nicht unwahrscheinlich und Herr Professor Philipps hätte es vielleicht bemerken dürfen, daß die Begünstigung der halb heidnischen und ganz frivolen Artusromane zu der ghibellinischen Reaction der Zeit gegen die Kirche gehörte. Man schreibt dem Map auch Spottgedichte zu, die unter dem Namen Golias erschienen. „In Prosa soll er außer dem Buche de nugis curialium noch eine andere Schrift verfaßt haben, die sich nach dem Berichte des Herausgebers des genannten Werkes unter dem Titel: ‚Valerius ad Rufinam de non ducenda uxore‘ in mehreren handschriftlichen Exemplaren in englischen Bibliotheken befindet. Das Thema dieser Schrift war eines, welches von den Satyrikern jener Zeit reichlich ausgebeutet wurde, wie sich denn auch unter den Gedichten des Golias ein längeres unter dem Titel: ‚Golias de conjuge non ducenda‘ findet, das sich durch eine sehr weit getriebene Frivolität auszeichnet. Was aber jene Schrift des Walter Map anbelangt, so erlaubt man sich die wohl nicht zu gewagte Vermuthung, sie sey nichts Anderes als der fälschlich dem heiligen Hieronymus zugeschriebene Brief ‚Valerius Rufino ne ducat uxorem‘. Eben diesen Brief hat Map auch in sein Buch de nugis curialium eingeschaltet und ihn gegen allen dagegen erhobenen Widerspruch durchaus als von ihm selbst herrührend erklärt.“ S. 45. Das merkwürdigste Buch Maps sind die nugae curialium. Er entlehnte den Titel desselben von einem Buch des Johannes von Salisbury. „Das Werk dieses Johannes ist eine philosophische Staatslehre, ein großes systematisches Ganzes. Es nimmt allerdings seinen Ausgangspunkt von den nugae curialium, allein mit der besondern Absicht, eben an den Thorheiten und nutzlosen Beschäftigungen, welchen die Hofleute sich hingeben, zu zeigen, wie man sein Leben besser einzurichten habe, insbesondere aber wie Staat und Hof eigentlich beschaffen seyn sollen. — Auch Map nimmt den Ausgangspunkt vom Hofleben und man sollte fast glauben, er habe die Absicht gehabt, jenen auch noch weiter nachzuahmen. Auch er reiht an die Schilderung des Hoflebens im Allgemeinen alsbald Einiges über den Zeitvertreib der Jagd an und erwähnt dann beiläufig manches Nachtheilige über die Handhabung der Rechtspflege in England. Alsbald aber fügt er zu früheren in Betreff der Curie angeführten Gleichnissen solche hinzu, welche in das Gebiet der Sage gehören; er kommt dann noch einmal auf die Unmöglichkeit zurück, bei Hofe etwas Ordentliches zu schreiben, um hierauf ohne alle Ordnung und System die einzelnen von ihm gesammelten Erzählungen, die er in fünf Distinctionen planlos zerstreut hat, mitzutheilen. An sich sind diese Sagen und Geschichten freilich oft sehr interessant, aber die nugae curialium werden in dem Buche nicht abgehandelt, man müßte denn diese Erzählungen selbst als die nugae betrachten, welche sich die Hofleute zum Zeitvertreib mitgetheilt haben. Wenn Walter Map selbst seinem Buche den Titel de nugis curialium gegeben hat, so kann man es sich in der That nicht verhehlen, daß ihm unter der Arbeit sein Plan aus den Augen entschwunden ist.“

Herr Philipps gibt nun zum Schluß aus den nugis einige Proben, was um so dankenswerther ist, als das Buch selbst, von einem geschlossenen Bibliophilen-Verein in England herausgegeben, schwer zugänglich ist.

Hier eine sehr schöne Sage aus Wales. Zu Herla,

dem alten Britenkönig, kam ein kleiner wunderlicher Zwergkönig, verkündete ihm seine baldige Vermählung mit einer fränkischen Königstochter und lud sich zur Hochzeit ein. Alles ging in Erfüllung, Herla bekam die fränkische Braut, der Zwergkönig stellte sich zur Hochzeit ein und brachte seine dienstbaren Zwerge mit, von denen die Gäste aufs beste bedient wurden. Ein Jahr darauf mußte jedoch Herla dem Zwergkönig die Ehre heimgeben und auch zu seiner Hochzeit fahren. Da ging es herrlich her und beim Abschiede „wurde Herla noch reich beschenkt mit Pferden, Hunden, Falken und Allem, was zum Waidwerk und zur Beize dienlich war. Der Zwerg begleitete ihn bis zu dem dunkeln Gange und überreichte ihm noch einen Schweißhund von mittlerer Größe mit dem Bemerken: Keiner solle früher vom Pferde steigen, bis daß nicht der Hund, der einem von dem Gefolge auf das Roß gegeben wurde, herabspringen würde. Hierauf sagte er Lebewohl und kehrte in seine Wohnung zurück. — Herla kommt also an das Tageslicht und erblickt alsbald einen alten Hirten; er redet ihn an und erkundigt sich, indem er ihren Namen nennt, nach der Königin. ‚Herr', erwiderte der Alte, ‚ich verstehe deine Sprache nicht recht; ich bin ein Sachse, du bist ein Brite. Auch habe ich den Namen jener Königin nie gehört, außer daß man von ihr erzählt, sie sey vor alten Zeiten die Gemahlin eines Königs Herla gewesen, von dem man sagt, daß er in diesem Fels auf wunderbare Weise mit einem Zwerg verschwunden und niemals wieder auf Erden gesehen worden sey. Seit zweihundert Jahren herrschen die Sachsen hier im Lande, nachdem sie die alten Bewohner vertrieben'. Dem König grauste es, denn nur drei Tage meinte er fortgewesen zu seyn; kaum vermochte er auf seinem Rosse sich zu halten. Einige seiner Gefährten aber, uneingedenk dessen, daß zuvor der Hund herabspringen sollte, waren vom Pferde gestiegen und alsobald in Staub zerfallen. Der König ward der Ursache inne und verbot bei Strafe des Todes — was freilich unter diesen Umständen überflüssig war — daß keiner absitzen solle, bevor nicht der Hund herabgesprungen sey. Aber der Hund ist noch nicht herabgesprungen!" Seitdem reitet König Herla als der wilde Jäger umher.

Ob die Sache ursprünglich so gelautet hat, möchte zu bezweifeln seyn. Das Wahrscheinlichere ist, daß sie aus zwei alten Sagen zusammengesetzt worden ist. Die höchst unschuldige, edle Gastfreundlichkeit Herlas hat wohl nichts mit der Verschuldung zu thun, die den wilden Jäger ruhelos umtreibt.

Sehr schön finden wir die Legende von Eudo. Es ist im Grunde dieselbe, wie die bekannte von Theophilus, der sich dem Teufel verschreibt, durch Verwendung der h. Jungfrau aber die Verschreibung zurück erhält. Was Map hier von Eudo erzählt, ist aber ungleich poetischer und auch von mehr religiöser Tiefe und kirchlicher Strenge.

Altdeutsche Dichtkunst.

Walther von Aquitanien. Heldengedicht aus dem Lateinischen des zehnten Jahrhunderts, übersetzt und erläutert von San Marte. Magdeburg, Creutz, 1853.

Im Kloster St. Gallen wurde den Schülern die lateinische Uebersetzung des Walther von Aquitanien aufgegeben und man hat noch Kunde von der dießfälligen Arbeit des Ekkehard und von der Korrektur eines andern Ekkehard, die in jenem Kloster lebten. Das uns erhaltene lateinische Gedicht ist aber keine solche Schülerarbeit, sondern ein vom Mönch Keraldus mit Fleiß ausgearbeitetes Gedicht, früher schon edirt von Grimm (Grimm und Schmeller, lat. Gedichte, 1838), wozu sich eine zweite noch nicht von Grimm benützte Handschrift in Brüssel gefunden hat. Keraldus war übrigens nicht der Erfinder des Stoffs, sondern bearbeitete nur eine ältere deutsche Dichtung, die zum Sagenkreise von Etzels Hof gehört, von der uns ein Bruchstück erhalten ist und deren sehr oft in mittelalterlichen Sprachdenkmälern gedacht wird. Es ist die bekannte Sage von der als Geißel an Attilas Hofe zurückbehaltenen Jungfrau Hiltgunt, die von dem kühnen Helden Walther von Aquitanien entführt wurde. Die Sage ist auch in Prosa weit verbreitet gewesen und findet sich z. B. in Chron. novaliciense und in Boguphals polnischer Chronik, deren betreffende Stellen hier in der Beilage abgedruckt sind.

Das Gedicht ist eben so berühmt, als es sein poetischer Werth verdient. Seine mythologische Grundlage ist jedoch noch nicht erschöpfend nachgewiesen und Herr San-Marte hat es vermieden, tiefer darauf einzugehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, N° 35. 3. Mai 1854.

Neueste Geschichte.

Der Aufstand in China von seiner Entstehung bis zur Einnahme von Nanking. Aus dem Französischen des Callery und Yvan von Reinhard Otto. Mit einer Karte und dem Bildniß des Prätendenten. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1854.

Etwas irgend Vollständiges und Gründliches über die geheimnißvolle Revolution in China wird man jetzt noch nicht erwarten. Die vorliegende Zusammenstellung aus Beobachtungen in China selbst, Proklamationen und Zeitungsartikeln ist indessen interessant genug. Man kann die Hand, welche aus so zerstreuten Notizen ein pragmatisches Ganze zusammengewoben hat, nicht anders als geschickt bezeichnen.

Der jetzt (noch) regierende Kaiser von China, Hienfung aus der Tsing-Dynastie, d. h. legitimer Nachkomme der Mandschu-Tataren, die im siebzehnten Jahrhundert China eroberten und ihren Thron zu Peking aufschlugen, bestieg erst im Jahr 1850 den Thron in einem Alter von 19 Jahren. Das Reich war tief erschüttert durch den Krieg mit England, in welchem die Schwäche der Regierung, die Erschlaffung ihrer Militärkräfte, die Erbärmlichkeit der Mandarinenwirthschaft an den Tag gekommen war. Der junge Kaiser selbst scheint ohne Energie und nur das Werkzeug der alten Mandarinenpartei zu seyn, die alsbald nach seiner Erhebung auf den Thron eine Reaction gegen die den Europäern zugeneigten Beamten des vorigen Kaisers begannen durch die Absetzung des Ki-in. Dieses Abgehen von der Politik seines Vaters hat aber dem neuen Monarchen keinen Vortheil gebracht. Kurz nach dem Siege der reactionären Partei erhielt man die erste Kunde vom Aufstand in Kuang-Si.

Diese südliche Provinz Chinas ist ein rauhes Gebirge, wo unabhängige Stämme hausen, ferne von den größeren Städten. Auf diesem Boden konnte sich der Aufstand sicher und bequem organisiren. Er ging aber nicht etwa von Grenzbarbaren aus, welche die Schwäche des Reichs benutzen wollten, um zu plündern und zu erobern, sondern er wurzelte in der Tiefe der altchinesischen Race und Cultur, gepflegt durch geheime Gesellschaften und zu dem Zwecke organisirt, die Mandschus als fremde Barbaren aus dem „himmlischen Reiche" zu vertreiben. Diese Tendenz trat gleich anfangs klar hervor und wurde nicht verheimlicht, während der Anführer der Rebellen, der neue Thronprätendent, noch in Dunkelheit verharrte. Als aber der Aufstand Erfolg hatte, als die feigen Söldner der Mandarinen vor den Rebellen überall entflohen und das Volk überall Sympathien für die letztern blicken ließ, demaskirte sich der neue Kaiser als Tien-te, angeblicher Sprößling aus der alten, echtchinesischen Dynastie der Ming, ein Jüngling von 23 Jahren, aber mit der Miene tiefer, zurückhaltender Staatsweisheit. Sein Feldzeichen war eine alte blutige Fahne der Ming. Um mit der Mandschuherrschaft ein- für allemal zu brechen, trug er selbst die alte Tracht der Ming und befahl allen Chinesen, dieselbe anzunehmen. „Man wird wissen, daß es eine tartarische Sitte ist, den Kopf kahl zu scheeren und nur auf dem Wirbel die Haare zopfartig wachsen zu lassen, und daß die Sieger auch den Unterjochten diese Sitte aufdrangen, um so die neuen Unterthanen zu zeichnen. Die Insurgenten aber schnitten zum Beweise, daß sie das fremde Joch abgeworfen hätten, ihre Zöpfe ab, ließen ihr Haupthaar wachsen und bestimmten, daß alle Anhänger der Bewegung den ‚Schang' und die tartarische Tunica ablegen, dafür aber das vorn offene Kleid anlegen sollten, welches ihre Vorfahren zur Zeit des Ming getragen hätten. Die einfachsten Ereignisse haben zuweilen unberechenbare Folgen." Tien-te nahm

das gelbe Kaisergewand an, das bei Todesstrafe Niemand tragen darf als der rechtmäßige Herrscher. „Alsbald ertönte der Name Tien-te's durch das ganze Reich, und im Widerspruche mit der tartarischen Sitte, welche den Unterthanen verbietet, die Züge ihres Kaisers zu malen, verbreitete man das Bild des Prätendenten in unzähligen Exemplaren durch alle Provinzen. Dieser Umstand macht es uns möglich, unsern Lesern das Bildniß Tien-te's mitzutheilen. Die Befehlshaber der Aufständischen hatten bei der Verbreitung des Bildes wahrscheinlich auch noch den Zweck im Auge, dem Volke den Kopfputz und die wieder eingeführte Tracht aus den Zeiten Ming's anschaulich zu machen."

Bald wurde noch mehr von dem Plane des Aufstandes enthüllt. Ein in tiefem Versteck fertig gewordenes Bild trat, indem nur der Schleier davon weggezogen wurde, plötzlich hervor. Nichts entstand zufällig, Alles war vorbereitet. Indem der Aufstand sich vom Südwesten des Reichs aus in die übrigen Provinzen verbreitete, traten neue Prätendenten anderer alten Dynastien auf, wie sie gerade in jenen Provinzen am meisten auf alte Anhänglichkeit rechnen konnten, so der Han-Dynastie rc. Ueberhaupt zeigten sich fünf von einander unabhängige Bundeskönige, die nur von Tien-te abhängig, nach demselben Ziele, der Vertreibung der Mandschu, hinwirkten. Durch diese Theilung ihrer Macht war es der Rebellion auch allein möglich, den verschiedenen religiösen und Bildungs-Tendenzen der Provinzen Rechnung zu tragen und verschiedene Parteien zugleich für sich zu gewinnen, worunter namentlich auch die christliche Partei zu rechnen ist. Nur gegen den Buddhismus sprachen sich die Rebellen entschieden aus, ohne Zweifel deßhalb, weil dieser Cultus den Mandschu und wilden Mongolenstämmen vorzugsweise angehört. Aber alle diese Kundgebungen haben nur den politischen Zweck, die Chinesen von den Mandschu frei zu machen. Von einem Sektenfanatismus ist dabei nicht die Rede, eben so wenig von einer heimlichen Christianisirung Chinas. Tien-te (himmlische Tugend) ist ein heidnischer Name.

In Folge derselben Berechnung verfährt der Aufstand gegen alle chinesischen Städte, Dörfer und Menschenklassen schonend und verfolgt nur die Mandschus und die aus ihnen hervorgegangenen Mandarinen, schlägt und tödtet ihre Soldaten, raubt ihr Eigenthum. Ueberall künden sich die Rebellen als Befreier, als Wiederhersteller der alten nationalen Freiheit, Sitte, Ehre an. Ueberall haben sie daher auch Spione und Vorschub jeder Art. In vielen Städten und Provinzen kommt ihnen die Bevölkerung zuvor, schneidet die Zöpfe ab, nimmt die Kleidung der Ming an und jagt die Mandarinen fort. Nur daraus läßt sich erklären, warum der Aufstand so reißende Fortschritte gemacht hat.

Die Heere, welche der Kaiser gegen den Aufstand in Bewegung gesetzt hat, sind alle sehr klein gewesen. Das unermeßliche chinesische Reich bietet nur wenige und schlecht bewaffnete Truppen dar. Diese Soldateska ist phantastisch gekleidet und schneidet gräßliche Gesichter, läuft aber, wenn es Ernst wird, lieber davon. Die Mandarinen sind eine durch und durch verdorbene Kaste, die den Soldaten den Sold vorenthält und den Kaiser durch falsche Berichte täuscht, treulos nach oben, wie nach unten. Hier ein kleines Beispiel von der Art, wie das Volk auf die Seite des Aufstandes hingezogen wird. „Im März 1851 wurde die kleine Stadt Lo-ngan nach lebhaftem Widerstande durch die Aufständischen genommen. Die Sieger belegten den Ort mit einer Contribution und bemächtigten sich des Leibhauspächters, indem sie sein Lösegeld auf 1000 Taël festsetzten. Der unglückliche Pächter zahlte und ward in Freiheit gesetzt. Als aber am andern Morgen die kaiserlichen Truppen nach Vertreibung der Aufständischen wieder in die Stadt einrückten, belegten sie die Einwohner mit einer neuen Contribution, und dießmal mußte der Pächter 3000 Taël bezahlen. Dieser Mann, welcher einen großen Einfluß im Orte besaß, rief, empört über den Raub derjenigen, welche ihn hätten beschützen sollen, das Volk auf die öffentlichen Plätze zusammen. Verschiedene Redner ergriffen das Wort, und die durch die Reden fortgerissene Menge schwur bei ihren Vorfahren, daß die Regierung der Tartaren zu Ende sey. Man legte den Schang ab, schnitt sich die Zöpfe und rief die Insurgenten herbei, durch welche die kaiserlichen Soldaten im Schlafe überfallen und niedergemacht wurden." S. 48. „Am rechten Ufer des Tschu-Kiang, Angesichts der Gärten von Fa-Ti, welche allen Europäern bekannt sind, und in denen man jene zu den Gestalten von Büffeln und Tigern zugeschnittenen, knorrigen Zwergbäume findet, lagen im Monate September 1851 zwanzig große Dschonken mit 2000 Streitern aus dem Bezirke von Tung-Kuan, die als Verstärkung nach Kuang-Si bestimmt waren. In dem Augenblicke, als die Fahrzeuge absegeln wollten, weigerten sich diese Lohntruppen, nach dem Orte ihrer Bestimmung abzugehen, wenn man ihnen nicht den Sold für zwei Monate vorausbezahle. Die Mandarinen erfüllten die Forderung, und nachdem Alles geordnet war, segelte die undisciplinirte Horde ab, begleitet von 1000 Freiwilligen, 900 Mann regulären Truppen und mit 20 Feldgeschützen versehen. Was aber kann man von solchen Menschen erwarten? Gleich jenen Banden von Abenteurern, welche in früheren Zeiten ihre Dienste

verkauften, gehen sie zu den Feinden über, wenn man ihnen nicht am bestimmten Tage den Sold ausbezahlt. Dieser Umstand macht die beständigen Niederlagen des kaiserlichen Heeres und die fortwährenden Erfolge der Aufständischen erklärlich." S. 75. Dem vom Kaiser zum Feldherrn gegen die Rebellen bestellten Statthalter Siu wurde unterwegs seine volle Kriegskasse auf eine listige Art gestohlen. Die Träger der Kasse ließen sie nämlich in einen Fluß fallen und fischten nachher eine ihr ähnliche falsche, nur mit Steinen gefüllte Kiste heraus, während die echte ins Lager der Rebellen wanderte.

Die kaiserlichen Soldaten wurden auf allen Punkten geschlagen und, wenn sie nicht übergingen, umgebracht. Aber jede Niederlage wurde für einen Sieg ausgegeben. Die Mandarinen in den Provinzen und der kaiserliche Hof in Peking wetteiferten in Lügen. Der Kaiser selbst beschäftigte sich mit Heldengedichten, in denen er seine Feldherren besang, während dieselben unterlagen und der Aufstand immer siegreicher fortschritt. Nur wo kein Widerstand geleistet wurde, zeigten die Mandarinen ihre Bravour durch grausame, oft massenhafte Hinrichtung von Verdächtigen. Dadurch erbitterten sie das Volk nur noch mehr, während die Milde der Rebellen alle Privatinteressen und Leben schonte.

Die mannigfach auch in europäische Zeitungen übergegangenen Nachrichten von einer vorherrschend christlichen Tendenz des Aufstandes sind alle aus den Lügenberichten der Mandarinen hervorgegangen und hatten nur zum Zweck, der großen heidnischen Mehrheit einen Aufstand verdächtig zu machen, der gegen ihren Glauben gerichtet sey. In gleichem Interesse suchten die Mandarinen die Meinung zu verbreiten, die Insurgenten würden sich gegen die Engländer wenden, um sie zu vertreiben. Durch diese Lüge hofften sie den Beistand der Engländer gegen die Rebellion zu erkaufen. Das offizielle Lügensystem legte endlich alle Scham ab. Man proklamirte dem Volk, der abscheuliche Hauptrebell sey gefangen. Man brachte ihn (d. h. einen Strohmann) nach Peking, man verurtheilte ihn feierlich und ließ sein „reniges Bekenntniß" durch alle Zeitungen verbreiten. Aber von alledem war kein Wort wahr. Tien-te war frei, mächtiger und siegreicher als je und hielt bald darauf seinen Triumpheinzug in der zweiten Stadt des Reichs, in dem berühmten Nanking.

Statt einer großartigen Erhebung von Seiten der Mandschuregierung erfuhr man nichts als Lügen und Thorheiten. Anstatt sich an die Spitze eines Heeres zu stellen und selber nach Nanking zu eilen, ließ der Kaiser von seinem Harem in Peking aus seinen Völkern die wichtige Nachricht verkünden, er habe eine junge und sehr schöne Gemahlin genommen. „Während so Hien-fung seinem offenbaren Verderben entgegengeht, indem er sich in dem alten Geleise fortschleppt und abwechselnd bald in den Zustand der Wuth, bald in den der Niedergeschlagenheit verfällt, verfolgen die Insurgenten das vorgesteckte Ziel mit einer Ruhe und Ausdauer, welche einen schlagenden Beweis von ihrer Kraft gibt. Sie veröffentlichen neue Proklamationen, in welchen sie dem Volke die verabscheuenswerthe Habsucht der Mandarinen, die Leiden der Nation und die Schwäche des jungen, von Eunuchen, Frauen und Buhlerinnen umstrickten Monarchen auseinandersetzen. In einem dieser Aktenstücke, welches Gluth und wirkliche Begeisterung athmet, wenden sie sich an die Regungen der alten Vaterlandsliebe und fordern das Volk auf, das fremde Joch abzuschütteln und die Nationaldynastie wiederherzustellen. Nach diesem Manifeste aber verbreiten sie ein noch wichtigeres, in welchem sie die Besitzenden beruhigen und jede Gemeinschaft mit den Räubern in Abrede stellen, die bei allen Revolutionen aus dem Boden aufwüchsen, um unter dem Schutze einer Cocarde, oder im Schatten einer Fahne im Trüben zu fischen. — Gegenwärtig nun ist der Prätendent des chinesischen Thrones ein Freund des Fortschrittes, ein Reformator, welcher die Mißstände beklagt, den Leidenden Hoffnung einflößt und den Reichen sowie den Gelehrten Muth zuspricht. Seine Bundesgenossen, die fünf lehenstragenden Könige, sind aufgeklärte Männer, gleichzeitig Schüler des Confucius und Protestanten oder Deisten; mit dem Schwerte bekämpfen sie die Barbarei und den buddhistischen Aberglauben, indem sie gleichzeitig in ihren Proklamationen eine veredelte Moral und das Dogma von einem einzigen Gotte aufstellen. Hien-fung dagegen begreift die Umwandlung im Geiste seines Volkes nicht und zieht mit Strafen gegen die Neuerer zu Felde; seine unwissenden und lügnerischen Minister, seine verschwenderischen und feigen Generäle betrügen ihn auf die unverschämteste Weise, schlagen ihm keine zweckmäßige Maßregel vor und erzählen ihm zur Belebung seines Muthes nur Wunder, welche sie angeblich im Interesse seiner Sache vollbracht hätten."

Epische Dichtkunst.

Die Sachsen an der Moskwa. Heldenlied von Richard von Meerheim. Dresden, Arnold, 1854.

Eine Episode aus dem russischen Feldzug von 1812, den Antheil der Sachsen an der Schlacht bei Borodino schildernd, gleichsam ein Buch aus der Ilias herausge-

rissen, die noch nicht geschrieben ist. Die sächsische Reiterei that an jenem furchtbaren Schlachttage Wunder der Tapferkeit, wurde aber entsetzlich zusammengeschossen, so daß von jedem Regiment nur fünfzig Mann übrig blieben. Wie es dabei herging, mag man aus folgender Thatsache erkennen. Die sächsischen Cürassiere hatten eine russische Redoute stürmen müssen (Reiterei gegen eine Redoute!) und sie glücklich gestürmt, wurden aber von der russischen Uebermacht mit ungeheurem Verlust wieder herausgeworfen. „Erst unten am Fuße der Redoute vermochten wir, unter größter Erschöpfung uns etwas zu setzen. Dessenungeachtet befahl Marschall Ney dem General Thielmann, nochmals zu stürmen. Auf die Entgegnung des Generals, daß dieß kaum möglich sey, drohte ihm Ney mit der Pistole. — Nun links abmarschirt, d. h. Zastrow voran, von der Garde du Corps gefolgt. Wir Trümmer erstiegen im Schritt nochmals unter Kanonenhagel die von russischer Infanterie und Cavallerie garnirte Höhe. Gegenseitiges Stutzen anfangs. Die feindlichen Quarrées standen fest; endlich jedoch wurden die Körper geworfen. Zudem stürmte französisch-italienische Infanterie unter Prinz Eugen in der linken Flanke herauf. Das Plateau war und blieb unser. — Murat in theatralischem Aufzuge — er trug ein kostbares kurzes altes Römerschwert und eine elegante Reitgerte, mit der er sich gewöhnlich, ohne das Schwert zu lüften, in den heftigsten Kampf stürzte, — befand sich unausgesetzt wohl 40 Schritt vor unserer Front, und wenn die Kartätschen so recht lebhaft an unsere Küraße rasselten und die Kugeln die Glieder zerfleischten, da wandte er sich mit satanisch freundlichem Grinsen nach uns und warf uns Kußhändchen zu; denn er sah, daß die Brigade zwar erschüttert wurde, aber doch nicht wich. Sein Erstes daher, als oben abgesessen wurde, war, daß er Thielmann umarmte."

Der Dichter hat sich als einen guten Schlachtenmaler bewährt. Er weiß die Einbildungskraft des Lesers mit prächtigen Soldatenbildern zu erfüllen und das Gemüth durch die Schrecken der Schlacht zu erschüttern. Er versteht das Feuer, das in ihm selber glüht, auch seinen Lesern mitzutheilen. Mancher moderne deutsche Sänger, der einen größeren und scheinbar dankbareren Stoff vor sich hatte, verstand das nicht so gut. Wir geben hier eines der wahrhaft homerischen Bilder, S. 73:

Von Semenoffskoje's Trümmern zurück in die Pläne berufen,
Den Lorber am Helm und des Feindes Herzblut an Rosseshufen,
So schaaren sich um die Standarten die sächsischen Roßgewalten,
Als Ehrenwächter muß Friant am Opferplatz Wache halten.

Langathmend in Mittagsgluthen die Rosse der Reiter schnaufen,
Die Steppe sengt unter den Hufen, ein glimmender Scheiterhaufen.

Es rasseln und trappeln darüber die klirrenden Eisenkolosse,
Es klappern in hämmerndem Takte darüber die heißen Geschosse.

Wie wenn im Steppensande, geweckt von mailicher Wärme,
Hinschleichen, zu Knäueln verwunden, der Schlangen glitzernde Schwärme,
So wandeln im Schlachtengestrahle dahin die heißen Schwadronen.
Herab von den Höhen läuten ihr Grablied zweihundert Kanonen.

Genüber die große Redoute aufgähnt den Gluthenrachen,
Gleich einem eisenbeschuppten gen Himmel sich bäumenden Drachen;
Es taumelt rückwärts zur Tiefe, was ihn erfaßt beim Haar;
Er breitet bis zur Moskwa den rothen Schlachtentalar.

Die Kraft geht dem Dichter nicht aus. Er wird nie matt. Die ganze Schilderung trägt die gewaltige Anschauung und Kraft zur Schau, die in der Schlacht selber aufgewendet wurde. Hier noch ein treffliches Bild, S. 97:

In blitzendem Zickzack sausen die Adjutanten nieder
Und straffen am Schlachtenleibe des Panzers wunde Glieder.
Anschließt sich Kett' an Kette zum heißen Schlachtverband,
Es drängt sich Stahl am Stahle, es drängt sich Hand an Hand.

Da schaaren sich die Schlünde zu wandelnden Bastionen,
Verknüpft durch die Courtinen langfrontiger Schwadronen.
Dahinter thürmt de Tolly die Würger von Smolensk,
An Semenoffska's Schaaren das Regiment Preobaczensk.

So thürmen die Alpengewässer sich hinter der Gletscherstirn,
Hochauf zum dämmernden Riegel anschwillt der grollende Firn,
Bis mit den berstenden Wällen die Wasser niederwettern
Und im Vernichtungsstoße das Thalgewänd' zerschmettern.

Es fächern aus einander die Riegel der Bastionen,
Vorstürzen die Cascaden von strahlenden Bataillonen.
Voran der Reiterattake die Adlerbraut Carrière,
So branden durch die Gelände die waffenwuchtenden Heere.

So flammen jetzt, Wolken öffnend, der Schwerter Tausend um Tausend,
Wie rasseln die flüchtigen Hufe, im ventre à terre brausend,
Wie goldensonnig leuchtet die Pracht der Garde à cheval,
Der Glanz der Chevaliergarde, ein Schneefall im Sonnenstrahl.

Das sind die Blumen Nordlands, des Czaren Ehrenwacht,
Nun tritt in volle Blüthe der Riesenbaum der Schlacht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 36. 6. Mai 1854.

Reisen.

1) Reise in Südamerika von Dr. Freiherr Ernst von Bibra. Zwei Bände. Mannheim, Bassermann und Mathy, 1854.

Wir haben jetzt in Deutschland eine ganz hübsche Anzahl weltumsegelnder Prinzen, Grafen und Freiherren, welche größtentheils wie der Herzog Paul von Würtemberg, der Prinz zu Wied, der Freiherr von Hügel u. s. w. naturwissenschaftliche Zwecke verfolgen. Zu ihnen gesellt sich nun der Freiherr von Bibra, der reiche naturhistorische Sammlungen in Chile und Peru und auf den Cordilleren machte.

Sein Reisebericht enthält viel Interessantes. Keineswegs streng wissenschaftlich, sondern für das größere Publikum bestimmt, wirft er doch überall Streiflichter ins Naturgebiet, die einen frappanten Gedanken, oft eine neue Entdeckung darbieten. Das Auge des Reisenden ist auf alles aufmerksam. Zwischen den canarischen Inseln und der Westküste von Afrika flogen verirrte Schwalben ins Schiff, wovon eine gleich todt umfiel. Der Verfasser macht bei dieser Gelegenheit die Bemerkung: „wo ist der Instinkt dieser Thiere geblieben, welche im Frühjahr und Herbst so weite Reisen machen, und hier, einige Stunden vom Lande entfernt, ihre Küste nicht mehr finden konnten?“ Ueber die fliegenden Fische bemerkt er, sie streichen bei Tage nur sehr niedrig über dem Wasser, bei Nacht aber so hoch, daß sie auf das Verdeck fallen. Die Seeleute glauben, die Fische würden vom Schiffslicht gelockt, wie Fledermäuse. Auch über das Leuchten des Meers stellt der Verfasser neue und lehrreiche Betrachtungen an. „Das Leuchten der See findet statt, leuchtender, intensiver, je mehr man sich dem Aequator nähert, mithin je wärmer das Wasser ist. Ich habe dasselbe indessen auf der nördlichen Halbkugel weiter entfernt vom Aequator getroffen, als auf der südlichen. So z. B. wie ich schon erwähnte, auch an der Nordsee, während ich auf der Rückreise vom Kap Horn kommend, erst unter 41° südlicher Breite wieder das erste Leuchten, und das nur durch einzelne schwach schimmernde Punkte ausgesprochen fand. Unbedingt wird indessen diese Erscheinung häufiger und zugleich prachtvoller auf dem atlantischen Ocean, als auf dem stillen Meere getroffen. Tausende von Thieren, welche den verschiedensten Gattungen angehören, haben das Vermögen zu leuchten. Obenan mögen die Akalephen und Salpen stehen, bei denen, wegen der Größe vieler Arten, das Phänomen am augenfälligsten hervortritt. Die Entomostraca (Insektenkrebse) scheinen fast alle zu leuchten. Man hat angegeben, und Versuche scheinen die Wahrheit der Angabe bewiesen zu haben, daß der Schleim, welchen die Quallen absondern, und ferner in Fäulniß übergegangene Thiere dieser Gattungen ebenfalls leuchtend seyen. Ich widerstreite dieß keineswegs, aber während der acht Monate, welche ich auf der See zubrachte, habe ich stets nur l e b e n d e Thiere leuchten sehen, d. h. die Thiere leuchteten, so lange sie noch im Stande waren, sich zu bewegen und contraktive oder oscillirende Bewegungen zu machen. Ich habe nie ein Thier irgend einer Art leuchten gesehen, ohne daß ein fremder Reiz, d. h. vorzugsweise Erschütterung auf dasselbe eingewirkt hätte. Ruhiges Seewasser leuchtet nicht. Ich habe nie das Leuchten der See, als von Infusorien bedingt, getroffen.“ Gießt man in windstiller Nacht ein Glas Wasser aus dem Schiff, so macht es, wo es auffällt, das Meer leuchten. „Nicht weit vom Aequator entfernt, nach einem vollkommen sonnenhellen Tage, und ebenso fast gänzlich heiterer Nacht, welche den Sternenhimmel in vollständiger Klarheit erblicken ließ, trübte sich plötzlich der Himmel, und bei beinahe vollkommener Windstille fiel ein ziemlich starker lau-

warmer Regen. Dort habe ich zum erstenmal das Meer in weiter Ausdehnung und bei vollkommener Ruhe leuchten gesehen. Tausende jener mit Leuchtkraft begabten Thiere, welche gelockt durch den warmen hellen Tag und die entsprechende ruhige Nacht, sich dicht an die Oberfläche des Wassers begeben hatten, wurden von den fallenden Wassertropfen getroffen und verbreiteten alsbald auf einige Augenblicke ihr Licht, mehr oder minder glänzend, je nach der Größe des Individuums. Es schien die See den verschwundenen Sternenhimmel ersetzen zu wollen, und die Erscheinung war in der That eine prachtvolle zu nennen."

Eine merkwürdige optische Wahrnehmung machte der Reisende des Nachts, wenn der Mond das ruhige Meer beschien. „Blickt man aufmerksam auf den Widerschein im Wasser und zugleich auf den Mond und die Stelle des Himmels, welche zwischen letzterem und der See ist, so bemerkt man schon nach kurzer Zeit, etwa 20 bis 30 Sekunden eine zweite Pyramide, welche aber dunkel ist, deren Basis mit jener der leuchtenden zusammentrifft, und deren Spitze den Mond nahebei zu berühren scheint. Bemüht man sich, beide Pyramiden, die helle und die dunkle, gleichzeitig längere Zeit zu fixiren, so nimmt das Phänomen bis auf einen gewissen Punkt hin an Intensität zu. Es ist klar, daß die Erscheinung eine subjective ist und in die Reihe der complementären gehört; denn verdeckt man die leuchtende Stelle der See mit irgend einem Gegenstande, einem Buche z. B. oder einem kleinen Brettchen, so daß bloß die obere, dunklere Pyramide gesehen werden kann, verschwindet diese schon nach einigen Augenblicken. Die Erscheinung wurde von Allen auf dem Schiffe gesehen, nachdem ich darauf aufmerksam gemacht hatte."

Freiherr von Bibra machte den Vermittler zwischen dem etwas trägen Capitän und der nicht ganz zufriedenen Schiffsmannschaft und erfreute sich allseitigen Vertrauens, wie er denn auch bei seinen Landungen von den Deutschen, die er überall fand, auch überall nur Dienstfertigkeit und Gastfreundschaft rühmt. Seine Reiseberichte machen den Eindruck von Behaglichkeit. Obgleich ihm auch manches minder Angenehme begegnete, weiß er es doch stoisch zu überwinden und wird nie wehleidig. Bekanntlich sind solche praktische und gesunde Reisegefährten die angenehmsten.

Indem er auf kurze Zeit in Rio de Janeiro anlangte, gibt er von dieser vielbeschriebenen Stadt nur eine kurze, aber lebendige Schilderung. Es ist, wie wenn wir plötzlich mitten ins Gewühl dieser Stadt versetzt würden, an einem sonnenhellen Morgen, nur auf eine Stunde lang. Wir sehen tausenderlei Dinge, die uns überraschen, fesseln, aber plötzlich verschwindet das wunderbare Bild wieder. Ueber Verfassung und Regierung in Brasilien macht der Verfasser eine gute Bemerkung. „Ich habe den Kaiser Dom Pedro mehrmals auf der Parade gesehen, welche er zu Pferde besuchte. Die Generäle und hohen Stabsoffiziere fahren in kleinen einspännigen, geschlossenen Wagen dorthin. Der Kaiser scheint durchgängig beliebt zu seyn und zwischen den beiden dort herrschenden Parteien die Wage zu halten. So viel mir während meines kurzen Aufenthaltes von den dortigen politischen Verhältnissen klar geworden, besteht eine sogenannte altportugiesische Partei, welche die früheren Verhältnisse zurückwünscht, und auf der andern Seite die Partei der Brasilianer, welche das constitutionelle Kaiserthum erhalten wissen will, wohl auch noch weitere Fortschritte in diesem Sinne wünscht. Der Kaiser, welcher eine sehr geringe Civilliste bezieht, soll bei ernstlichen Händeln zu verschiedenen Malen mit Bestimmtheit gedroht haben, abzudanken, was stets eine rasche Vereinigung der streitenden Kräfte herbeiführte. Von beiden Seiten mag man wohl eingesehen haben, daß einestheils ein Kaiser in Brasilien wenigstens für die Gegenwart und ohne eine vollständige Anarchie herbeizuführen, nöthig, vielleicht haben auch gefürchtete Eingriffe von Außen, im Falle einer Umwälzung, das Ihrige beigetragen. Wohl aber ist es auch beiden Parteien klar, daß man mit so wenigen Opfern wie gegenwärtig kaum irgendwie ein Staatsoberhaupt werde erhalten können." — Von den Negersklaven spricht Herr von Bibra mit Humanität, kann aber nicht umhin, zu berichten, wie er selber sich, trotz seines humanen Mitleids, gezwungen gesehen habe, die Neger zu prügeln, weil dieselben gar zu unverschämt seine Güte mißbrauchten. Die Neger in Rio stellen sich als ein Mittelding zwischen Gassenjungen und Affen dar, die ohne Prügel gar nicht zu bewältigen wären.

Die Reise ging bald weiter, glücklich um das Kap Horn herum und fand ihr Ziel in Valparaiso (Thal des Paradieses, so daß ra-iso ausgesprochen werden muß, aber in Chile selbst hört man oft auch reso). Der erste Deutsche, den Freiherr von Bibra hier antraf, war der berühmte Gerstäcker, der mit gewohnter Liebenswürdigkeit und Reisepraxis ihm jeden möglichen Vorschub that. In der That, wer Gerstäcker persönlich kennen gelernt hat, muß ihn noch lieber gewinnen, als aus seinen Büchern. — In Chile hielt sich unser Reisender längere Zeit auf, zuerst in Valparaiso, später in der Hauptstadt Sant Jago, und bestieg auch von hier aus die hohen Cordilleren. Er fand die Deutschen in diesem Lande eben so geachtet und in Ansehen stehend, als sie in den

Vereinigten Staaten mißachtet werden. Aber auch den spanischen Eingebornen zollt er großes Lob. Das Noble des spanischen Charakters hat sich hier beim gemeinsten Mann erhalten. „Oft bin ich, allein in den Bergen umherschweifend, Jägern begegnet, welche mich um Pulver oder Schrote ansprachen. Aber nie hat einer derselben, war mein Vorrath nur noch klein, die Gabe angenommen. Da ich neben dem größeren, in der Tasche befindlichen Pulverhorne ein kleines führte, und meist aus diesem das Gewünschte geben wollte, habe ich oft und mit Vergnügen dieß beobachtet. Derselbe Fall war mit Tabak zu den dort vorzugsweise im Gebrauche stehenden kleinen Papier-Cigarren. Ich bin einmal in jenen oben geschilderten Felsen an der See unweit Valparaiso umhergeklettert, und traf auf mehrere Fischer, welche zwar mit Tabak versehen waren, aber kein Papier zur Fertigung der Cigarren hatten. Sie sprachen mich an, und ich wollte ihnen ein weißes Blatt aus meiner Schreibtafel geben. Da drängte sich der ganze Haufe mit fast mich anfangs überraschender Heftigkeit um mich, um das zu verhindern: es sey schade um das schöne Buch, sie würden eher den Tabak in die See werfen. Und das waren sonnenverbrannte, wilde, halbnackte Menschen, die diesen Takt entwickelten, den ihnen kein Hofmeister und keine Gouvernante andressirt hatte. Dort sprang ich zurück, riß rasch eine Handvoll weißer Blätter aus dem Buche und warf sie in die Luft. Nun freilich wurden sie aufgehascht und selbst die in See gefallenen geholt. — In einem jener wilden grotesken Thäler der Cordillera, die plötzlich durch einen schwarzen, in die Wolken reichenden Kegelberg mauerartig geschlossen erscheinen, hielt ich einst mit Carlos, dem jüngeren der Knechte, an. Eingedenk der deutschen Volksromantik der Teufelsmauern, der Teufelsbrücken u. s. w., rief ich aus: ‚Das ist das Haus des Teufels!' Aber Carlos erwiederte: ‚Nein, Herr! Das ist das Haus Gottes!' Liegt hierin nicht eine tiefere, eine kindlichere und feinere Poesie als in zehn Druckbogen rosenfarbener Verse?"

Was der Verfasser Ausführliches über die Gebirgsformation, über die Erdbeben, über die Pferdezucht rc. von Chile sagt, wollen wir hier übergehen, um ihm auf die Höhen der Cordilleren zu folgen, von denen er eine prächtige Beschreibung macht. Hier nur ein Bild der Ansteigung dieser ungeheuern Granitmassen, die fast steilrecht aus dem stillen Ocean sich aufthürmen und in Himmelshöhen erheben. „Große Gelehrte, so wie auch andere Reisende haben die Cordillera geschildert und die mächtigen Eindrücke, welche sie auf den Besuchenden hervorbringt, und ich glaube nicht, daß je einer derselben zu viel gesagt hat von der Großartigkeit jener Massen. Der Charakter des wild Pittoresken ist zwar stets der vorherrschende, aber in so unendlich vielen Abstufungen und häufig in so rascher Abwechslung, daß eben, wie mir dünkt, hierin einer der größten Reize jenes mächtigen Gebirges liegt. Das Gebirge steigt fortwährend terrassenförmig in die Höhe. Man steht auf einer solchen Terrasse und vor uns steigt eine mit Firnschnee allenthalben bedeckte Felswand an, die man unbedingt für den höchsten Punkt der Umgebung halten muß. Endlich ist es gelungen, nicht ohne Gefahr einen Aufweg zu finden, man klettert an steilen Felsen, man geht über tiefe, hartgefrorene Schneemassen, welche glücklicherweise eine Schlucht ausfüllen, und der Fels, der anfänglich immer höher zu werden scheint, je höher man klimmt, ist endlich erstiegen. Man ist auf einer Ebene, wo sich kaum Schnee befindet, ja wo vielleicht selbst hie und da eine einzelne Saxi fraga am Gesteine wuchert. Aber in einiger Entfernung steigt eine neue Felswand empor, mächtiger als die vorige und spottend jedem Versuche, sie zu ersteigen. Ist aber bei einer oder der andern dieß vielleicht doch gelungen, so wiederholt sich oben das Schauspiel und man sieht, daß in einer unzähligen Menge solcher Riesenstufen das Gebirge anwärts steigt. Häufig ist auf solchen Ebenen der lachendste Sonnenschein und eine fast drückende Hitze, aber vom Rande des Plateaus blickt man in ein Wolkenmeer, welches unterhalb sich ausbreitet und aus welchem in der Sonne glänzend nur einzelne schneebedeckte Spitzen hervorragen. Plötzlich, man weiß nicht wie, denn nicht der leiseste Luftzug regt sich, sind die Wolken fast sämmtlich verschwunden, und nur in einer schwarzen kraterartigen Vertiefung mit steil abwärts fallenden Wänden ist eine dichte Masse derselben geblieben. Ohne Zweifel sind solche Bildungen, die ich mehrfach getroffen, ausgebrannte Krater, oder wenigstens solche, die sich in tausendjähriger Ruhe befinden. Man wartet, um von oben herab gemächlich ins Innere des zu unsern Füßen liegenden vulkanischen Kessels blicken zu können, bis die Wolken auch aus ihm verschwunden sind, aber plötzlich gerathen dieselben in eine wallende Bewegung, sie erheben sich, breiten sich aus und man ist rasch und ehe man es vermuthet, selbst in eine Nebelschicht eingehüllt, so daß man kaum auf einige Schritte zu sehen vermag." Mit gleicher Lebendigkeit schildert der Verfasser die Aussichten auf dem Gebirge bei Tag und bei Nacht, die Vulkane, die Flora und Fauna jener Höhen, vom kleinsten bis zum größten aller Vögel, die hier an der Schneegrenze hausen, dem Colibri und Condor.

Hier auf der Höhe der Cordilleren sah Herr von Bibra auch das Zodiakallicht am schönsten. „Ich habe

dort eine Erscheinung gleichzeitig mit demselben austreten sehen, von welcher ich kaum glaube, daß sie irgendwo erwähnt werden ist. In allen wolkenfreien Nächten nämlich, in welchen das Zodiakallicht in seiner ganzen Stärke zu sehen war, zeigten sich etwa in der halben Höhe des pyramidal ansteigenden leuchtenden Scheines helle Flecke, ähnlich den Maghellan'schen Wolken. Der eine dieser Flecke trat südlich auf, und war der größere, er hatte die scheinbare Größe der kleineren Maghellanschen Wolke und stand etwa um die Breite seines Durchmessers entfernt an dem äußeren Rande des Zodiakallichtes. In gleicher Höhe mit ihm, aber nördlich und auf der andern Seite der leuchtenden Pyramide, standen zwei kleinere Flecke übereinander. Die Lichtstärke dieser drei Flecke war unter sich gleich, aber etwas schwächer, als die des Zodiakallichtes selbst. War das letztere nicht in vollster Intensität zu sehen, so waren diese Nebenflecke kaum oder nicht zu bemerken. Man darf also vielleicht annehmen, daß dieselben als zu demselben gehörig betrachtet werden können, und der Ausdruck hoher Intensität desselben sind, ähnlich dem, wie die sogenannte Krone des Nordlichts den höchsten Grad desselben, die vollständigste bis jetzt beobachtete Ausbildung der Erscheinung bezeichnet." — Auch das berühmte Wetterleuchten der Vulkane wurde vom Verfasser beobachtet. Bekanntlich sind die Cordilleren voller Vulkane, die nicht bloß Feuer auswerfen, sondern über denen man es auch „wetterleuchten" sieht. — Unter andern beobachtete der Verfasser eine Sternschnuppe, welche sehr niedrig über die Erde strich, so daß er am kosmischen Ursprung derselben fast zweifeln zu müssen glaubte.

Noch verweilte er einige Zeit in Valdivia und in der zu Bolivia gehörigen Algondonbal. Dort machte er Bekanntschaft mit dem interessanten Indianerstamm der Araukaner, die es besser als alle andern verstanden haben, den Weißen zu trotzen. Er kommt auch aus Anlaß von Ausgrabungen auf die verschollene altperuanische Bevölkerung am Titicacasee zu sprechen, die dem Reich der Ynkas lange vorausging. Diese merkwürdigen Plattschädel bringt er jedoch etwas zu gewagt mit Grabfunden in Verbindung, die sich in der fürstlichen Galerie in Sigmaringen befinden. Der Conservator dieser Galerie, Herr von Maienfisch, „öffnete nämlich unweit Sigmaringen Gräber und fand in denselben Skelette, an welchen die Schädel nach der ganzen Beschreibung den von mir in Südamerika aufgefundenen so vollkommen ähnlich sind, daß an einer Identität der Race kaum zu zweifeln ist." In demselben obern Donauthal machten im Jahr 1846 Hauptmann v. Dürrich und Dr. Menzel große Ausgrabungen, die in den Jahresheften des würtemb. Alterthumsvereins edirt sind. Hier fand man auch einige wenigstens nicht überwiegend hohe Schädel, und sogar (ganz wie in jenen südamerikanischen Gräbern) Kürbisse, von denen in Sigmaringen nicht die Rede ist. Man kann die Vergleichung noch weiter verfolgen. In nordamerikanischen Gräbern fand man Steinbeile und s. g. Donnerkeile, ganz wie in germanischen Gräbern. Allein man soll sich doch nicht einbilden, daß zwischen den Todten in jenen südamerikanischen und unsern Donaugräbern der geringste Zusammenhang stattfinde. Platte Schädel kommen auch jetzt noch wenigstens familienweise bei allen europäischen Völkern vor, und gewisse Utensilien und Symbole wurden den Todten der verschiedensten alten Völker in gleicher Weise mit ins Grab gegeben, ohne daß eine Racenverwandtschaft oder auch nur historische Berührung vorauszusetzen wäre.

Auf der Seereise nach Peru beobachtete der Verfasser eine sehr seltene Luftspieglung, nämlich die von vielen Vulkanen über dem Meere. (Theil II. Seite 222 f.)

In Lima fiel dem Reisenden die liebenswürdige Mischung von alterthümlicher Frömmigkeit und Kindlichkeit mit dem modernsten Leichtsinn auf. Wenn hier z. B. eine verheirathete Dame sich gegen das sechste Gebot vergeht, so hat das nicht viel auf sich, sondern wird folgendergestalt erledigt. „Es bestehen dort eigene Bußklöster für solche Fälle, bewohnt blos von alten ergrauten Nonnen und beaufsichtigt nur von einem sehr alten, allgemein würdig anerkannten Priester. In ein solches begibt sich, auf energisches Anrathen des scheinbar beleidigten Ehemannes, die Senorita, und stellt dort Buß- und Betübungen an, fastet und kasteit sich vielleicht mit Maaß und Ziel, ohne Zweifel aber hinlänglich und genügend, denn nach Verlauf von vierzehn Tagen oder drei Wochen verläßt sie in aller Augen vollständig entsündigt das Kloster. Und sie ist wirklich entsündigt, denn Jedermann hat den etwa bekannt gewordenen Skandal vergessen, oder betrachtet ihn wenigstens als ungeschehen. Die Verwandten der Frau, der Mann und seine Angehörige, holen die Weißgekleidete und köstlich Geschmückte an der Pforte des Klosters ab, und führen sie zurück in das ebenfalls verzierte Haus, wo gleichsam eine zweite Hochzeitfeier stattfindet."

Von Peru reiste Herr von Vibra direkt nach Europa zurück. Sein Buch ist in aller Beziehung lesenswerth.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 37. 10. Mai 1854.

Reisen.

2) Eine Weltumseglung mit der schwedischen Kriegsfregatte Eugenie. Von N. J. Andersson. Leipzig, Lorck, 1854.

Die schwedische Akademie der Wissenschaften veranlaßte den Verfasser, das Schiff zu begleiten, welches um die Erde fahren sollte und, nachdem es von November 1851 bis Juni 1853 unterwegs gewesen war und sich an mehreren Punkten länger aufgehalten hatte, glücklich wieder heimkam. Andersson faßt sich über bekannte Dinge kurz, hebt nur hervor, was ihn in vorzüglichem Grade ansprach, und macht davon recht lebendige Schilderungen.

Schon im Canal nimmt er Gelegenheit, ein sehr reizendes Bild der Insel Wight zu entwerfen. „Hier sieht man jene Cottages, welche in unbeschreiblicher Anmuth hinter einem Gehege von Lorbern, Myrten und Epheu liegen, abwechselnd mit dem englischen grünen Graswall, der mit Fuchsia, Hydrangea und allen den Gewächsen reich besetzt ist, welche wir daheim in Treibhäusern gegen einen harten Winter schützen müssen. Hier sieht man diese Gebäude von Kalk und Ziegelsteinen in einem Styl aufgeführt, den ich normännisch nennen möchte, mit einer Menge hervorragender krenelirter Schornsteine, spitzen Bogenfenstern, und die ganze Steinmasse undurchdringlich bekleidet mit Epheu, blühenden Myrten oder Passifloren, die ihr schönes Laubwerk und ihre köstlichen Blüthen mit dichten Haufen von Bignonia radicans verflechten. Es gibt, glaube ich, auf Erden nichts Bezaubernderes als eine solche Cottage. — Man hat die ganze reizende Insel mit ihren Schlössern und Villen unter sich, und in der Ferne das Meer, dessen Grenzen das Auge nicht entdecken kann. Steigt man ins Thal hinab, so findet man sich von Bäumen umgeben, aber man glaube ja nicht, daß es Bäume sind wie die unsrigen! Es sind Ulmen, doppelt so hoch wie die heimathlichen, Akazien und Eichen, vermischt mit angepflanztem Nadelholz, und Alles, Alles bis zur Krone hinauf von Jelänger-Jelieber umschlungen, der soeben seine ganze Blüthenfülle entfaltet hat. Wendet man sich, so steht man vor einem Abgrunde, der mit Grausen erfüllt, ein Bach stürzt sich über den mit wundersamem Farrenkraut bedeckten Rand und tanzt zwischen dichten Büschen und Bäumen in die Tiefe nieder."

Die berühmte Insel Madeira fand Andersson weniger reizend, nämlich gar zu kahl, felsig, öde. Er drang gleichwohl ins Innere ihrer Gebirge ein. Desto mehr rühmt er Rio und Jamaica, von wo aus er ebenfalls in die Urwälder eindrang, doch ohne viel Zeit zu haben. Wieder anlandend in Montevideo, machte er von hier aus einen Ausflug in die Pampas, wo ihn ein Sturm überfiel, ein s. g. Pampero. „Die Dauer eines Pampero steht in umgekehrtem Verhältniß zu seiner Kraftentwicklung (strenge Herren regieren nie lange); der, welchen ich erlebte, dauerte kaum eine Stunde. Vor seiner Ankunft sinkt der Fluß plötzlich, das Barometer fällt, und steigt wieder sowie der Sturm losbricht. Der Himmel ist Anfangs klar und sonnebeleuchtet; der Wind, der gewöhnlich von Osten kommt, wendet sich nach Nord, springt plötzlich nach Nord-Nord-West und Nord-West, dann wird es einen Augenblick vor dem Ausbruche windstill. Der Himmel bedeckt sich mit Wolken, welche vom Sturm gewaltsam gejagt werden und verschwinden. Andere schwarze Wolken steigen im Osten auf und verbreiten sich, und plötzlich steht der ganze Horizont in Flammen. Gelbgrüne Lohen fahren in langen Streifen über das Himmelsgewölbe, der Donner erschallt Schlag auf Schlag, die Winde jagen rasend über die Ebenen dahin, so daß die Kronen

der Bäume sich gegen den Boden niederbeugen, der Regen fällt buchstäblich in Strömen — die ganze Natur ist in Aufruhr. Alle Pamperos sind indeß nicht gleich heftig; einige werden von einem minder gewaltsamen Sturm und minder heftigen Regengüssen begleitet; bei andern donnert es fast gar nicht; aber der, welchen ich geschildert habe, gehört zu den gewöhnlichsten, und es ist ein Schauspiel, das in seiner fürchterlichen Majestät sich recht dazu eignet, eine Vorstellung von der Wuth der Elemente zu geben."

In Buenos-Ayres fand der Reisende damals noch den Dictator Rosas im Besitz der Allgewalt, die derselbe aber wenige Monate nachher verlor, denn Urquiza stand damals schon mit seinem Heer in der Nähe. Der Anblick der blutrothen Soldaten und gesammten Bevölkerung (denn Rosas verlangte von seinen Anhängern diese Farbe) war unsrem weltumsegelnden Schweden sehr widerwärtig. „Man kann sich kaum etwas Wilderes und Schreckeneinflößenderes vorstellen, als diese Soldaten, sowohl hinsichtlich ihrer Bekleidung, wie ihres Aussehens. Auf dem Kopfe haben sie eine wunderlich zusammengebundene Mütze, die wie ein Shawl mit eingesteckten Zipfeln aussieht; über den Achseln trägt der Eine ein rothes Wams, der Andere einen rothen zerlumpten Poncho und um die Beine ein Stück Zeug mit vorn und hinten niederhangenden Enden, das die Hüften wie in einen Sack einhüllt, und worin es die armen Beine sehr unbequem zu haben scheinen. Und nun die Physiognomien! Bald Neger mit dicken Lippen und flachgedrückten Nasen, bald Gauchos mit verworrenem schwarzen Haar, brauner Haut, krummen Nasen und funkelnden Augen, das Ganze eingefaßt mit einem struppigen Kinn- und gewaltigen Knebelbart. Ein einzelnes Exemplar von diesen Soldaten zu sehen könnte charakteristisch genug sein, aber in einem Trupp, Jünglinge und Greise, Große und Kleine, Ganze und Zerrissene, durcheinander gemischt zu finden, das stellt das Bild einer Räuberbande dar, die nach Blut und Geldbeutel dürstet."

Weiter fuhr das Schiff um Cap Horn, landete kurze Zeit in Valparaiso, auf den Guanoinseln und in Callao. Von hier aus besuchte man die peruanische Hauptstadt Lima. Auf der Weiterreise nahm die schwedische Fregatte ein Seeräuberschiff weg, von dem sich die Räuber zwar durch die Flucht retteten, von denen aber doch ein Theil gefangen und hingerichtet wurde. Sie hatten schon mehrere Schiffe ausgeraubt und gräßlich ausgemordet. Indem der Verfasser von Südamerika Abschied nimmt, beklagt er die ewigen Bürgerkriege in den Republiken dieses schönen Welttheils, fügt aber hinzu: „Doch wenn der Blick mit Kummer auf Amerika und dessen Vorzeit ruht, so dämmert ihm Versöhnung in den Zeiten, die da kommen werden. Was hat nicht dieses arme Land zu vergessen? Wie viel Elend haben nicht die neuen Staaten von der alten Gewaltherrschaft geerbt, deren einziges Ziel war, die Adern selbst der Berge auszusaugen! Erwacht ist dieses Land nun, abgeworfen hat es das Joch, das mit dessen Mark verwachsen war, und noch durchzuckt wird von den gewaltsamen Anstrengungen, um frei und mündig zu werden. Ein Staatsleben ist nicht nach einem Menschenalter zu messen. Die Früchte freier Verfassung merkt man erst nach Reihen von Jahren. Und noch ist keiner dieser Staaten über vierzig Jahre alt. Laßt uns noch vierzig Jahre warten, bis der alte Sauerteig verwest, bis ein neues Geschlecht erstanden ist mit neuen Ideen, neuer Erfahrung, neuer Kraft und neuem Leben." Hier urtheilt Herr Andersson ohne Zweifel falsch. Das Unglück fing für Südamerika erst mit der Freiheit an, früher unter spanischer Herrschaft war es glücklich. Die Stadt Lima hatte beinah dreimal so viel Einwohner als jetzt. Die südamerikanischen Spanier waren reich und in alter Frömmigkeit und Einfalt unendlich besser daran, als sie es jetzt sind, seitdem in jeden eitlen Lieutenant der Dünkel gefahren ist, Präsident einer Republik werden zu wollen, und seitdem von Europa und Nordamerika aus an der Aufklärung des vorher bigotten Volks, d. h. an seiner Demoralisirung so eifrig gearbeitet wird, und schon die alten schönen Trachten zu schwinden anfangen und jeder europäischen Modenarrheit folgen müssen. Ueberdies leidet der südliche Himmelsstrich keine Civilisation und Industrie in dem Sinn, wie Herr Adersson zu verlangen scheint. Hier muß die nordische Elasticität, selbst der Yankees, erschlaffen.

Die Fregatte Eugenie segelte von Panama aus über die Gallopagosinseln, wo man noch paradiesische Zustände fand und die Vögel sich furchtlos auf das Fernrohr in der Hand des Beobachters setzten, nach den Sandwichsinseln, die man in blühendem Zustand fand. Dann wieder nach Californien auf derselben amerikanischen Westküste, von wo man hergekommen war. „Man muß bei dem Besuch, und noch mehr bei der Beurtheilung Californiens so wie es jetzt ist, sich in eine ganz eigenthümliche Stimmung versetzen, jeden andern Maßstab bei Seite legen, mit dem man Länder und Völker zu messen gewohnt ist, allen Forderungen an Ordnung entsagen, sich von allen Eindrücken hergebrachter Sinnesweise und Mäßigung in jeder Hinsicht frei machen. Man wandelt hier unter lauter Täuschungen

und gebrechlichen Schöpfungen des Augenblicks. Die Schönheit und Pracht, welche dem Beschauer entgegen zu strahlen scheint, enthält nichts als Leerheit und Elend; das Gediegene, oder vielmehr das, was sich als solches darstellt, zerfällt bei der geringsten Prüfung in Nichts. San Francisco ist ein großer „humbug" (Blase), eine Ironie über die Größe, ein Hohngelächter über das Glück. — Hier liegt eine Stadt mit 70—80,000 Einwohnern, eine Stadt, strahlend in des Goldes und gewerblichen Reichthumes Pracht, in seinem Zauberschloß fabelhafte Schätze verschlossen haltend, und Alles das darbietend, was menschlicher Kunstfleiß und Erfindungsgeist, als das am meisten Raffinirte und Kostbarste — allenfalls für Geld — hervorzubringen vermocht hat. Hier liegt sie, groß und weitausgedehnt, und ladet hierher einen Volksstrom in mächtigen Wogen von Europa, Asien und Australien, und hier werden alle Erzeugnisse der Welt in einen Umlauf gesetzt, dessen schwindelnde Schnelligkeit nur von dem übertroffen wird, mit welchem neue Antriebe zur Production und zum Erwerbe von hier wieder ausgehen. Und diese Stadt, diese Reichthümer, diese Pracht, diese Volksbewegung, dieser wunderbare Umsatz aller möglichen Dinge ist eine Schöpfung von sechs Jahren! Sie ist vor unsern Augen emporgewachsen und hat sich mit jedem Pendelschlag entwickelt! Hier stand noch vor drei Jahren eine Reihe von Zelten, das Feuer fuhr über die neugebauten Wohnungen, und Asche deckte die noch nicht jährigen Baustätten der Stadt; aber gleich dem Phönix hat sie sich erhoben und in gewaltigem Flügelschlage zu Macht und Größe ausgebreitet. — Von öffentlichen Gebäuden hat San Francisco keine große Anzahl. Der Kirchen sind weder viele noch ausgezeichnete; kein Thurm zeigt gen Himmel in einer Stadt, die voll ist von Allem, was irdisch ist. In alten Schiffswracken im Hafen sind mehrere Gotteshäuser eingerichtet, und die Gottesfurcht scheint hier nicht sehr in Aufnahme zu sein. Die Schauspielhäuser haben auch kein besonderes Aeußeres. Das sogenannte „Jenny-Lind-Theater" war jedoch ein ganz solides Gebäude von behauenem Kalkstein, und zeichnete sich durch reine Bauart und schöne Verhältnisse aus."

Die äußere Ordnung fand indeß Andersson viel gesicherter, als früher. „Noch vor wenigen Jahren hatte die Stadt keine geordnete Polizei. Da jedoch Mord und Raub zur Tagesordnung gehörten, vereinten sich wohlgesinnte Bürger zu einem sogenannten Sicherheitsausschusse; Diebe wurden ergriffen, Mörder eingezogen, und mancher Schurke, den des Gesetzes ohnmächtige Hand nicht fassen konnte, ohne weitere Umstände am nächsten Laternenpfahl aufgehängt. Das Lynchgesetz ward mit seiner schnellen unerbittlichen Strenge angenommen, und ihm hat man es zu danken, daß die Sicherheit jetzt musterhaft ist. Man kann — ich versuchte es selbst — seine Sachen legen, wohin man will, auf Straßen, Brücken, Dampfboote oder an öffentliche Orte, und gewiß sein, sie unberührt auf seinem Platze wiederzufinden. Die Polizei ist hier ebenso wohl geordnet und diensteifrig, wie an jedem Orte Europa's. Die Polizeidiener zeichnen sich durch nichts Anderes aus, als durch eine kleine silberne Schaumünze auf der Weste, und, eben so gut gekleidet wie die Vornehmsten, mischen sie sich unter die Menge, und üben mit dem Beistand eines Jeden, den sie darum angehen, ihre beschützende Macht aus."

Andersson besuchte auch die Goldminen. Beim Goldfinden entscheidet nur das Glück. Der Eine wird schnell reich, viele Andere erschwingen kaum die Mittel zur Rückkehr, nicht wenige graben, indem sie Gold suchen, sich nur das eigene Grab. Von Gefahr ist übrigens auch in den abgelegenen Distrikten nicht mehr die Rede. „Ein reicher Mann in Mariposa stand in einem unsittlichen Verhältniß zu der Frau eines Goldgräbers; deshalb angeklagt wurde er ins Gefängniß geworfen; da man aber befürchtete, seine Reichthümer könnten auf die Richter einwirken, rissen die Goldgräber ihn aus den Händen der Polizei und knüpften ihn am ersten besten Baume auf. Gewöhnlich aber bildet sich in der Gesellschaft eine Jury, welche freispricht oder verurtheilt, in welchem letztern Falle die Vollstreckung dem Spruch unmittelbar folgt, und entweder in Abscherung der Augenbrauen und des Haupthaars nebst Ausstoßung aus der Gesellschaft, oder in Prügel mit der Katze, oder im Erhängen besteht. Der Spruch der Jury wird immer befolgt, und eine Appellation gibt es ebenso wenig wie Geldbußen. Das Rechtsverfahren ist also streng und bestimmt; Allen liegt an dessen Aufrechterhaltung, — Alle sind gleich vor diesem Gericht, und man wird nicht viele Beweise anführen können, daß es blind gewesen sei. Deswegen herrscht auch jetzt die größte Sicherheit in den Minen. Keine Thüre wird anders zugeschlossen als mit einem Pflock oder mit einem Ende Strick, und Diebstähle gehören zu den Seltenheiten. Vermißt man etwas, so macht man es am nächsten Baum durch einen Anschlag bekannt, und in kurzer Zeit erhält man meistens das Verlorene zurück."

Nochmals in den stillen Ocean auslaufend gelangte die Fregatte diesmal nach Otaheiti, wo sich der Verfasser ausnehmend wohl gefiel. Seitdem die Franzosen hier gebieten und die Missionäre fast alle fort sind, ist

sehr viel von der alten Fröhlichkeit, aber auch Frivolität zurückgekehrt, wodurch sich die Naturkinder von Otaheiti zu Cooks Zeiten auszeichneten. Hier ein Genrebild: „Die Frauen sind bedeutend kleiner und von jener Ueppigkeit, zu welcher sich die weiblichen Formen entwickeln, wenn sie nie durch Zwang gehemmt werden, und welche deshalb in so hohem Grade zu zeigen geeignet sind, wie „der Schöpfung Meisterstück“ aussehen sollte, um diesen Namen zu verdienen. Das freundliche, angenehme Gesicht mit den schwarzen funkelnden Augen ist meistens von wallenden Locken beschattet; Andere flechten das blauschwarze Haar, dessen Glanz der Gegenstand der Mißgunst mancher wirklichen Schönheit seyn würde, in zwei Flechten, deren Reichthum noch mehr durch einen kokett aufgesetzten Kranz von fein geformten Blättern oder Farrenkräutern, oder durch eine Blume hervorgehoben wird, die geschmackvoll an der Stelle angebracht ist, wo sie am meisten verschönt, die man aber bisweilen auch ins Ohr steckt; bald eine süßduftende Morinda citrifolia, bald ein hochrother strahlender Hibiscus, bald eine gelbe Malva oder ein anderer der Flora geraubter Liebling. In einer einfachen Blouse, die in reichen Falten bis zu den entblößten Füßen niederfällt, stellt diese ganze Gestalt ein Bild von Freiheit und Naturpoesie dar, das, gepaart mit ungekünstelter Anmuth und instinktmäßiger Liebenswürdigkeit, sich gar schön entfaltet. Fügt man nun eine nie unterbrochene Heiterkeit, eine stets offenherzige Freundlichkeit und einen völligen Mangel an aller Sprödigkeit hinzu, so wird man einräumen, daß diese Taheiterinnen wirklich kleine bezaubernde Wesen sind, welche vielleicht nur dadurch etwas weniger gefährlich werden, daß sie ihre Liebenswürdigkeit nicht selbst genug in Ehren halten.“ Auch die Königin Pomare sah der Verfasser einen Walzer tanzen. Die arme Majestät wird von den allein regierenden Franzosen nur eben noch geduldet. Andersson tadelt das bisherige Verfahren der Missionäre, deren düstere Moral und nordische Prosa nun einmal für den Himmelstrich nicht tauge, aber er erwartet noch weniger von den Franzosen, die niemals zu colonisiren verstanden haben.

Die Reisenden fuhren nunmehr nach Neuholland, wo sie alles in Aufschwung fanden, wo aber das Goldsuchen nicht minder wie in Californien jetzt den Leuten den Kopf verrückt und alle alten Verhältnisse stört; ferner nach den Karolineninseln, den Ladronen und China. Von Canton und seinem Straßenlärm begleiten wir den Verfasser in eines jener berüchtigten Blumenschiffe, zu denen so selten ein Europäer Zutritt erlangt. Alles ist hier im Geheimniß eben so seltsam, wie draußen in der Oeffentlichkeit. Unter anderm pflegt hier der vornehme Chinese, um zu wissen, welche von den Schönheiten des Schiffs ihn am meisten liebe, eine Lerche, die er in einem Säckchen bei sich trägt, in aller Form als Orakel zu befragen. — Von China fuhr Andersson nach den philippinischen Inseln, über die er dasselbe irrige Urtheil ausspricht, wie über Südamerika. Hier befindet sich die spanische wie die ursprüngliche Tagalenbevölkerung in einem höchst zufriedenen, patriarchalischen, paradiesischen Zustande, aber weil man denselben katholischen Priestern verdankt, runzelt der schwedische Reisende die Stirne, hält diesen Inselfrieden für eine unerträgliche Dummheit und Bigotterie und klagt, daß die Engländer hier nicht Herren und Gebieter seyen.

Die Rückreise führte über Batavia, Isle de France, das Cap, St. Helena.

Erzählungen.

Die Nachtlampe. II. Von A. von Sternberg. Berlin, Decker'sche Oberhofbuchdruckerei, 1854.

In diesen kleinen Erzählungen erinnert der Verfasser sehr an die frivolen französischen Dichter vor der Revolution. Es sind Märchen mit mehr oder weniger erotischen Pikanterien. Doch mischen sich auch ernste, düstere, gespenstische Phantasien ein. „Der Balsam von Mekka“ bewirkt durch seine Zauberkraft die Verwandlung eines Mannes in ein Weib. Der Verwandelte wird in dieser neuen Eigenschaft eifersüchtig auf seine frühere Gemahlin und bringt sie grausam um's Leben. „Locusta“, eine Zaubergeschichte aus den alten Römerzeiten mit glücklicherem Ausgang, indem ein Paar auf magische Art zuerst zusammengeführte und wieder getrennte Liebende sich wiederfinden. „Günther“, der bekannte schlesische Dichter, der bei herrlichem Talent durch seine Lüderlichkeit zu Grunde ging. Herr von Sternberg hat ihn mit Geist behandelt und die Marmorgestalt noch im tiefsten Schmutz in ihren edlen Zügen aufgefaßt. — „Die Claviermamsell“, eine von ihrem Bräutigam Verlassene, muß sich kümmerlich vom Clavierspielen ernähren und wird einmal in eine Gesellschaft gerufen, in der sie zum Tanze spielen soll und in der ihr Treuloser sich auf's fröhlichste bewegt. Ein Nachtstück, nur Skizze. — „Die Nase des Sultans“, eine Feigenart, deren Genuß die wunderlichsten Träume und Einbildungen erzeugt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Sonnabend, N° 38. 13. Mai 1854.

Geschichte.

Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handschriften. Von Franz Palacky. Dritten Bandes dritte Abtheilung. Prag, Kronberger, 1854.

Nach längerer Unterbrechung erscheint wieder ein Band dieses interessanten Werkes. Derselbe enthält die Geschichte Böhmens innerhalb des kurzen Zeitraums von 1431—1439, allein in diese wenigen Jahre fällt die zweite Hälfte und der Ausgang des Hussitenkriegs, eines der größten Ereignisse in der Geschichte Europa's. Man darf in vieler Beziehung das Constanzer Concil und den Hussitenkrieg als den Wendepunkt bezeichnen, wo das Mittelalter endet und die neue Zeit beginnt, hundert Jahre vor der Reformation, die doch eigentlich nur die Durchführung dessen war, was Huß begonnen hatte. Zudem ist auch auf dem Constanzer Concil zum erstenmal der deutsche Kaiser einem allgemeinen europäischen Congreß, an dem die Gesandten der nicht deutschen Staaten Theil nahmen, untergeordnet worden und hat somit das mittelalterliche System des einen heiligen Reichs dem modernen System des europäischen Gleichgewichts Platz gemacht.

Herr Palacky schreibt mit sehr viel Mäßigung und Objectivität, nimmt aber doch Partei für die Hussiten und läßt nirgends durchblicken, daß im Altkirchlichen, was man aufgab, etwas verloren gegangen sey, wofür die Neuerungen keinen Ersatz boten. Er identificirt die Corruption der Kirchendiener mit der Kirche selbst, ein Vorurtheil, welches zwar die meisten protestantischen und josephinischen Geschichtschreiber von jeher mit ihm getheilt haben, welches aber doch die strengere Kritik der heutigen Geschichtsforschung nicht mehr aushält. Allerdings waren es gewissenlose Päpste, herrschsüchtige und habgierige Bischöfe, üppig gemästete Mönche, war es die weltliche Macht und der irdische Reichthum, war es die ungeheure Zahl der unberufenen Welt- und Klostergeistlichkeit, auf die alle erste Schuld fällt, ja man muß ihnen mittelbar auch die Ausschweifungen der Neuerer zur Last legen, weil ihre schwere Versündigung und unerträgliche Tyrannei die kirchliche Revolution provocirt hat. Bei alledem aber darf man niemals die Miene annehmen, als sey nur das Faule zerstört und nur das Gesunde dafür hergestellt worden. Man stieß nicht nur unwürdige Priester aus der Kirche, sondern man riß auch die ehrwürdige Kirche selber ein; man schaffte nicht nur Mißbräuche ab, sondern auch unschuldige, heilige, unersetzliche Anstalten und Gebräuche. Man meinte, auf den jeweiligen Standpunkt des Parteihasses und der zufälligen Schulbildung etwas feststellen und Glauben dafür erzwingen zu können, worüber immer auf's neue gestritten, was immer auf's neue abgeändert wurde und wovon nach immer fortschreitender Subtraction am Ende nur noch ein dünner Faden des Rationalismus übrig blieb, der im Junghegelianismus vollends ganz abriß. Man hatte sich mit Recht empört über die Unsittlichkeit der Pfaffen, aber man emancipirte sich von der kirchlichen Autorität selber nur, um dem Gott Ego und dem Fleische zu dienen. Diese Unfähigkeit der Revolution, bei aller Berechtigung gegen die Mißbräuche, bei aller Erhabenheit sittlicher Entrüstung, bei aller Elasticität der Geisteskräfte und sogar beim besten Willen das zu ersetzen, was man in der Hast und Uebereilung vernichtete, eine Unfähigkeit, die unsere ganze neuere Zeit charakterisirt, gibt sich schon in den Hussitenkämpfen kund wie in einem vorbildlichen Spiegel.

Der vorliegende Band beginnt mit dem Jahre 1431, in welchem die Hussiten unter Anführung des großen Procop durch ihren glänzenden Sieg bei Tauß über das

vom Kardinal Julian angeführte Kreuzheer den Höhepunkt ihrer Macht erreicht hatten. Der nämliche Kardinal, von Papst Eugen IV. zum Vorsitzer beim Concil in Basel ernannt, hatte sich nunmehr überzeugt, die Hussiten seyen durch keine äußere Gewalt zu bezwingen, sah mit großer Besorgniß das Bündniß derselben mit Polen, das Aufsuchen panslavistischer und zugleich antikirchlicher, ja sogar demokratischer Tendenzen, die Geneigtheit, mit der die deutschen Kleinstaaten und Reichsstädte sich von den Hussiten Frieden erkauften, endlich auch die Sympathie, welche die Hussiten in Frankreich fanden, wo man Geld für sie sammelte 2c., und hielt es mithin für dringend nothwendig, jetzt gelindere Saiten aufzuziehen, Concessionen zu machen und die Hussiten durch Güte zu versöhnen, durch die Versöhnung zu entzweien, zu erschlaffen und so allmählig die Europa drohende Gefahr zu beschwören. Der Papst selbst war es, der ihm am meisten dabei im Wege stand und ausdrücklich die Auflösung des Concils befahl. Aber der Kardinal war einflußreicher als der Papst, belehrte ihn in einem noch erhaltenen höchst interessanten Promemoria und setzte mit Hilfe der weltlichen Fürsten durch, daß der Papst das Concil gewähren ließ, ja daß er sogar eine hussitische Gesandtschaft nach Basel einladen durfte.

Fünfzehn Jahre vorher hatte man beim Concil zu Constanz dem Johann Huß das Geleit gebrochen und ihn und Hieronymus von Prag lebendig verbrannt. Jetzt wußte man nicht Rücksichten und Ehrenbezeugungen genug zu ersinnen, um Hussens Anhängern zu schmeicheln. Procop selber kam nach Basel und Kardinal Julian empfing und umarmte ihn aufs herzlichste. Beide kamen oft im engsten Vertrauen zusammen, um das Schicksal der Kirche und Europa's zu entscheiden. Bei den allgemeinen Versammlungen führten die Böhmen das große Wort und stellten sich stolz und gleichberechtigt dem ganzen Concil gegenüber. Aber der Kardinal sah die Unterhandlung viel richtiger an, als Procop. Schon, schrieb er an den Papst, öffnet sich die Pforte, durch welche die verlornen Schafe in den Stall zurückkehren werden. Procop dagegen bildete sich, wie die meisten fanatischen Hussiten, damals noch ein, das Concil werde eine der böhmischen wenigstens annähernd ähnliche Reformation auf dem ganzen Kirchengebiet durchführen. So lange die böhmischen Gesandten in Basel waren, mußten alle fahrenden Frauen die Stadt verlassen, durfte nirgends Musik gemacht oder getanzt werden, so viel Rücksicht nahm man auf die strengen Hussiten, die sich ihrerseits dadurch täuschen ließen, als ob es dem Concil mit Reformen Ernst sey. Auch hörten die Kleriker die Straf- und Bußpredigten der Hussiten mit überraschender Langmuth an.

Inzwischen wurde es den böhmischen Gesandten allmählig fühlbar, daß es dem Concil keineswegs um eine allgemeine Reform, sondern nur um Beseitigung der Hussitengefahr, um Beschwichtigung und Isolirung des böhmischen Eifers zu thun war, und nun beschloßen sie, wenigstens für sich von dieser Stimmung des Concils möglichst großen Nutzen zu ziehen. Fortan gaben sie es auf, den Deutschen und Welschen zu predigen, und unterhandelten nur noch in engern Comités. Es war aber unendlich schwer, die vermittelnde Formel zu finden, da die Hussiten selbst nicht einmal unter einander einig waren, und das Concil verfehlte nicht, jene Uneinigkeit zu nähren. Die Gesandten verließen Basel ohne Entscheidung, dagegen begaben sich Gesandten des Concils nach Prag, von hier wieder böhmische Gesandten nach Basel und gleichzeitig wurde zwischen den böhmischen Parteien intriguirt, bis endlich die Partei der Mäßigung und des Friedens die Oberhand gewann.

In dem Augenblick, in welchem die bisherigen Lenker der böhmischen Demokratie den unvorsichtigen Krieg gegen alle Welt aufgaben und sich zu einem Frieden, durch den ihre Religionsfreiheit gewährleistet wurde, herbeiließen, rafften sich der böhmische Adel und die gemäßigte Klasse der wohlhabenden Bürger von ihrer bisherigen Niederlage und Unterdrückung auf und formirten eine Partei, die insgeheim mit dem Concil und König Sigmund unterhandelten. An ihrer Spitze stand Herr Meinhart von Neuhaus. Unter den Städten war es zuerst Pilsen, das sich der hussitischen Demokratie widersetzte. Die Hussiten belagerten es, geriethen aber unter sich selber in Zwist. Es war im Herbst 1433, als ein hussitischer Heerhaufen, der in Bayern plünderte, daselbst fast ganz aufgerieben wurde. Horka, der Anführer, wurde bei seiner Rückkehr in's Lager vor Pilsen angeklagt, das Unglück verschuldet zu haben; das Volk wollte ihn zerreißen, Procop beschützte ihn, wurde nun aber selber überwältigt und gefangen gesetzt. Das zog er sich tief zu Gemüthe und obgleich man ihn wieder zum Generalissimus haben wollte, weigerte er sich und ging nach Prag in's Privatleben zurück. Dieses Ereigniß machte erst möglich, daß ein neues Oberhaupt Böhmens in der Person des Herrn Aloys von Riesenburg, der aber nur ein Werkzeug Meinharts war, von der gemäßigten Partei gewählt werden konnte. Die Hussiten vor Pilsen erkannten ihn an; als nun aber der Adel einen bewaffneten Bund bildete und ein Heer sammelte, erkannten sie, wo das alles hinauswolle und beschloßen, der Reaction mit Gewalt entgegenzutreten. Auch Procop

stellte sich jetzt wieder an ihre Spitze. Aber sie unterlagen gleich in der ersten Schlacht bei Lipan 1434.

Die extreme Partei mußte unterliegen, weil es nicht möglich war, den kriegerischen Enthusiasmus immer auf gleicher Höhe zu erhalten, weil die neuen Heiligen und Weltverbesserer, die ursprünglich das Schwert ergriffen hatten, um alle Sünden auf Erden auszurotten, selber nach und nach gemeine Räuber und Plünderer, zuchtlose Rotten geworden waren, und weil ihre Prediger und Apostel sich über Lehrsätze stritten und nie einig werden konnten. Man darf wohl behaupten, daß die hussitische Revolution durch die Corruption der Zeit, durch die Entweihung des Heiligen fast noch tiefer motivirt und berechtigter war, wie die französische am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, und daß auch der Heroismus der Hussiten fast noch energischer sich bewährte, wie der französische. Die Ziska und Procope, die eine Tugendrepublik wollten, machen immer noch einen bessern Eindruck als Robespierre, der dasselbe wollte. In anderer Beziehung war die französische Revolution großartiger, wie sie denn auch einen weiteren Schauplatz hatte. Allein beide große Völkererschütterungen zeigten dasselbe Ergebniß. Der anfangs reine Strom wurde zusehends trüb und vergiftet.

Herr Palacky fährt fort, die damalige Restauration Böhmens zu beschreiben. Nach dem Sieg der gemäßigten Partei schloß dieselbe rasch mit dem Concil Frieden und führte den lange verbannten König Sigmund wieder in Prag ein. Indessen war die Restauration nur eine politische, in Bezug auf ihren Glauben ließen sich auch die gemäßigten Hussiten die Zugeständnisse nicht mehr entreißen, zu denen das Concil sich bereits herbeigelassen hatte. Die s. g. Prager Compaktaten sicherten ihnen den Gebrauch des Kelchs 2c. und Rockyzana, ihr priesterliches Haupt, wurde Erzbischof von Prag. Allein diese neue Kirche, innerhalb der alten vertragsmäßig geduldet, hörte doch auf, eine Propaganda zu seyn. Sie war auf die böhmische Nationalität um so mehr beschränkt, als die Art, wie die Hussiten überall an den Grenzen geraubt, gebrannt und gemordet hatten, Jedermann auch vor ihrer Lehre Widerwillen eingeflößt hatte.

Der Verfasser erzählt noch, wie der alte Sigmund starb, sein Erbe Albrecht von Oesterreich sich mit Polen um Böhmen schlagen mußte und frühzeitig dahinstarb, worauf sich eine neue Periode der böhmischen Unabhängigkeit unter Georg von Podiebrad vorbereitete.

Gedichte.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesammelt von v. Arnim und Brentano. Nach v. Arnims handschriftlichem Nachlaß herausg. von Ludwig Erk. Berlin, Expedition des v. Arnim'schen Verlags, 1854.

Zugleich als der 21ste Band der Werke Arnims oder des 5ten seines Nachlasses erschienen. Wie im Druck und Format, so entspricht es auch im Inhalt ganz den früheren Bänden, die sich einer so regen Theilnahme zu erfreuen gehabt haben. Die Töne des Wunderhorns haben manches schlafende deutsche Herz geweckt in der schlimmen Napoleonischen Zeit. Sie zuerst schlugen den echten volksthümlichen Ton wieder an und verscheuchten die Gespenster aus der Renaissance im Morgenduft und Morgenlicht des schönen heimathlichen Bodens.

Die hier vorliegende Auswahl ist vortrefflich. Gleich die ersten Lieder gehören zu den schönsten:

Es steht ein Lindlein in diesem Thal,
Ach Gott, was thut sie da?
Sie will mir helfen trauern,
Daß ich kein Buhlen hab. :,:

So traur, du feines Lindelein,
Und traur das Jahr allein!
Hat mir ein braunes Maidlein verheißen,
Sie wöll mein eigen sein. 2c.

* * *

Es steht ein Lindlein in jenem Thal,
Ist oben breit und unten schmal;
Darauf da sitzt Frau Nachtigall,
Das kleine Waldvögelein vor dem Wald.

„Sing an, sing an, Frau Nachtigall,
Du kleines Waldvögelein vor dem Wald!
Sing an, sing an, du schönes mein Lieb!
Wir zwei müssen uns scheiden allhie.“ 2c.

* * *

Schein uns, du liebe Sonne:
Gieb uns ein hellen Schein!
Schein uns zwei Lieb zusammen,
Ei die gern bei einander sein!

Dort fern auf jenem Berge
Leit sich ein kalter Schnee;
Der Schnee kann nit zerschmelzen,
Gottes Will der muß ergehn.

Gottes Will der ist ergangen,
Zerschmolzen ist der Schnee.
Gott gesegen euch, Vater und Mutter!
Ich seh euch nimmermeh.

Ebenso schön und eigenthümlich sind die Balladen, in denen kleine tragische Begebenheiten mit einer dem deutschen Lied vorzugsweise eigenen Innigkeit und rührender Naivetät oder auch komische Begebenheiten mit dem gesundesten Humor erzählt werden. Von jener Art ist ein schlesisches Volkslied, gewiß älter als Bürgers Leonore, an welche es erinnert:

Es ging ein Knab spazieren,
Spazieren bei der Nacht,
Er ging unter Feinslieb Fenster:
„Ei schläfst du oder wachst?"

„Ich schlafe nicht, ich wache,
Ich aber kenn dich nicht." —
„Steh auf und komm zum Fenster!
Vielleicht erkennst du mich."

Sie stand auf und ging zum Fenster,
Sie aber erkannt ihn nicht:
„Du riechst mir so nach Erde,
Oder bist du selber der Tod?"

„Riech ich dir so nach Erde?
Ich liege schon längst darin;
Ist heute schon acht Jahre,
Daß ich gestorben bin.

„Geh, rufe dein Vater und Mutter,
Das ganze Hausgesind!
Geh, rufe deine Schwester und Bruder!
Der Bräutigam ist schon da."

Und wie sie das erste Mal läuten,
Da war die Braut schneeweiß.
Und wie sie das zweite Mal läuten,
Da brach ihr aus der Schweiß.

Und wie sie das dritte Mal läuten,
Da nahm sie ein glückselig End;
Sie sind mit einander verschieden,
Verschieden aus der Welt.

Es sind zwei Liebchen verschieden,
Verschieden bei der Nacht;
Gott selber war der Priester,
Der sie getrauet hat.

Zu den vielen Liedern dieser Art gehört auch eine ausgezeichnet schöne Legende von der h. Ottilie, ein im Kölnischen und im Volksmunde lebendes Lied.

Odilia die war blind geboren,
Ihr Vater war ein zorniger Mann:
Er ließ ein Fäßchen binden, ja binden.

Er schlug dem Fäßchen einen Boden ein
Und setzte die heilige Odilia drein,
Er setzt sie auf das Wasser, ja Wasser.

Sie schwamm wohl fort drei Tag und Nacht,
Sie trieb dem Müller vor das Rad:
Das Rad und das blieb stehen, ja stehen.

Der Müller aus der Mühle sprang:
„Ach Gott, was ist vor meinem Rad,
Daß mir das Rad steht stille, ja stille!"

Er schlug dem Fäßchen einen Boden aus
Und zog die heilige Odilia draus,
Und zog sie aus dem Wasser, ja Wasser.

Er zog sie auf bis ins zwanzigste Jahr,
Bis daß Odilia ein wackres Mädchen war:
Da ging sie über die Straße, ja Straße.

Da sagten all die Bürgersleut:
Odilia wär ein gefundenes Kind,
Gefunden in dem Wasser, ja Wasser.

„Und eh ich will heißen ein gefundenes Kind,
Viel lieber will ich suchen meinen Vater geschwind,
Meine Mutter will ich beweinen, ja weinen!"

Sie kniet auf einen Marmelstein,
Sie kniet sich Löcher in ihre Bein,
Und betet für ihren Vater, ja Vater.

Sie betet drei Tag und auch drei Nacht,
Bis daß der höllische Satan kam
Und bracht ihren Vater auf dem Rücken, ja Rücken. —

Das wird nicht geschehn mehr mein Lebenstag,
Daß ein Kind seinen Vater erlöset hat
Wohl aus den höllischen Flammen, ja Flammen!

Mehrere Lieder sind nur Varianten zu andern, die schon in andern Sammlungen, zum Theil in den früheren Bänden des Wunderhorns selber standen, z. B. vom Ullinger, vom Lindenschmidt ꝛc. In der humoristischen Gattung ist eines der besten Lieder das vom Schreiber:

Ein Schreiber war in ein Weinfaß gefallen
Und schier darin ertrunken,
Und ungefähr,
Fiel es nicht schwer,
Im Trog war schier versunken.

Nach Krebsen thät er greifen tief
Und beide Arm ausstrecken:
Das Wasser ihm
In Wams einlief,
Thät Füß gen Berg aufrecken. ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 39. 17. Mai 1854.

Neuere Geschichte.

Die allgemeine Geschichte von 1815 bis 1852. Ein Buch für's Haus und jeden Gebildeten. Von Prof. Dr. K. W. Böttiger. Frankfurt a. M. und Erlangen, Heyder und Zimmer, 1854.

Die Geschichte der neueren Zeit ist nicht blos deswegen schwer zu beschreiben, weil über den Beweggründen der wichtigsten Ereignisse der Schleier des Staatsgeheimnisses liegt und weil eine Menge Rücksichten die Charakteristik hochgestellter Persönlichkeiten noch nicht ins Klare treten lassen, sondern auch hauptsächlich darum, weil der Geschichtschreiber noch mitten in einer Bewegung steht, die ihr Ziel und Ende noch nicht gefunden hat. Zwar behauptet jede Partei, das Jahrhundert steure ihrem Ziel zu, aber die andere Partei behauptet das Gegentheil. Am Ende werden beide nur getrieben, ohne daß sie es wissen.

Herr Böttiger hat sich alle Mühe gegeben, die Thatsachen kurz, klar, möglichst vollständig wenn auch nur in Skizzen darzulegen, und sein kleines Buch gewährt wirklich eine gute Uebersicht und ist viel reicher, als sein Umfang erwarten läßt. Auch in Bezug auf die Tendenz ist er bemüht gewesen, unpartheisch, möglichst objectiv zu bleiben. Man bemerkt sehr deutlich, daß die Erfahrungen der Jahre 1848 und 1849 ihn ernster gemacht haben. Er mißkennt nicht, wie vieles im s. g. Fortschritt unserer Zeit nur ein fruchtloses Abhetzen und Irrelaufen ist. Er wird ein paarmal sogar recht fromm, aber die mißliebigen Seitenblicke, die er andrerseits auf die Kirche fallen läßt, beweisen, daß er sich doch noch nicht selber klar geworden ist über die absolute Unmöglichkeit, die Massen fromm zu erhalten oder zu machen ohne specifisch kirchliche Mittel. Das ist eine Täuschung, in der unzählige Gebildete, s. g. Liberal-Conservative befangen sind. Moral, Religion, o ja! aber nur keine Pfaffen, nur keine Hierarchie, nichts Mystisches, Pietistisches! Da soll nun die rationalistische Erziehung, es sollen die Schullehrerseminare rc. helfen und den Mangel ersetzen. Aber das Ergebniß ist eine Verwilderung der Lernenden und der Lehrer. Die Moral wird langweilig, das rationalistische Frommthun unerträglich, weil die Tiefe, der Ernst und die Zucht fehlen, weil alles fehlt, was eben nur die Kirche hat und haben kann. Herr Böttiger hängt zu sehr diesem Vorurtheil der gebildeten Klassen an. Er verhorrescirt zwar die wilde Demokratie des Jahres 1848, aber auch der Schweizer Sonderbund ist ihm gerade wegen seiner Kirchlichkeit zuwider.

Als Charakterzug der vierzig Jahre, die er schildert, bezeichnet er den Kampf um die Constitutionen und der Partheien innerhalb des constitutionellen Lebens. Aber er vermag diesen Kampf nicht mehr mit der Frische aufzufassen, wie in der Rottek-Welkerschen Zeit. Bittere Erinnerungen an die letzten Revolutionen mischen sich ein. Nur gleichsam seufzend mahnt er daran, daß zwischen Revolution und Reaction hindurch am Ende doch die Reform sicherer steure. Dann beschleicht ihn wieder ein Zweifel an den Massen nicht allein, sondern auch an den Gebildeten, die auf diese Massen einwirken, und er bricht in das Stoßgebet aus: „werden wir besser, dann wirds besser seyn." Erst der Hinblick auf die enormen Erfindungen, Verkehrserweiterungen rc. gibt ihm wieder Schwung. „Das europäische Staatensystem weicht einem Weltstaatensystem. Eine nordamerikanische Präsidentenrede wird in fünf Erdtheilen mit höchstem Interesse gelesen, und des Handels wegen Amerika mit Eisenbahn und Canal durchschnitten. Auf den Mauern chinesischer Städte bliesen Engländer God save the queen und rule Britannia, und Chinesen bauen im goldreichen

Californien ihre Götzentempel. Ein König von Taiti übersetzt das Evangelium St. Lucä und in Calcutta erschien eine Ausgabe von Tacitus Germania. Der türkische Sultan wohnt Doctorexamen bei und auf der Universität Athen wird auch von Schiller und Göthe gesprochen. Eine türkische Brust trägt das Bild des Papsts, und der reichste Jude den Orden des Erlösers. In Jerusalem predigt ein von England und Preußen eingesetzter protestantischer Bischof, und die Schutzhoheit über die dortigen heiligen Stätten konnte Frankreich und Rußland entzweien. In Ninive gräbt man den alten Königspalästen nach, und in London baut man Paläste aus Glas und Eisen für Weltausstellungen. Ein Hamburger Kaufmann wird als Christ Pascha von drei Roßschweifen und dann deutscher Reichsminister, und flüchtige Ungarn und Italiäner conspiriren in England gegen die Ruhe Oesterreichs und Italiens. Das auf seine Freiheit eifersüchtigste Volk Europas unterwirft sich ruhig dem Staatsstreich eines Dictators, der sich als Kaiser planvoll einen parvenu nennt. Ein deutscher Gelehrter weist nach, wie Berlin auf lauter Schaalen von Infusionsthierchen gebaut ist, und ein anderer schätzt die Billionenmeilenweiten der Welteninseln, von denen unser ganzes Sonnensystem nur ein kleines Theilchen ist. Aus Peru wird Vogelmist (Guano) geholt und deutsches Feld damit gedüngt, und unterseeische Telegraphen verbinden England und Frankreich, bald vielleicht Europa, Amerika und Afrika. Königin Victoria's Parlamentseröffnungsrede war nach einer Stunde schon in Napoleons III. Händen. Unser Goldreichthum wächst jährlich um mehrere 100 Millionen, und doch wächst die Verarmung Europa's so, daß jährlich fast eine halbe Million Menschen in fremde Erdtheile auswandert!"

Das sind die zwei in den Vorworten ausgesprochenen Grundgedanken, 1) Europa ist im constitutionellen Kampfe ermattet und die gemäßigte Partei, welcher der Sieg gebührt, ist von den extremen Parteien zurückgedrängt worden; 2) der große Weltverkehr reißt immer mehr alles in seine Strömung hinein und ist vielleicht berufen, uns von manchem Streit abzubringen, in den wir uns daheim verbissen haben. Am Schluß fügt der Verfasser noch den Trost hinzu 3): „Es liegt in der Zeit und den Verhältnissen eine Macht, in den Dingen eine sich fortbewegende, aber auch eine ausgleichende, versöhnende Kraft, in die man nicht störend und hindernd hineingreifen soll. Wer vermessen in das Rad der Zeit greift, sehe zu, daß er nicht von ihm zerschmettert werde. Wir klagen und schelten über Reaction und bekämpfen sie durch Revolution. Aber beide unterliegen jener gewaltigern Kraft und Macht der ausgleichenden Zeit. Reaction ist nur der scheinbare Rückgang der Spirallinie, die dennoch ewig höher oder vorwärts geht."

Das scheint uns etwas zu allgemein gehalten. Reaction und Revolution sind gar zu allgemeine Begriffe. Oft waren es die allerconservativsten Interessen, um deren Erhaltung man revolutioniren mußte, und ebenso oft waren es die allerlegitimsten Regierungen, welche selber Revolution machten. Die Geschichte der neueren Zeit muß auf andere Gegensätze zurückgeführt werden.

Geht man blos von der s. g. äußeren Politik aus, so ist die Geschichte der letzten vierzig Jahre hauptsächlich eine Entwicklung der russischen Präponderanz, durch die gegenwärtig das europäische Gleichgewicht ebenso gestört erscheint, als es vor dieser Periode durch das Uebergewicht Frankreichs gestört gewesen ist. Revolution und Reaction im übrigen Europa haben weniger auf eigene Rechnung gekämpft, als sie alle beide nur Rußland dienstbar gewesen sind. Wer möchte nun den unfruchtbaren Verfassungsstreit im Westen für wichtiger nehmen wollen, als die reelle Machtvergrößerung Rußlands und seinen überwältigenden moralischen Einfluß auf die meisten europäischen Kabinette? Wenn deutsche Professoren noch eine Geschichte des Constitutionalismus schreiben zu können vermeinen, wird ihnen vielleicht bald ein russischer General sagen: ihr Thoren, es war nur eine Geschichte der Vergrößerung Rußlands.

Die Verfassungskämpfe haben die Erfolge nicht erreicht, um derentwillen sie begonnen worden sind. In Frankreich haben sich alle Parteien abgehetzt, an einander zerrieben und einer neuen absoluten Gewalt das Feld geräumt. In Deutschland ging der Verfassungssturm des Jahres 1848, in dem alle früheren Stürme der Einzelstaaten in eine Richtung gebracht werden sollten, gleichfalls in eine matte Windstille über. Die politischen Theorien haben sich erschöpft, die Parlamentsredner haben sich gewissermaßen selber zu Tode geschwazt; durch allzuviele Reden verlor die Rede jene Wirkung, die ihr sonst wohl nicht gefehlt haben würde. Dagegen sind neue Interessen aufgetaucht und haben dringend Befriedigung verlangt. Keine Theorie vermochte den Hunger zu stillen. Die auf Theorien aufgebaute moderne Gesetzgebung hat die alten sichern Existenzen in fast allen Ständen gefährdet und untergraben und ein Proletariat geschaffen, das in der tiefsten Schichte der Gesellschaft furchtbar um sich greifend zugleich bis in den Fürstenstand hinaufreicht. Die praktische sociale Frage ist mithin zu einer Wichtigkeit gelangt, vor der die theoretische Verfassungsfrage nicht mehr Stich hält. Das Volk will leben. Das ist die Parole in Deutschland geworden, wie in Frankreich. Will man billig seyn, so muß man

sich eingestehen, daß manche Agitation, die man als politische Rebellion bekämpft hat, nur von socialer Natur und im Zweck conservativ gewesen ist, während die Regierungen, die dagegen stritten, selber auf dem Boden der Revolution standen. Der Socialismus z. B. ist im Grunde eine Reaction. Das hungernde Volk sucht in der allgemeinsten Association doch eigentlich nur das wieder, was es durch die moderne Gesetzgebung verloren hat, die Sicherung der Privatexistenz, die ihm das geschlossene Gütersystem auf dem Lande, die Innungen in den Städten in früherer besserer Zeit gewährleistete. Auch die massenhafte Auswanderung nach Nordamerika hat keinerlei politischen, sondern nur einen socialen Grund. Man sucht in Amerika nicht die republikanische Regierungsform, sondern Brod.

Neben der socialen Frage ist die kirchliche in den Vordergrund getreten. Herr Böttiger hätte wohl schärfer hervorheben sollen, wie und warum die Aufklärung des philosophischen Jahrhunderts einem neuen Aufschwung des religiösen Bewußtseyns und kirchlichen Lebens in allen Confessionen hat weichen müssen. Auch in dieser Frage sind die politischen Standpunkte nur zu oft verrückt worden. Die Kirche, das conservativste Institut in der Welt, wurde vom Staat angefeindet. Man begünstigte offiziell den Unglauben auf Universitäten, Schullehrerseminaren und in der Presse, während man katholische Bischöfe und fromme Altlutheraner verfolgte. Es scheint jedoch ein Verhängniß, eine wunderbare Fügung und Gnade Gottes zu seyn, daß sich die Regierungen so lange in diesem tiefen Mißverständniß befangen sahen, denn nur unabhängig vom Staate, nur mißachtet und verfolgt vom Staate vermochte das kirchliche Princip sich in seiner Reinheit und wahren Kraft zu entfalten und in jener Unbefangenheit vom Volk aufgenommen zu werden, die ihm heute seine unermeßliche Popularität sichert.

Der ganze lange europäische Verfassungsstreit ist nun zu dem unerwarteten Resultate gediehen, daß es sich jetzt viel mehr um die russische Machtfrage, um die sociale und kirchliche Frage handelt, als um irgend welche Verfassungsfrage. Auch Napoleon befand sich noch auf einem jetzt bereits überwundenen rein politischen Standpunkt, als er weissagen zu können glaubte, Europa werde republikanisch oder kosakisch werden. Der Kampf gegen Rußland wird für die europäischen Verfassungen weit ungünstiger seyn, als für die socialen Interessen und für die abendländischen Kirchen. Es ist auch nicht die Revolution, die sich gegen Rußland waffnet und das republikanische Banner voranträgt. Es sind sehr legitime Monarchen, die nur für das unerläßliche europäische Gleichgewicht und für die Freiheit des Handels, endlich zum Schutz der abendländischen Kirchen gegen die ausschließliche Uebermacht des russischen Staates und der russischen Kirche in die Schranken treten. Im Widerspruch mit Napoleons Versicherung ist die Revolution nicht im Kampf mit Rußland begriffen, sondern gewissermaßen dessen heimlicher Bundesgenosse. Die Revolution wird niedergehalten, indem man sich gegen Rußland rüstet. Auch wenn in diesem großen Kampfe die westliche Coalition den endlichen Sieg davonträgt, wird Mazzini, wird Kossuth, wird die jungeuropäische Republik nichts dabei gewinnen. Wohl aber wird das sociale Bedürfniß eine ersehnte Befriedigung erhalten durch Oeffnung des Handels, vielleicht der Colonisation im Orient.

Literärgeschichte.

Robinson und die Robinsonaden. Vortrag von Hermann Hettner, Prof. in Jena. Berlin, W. Hertz, 1854.

Jeder gebildete Leser kennt den Robinson Crusoe, aber nur wenige wissen etwas von der Entstehung dieses merkwürdigen Buches. Herr Hettner gibt in vorliegendem kleinen Aufsatz darüber ausführlichen Aufschluß.

Verfasser des Buchs war der Engländer Defoe, geb. 1661, ein leidenschaftlicher Dissenter, Todfeind der katholischen, wie der Hochkirche, daher auch eifriger Theilnehmer an der Opposition gegen die Stuarts. Er begann seine literarische Laufbahn mit einer Satyre auf die „Schwarzröke", d. h. die hochkirchliche Geistlichkeit, griff aber bald auch die Dissenters selber an, weil sie unter König Jakob II., zufrieden mit der kirchlichen Duldung, die sie erlangten, die politischen Rechte opferten. Nun sah er sich von allen Parteien verlassen und war zugleich verarmt. Da gab er das Buch essay of projects heraus, eine Fundgrube für neue Ideen in Bezug auf Banken, Assecuranzen, Sparkassen, Verkehr, Polizei, Erziehung &c., das Vorbild für Justus Mösers Phantasien, das Lieblingswerk Benjamin Franklins. Mittlerweile kam Wilhelm von Oranien auf den Thron, den Defoe sehr hoch hielt, aber bald starb. Als die Dissenters unter der Königin Anna neue Verfolgungen erlitten, nahm sich Defoe ihrer wieder an und schrieb eine Satyre, die ihm zweijährige Gefangenschaft und Ausstellung am Pranger zuzog. Er hatte eine Ode auf dem Pranger gedichtet, „die uns noch jetzt erhalten ist und die in den ergreifendsten und gluth-

vollsten Worten von der Kraft der Wahrheit singt und von dem Ruhme, für sie leiden zu dürfen. Die Hymne wurde an demselben Tage ausgegeben, an dem Defoe zum ersten Male öffentlich ausgestellt wurde. Das Volk drängte sich an ihn heran, belegte den Platz, auf dem er stand, mit Blumenteppichen, Kränze über Kränze wurden ihm zugeworfen, ein Lebehoch erschallte nach dem andern." Aus dem Gefängniß schrieb Defoe ein review, „das erste in England, was ein Volksblatt im ächtesten Sinne des Worts war, später von Steele und Addisson im Tatler und Spectator nachgeahmt wurde und deshalb recht eigentlich als der erste Anfang des englischen Zeitschriftenwesens zu betrachten ist."

Im Jahre 1704 aus dem Kerker entlassen, trat Defoe in das engste Vertrauen des Ministers Lord Harley, der ihn zu den wichtigsten Geschäften brauchte und namentlich die staatliche Vereinbarung Schottlands mit England in seine Hände legte. Defoe versäumte aber, seine Zukunft zu sichern.

Als Georg I. auf den Thron kam, wurde Defoe übergangen und zog sich aus Ekel vor der Kriecherei, die den Hof umgab, in die Einsamkeit zurück, immer noch arm und jetzt schon ergraut. In dieser philosophischen Einsamkeit schrieb er nun den berühmten Robinson Crusoe. Kurz vorher war die Lebensgeschichte des Alexander Selkirk erschienen, eines Matrosen, der auf einer Insel im Ocean vier Jahre lang völlig einsam zugebracht hatte. Davon entlehnte unser Defoe die Situation des Robinson, trug aber in den Charakter desselben eine ganz neue philosophische Idee ein. „Eine einsame wüste Insel, darauf ein einsamer armer verschlagener Matrose! Man sollte meinen, es sei kaum möglich, eine spannende Handlung, geschweige denn gar eine nur einigermaßen befriedigende geistige Bedeutung aus einem so dürftigen Stoffe herauszubringen. Aber wie unter einem Zauberstab gewinnt hier Alles Leben und Bewegung. Die Noth des täglichen Bedürfnisses führt unsern Robinson von Erfindung zu Erfindung. das Gefühl seiner Hülflosigkeit und die Freude und der Dank, wenn irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß diese Hülflosigkeit verringert und mildert, erwecken in seinem öden Innern die zarten Regungen religiösen Gottvertrauens, das Hinzutreten seines treuen Genossen Freitag und späterhin der andern Matrosen, die von den englischen und spanischen Schiffen kommen, und die damit verbundene Nothwendigkeit, auf neue Erwerbsquellen zu denken, und durch Gesetze und Strafen alle Spaltungen und Störnisse des kleinen Gemeinwesens zu unterdrücken und unschädlich zu machen, entfalten das erste Entstehen, Wachsen und Daseyn des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft. Kurz, es entrollt sich ein Bild vor uns, so groß und gewaltig, daß wir hier noch einmal die allmälige und naturwüchsige Entwickelung des Menschengeschlechts klar überschauen. Der Robinson ist, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, eine Art von Philosophie der Geschichte. Und gerade in dieser Hinsicht ist es ein gar nicht genug zu bewundernder Meistergriff unsers bewunderungswürdigen Dichterwerks, daß die Persönlichkeit Robinsons sich durch keine besondere Eigenthümlichkeit oder durch besonders hervorstechende Fähigkeiten auszeichnet, daß Robinson so zu sagen ein ganz gewöhnlicher Durchschnittsmensch ist. Zuletzt tritt in Robinsons neuem Staate ein alter ehrwürdiger Geistlicher auf, der die religiösen und sittlichen Angelegenheiten leitet und regelt. Mit Ausschluß aller trennenden Glaubensbekenntnisse bringt er einzig und allein auf fromme Gottesverehrung und auf ein tüchtiges und tugendhaftes Leben. Dieser Prediger der religiösen Duldsamkeit ist durch und durch das Ebenbild, wenn nicht das Vorbild von Lessings Nathan dem Weisen."

Gewiß eine sehr interessante Erscheinung dieser Robinson Crusoe, und wir stimmen ganz mit dem Verfasser überein, wenn derselbe die Bedeutung dieser Schrift für die gesammte Bildung und Gesinnung der Neuzeit hervorhebt. Nur vermissen wir auch nur die leiseste Andeutung eines Zweifels, ob denn dieser geistreiche Defoe auch berechtigt war, sich eine neue Welt aus sich selber zu construiren? Wie anziehend immer sein junger Insulaner ist und das Werden und Wachsen seines kleinen Staats, so bleibt dennoch das alles ärmlich gegen die Genesis. Wir haben ja schon eine heilige Geschichte der Menschheit und ihres ersten paradiesischen Morgens, und in ihr ist die Menschheit viel wahrer und tiefer erfaßt. Robinson Crusoe und sein kleiner Musterstaat ist doch nur das Produkt einer sehr späten Reflexion, der Toleranzprediger am Schluß aber ist vollends modern par excellence. Man kommt damit nicht aus, die große Welt zu verachten und sich eine kleine Welt, wie ein Kindergärtchen, zurecht zu machen. Und die Hoffarth, der Mensch könne sich aus eigener Kraft das Paradies wieder erobern, wird schon dadurch beschämt, daß alle jene insularischen Musterstaaten eine höchst langweilige Schulmeisterei und Polizei handhaben.

Defoe hat noch eine Menge zwar jetzt vergessene, doch nicht uninteressante Romane geschrieben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 40. 20. Mai 1854.

Politische Schriften.

Aktenstücke der Russischen Diplomatie. Herausg. und eingeleitet von Friedrich Paalzow. Erste Lieferung. Berlin, Franz Duncker, 1854.

Es ist sehr verdienstlich, diese Aktenstücke zusammenzustellen. Sie dienen am besten, über Rußlands wahre Absichten aufzuklären.

Das erste ist das „geheime und vertrauliche Rundschreiben an die diplomatischen Vertreter des russischen Kabinets in Deutschland vom Jahr 1834, bestimmt, den Regierungen, bei denen sie beglaubigt sind, theilweis oder vollständig mitgetheilt zu werden.“ Es nimmt vorzugsweise Bezug auf die Vorgänge in Deutschland in Folge der Julirevolution. Es greift aber noch weiter zurück, indem es die Sympathien, die alle Revolutionsversuche in Europa bei den deutschen Liberalen gefunden haben, bis zum Aufstand der Griechen verfolgt. „Da brannte der griechische Freiheitskampf auf. Man erinnert sich noch sehr wohl der bis zum höchsten Enthusiasmus gesteigerten Theilnahme, mit welcher man diesem Kampfe in Deutschland zusah. Alle früher zum Stillschweigen verwiesenen Demagogen konnten nun im Namen der Humanität, der europäischen Civilisation, des klassischen Alterthums und der christlichen Religion wieder laut werden.“ Das ist eine Anschuldigung des deutschen Liberalismus, die auf Rußland selber zurückfällt, denn bekanntlich war es Rußland, was den ersten Aufstand in Griechenland eben so angezettelt und begünstigt hat, wie den heutigen. Es steht der russischen Diplomatie schlecht an, die deutschen Philhellenen anzuklagen. Rußland bedient sich der Revolution, wie jedes andern Mittels, das zum Zweck führt, und lacht die deutschen Thoren aus, die sich von ihm überreden lassen, man müsse die Revolution aus Princip bekämpfen.

Indem die Denkschrift auf die polnische Revolution von 1831 zu sprechen kommt, rühmt sie Preußen. „Der würdevolle Ernst, mit welchem die preußische Regierung die polnische Revolution verfolgte, hat Deutschland im Jahre 1832 wesentlich gerettet.“ Es versteht sich von selbst, daß dies nur ein Compliment ist, zum Dank für die Unterstützung, welche Preußen im Jahr 1831 den russischen Waffen gegen Polen angedeihen ließ. Bekanntlich wäre Paskiewitsch nicht über die Weichsel gekommen, wenn ihm die Preußen nicht den Uebergang bei Thorn geöffnet hätten.

Mit anscheinend großer Ruhe und Objectivität und mit der Miene einer zärtlichen Besorgniß um Deutschlands Wohl sagt die Denkschrift den deutschen Mächten die größten Perfidien. Es ist, wie wenn der Fuchs den Gänsen predigt. Die Absicht Rußlands war dabei keine andere, als Preußen mit Oestreich und wieder die deutschen Mittelstaaten mit beiden zu entzweien, um ihnen allen zuletzt das russische Protectorat aufzudringen. Preußen wird vorzugsweise begünstigt und belobt. Die russische Denkschrift behauptet, Oestreich gehöre eigentlich nicht zu Deutschland, Preußen sey der natürliche Vertreter des deutschen Geistes &c. Sogar die Freiheit der Lehre, der Presse nimmt die Denkschrift gegen Oestreich in Schutz und rühmt Preußen, daß es jene höchsten Güter der deutschen Nation zu erhalten wisse. „Preußen repräsentirt den Protestantismus und darin die deutsche Aufklärung, und wird als deren Repräsentant bei der Mehrzahl der Deutschen stets in größerer Achtung stehen, als Oestreichs System, das menschliche Denken in mathematische Formen einzusperren, wie in einen Käfig.“ Oestreich wird ganz hintangeschoben. Sogar die Einheitsbestrebungen der deutschen Nation werden S. 15 schadenfroh erwähnt, um zu zeigen, wie auch diese Antipathien gegen Oestreich erwecken müßten, weil es selbst aus so vielerlei Nationen bestehe. Dann

wird triumphirend auch noch die Aufklärung unter die Bundesgenossen gegen Oestreich aufgenommen: „Und gewiß verdient auch die zunehmende Freisinnigkeit in den religiösen Ansichten, trotz alles mächtigen Entgegenwirkens der katholischen Geistlichkeit große Beachtung. Ueberhaupt ist Oestreichs relatives Ansehen sowohl im großen europäischen Föderativsystem als in dem besonderen deutschen Bundesverhältniß eher im Abnehmen als im Zunehmen. Seine passive Haltung in allen Angelegenheiten, welche Europa das letzte Decennium hindurch bewegt haben, seine negative Politik, und seine fortwährende Finanznoth haben es niedergedrückt und ihm wesentlich das Ansehen geraubt, auf welches es vermöge seines Länderumfanges, seiner guten geographischen Lage, seiner Volkszahl und seines inneren Wohlstandes sonst Anspruch machen könnte. Oestreichs Stabilitätssystem ist alt, aber so wenig edel als der Zeit angemessen; auch hat man nicht vergessen, daß die Ferdinande mit diesem Systeme Deutschland zu unterjochen versucht hatten." In diesem lieberalen Tone pfeift der russische Lockvogel von 1834.

Nachdem aber Oestreich gehörig abgefertigt ist, gilt es, das Preußen gespendete Lob geschickt wieder zurückzunehmen und auch gegen Preußen die perfidesten Verdächtigungen auszustreuen. Damals war der Zollverein etwas Neues und Rußland ein Dorn im Auge. Dieser Zollverein mußte daher als ein preußischer Usurpationsversuch den Mittelstaaten warnend denuncirt werden. Preußen, sagt die Denkschrift, gehe darauf aus, die Industrie der Mittelstaaten zu untergraben, diese Staaten erst ökonomisch, dann politisch von sich abhängig zu machen. „Die Unbehaglichkeit, welche durch den industriellen Druck in allen kleinen deutschen Staaten gegen Preußen hervorgerufen werden wird, und welche endlich doch die einzelnen Regierungen werden ernsthaft beachten müssen, läßt der Hoffnung Raum, daß dieser Zollverband früher oder später gesprengt werden wird." S. 19.

Nachdem die Denkschrift nun alles Gehässige auf Oestreich und Preußen gehäuft hat, trägt sie den Mittelstaaten das russische Protectorat an, um sie dadurch vor Oestreich und Preußen zu schützen: „Die kleineren deutschen Staaten und eben deswegen die Mehrzahl der Bundesversammlung sieht sehr wohl ein, daß ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit weder durch Oestreich noch durch Preußen hinreichend garantirt wird, ja sogar daß hinsichts ihrer innern Entwicklung sowohl die östreichische als die preußische Vormundschaft immer nachtheilig seyn muß. Denn wie verschieden auch die deutschen Staaten unter sich selbst seyn mögen, so kommen sie doch darin überein, daß sie freie deutsche Staaten und so wenig östreichische als preußische Provinzen seyn wollen. Daher wird sich auch der Bundestag die Bürgschaft seiner Verfassung am liebsten von einer auswärtigen Großmacht geben lassen. Seine Wahl kann, wie bemerkt, nur zwischen Frankreich und Rußland seyn. Denn wenn auch England durch Hannover ein deutsches Interesse hat, so hindert es seine ganze insularische Lage an einer regen Theilnahme für Deutschland, wozu noch kommt, daß die wahre Stärke Großbritanniens, seine Seemacht, für Deutschland ganz unbrauchbar ist."

An Frankreich ist aber noch weniger zu denken, als an England, denn Frankreich ist der Heerd der Revolution und will Deutschland verschlingen. Die Denkschrift äußert sich entrüstet über die Neutralität der deutschen Mächte gegen Frankreich und verlangt, unter Verspottung der nur Schwäche beurkundenden Neutralität ein offensives Vorgehen gegen Frankreich: „Daher kein Isolirungssystem, keine strafbare Gleichgültigkeit gegen fremde Gefahr, keine absolute Neutralität, keine unbedingte Ausschließung von irgend einer wichtigen Verhandlung, nie und nirgends, am wenigsten bei so drohendem Wetterleuchten von West-Europa, bei so überall verspürten Erdbeben aller alten europäischen Staaten, und am allerwenigsten in einem Staatenbunde, wie der deutsche ist. Die Besorgniß Oestreichs oder Preußens, sich durch diese Politik (die einzige würdige und ächte) in endlose Streitigkeiten und immerwährende Kriege zu verwickeln, ist nichtig, wäre eine Eingebung falscher Philantropie oder unrühmlicher Trägheit und Schwäche. Je sorgfältiger und strenger diese Staaten jedes Unrecht und jede Gewaltthätigkeit Frankreichs gegen Deutschland in ihren ersten Keimen verfolgen, desto weniger werden sie in den Fall kommen, ihre Macht gegen Frankreich auf dem Schlachtfelde entfalten zu müssen; je beharrlicher Frankreich sie gerüstet sehen wird, desto weniger wird es geneigt seyn, sie herauszufordern." Alles was damals (1834) gegen Frankreich gesagt wurde, läßt sich heute (1854) mit noch viel mehr Recht gegen Rußland sagen. Neutral bleiben taugt nicht, wenn der Nachbar immer weiter um sich greift. Frankreich griff aber damals nicht um sich, wie es heute Rußland thut.

Nachdem Oestreich und Preußen als Feinde des deutschen Bundes dargestellt und die mittleren und kleinen Staaten von ihnen getrennt worden sind, nachdem den letzten ein fremdes Protectorat als ihre einzige Rettung gezeigt, aber England und Frankreich von der Wahl ausgeschlossen worden sind, bleibt der Denkschrift natürlicherweise nichts übrig, als zu sagen, daß Rußland das Protectorat in Deutschland gebühre. Sie geht so weit, zu behaupten, daß es dasselbe eigentlich schon

de jure wie de facto besitze. „Unter seinem Schutze wurde die deutsche Bundesverfassung entworfen und angenommen. Denn wenn sich auch die Bundesstaaten gegenseitig ihren Besitz und ihre Verfassung garantirten, so lag doch die stillschweigende Voraussetzung von Rußlands Garantie der deutschen Bundesverfassung, im Fall einmal das Uebergewicht eines Bundesstaates die deutsche Freiheit bedrohen sollte, bei allen Bundesgliedern im Hintergrunde. Man fühlte damals zu tief, daß man Rußlands Anstrengungen Deutschlands Selbstständigkeit und die deutsche Bundesverfassung zu danken hatte, als daß man nicht darauf hätte rechnen sollen, daß Rußland das, was wenigstens mittelbar sein Werk war (denn wir wollen nicht läugnen, daß die Urkunde der Bundesverfassung direkt von Oestreich ausgegangen sey), nicht wieder würde zerstören lassen. Wir sind bei diesem Punkte deswegen so ausführlich gewesen, damit man einsehen möchte, daß hier nichts Neues behauptet wird, sondern vielmehr die rechtliche Verbindung zwischen Deutschland und Rußland schon längst besteht." S. 44.

Endlich erklärt die Denkschrift alle Antipathien in Deutschland gegen Rußland für revolutionären Ursprungs und hofft, die Regierungen werden um so fester zu Rußland halten und sich des russischen Schutzes gegen ihre eigenen Völker erfreuen wollen. „Wenn zwar in dieser Zeit die öffentliche Meinung in Deutschland sich stark gegen eine Verbindung mit Rußland ausspricht (eben weil sie größtentheils die liberalen französisch-englischen Principien zu den ihrigen gemacht hat), so werden doch immer die deutschen Regierungen als die ersten und wahren Vertreter der deutschen Volksinteressen, nicht allein die Nützlichkeit, sondern auch die Nothwendigkeit jener Allianz erkennen und daher dieselbe suchen." S. 45.

Zuerst also höhnt und verdächtigt die Denkschrift Oestreich, um Preußen zu loben, dann höhnt und verdächtigt sie Preußen, um die kleinen Staaten zu loben. Endlich höhnt und verdächtigt sie das ganze deutsche Volk, sofern es noch ein Recht und Interesse seiner Nationalität gegenüber von Rußland geltend zu machen wagt. Und das alles mit der Miene des liebreichsten Wohlwollens für unser Bestes, als ob wir schlechterdings nicht im Stande wären, uns selber zu rathen und zu helfen.

Die in dieser Denkschrift niedergelegten Gedanken wurden noch weiter ausgeführt in der im Jahr 1839 erschienenen Schrift „die europäische Pentarchie", deren übrigens im vorliegenden Werke nicht Erwähnung geschieht.

Das zweite hier mitgetheilte Aktenstück ist die „russische Denkschrift nach den Februarereignissen von 1848". Sie beginnt damit, es sey nunmehr klar, daß es nur noch zwei wahrhafte Mächte gebe, die Revolution und Rußland, empfiehlt daher allen, die nicht der Revolution anhängen, sich unter Rußland zu stellen. Also alles, was zwischen beiden liegt, z. B. Oestreich und Preußen, sind keine „wahrhaften Mächte" mehr, sie können nur fortexistiren als Schutzbefohlene, als Vasallen Rußlands.

Sodann gibt die Denkschrift der Aufklärung und Philosophie die Schuld, Deutschland in die Revolution gestürzt zu haben. Das kann nur von Preußen gelten, nicht von Oestreich, denn nur in Preußen hat die Hegel'sche Philophie alles unterwühlen dürfen, nicht in Oestreich, nicht in Bayern. Aber die russische Denkschrift von 1834 rühmte gerade jene preußische Aufklärung und Philosophie in den oben angeführten klaren Worten und rühmte sie, indem sie Oestreich tadelte, daß es die Gedankenfreiheit hemme. Wie mag nun die Denkschrift von 1848 über das klagen, was die von 1834 angepriesen hat?

Eine der merkwürdigsten und kühnsten Behauptungen der Denschrift begegnet uns S. 54. Hier wird nämlich die katholische Kirche auf eine Linie gestellt mit der Revolution und die Reformationsbestrebungen der Hussiten in Böhmen werden als Sehnsucht nach der griechischen Kirche bezeichnet. Die katholische Kirche stehe auf dem Boden der Revolution, indem sie sich gegen die einzig wahre Kirche Christi, die russisch-griechische, empört habe; die Empörung der Hussiten wieder gegen die katholische Kirche sei mithin eigentlich nur eine versteckte Reaction, ein Rückwärtsschreiten zur alten griechischen Urkirche. „Auf diesen Punkt kann man nicht genug zurückkommen, denn es sind gerade jene alten sympathetischen Erinnerungen an die morgenländische Kirche, jene Rückblicke auf den alten Glauben, von denen das Hussitenthum zu seiner Zeit nur ein unvollkommener und entstellter Abdruck war, in denen sich der weite Unterschied zwischen Polen und Böhmen offenbart — Böhmen, welches das Joch der abendländischen Kirche nur gezwungen erträgt, und dem abtrünnig-katholischen Polen, der fanatischen Schiltin des Occidents, die da immer bereit war, ihre eigenen Kinder zu verrathen." Alle katholischen Staaten, voraus Oestreich, welches Rußland am nächsten liegt und dessen katholisches Erbreich Böhmen ist, mögen sich das gesagt seyn lassen.

Die Denkschrift schließt mit den feierlichen Worten: „Rußland, das Land des Glaubens, wird seine Treue und seinen Glauben im Augenblick der Gefahr beweisen. Rußland schrickt nicht zurück vor der Hoheit seiner Bestimmungen, wird nicht zurückbeben vor der Erfüllung seiner Mission. Wann aber ist seine Mission klarer und einleuchtender gewesen, als gerade jetzt? Gott hat sie mit feurigen Buchstaben an den gewitterschwarzen Himmel geschrieben. Der Occident ist im Untergehen. Alles

stürzt zusammen und verschwindet im verzehrenden Feuer. Das Europa Karls des Großen so gut, wie das Europa der Tractate von 1815, das Papstthum in Rom und alle Königreiche des Ostens, der Katholicismus und der Protestantismus, der Glaube so lange verloren, die Vernunft zur Absurdität herabgewürdigt, die bürgerliche Ordnung fortan unmöglich, unmöglich auf immer die Freiheit — alles geht unter, und über all den Ruinen, im Namen der Freiheit aufgethürmt, steht die Civilisation und erwürgt sich mit ihren eigenen Händen. Und wenn wir nun wie eine heilige Arche über diesem unermeßlichen Meer von Vernichtung ein anderes, noch viel unermeßlicheres Reich sehen, wer wird da noch an der göttlichen Sendung desselben zweifeln!"

Das dritte Aktenstück ist die „Denkschrift vom 10. Februar 1850". Sie betrifft hauptsächlich die Türkei. Sie hebt zuerst hervor, diese Türkei sey eigentlich schon russisch. „Wenn man bedenkt, daß in der europäischen Türkei 11½ Millionen christlicher Rajahs, aller Bürger-, ja aller Menschenrechte gesetzlich entblößt (denn der Koran gewährt den Nichtgläubigen nur Schutz unter einem gütigen Herrscher, nie Rechte), eines Winkes oder Machtgebotes von St. Petersburg harren, um sich gegen 3 Millionen Muselmänner zu erheben; wenn man weiß, daß 20,000 Mann Russen in den Dardanellen den Süden des riesigen Czarenreichs kräftiger schützen würden als 100,000 in defensiver Stellung an den Küsten des schwarzen Meeres; wenn man ꝛc." S. 60.

Oestreich, das wird zugegeben, habe ein Interesse als Nachbar der Türkei. Allein davon könne die Rede nicht seyn, daß Oestreich die Donaumündungen bekomme. Diese seyen ja schon russisch, das sey ein fait accompli. „Man vergaß, daß Sulina nicht in der türkischen Moldau, sondern im russischen Bessarabien liegt." S. 67. Die Denkschrift ist aber doch so gnädig, Oestreich einen Beutetheil von der Türkei zu überlassen. „Eine Linie von Widdin bis an den Meerbusen von Karala; dann eine Linie von Salonik bis an einen Punkt zwischen Durazzo und Kap Linguetta, mithin eine die illyrischen und katholischen Christenstämme vorzugsweise umfassende Abgrenzung, würden das naturgemäße Gebiet bezeichnen, dessen politische und commercielle Neugebildung durch Oestreich, und also mittelbar durch den östreichisch-deutschen Staatencomplex, im Fall der Zersetzung der europäischen Türkei bedingt seyn dürfte, während deren östlich von jenen Marken gelegene Theil bis an die Dardanellen dem unvermeidlichen Anschluß an Rußland sich nicht entziehen könnten." S. 69. Also die Donaumündungen, Bulgarien, Rumelien und Constantinopel nothwendig russisch? Wenn dem erst so wäre, wie lange würden wohl Serbien und Montenegro östreichisch bleiben dürfen?

Eine Bemerkung der Denkschrift ist inzwischen zutreffend und billig. Sie spottet nämlich über die deutsche Presse, die in einem Athem Oestreich von Deutschland ausschließt, und doch auch wieder Oestreich eine „germanische Mission" an der Donau zumuthet. Dieses Widerspruches haben sich in der That verblendete Gegner Oestreichs schuldig gemacht.

Das vierte und letzte Aktenstück ist das kürzeste, das s. g. Testament Peter des Großen, worin die Eroberung Constantinopels als unverrückbares Ziel bezeichnet, Rußland aber gerathen wird, um dasselbe zu erreichen, die westlichen Mächte und Oestreich beständig gegen einander zu hetzen und dadurch abzuschwächen. Endlich heißt es: „Wenn Schweden getheilt, Persien unterworfen, Polen unterjocht, die Türkei erobert, unsere Armeen zusammengezogen, das schwarze und das baltische Meer von unseren Flotten bewacht sind, dann müssen wir einzeln und im tiefsten Geheimniß erst dem Wiener und dann dem Versailler Hofe den Vorschlag machen, mit uns die Herrschaft der Welt zu theilen. Wenn der eine annimmt, was nicht fehlen kann bei gehöriger Bearbeitung des Ehrgeizes und der Eitelkeit, so ist er als Werkzeug zu brauchen, um den andern zu vernichten, dann der übrig bleibende zu vernichten in einem Kampfe, dessen Ausgang nicht zweifelhaft seyn kann, wenn Rußland schon den Osten und einen großen Theil Europa's besitzt." S. 75.

Wenn die Politik, wie bekannt, eine Moral nicht anerkennt, so ist Rußland vollkommen berechtigt, solche Hoffnungen zu hegen und eine solche Sprache zu führen. Auch muß ohne Zweifel in der Uneinigkeit und in dem Unverstand Europa's, die der russischen Eroberungspolitik in die Hände arbeiten, ein großer Reiz für Rußland liegen, auf seiner kühnen Bahn fortzuschreiten. Es ist nun aber schon so weit vorgeschritten, daß Europa endlich in dieser Frage zu Verstand kommen und Rußland gegenüber einig werden könnte. Denn wenn Rußland in dem gegenwärtigen Kriege wieder triumphirt, dann hat es sein Ziel erreicht und Niemand kann es mehr hindern, ganz Europa zu unterjochen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 41. 24. Mai 1854.

Literärgeschichte.

Chrestien von Troies. Eine literaturgeschichtliche Untersuchung von Professor Dr. W. L. Holland. Tübingen, Fues, 1854.

Ein helles und breites Schlaglicht fällt hier in die altfranzösische Literatur. Der Verfasser hat mit ungemeinem Fleiß und Scharfsinn zusammengetragen und erörtert, was von Chrestien de Troies, einem der vornehmsten Träger jener alten Literatur, vorhanden und echt ist. Und zwar hat er sich nicht blos bemüht, Lebensgeschichten, Titel und Notizen über Handschriften rc. aufzutreiben, sondern er ist auch auf den Inhalt der betreffenden Werke eingegangen. Das letztere ist und bleibt immer die Hauptsache. Wir sind uns bewußt, nicht zu weit zu gehen oder in Ungerechtigkeit zu fallen, wenn wir den neueren altdeutschen wie altromanischen Philologen zum Vorwurf machen, sie haben ihre Aufmerksamkeit doch zu sehr der Schaale und den Nebendingen, der Abfassung und Erhaltung zugewendet, die allerdings auch und zwar sorgfältig berücksichtigt seyn wollen, die aber doch immer dem Inhalt, als der Hauptsache, untergeordnet bleiben. In der Kunstgeschichte begegnet uns die nämliche Erscheinung. Man hört hier fast nur noch von den Künstlern reden, von ihrem Herkommen, Namen, Leben und Ende, sodann von der Schule, Manier, Behandlungsart, vom Schicksal und vom Preise der Bilder, aber die Hauptsache, der Geist und Inhalt der Werke, wird nur gelegentlich berührt und sehr oft im hohen Grade mangelhaft oder schief aufgefaßt.

Sehr viele Leser, die nicht Zeit haben, sich der altromanischen Sprache zu widmen, lesen doch mit Begierde, was aus dem Reichthum der provenzalischen, nordfranzösischen und spanischen Literatur mitgetheilt wird. Wenn sie nun aber, wie es so oft geschieht, nur Namen, kurze Biographien und Büchertitel finden ohne nähere Bezeichnung des Inhalts, so legen sie das Buch mißmuthig aus der Hand.

Es ist mithin sehr anerkennenswerth, daß Herr Prof. Holland auch auf den Inhalt der Werke Chrestiens eingegangen ist.

Chrestien war in der Champagne geboren, brachte aber später in Flandern zu, wo er am gräflichen Hofe wohlgelitten war, als einer der vornehmsten s. g. höfischen Kunstdichter. Sein Todesjahr ist nicht genau bekannt, durfte jedoch wahrscheinlich noch in den Anfang des 13. Jahrhunderts fallen. Die beglaubigten Werke dieses fruchtbaren Dichters sind Erec, li contes de Cliget, le chevalier de la charrete, Guillaume d'Angleterre, le chevalier au lyon (Iwain), li contes del Graal, mehrere Nachahmungen nach Ovid, ein Tristan und kleinere Lieder. Zweifelhaft sind Willehalm und die Krone. Irrthümlich sind ihm zugeschrieben le chevalier à l'espee, la mule sanz frain, Blanchandin, Fregus et Galienne, Parthenopex de Blois, die Romane des h. Graal, der Tafelrunde und von Troies.

Erec und Iwain sind von Hartmann von Au deutsch bearbeitet worden. Weniger bekannt ist Cliget, von welchem Gedicht wir daher eine kurze Skizze des Inhalts geben wollen. Cliget, Sohn des griechischen Prinzen Alexander und der englischen Prinzessin Sore d'amors, einer Nichte des Königs Artus, steht nach seines Vaters Tode unter der Vormundschaft seines Oheims Alis. Dieser letztere wird von einer Parthei gedrängt, zu heirathen und den Thron einzunehmen, der dem Cliget gebührt. Er soll Feniee, die Nichte des deutschen Kaisers, heirathen, und begibt sich deshalb nach Köln. Cliget aber, den er mitnimmt, verliebt sich selbst in die Prinzessin und sie erwiedert seine Liebe. Sie muß zwar Alis heirathen, allein durch einen Zaubertrank, den

ihre Amme bereitet, versenkt sie ihn, sobald er sie berühren will, in Schlaf. C. muß unterdeß in die Welt hinaus, geht an Artus Hof und zeichnet sich durch Ritterthaten aus. Endlich treibt ihn die Sehnsucht nach Fenicen zurück. Er findet sie noch Jungfrau und voll Zärtlichkeit. Da beschließen sie Entführung. Sie stellt sich krank und todt, und läßt sich zum Schein begraben. Nun kommen aber drei Aerzte von Salerno, die Alle beschwört, alle ihre Kunst zu versuchen, um Fenicen wieder in's Leben zu rufen. Nun wird die arme Schöne aufs grausamste traquirt, um Lebenszeichen von sich zu geben, aber sie bleibt standhaft und fällt nicht aus der Rolle der Leiche. So entgeht sie glücklich der Gefahr und C. genießt seines Glückes mit ihr. Zwar wird er verrathen, allein er entflieht mit der Geliebten und der treuen Amme nach England.

Aus Anlaß der Graalssagen theilt der Verfasser ein an ihn gerichtetes Schreiben des berühmten Literärhistoriker F. Wolf aus Wien mit, worin die Zurückführung dieser Sage auf einen spanischen Ursprung widerlegt wird. „In den Gedichten des Erzpriesters von Hita, welcher unter den spanischen Dichtern des Mittelalters der vertrauteste mit französischer Literatur war, wird wohl des Tristan erwähnt, aber mit keinem Worte des Graals. Ebenso wird der unter Alfons X., dem Weisen, verfaßten Gran conquista de ultramar, die viele karolingische Sagen, wie die von Flos und Blancflos, Carlos mainette, Roncesvalles, Bertha, Sibilla, fast den ganzen Schwanritter u. s. w. aufgenommen hat, nur einmal und ganz kurz des Artus und der Tafelrunde gedacht. Erst in des Erzpriesters von Talavera, Alonso Martinez, in der Mitte des 15. Jahrhunderts verfaßtem Corbacho kommt eine Stelle vor, worin des Lanzaroto erwähnt wird, und zwar offenbar schon des Prosaromans (vgl. Clemencins Commentar zum Don Quijote, p. I. T. I. S. 262). Noch weniger ist in den Romanzen eine Spur vom Graal zu finden, und, so viel mir bekannt, existiren überhaupt nur drei, die sich auf bretonische Sagen beziehen, eine von Tristan und zwei von Lancelot. Mir scheint die Graalsage erst spät durch die Prosaromane des 15. und 16. Jahrhunderts in Spanien bekannt geworden und nie hier heimisch gewesen zu seyn. Die Graalmythe ist wohl aus keltisch-druidischen Elementen im südlichen Frankreich von den Anhängern des Tempelthums ausgebildet worden, und da lag die Versetzung des Mont salvage nach Spanien nahe genug und ist wohl ebenso wie Kyots Fund zu Toledo, dem Sitze der schwarzen Kunst, nur eine Mystification, wie denn bekanntlich Spanien, das Morgenland, Griechenland und Ungarn in der Geographie der Sagen die Heimathländer des Wunderbaren und Mythischen sind, oder nur die Bedeutung der fernen unbekannten Fremde haben."

Länderkunde.

Die Alpenpässe. Vortrag von Karl Witte, Prof. in Halle. Berlin, Herz, 1854.

Das ist derselbe Karl Witte, der vor etwa vierzig Jahren als gelehrter Wunderknabe durch die Welt zog, und der glücklicherweise nicht das gewöhnliche Schicksal solcher zur Unnatur abgerichteter Kinder gehabt hat, sondern ein sehr vernünftiger und wackrer Mann geworden ist. Sein kleiner Vortrag über die Alpenpässe verdient rühmliche Erwähnung. Er behandelt das Geologische, das Historische, Commercielle der Frage.

Indem wir das Geologische und das Malerische der Alpennatur hier übergehen, heben wir aus dem Historischen Folgendes aus: „Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts aber führten nur an zwei Stellen fahrbare Straßen über die Alpen, beide über deren niederen östlichen Theil: die ältere, die Brennerstraße von Insbruck nach Botzen, die jüngere über den kaum mehr als 3000 Fuß hohen Sömmering, welche Karl VI. im J. 1726 dem Fuhrwerk öffnete. Wo sonst immer zwischen Nizza und Insbruck und von da wieder bis zur ungarischen Gränze der Wagen des Reisenden zum Fuß der Alpen gelangte, da mußte er auseinander genommen und mit einem Aufwand von 20—30 Louisdor auf dem Rücken der Mäuler stückweis über den Berg getragen werden. — Unmittelbar nach der Schlacht von Marengo, zu welcher ein kühner Alpenübergang Napoleon den Weg gebahnt, beschloß er eine Reihe von Militärstraßen über die Alpen bis in das Herz von Italien zu führen, und nach sechs Jahren war Simplon, Mont Cenis und Mont Genèvre in einer Breite von etwa 25 Fuß für Artillerie und jegliches Fuhrwerk passirbar. Andere Straßen waren entworfen und zur Vollendung vorbereitet, wie die des großen Bernhard und längs der Seealpen. Nach dem Sturz der Napoleonischen Herrschaft entstanden in der Schweiz die Fahrstraßen über Splügen und Gotthard, Bernhardin, Julier und Maloja. Oestreich baute in Tyrol durch das Ampezzaner Thal und die kühnste aller Alpenstraßen über das fast 9000 Fuß hohe Stilfser Joch. Andere, wie die über Bernina, sind fast beendet. So steigt denn die Zahl der mit Wagen jeder Art zu überschreitenden Alpenpässe schon auf 12 bis 14."

Nicht minder wichtig, wie die Straßen selbst, sind die Hospize auf den Höhen der Alpenpässe, denn der ermattete Wanderer bedarf der Stärkung auf dem langen mühevollen Wege und der Verunglückte bedarf Hülfe. „Vielleicht das älteste dieser Hospize ist das im neunten Jahrhundert von Ludwig dem Frommen auf dem Mont Cenis errichtete. Auf dem großen Sanct Bernhard bestand jedenfalls schon zur Zeit der Römer ein heidnisches Heiligthum, an das sich Anstalten für das Unterkommen Reisender angeschlossen haben mögen. Ein christliches Kloster auf der Höhe des Berges wird im 9. Jahrh. erwähnt; das jetzige Hospiz gründete aber im Jahre 962 ein edler Savoyarde Bernhard von Menthon (am See von Annecy), der Apostel der Alpen. Derselbe Heilige gab noch einen zweiten Alpenpaß, der aus dem Thal der oberen Isère nach Aosta führt, seinen Namen und ein Hospiz. Stiftungen gleicher Art machte um 1340 Graf Humbert II. von Briançon auf dem Mont Genèvre, dem Col de Lautaret und anderen Bergen. Ein Hospiz auf dem Gotthard wird schon im 13. Jahrhundert erwähnt, doch erhielt es seine jetzige Gestalt erst im siebzehnten durch Friedrich Borromeus und den Cardinal Visconti. An manchen Orten sind es einfache Privatpersonen, welche auf den Gebirgspässen Herbergen für Arme errichtet haben, so die Herren von Stockalper aus dem Wallis auf dem Simplon. Wahrhaft ergreifend ist aber eine Urkunde aus dem 14. Jahrhundert über die Stiftung des Hospizes der Brüderschaft vom Heiligen Christoph auf dem Arlberg zwischen dem Rhein- und Innthal, welche in ihrer alten einfachen Sprache also lautet: ‚Ich Heinrich Findelkind. Mein Vater, der mich da fand, hieß der Maier von Kempten, der verdarb von Bürgschafts wegen. Der hatte neun Kind, deß war ich, Heinrich Findelkind das zehnte. Da schlug er uns halb aus, daß wir gingen und dienen sollten. Da kam ich, Heinrich Findelkind, zu zwei Priestern, die wollten gen Rom gehen. Mit denen ging ich über den Arlberg und kamen zu Jaklein ober Rhein. Da sprach Jakl, wo wollt Ihr mit dem Knaben hin? Da sprachen die Herren: er ist zu uns kommen auf dem Feld! Da sprach Jakl: wollt Ihr ihn hie lassen, daß er uns das Vieh hüt? Da sprachen sie: Was er thut, ist uns lieb. Da dingten sie mich und gaben mir das erste Jahr zween Gulden. Da war ich bei dem ehegenannten Jaklein zehn Jahr. Da ging ich mit ihm zur Kirchen in dem Winter und trug ihm das Schwert nach. Da bracht man viel Leut, die da waren in dem Arlberg, in dem Schnee, verdorben, denen hatten die Vögel die Augen ausgerissen und die Kehlen ab. Das erbarmt mich Heinrich Findelkind so übel. Da hatt ich fünfzehn Gulden verdient mit dem Hirtenstab. Da ruft ich und sprach, ob Jemand wollt nehmen die fünfzehn Gulden und einen Anfang wollt erheben auf dem Arlberg, daß die Leut also nicht verdürben. Das wollt Niemand thun. Da nahm ich den lieben Gott zu Hülf und den lieben Herrn (der ein großer Nothhelfer ist) Sanct Christofeln und fing an mit den fünfzehn Gulden, die ich mit dem Hirtenstab hatt' verdient um Jaklein ober Rhein, und den ersten Winter da half ich sieben Menschen des Lebens mit dem heiligen Almosen. Seit desselben Males hat mir Gott und ehrbare Leut geholfen fünfzig Menschen des Lebens, und den Anfang hub ich an Anno Dei 1386 am Tage Johannis des Täufers.‘“ Wie großartig die Gastfreundschaft der Hospize ist, ergeben einige Daten: „In dem großartigen Gebäude auf dem Simplon, das erst 1840 vollendet wurde, nehmen die Mönche durchschnittlich 12 bis 13,000 Reisende umsonst auf. Im Jahre 1848 kehrten 19,000 Personen im Hospize des großen Bernhard ein, von denen weniger als 2000 einen Entgelt für ihre Bewirthung zurückließen. Von Niemanden nämlich, wer er auch sey, wie lange er geherbergt und was er auch erhalten habe, wird eine Bezahlung gefordert, oder auch nur einmal angenommen. Für Denjenigen aber, der zu den Mitteln beizutragen wünscht, welche dem Kloster so großartige Gastlichkeit möglich machen, steht in der Kirche ein verschlossener Opferstock.“ Die Hunde von St. Bernhard, die Verunglückte im Schnee aufsuchen, kennt Jedermann.

Die jüngste Schweizerrevolution hat die moralische Höhe, auf der ihre vorragenden Charaktere und Innungen stehen, auch durch die sinnlose Zerstörung oder wenigstens Plünderung der Hospize beurkundet. Herr Witte spricht davon mit der Indignation, die jeden menschlich Fühlenden ergreift, wenn er die heiligen Räume, die ein Jahrtausend hindurch der praktischen Liebe und edelsten Humanität dienten, von besoffenen Demokraten ausgeplündert und mit ekelhaftem Schmutz besudelt sehen muß. Doch war es, wie der Verfasser bemerkt, schon Lord Byron, der die Väter von St. Bernhard verhöhnte. „‚The miserable drones of an execrable superstition,‘ das sind die Ehrentitel, welche Lord Byron in den Anmerkungen zu Childe Harold zum Dank für genossene Gastfreundschaft den Augustiner Chorherren von Sanct Bernhard widmet.“ Herr Witte vergleicht die großartige Gastfreundschaft und Reinlichkeit in den alten Hospizen mit dem Schmutz und der Prellerei, die den Reisenden in den demokratischen, von weltlichen Speculanten in den Bergen errichteten Wirthshäusern empfangen. Er hätte noch jenes berüchtigten

Gasthauses an der Grimsel gedenken sollen, dessen Wirth und Knechte vor wenigen Jahren in Bern vor Gericht standen.

Schließlich bespricht der Vortrag die neuesten Versuche, die Alpen mit Eisenbahnen zu durchschneiden. „Schon überschreitet seit wenigen Monaten die Lokomotive am Sömmering und an der Bocchetta wenigstens die letzten Ausläufer der Alpen, und auf der weiten zwischenliegenden Strecke rüsten seit Jahren Markscheider und Bergmann ihr Geräth, um für den Sturmlauf des Dampfwagens in den Festungswall der Alpen zahlreiche Breschen zu sprengen. Bald vielleicht werden es nicht mehr die Schrecken der Eisregion seyn, durch welche hindurch uns der Weg in das schöne Italien führt, sondern die nie zuvor gesehenen Wunder geheimnißvoller Bergtiefe, welche der Alpentunnel uns erschließt, wo die Drusen bunter Krystalle leuchten und das Geäder edler Metalle aus weitgestreckten Gängen wächst. — Bald vielleicht könnte man versucht seyn, das Wort eines älteren Herrschers von Frankreich umbildend, zu sagen: ‚es gibt keine Alpen mehr!‘“

Sagenkunde.

Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausgegeben von J. W. Wolf. Erster Band, viertes Heft. Göttingen, Dietrich, 1854.

Abermals werthvolle Beiträge enthaltend. Zuerst ein albanesisches Märchen mitgetheilt von W. Grimm, ähnlich unsrem deutschen Märchen vom kühnen Helden, der einem unterirdischen Ungeheuer oder Riesen ein Haar oder eine Feder ausrauft (wie Huon in Wielands Oberon dem Sultan). Hier aber gilt es, das Haar einer „Schönen in der Unterwelt“ zu gewinnen. Die Sage geht bis auf den alten Mythus von Nisus zurück. Bei der darauf folgenden Sage vom Swinigel, die gleichfalls W. Grimm mittheilt, wäre an die Sage vom Zaunkönig zu erinnern, der den Adler überfliegt, indem er sich unter seinen Federn verborgen von ihm in die Höhe tragen läßt und dann erst selber noch höher fliegt.

Die „Spuren weiblicher Gottheiten“ von Woeste sind mit Vorsicht zu verfolgen. Die räthselhafte Tanfana durch Tamfana, Tamfa, Zampe in Zimpe umzuschaffen, ist zu willkührlich. Die Erklärung der Spurke trifft besser zu. Woeste glaubt sie auf die Terra mater beziehen zu dürfen, da der Name mit Furche und porcus zusammenhängt. Man darf dabei auf die keltische Göttermutter Ceridwen hinweisen, die unter dem Bilde der Sau verehrt wurde und auf unzähligen keltischen Münzen so abgebildet ist.

Unter dem, was folgt, zeichnen sich schöne Elsäßer Sagen von Stöber aus. Ferner die von Rußwurm mitgetheilte Uebersetzung der Thorstein Bäarmagns Saga (in der Olaf Tryggwasonssaga als Episode vorkommend). Die Erklärung des Mythologischen in dieser Sage ist nicht genügend. Wir haben uns darüber schon in unsern Blättern von 1853 Nr. 18 ausgesprochen. Uhland, dem Rußwurm folgt, irrt ganz gewiß, wenn er in dem Riesen Geirröd einen Dämon des Gewitters erkennen will. Nur Thor, der Donnergott, der diesen Riesen bekämpft und überwindet, stellt das Gewitter dar.

Simrok bemerkt zur Sage vom ewigen Juden, daß dessen Beiname Buttadäus wohl Butta deus, Gott Buttha, gelesen werden und von den aus Indien hergewanderten Zigeunern herkommen könne. — E. Meier theilt mehrere sehr anziehende Sagen und Gebräuche aus Schwaben, Holland aus Altbayern, Zingerle aus Tirol, Staufe Märchen aus der Bukowina mit.

Hier ein artiger Schwank aus Schwaben: „Die Leute von Haiterbach, einem alten Städtchen im Oberamt Nagold, sahen vor viel hundert Jahren im Wiesthale zum erstenmal einen Kukuk und erschracken nicht wenig über diesen unbekannten Vogel. Sie schloßen sogleich die Stadtthore und verstopften sogar mit Kraut die untern Oeffnungen der Thore, damit der Vogel doch ja nicht in die Stadt kommen möge; denn sie fürchteten, daß er ihnen Unglück bringe. Sie sollen deshalb sogar eine Betstunde in der Kirche gehalten und dabei ein Lied gesungen haben, das so anfängt:

Es ist ein fremder Vogel kommen
In dem Wiesthal unne dran.
Kyrie Eleison!

Trotz aller Vorsicht, mit der man die Thore verrammelt hatte, kam der Kukuk dennoch in die Stadt, indem er über das Stadtthor flog. Seit der Zeit haben die Haiterbacher den Zunamen ‚Kukuk‘ erhalten, hören's aber nicht gerne, wenn man sie an die Geschichte erinnert und ihnen den Namen zuruft. Aus Nagold. Denselben ‚Unnamen‘ führen die Leute von Hepfisau, nämlich ‚Gükigauch‘ d. i. Kukuk, weil sie das Recht, eine Kirchweih zu halten, für einen Kukuk verkauft haben.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 42. 27. Mai 1854.

Antike Kunst.

Die Ruinen und Museen Roms. Für reisende Künstler und Alterthumsfreunde. Von Emil Braun, Sekr. des Instituts für archäol. Correspondenz in Rom. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1854.

Man wird dieses Werk mit Nutzen als Wegweiser durch die Kunstwelt Roms gebrauchen, es ist aber nicht blos ein Guide, es hat einen höhern Werth, es verbindet mit klarer Charakteristik der einzelnen Kunstwerke eine durchaus selbständige und geniale Kritik.

Braun ist in die Fußstapfen Winckelmanns getreten, oder besser, der Geist Winckelmanns ist in ihm wieder aufgelebt. Braun hat zum erstenmale wieder den Formensinn der Alten und ihre wunderbare Gabe des Seelenausdrucks als dasjenige erkannt und hervorgehoben, was in ihrer Plastik immer und ewig die Hauptsache bleiben wird. Es scheint ihm, und er hat darin nicht Unrecht, daß die neueren gelehrten Forscher hierauf zu wenig Rücksicht genommen und das Interesse in Nebendingen von minderer Erheblichkeit gesucht haben.

Wir wollen aus den vielen hundert meisterhaften Schilderungen und Charakteristiken einzelner Kunstwerke hier nur einige herausstellen, um unsern Lesern den Geist und Werth des Buches anzudeuten. Von der weltberühmten schönsten Jupitersbüste im Vatikan sagt Herr Braun S. 414: „Obwohl wir von dem durch Phidias geschaffenen Ideal des Zeus viele und verschiedenartige Nachbildungen besitzen, in denen der allmächtige Olympusbeherrscher mehr oder minder großartig auftritt, so vermag doch kaum ein anderes Kunstwerk den gewaltigen Eindruck zu ersetzen, welchen wir durch dieses bärtige Lockenhaupt, das aus den Ruinen von Otricoli stammt, erhalten haben. Diese Fülle des Geistes und der Charakterkraft kann nur durch Formen colossaler Bildung zum vollen Ausdruck gelangen. Um das absolut Erhabene zu schildern, bedarf es jener außergewöhnlichen Verhältnisse, die alles andere klein und ärmlich erscheinen lassen. — Die Mittel, welche der Künstler bei der Darstellung eines so hocherhabenen Charakters, in dem Strenge und Milde sich auf eine wahrhaft wunderbare Weise wechselseitig durchdringen, angewandt hat, sind von einer staunenswerthen Einfachheit. Die schmale, aber zart gegliederte und majestätische Stirn ist von dem mähnenartig emporstrebenden mächtigen Haarwuchse gekrönt, der nach beiden Seiten hin in großartigen Massen auf die Schultern herabstürzt. Die Lippen, welche Güte und Liebe athmen, sind von den prachtreichen Bartlocken umkleidet, welche mit der schlichten Bildung des Haupthaars wunderbar contrastiren. Mit weit reichenden ruhigen Blicken schaut er auf die ihm untergebene Weltherrschaft herab. Diese ist ewigen Gesetzen anvertraut, welche er nicht zu überwachen braucht. Eher neigt sein echt menschlicher Sinn dahin, der unerbittlichen Härte derselben entgegenzutreten, wo es Gnade und Großmuth zu üben gilt. Die Heiterkeit des Ausdrucks, welche sein Götterantlitz darbietet, ist in eben dem Maße erhebend und beseligend, in welchem seine urgewaltige Erscheinung beim ersten Ansichtigwerden vernichtend und demüthigend auf uns wirkt. Leben wir uns tiefer in dieselbe ein, so kommt der erste Eindruck allerdings wieder zur Geltung, und es faßt uns der Gedanke mit Grausen, daß dieses übermächtige Wesen in Zorn gerathen und seinen finsteren Leidenschaften freien Lauf lassen könne." Man vergleiche mit dieser schönen Schilderung die der Juno S. 585 und des Neptun S. 739. Nicht minder gut sind Apollo, Merkur, Pallas, Athene rc. je in ihrer Art charakterisirt.

Einen außerordentlichen Reichthum von Physiognomik entfaltet der bachische Kreis. Herr Braun unterscheidet nicht nur die manigfachsten Auffassungen

des Dionysoscharakters, sondern auch die des Satyr, Pan, Silen rc. mit seltener Feinheit. Z. B. in einer Statue des Silen S. 157: „Silen, der tiefsinnige Erzieher des Dionysos, bietet dem modernen Kunstsinn eine ebenso geschmackwidrige Erscheinung dar, als die Alten durch seine humoristische Erscheinung erheitert worden zu seyn scheinen. Das Greisenalter ist der Prüfstein des Charakters: der wahrhaft edle Mensch wird in dem Maße liebenswürdiger und besser, in welchem er in den Jahren voranschreitet. Man hat ihn daher nicht mit Unrecht gutem Weine verglichen, der, je älter er wird, desto herrlicher seine angeborene Kraft offenbart. Der Weisheit der Erfahrung gesellt sich gemüthliche Milde bei, und während die Ansprüche an das Leben sich mehr und mehr bescheiden stellen, wächst das Wohlwollen für andere.“ Vgl. dagegen die Schilderung eines Satyrs S. 190: „Unser Satyr ist in dem Augenblicke dargestellt, wo er eine ihm vom Rebenstock entgegenlachende Traube zum Munde führt. Er fühlt ein in feinem Sinne seliges Behagen, dessen Ausdruck noch viel vollkommener seyn würde, wären die aus durchsichtigem Gesteine eingesetzten Augen nicht abhanden gekommen. Die Lüsternheit, von der er erfüllt ist, theilt sich dem ganzen Körper mit, dessen vollendet ausgebildete Formen zwar ins Trockene ausartet, aber dennoch die solchen rein sinnlichen Kreaturen eigenthümliche Fleischbildung charakteristisch vernehmbar schildern. Besonders verdienstvoll ist die Bearbeitung der borstenartigen Haarmassen, die im Verein mit den Ziegenohren und Hängewarzen das Thierische seiner Natur gleichsam herauskehren und die ungebändigte Kraft zur Anschauung bringen, welche überall wuchernd aus der Menschengestalt hervorbricht.“ Wieder anders sind die Pane aufzufassen S. 537: „Die Pansphysiognomie unterscheidet sich von der der Satyrn durch einen höheren Seelenadel, durch kräftigere Formenfülle und durch einen wahrhaft sittlichen Ernst. Der Hermenkopf, zu dessen Betrachtung wir fortschreiten, bietet eines der schönsten Beispiele dieser Art dar. Es bedarf eines sehr geübten Blicks, um sich durch die Schöne und Frische der Züge nicht irre leiten zu lassen. Sehr häufig geschieht es, daß man auf ein Wesen ganz anderer Art schließt und selbst wohl einen der Söhne des Zeus dargestellt zu sehen meint. Einer solchen Auffassung würde man um so weniger entgegenzutreten befugt seyn, als jeder einzelne Zug nicht blos eine große Verfeinerung, sondern auch der Gesammtausdruck eine Höhe der Stimmung zeigt, wie sie selbst in Heroenbildungen nur selten vorkommt, wäre nicht der tiefinnere Sinn dieser Darstellung durch die beiden über der Stirn hervorsprießenden Stierhörnchen sichtbar angedeutet. Sobald man von diesen aus die Elemente dieses Kunstgebildes aufs Neue durchmustert, erhält jeder Zug eine specifische Geltung und es stellt sich uns schließlich ein Götterbegriff dar, der zu den bedeutsamsten und merkwürdigsten der griechischen Mythologie gehört. Wir haben es hier mit einem Wesen zu thun, welches aller Eigenschaften der Menschennatur theilhaftig geworden, das aber in gleicher Weise mit dem Thierreich, dessen Urkräfte es bewahrt, gewissermaßen verwachsen ist. Jede Lebensregung verkündigt das Daseyn jener geheimnißvollen Naturgewalt, die hinfälliges Gras rasch auf eine höhere Daseynsform zu bringen vermag. Sowie aber die niedrigsten Erzeugnisse der organischen Schöpfung durch die wunderbare Organisation des Stierleibs auf ihre höchste Potenz erhoben und Halme in Milch, Fleisch und Bewegungskraft verwandelt werden, so hat hier das thierische Gesammtleben eine noch weit höher aufsteigende Umwandlung erfahren.“

Wir fügen noch eine höchst geistvolle Erklärung eines sehr bekannten und oft wiederholten Motivs, des Knaben mit der Satyrmaske, bei S. 191: „Wunderbar ist der Contrast, welchen die mißgestalten Züge des kahlen Satyrhauptes zu dem lebensvollen Ausdrucke des gottbegeisterten Knaben bilden. Dieser blickt sehnsuchtsvoll nach den Höhen des Erdendaseyns empor, während uns jene an die Nichtigkeit und Leere aller irdischen Freuden vernehmbar genug erinnert. Während andere sich ihre Jugend zurückwünschen, kann das Kinderherz die Zeit nicht erwarten, in welcher es sich an dem höchsten Lebensgenuß betheiligen darf, und mit holdem Bangen schlägt es dem Augenblicke entgegen, der auch ihm statt der verhofften Freuden bittere Enttäuschung bieten wird. Die künstlerische Behandlung dieses tiefsinnigen Gedankens ist von rührender Schönheit. Das ganze Wesen des Kindes ist mit unnachahmlicher Wahrheitstreue geschildert. Zu den noch unentwickelten Massen des von Lebensfülle strotzenden Leibes bilden einen reizenden Contrast die zarten Formen des Händchens und ähnlicher Gebilde, und mitten aus den vollen Zügen des Antlitzes leuchtet der vorschnell emporstrebende Geist hervor, von dem der Knabe erfüllt ist. Die greise Satyrmaske greift mit gewaltigen Accorden in das liebliche Spiel kindlichen Wahnsinns ein, und dieser Theil der Darstellung, weit entfernt, als Nebensache behandelt zu seyn, läßt eine vorzüglich schöne Ausführung wahrnehmen. Das struppige Barthaar, welches Kinn und Backen wild umfließt, die stark gewölbte Glatze und die tief eingezogenen Augenbögen gewähren ein treffliches Bild der traurigen Ergebnisse des Lebens. Und doch üben diese

verödeten Formen auf den lebensfrohen Knaben denselben Reiz aus, wie auf einen fernher kommenden Wanderer der Anblick der scharf umrissenen Höhenzüge eines ausgebrannten Kraters."

Aus dem maritimen Gebiete hier nur eine Schilderung des Triton S. 329: „Auch wenn er nicht mit einer Fischhaut bekleidet wäre, würde man den Bewohner der Tiefe an dem eigenthümlichen Ausdruck der Gesichtszüge, welcher auf eine freudenlose Abgeschiedenheit hindeutet, von dem so ganz anders gestimmten Geschlecht der Centauren und Satyrn leicht unterscheiden. Der ganze Knochenbau des Gesichtes, besonders die Stellung des Blickes nach oben und die specifische Bildung des Mundes, lassen auf ein Wesen schließen, welches aus einer andern Welt in die der Erdenbewohner hineinragt. Auch die Haare und Augenbrauen zeigen die Rückwirkung des feuchten Elementes, und die lappen Spitzohren sind so eigenthümlich gestellt, daß sie nothwendig auf eine Richtung der Schallschwingungen berechnet seyn müssen, welche durch die gänzlich verschiedene Umgebung veranlaßt ist. Auch den Augen merkt man es an, daß sie den Blick in weite Fernen zu tragen gewohnt sind, sowie er überhaupt etwas prophetisches hat."

Ganz neu aufgefaßt erscheinen durchweg die antiken Büsten berühmter historischer Personen. Hierin steht Braun als Erklärer einzig da und verdient deshalb hohe Auszeichnung. Was in andern Erklärungen entweder langweilt oder der Ungewißheit wegen beunruhigt und entfremdet, zieht uns hier unwiderstehlich an. Büsten, auf die der gewöhnliche Tourist nur einen oberflächlichen Blick gleiten läßt, erwecken uns hier ein tiefes und lebhaftes Interesse. Wir wollen einige Charakterbüsten hervorheben.

S. 653 Sokrates: „Dieser lebensvolle Kopf ist mit dem Meißel aus dem Block so zu sagen herausgeschnitten worden. Eine Raspel scheint die Oberfläche des Marmors nicht berührt zu haben. Diese Behandlung thut gerade bei einem solchen Charaktergebilde sehr gut. Jeder Zug sprüht von dem eigenthümlichen Geist, der sich diese wunderliche physiognomisch-phrenologische Hülle geschaffen hat. Alle Leidenschaften haben auf den Zügen des mißgestalten Antlitzes Spuren hinterlassen von einem unaustilgbaren Gepräge, gleichzeitig ist aber auch der Geist, der sich in dieser Schädelhöhle eine Wohnung erbaut hat, zu einer so ausschließlichen Oberherrschaft gelangt, daß jede Regung des Seelenlebens beschwichtigt erscheint. Der Gesichtsausdruck bietet daher eine Ruhe dar, die mit jenen silenesken Formen auf das merkwürdigste contrastirt. Daran aber lernen wir gerade erkennen, daß das Griechenthum nicht blos auf formeller Schönheit beruht, sondern sich unter jedweder Gestalt zu offenbaren vermag, sobald dieselbe nur von dem eigenthümlichen Leben erfüllt ist, welches wir als das schönste Ergebniß der Mühen und Kämpfe, Verirrungen und Tugenden eines von dem edelsten Streben erfüllten Nationalbewußtseyns betrachten müssen."

S. 673 Aesop: „Das Schaffen im Sinne der Natur feiert hier einen seiner herrlichsten Triumphe, und wenn man sich zu einer Anschauung zu erheben weiß, die von den äußeren Reizen und Widerwärtigkeiten der körperlichen Erscheinung unabhängig ist, so wird man vor diesem Bilde, so widersprechend und wunderlich dies auch klingen mag, desselben Genusses theilhaftig werden, den uns sonst nur die formelle Vollendung des irdischen Daseyns oder das, was man gemeinhin Schönheit nennt, zu gewähren im Stande ist. Es handelte sich bei Darstellung dieser wunderbar gearteten Individualität um nichts Geringeres, als den Bildungstrieb in alle die Irrwege zu verfolgen, die ihn jeden Augenblick dem unvermeidlichen Untergang nahe zu bringen scheinen, während er schließlich zwar nicht physisch, aber in geistiger Beziehung ein Ergebniß erzielt, welches die Anstrengungen und Bestrebungen der gesundesten Naturen in manchem Betracht weit hinter sich zurückläßt. Ist es doch, als ob der Menschengeist nur in solchen Kämpfen, wie sie uns dieser Körperbau veranschaulicht, zu der eigenthümlichen Verfeinerung gelangen könne, die sich als Scharfsinn offenbart und die Meister der Weisen in Widersprüche zu verwickeln, letztere aber eben so überraschend zu lösen versteht."

S. 237 Demosthenes: „Eine schwächliche verkümmerte Leibesverfassung als der Ausdruck unüberwindlicher Charakterkraft, krampfhaft geschlossene Lippen als Sitz einer alles überwältigenden Beredsamkeit, eine schmale die Athemwerkzeuge beengende Brust als Behausung des patriotischsten Herzens, das je für sein Vaterland geschlagen, endlich jene angeborene Zaghaftigkeit, die sich in die standhafteste Todesmuthigkeit verkehrt, sind so befremdende und gleichzeitig so ergreifende Züge, daß man rc. — Dieser Marmor ist von einer hinreißenden Lebendigkeit und Naturwahrheit des Ausdrucks. Beide drängen sich zwar nicht auf den ersten Blick auf, sondern wollen gesucht seyn. Erst nachdem wir mit den bescheiden vorgetragenen Formen in einen gewissen Verkehr getreten sind, beginnt allmälig die Entfaltung jener gedrängten Fülle des bildnerischen Ausdrucks, die Anfangs so leicht übersehbar zu seyn schien und mit deren methodischer Zerlegung wir bei näherer Bekanntschaft kaum fertig werden können. Bei

wiederholter Betrachtung gewinnt das Kunstwerk solch ein intensives Leben, daß wir einer jener von tiefem Schweigen beherrschten Volksversammlungen beizuwohnen meinen, welche der große Mann anzureden im Begriff ist."

Aus der Barbarenwelt wußten die alten Künstler nicht minder überall das Charakteristische im Höchsten wie im Niedrigsten aufzufassen. Hier eine Darstellung von erhabener Art S. 117: „Die zwei Statuen gefangener Barbarenkönige, welche in der durch ein Gitter verschlossenen Halle im Hof des Conservatorenpalastes aufgestellt sind, geben uns ein lebensgetreues Bild von der Schreckenspracht eines römischen Triumphzugs. Diese wahrhaft königlichen Gestalten treten uns mit einer Würde und Hoheit entgegen, die vor der Größe der weltbeherrschenden Nation nicht zurückweicht, selbst dann nicht zurückbebt, als sie sich ihrer rettungslos bemächtigt hat." Sie haben sich gegen Rom empört und sind unterlegen. „Sie haben ihr verwegenes Beginnen mit dem Verlust beider Hände büßen müssen. Die eine dieser beiden Statuen läßt die Stummel deutlich wahrnehmen; daß sie auch dem Gefährten abgehauen worden waren, geht aus der ganzen Haltung des Körpers hervor, der dieser Steuerruder des Tritts verlustig gegangen erscheint. Aber auch jetzt noch ist ihr trotziger Sinn ungebrochen, ihr hohes Gemüth ungebeugt. Was Verzweifeln heißt, kennen sie nicht. Mitten in dem Triumphgewühl, welches sie umrauscht, blicken sie voll Verachtung auf eine Nation herab, die, die Rechte Anderer nicht ehrend, die eigene Freiheit zu Grabe trägt. Die losen Beinkleider, der gefranzte Mantel und das Königsdiadem machen die Barbarenkönige kenntlich. Das dunkle Material des grauen Marmors paßt trefflich zu dem düstern Gegenstand. Denn als solchen hat ihn der Künstler, der zur Verherrlichung des Triumphs berufen worden war, gefaßt und mit echt historischer Unparteilichkeit auch den Feind in seiner Größe zu ehren und bei der Nachwelt zu verherrlichen gewußt."

Dazu ein Gegenbild roherer Art, der Athletenmosaikboden aus den Thermen des Caracalla S. 753: „Das Ganze bietet einen schreckhaften Anblick dar, der um so entsetzlicher ist, als die Darstellung der einzelnen Individualitäten eine gewisse Lebendigkeit und widrige Naturtreue wahrnehmen läßt. Uebermästete Ungeheuer, deren einseitig entwickelte Riesenkraft mit dem solchen Leibern inwohnenden Seelenvermögen in einem völlig umgekehrten Verhältniß steht, treten uns mit einer Siegesfreude entgegen, die die gänzliche Entmenschung bezeugt. Wie tief das edelste aller Geschöpfe zu sinken, bis wie weit es sich unter das Thier zu erniedrigen vermag, lernen wir aus diesem Zeitspiegel, der uns die Dienste eines Refractors leistet, ohne Zerrbilder hervorzubringen, kennen. Wahrhaft vernichtend wird dieser Anblick, wenn wir diese Gebilde mit den edlen, reinen Gestalten der griechischen Palästra vergleichen, die aus denselben Keimen hervorgegangen sind, wie die, welche solchen scheusäligen Wuchergewächsen zu Grunde liegen. Während jene die reine Freiheitsluft der Ideale athmen, feiert hier nicht blos die rohe Gewalt, sondern auch die gemeinste Selbstsucht ihre materiellen Triumphe. Um den Geist kennen zu lernen, welcher von ganzen Systemen des despotischer Alleinherrschaft verfallenen Römerreichs Besitz ergriffen hatte, sind diese Schilderungen einer derben, aber keineswegs verächtlichen Kunstrichtung von Werth für uns."

Indem Herr Braun auf diese Weise überall die Kunst preist, mit welcher die Alten Naturwahrheit und Seelenwahrheit eben so vollkommen wie körperliche Schönheit aufzufassen und auszudrücken verstanden haben, mit allen Formen der unendlichen Natur spielend und sie fortsetzend ins Ideale und in die Karikatur, darf man es ihm nicht verdenken, daß er zuweilen in unwillige Bemerkungen ausbricht über die unfruchtbare Gelehrsamkeit der Archäologen, welche den Hauptwerth der Antike nicht ahnen, und nicht minder über die modernen Künstler, die so tief unter den alten stehen. Er betrachtet Thorwaldsen als den Vertreter der antiken Richtung, des höheren, reinern Strebens und klagt S. 201: „Wer sollte es für möglich gehalten haben, daß wenige Jahre nach Thorwaldsens Tode ein geistloses Formenspiel über die gediegene aus der Idee schaffende Plastik wenigstens materiell den Sieg davon tragen würde? Nur hüte man sich, den Künstlern allein die Schuld einer solchen Sinnesverkehrung aufzulasten. Diese wollen leben, und wenn das Lautenspiel des Orpheus die Thiere der Wildniß nicht mehr zu bändigen vermag, so stellt man der sinnlichen Leidenschaft Netze und sucht eitle Kunstliebhaber, denen zunächst an dem Staunen der gaffenden Menge gelegen ist, mit Leimruthen einzufangen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, N° 43. 31. Mai 1854.

Geschichte.

Geschichte des russischen Staates von Prof. Dr. Ernst Herrmann. Fünfter Band. Hamburg, Fr. Perthes, 1853.

Dieser Band umfaßt zwar nur die kurze Geschichte der Kaiserin Elisabeth, des Kaiser Peter III. und die erste Regierungszeit der Kaiserin Katharina oder die Jahre 1742—1775, allein es sind inhaltreiche Jahre der wichtigsten Entwicklungen für Rußland und ganz Europa.

Nachdem unter Peter dem Großen, Katharina I. und Anna die Politik des ersteren vorgewaltet hatte, das barbarische Rußland durch alle dem germanischen und romanischen Stamm entlehnte Mittel der Civilisation zu heben, befolgte Elisabeth gerade das entgegengesetzte System und bewirkte eine moskowitische Reaction gegen die ausländische Bildung. Ostermann und Münnich, die beiden großen Deutschen, von denen der eine als Minister, der andere als Feldherr Rußlands Macht mit überraschendem Erfolg befestigt und vermehrt hatte, wurden nach Sibirien verbannt. Um die Kaiserin, die selbst den rohesten Lastern fröhnte und am liebsten unter ihrer Leibcompagnie von gemeinen Soldaten zubrachte, befanden sich brutale Altrussen, unter denen der listige Bestuschew zum Ruder des Staates gelangte. In dieser Reaction lag eine Schwächung Rußlands, die aber von den unterwärts beschäftigten Nachbarn nicht benützt wurde. Im Gegentheil übte damals Rußland nach außen schon einen gefährlichen Einfluß, insbesondere auf Schweden, welches nach der Ermordung Karls XII. gleichsam unter der Vormundschaft des russischen Gesandten stand. Oestreich, mit Preußen im Kampfe, übte gegen Rußland jede mögliche Rücksicht und Höflichkeit. Preußen hatte genug zu thun, Schlesien zu behaupten. Als endlich Elisabeth der großen Coalition gegen Preußen im siebenjährigen Kriege beitrat, durfte sie hoffen, für Rußland Ost- und Westpreußen zu erobern. Noch ist aus ihrer Regierungsgeschichte hervorzuheben, daß sie die russische Kirche außerordentlich begünstigte und ihre Andacht mit großem Prang zur Schau trug. Wenn sie feierliche Wallfahrten unternahm, war es ihr ernstlich um Abbüßung ihrer Sünden zu thun.

Da sie unvermählt blieb, sollte ihr Neffe, Herzog Peter von Holstein, nach ihr den russischen Thron besteigen, den Elisabeth mit Katharina von Anhalt-Zerbst vermählte, weil diese aus einem so kleinen Fürstenhause stammende Prinzessin durchaus unfähig schien, deutschen Einfluß auf Rußland geltend zu machen. Bräute aus mächtigern deutschen Häusern wurden aus eben diesem Grunde verschmäht. Mit bewundernswürdiger Schlauigkeit ging die junge Katharina in den Plan der alten Elisabeth ein und ahmte sie in Andachten und Eifer für orthodoxes Russenthum nach, während ihr Gemahl Peter sich ins russische Wesen nicht zu finden wußte, es öffentlich verachtete und sich nur mit Holsteinern umgab. Sein Naturell ließ in dieser Beziehung auch keine Besserung hoffen, es kam daher ein Plan der altrussischen Partei zu Stande, der die Zukunft Rußlands nach dem Tode der Elisabeth im voraus regelte und die tragische Katastrophe Peters schon von weitem vorbereitete. „Der Großkanzler (Bestuschew) fand es gerathen, den Intriguenkrieg, mit dem er den jungen Hof unablässig in Athem gehalten hatte, allmählig auf die Person des Großfürsten zu beschränken, mit der Großfürstin dagegen einen geheimen Bund zu schließen. Selbst der Kaiserin gelang es ihm, zu dieser Annäherung ihre Einwilligung abzugewinnen. Der Verfasser der Biographie Peters III. gibt ziemlich unzweideutige Andeutungen darüber, daß der Großkanzler Elisabeth

von der Nothwendigkeit überzeugt habe, man müsse, da von dem Großfürsten keine Nachkommenschaft zu erwarten sey, der Neigung seiner Gemahlin zu einem sonst außer der Ehe nicht erlaubten Verhältniß keinen Zwang anthun. Damals, gegen Ende des Jahres 1753, war es der junge und gefällige Kammerherr Soltykow, der zugleich bei dem Großfürsten und seiner Gemahlin sich einschmeichelnd, sich der besonderen Gunst der letzteren zu erfreuen hatte. Am 1. Oct. 1754 gebar Katharina in Petersburg, wohin im Sommer des genannten Jahres, nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt in Moskau, der Hof zurückgekehrt war, einen Sohn, der als Großfürst in der Taufe den Namen Paul Petrowitsch erhielt. — Um die Geburt dieses Prinzen dem König von Schweden, Adolf Friedrich, anzuzeigen, schickte Bestuschew den Kammerherrn Soltykow als außerordentlichen Envoyé nach Stockholm. Als er eben zur Rückreise sich anschickte, erhielt er die Weisung, als bevollmächtigter Minister des russischen Hofes nach Hamburg zu gehen. Von da wurde er zwei Jahre darauf in derselben Eigenschaft an den Hof von Madrid versetzt, wo er bis zum Tode der Kaiserin verblieb. — Bestuschew duldete keine Zwischenpersonen, die seinen weiteren Plänen in den Weg treten konnten. Die nächste Folge dieser verhängnißvollen Vereinigung des Großkanzlers mit der Großfürstin war die, daß der unglückliche Thronfolger in seinem thörichten Treiben sich von nun an ganz allein überlassen blieb. Das persönliche Verhältniß zwischen ihm und seiner Gemahlin wurde das unseligste, das sich denken läßt. Seit ihrer Niederkunft hielt Katharina ein Unterpfand mit der russischen Nation verbunden, das sie das künftige Schicksal ihres Gemahls mindestens mit Gleichgültigkeit ansehen ließ."

Inzwischen gelang es dem Thronfolger Peter, die russischen Waffen im siebenjährigen Kriege zu lähmen. Wie sehr er die Russen haßte, so enthusiastisch war er für Friedrich den Großen eingenommen. Die russischen Generale aber, die von der insgeheim schon gegen ihn gelegten Mine nichts wußten, und in ihm nur den künftigen Kaiser sahen, fügten sich seinen Wünschen und umgingen die Befehle der alten Kaiserin, die noch während des Krieges im Jahr 1762 starb. Nun schloß der neue Kaiser Peter III. augenblicklich Frieden, das russische Interesse offen hintansetzend und machte sich noch verhaßter dadurch, daß er der russischen Garde die steife preußische Uniform aufzwang. Unfähig durch höhere ausländische Bildung den Russen zu imponiren und zu nützen, wie es Peter der Große und Anna gethan hatten, trieb er blos Soldatenspielerei. Nun begannen die Früchte des alten zwischen Katharina und Bestuschew abgekarteten Planes schnell zu reifen. Alle Altrussen, die Garde und vornehmlich auch die Geistlichkeit erkannten, eine vormundschaftliche Regierung Katharina's im Namen ihres erstgeborenen Sohnes Paul unter Beistand der altrussischen Partei sey viel räthlicher, als den russenfeindlichen Peter länger walten zu lassen. Unter dem Vorwand, Peter habe seine Gemahlin und Sohn ermorden lassen wollen (woran er nie gedacht hat), wurden die Garden zur Empörung gerufen und von ihnen und dem griechischen Clerus ließ Katharina, die erste Ueberraschung und Begeisterung schlau benützend, nicht ihren Sohn, sondern sich selbst mit der Krone schmücken. Die Soldaten zerrissen ihre neuen preußischen Uniformen und legten die alte wieder an, in der Katharina selbst ihnen voranritt. Peter, der sich erbärmlich feig benahm, wurde gefangen, erst vergiftet, dann erdrosselt.

Sobald Katharina sich der Gewalt bemeistert hatte, ließ sie alle Parteien fühlen, daß sie dieselbe auch fest in der Hand behalten und mit Niemand theilen werde. Die Altrussen sahen sich betrogen. Weit entfernt, gegen Preußen feindlich aufzutreten, ersah Katharina in Friederich dem Großen nur einen Helfershelfer zur Vollziehung ihrer ehrgeizigen Pläne. Sein Genie vollkommen würdigend, wollte sie ihn lieber zum Mitschuldigen als zum Gegner haben. Den russischen Adel und das Militär wußte sie im Schach zu halten, indem sie alle lockte, sich keinem ganz hingab. Den Clerus betrog sie am gröblichsten, indem sie ihm ganz ungescheut sein ungeheures Kirchengut wegnahm mit fast einer Million Leibeigener, und Bischöfe und Popen nur noch von Staatsbesoldungen leben ließ, wodurch sie auch ganz vom Staat abhängig wurden. Jede Opposition wurde durch Bestechung der vorragenden Kleriker unterdrückt. Die Corruption ging von oben aus. Wenn man dann wieder liest, wie Katharina in öffentlichen Manifesten dieselbe Corruption anklagt und verdammt, so muß man staunen. Sie erklärt z. B.: „Sucht Jemand eine Bedienung, so muß er bezahlen; will sich Jemand gegen Verleumdungen schützen, so muß er Solches mit Geld thun; will Jemand einen Andern verleumden, so unterstützt er seine Ränke durch Bestechungen. Ebenso verwandeln viele Richter den heiligen Ort, wo sie in Unserem Namen Recht sprechen sollen, in einen Marktplatz.... Diesen Beispielen, welche in den vornehmsten Gerichten blos aus Sicherheit vor der Strafe eingerissen sind, folgen sonderlich an den entfernten Orten selbst die geringsten Richter und Beamten nach. Nicht nur bei ganz unschuldigen Dingen plagen sie die armen

Leute mit Erpressungen, indem sie ihnen unter dem Vorhalten des Gesetzes, das sie aber nur übel auslegen, Schikanen bereiten und ihre Häuser und Güter zu Grunde richten, sondern sogar bei solchen, die vielmehr Unser allerhöchstes Wohlwollen verdienen." Sacken berichtet im Jahr 1764, die Anordnungen der Kaiserin blieben unbeachtet, die neuen Justizbeamten, die sie ins Reich schickte, um Ordnung zu schaffen, blieben ohne Gehalt und mußten nun selber von Bestechung leben. Eben so nur auf die Täuschung berechnet war alles, was Katharina im Interesse der Aufklärung und Erziehung verfügte. Ein Paar hundert Junker und adelige Familien wurden auf kaiserliche Kosten mit Ostentation erzogen, aber das gesammte Volk blieb in seiner alten Barbarei.

Von ungleich größerer Bedeutsamkeit auch noch für unsere Tage war Katharinens auswärtige Politik. Ihre erste Eroberung sollte Kurland seyn. Dieses vormals dem deutschen Ritterorden gehörige Land war unter dem letzten Landmeister Ketler ein Herzogthum geworden, das sich unter den Schutz Polens gestellt hatte. Aber schon Peter der große hatte den letzten Herzog von Kurland mit seiner Nichte Anna vermählt und da diese kinderlos blieb, war ihr Günstling Biron, als sie (vor der Elisabeth) Kaiserin von Rußland wurde, durch erkünstelte Wahl Herzog von Kurland geworden. Diesen aber hatte Elisabeth nach Sibirien geschickt und die Kurländer hatten Karl, den Sohn des in Polen regierenden sächsischen August III. zu ihrem Herzog gewählt. Diese letzte Wahl ließ nun Katharina II. nicht gelten, besetzte Kurland mit Truppen und — erhielt die Zustimmung zu dieser Eroberung von Friederich dem Großen, der damals schon, am 11. April 1764 mit Katharina II. die ersten Vorbereitungen zu einer Theilung Polens verabredete, die natürlicherweise nur auf Kosten des sächsischen Hauses möglich war. Um die sächsische Dynastie aus Polen zu verdrängen, opferte Preußen Kurland den Russen. Das Nähere findet man auf Seite 355 f.

Dem folgte bald die erste Theilung Polens. Dieses Ereigniß war Jahre lang von Katharina II. vorbereitet, wie der Mord ihres Gemahls. Wir empfehlen die Einsichtsnahme des vorliegenden Buchs in Bezug auf die polnische Theilung ganz besonders katholischen Lesern. Es wird ihnen von nicht geringem Interesse seyn, zu erfahren, durch welche Mittel die griechische Czarewna es verstanden hat, die katholische Kirche vom Dniepr bis zur Weichsel zurückzuwerfen, wo sie auch heute nicht mehr sicher ist.

Vorerst gelang es der Kaiserin, nach Augusts III. Tode den Polen Stanislaus Poniatowski, einen ihrer vielen ausgebrauchten Liebhaber, zum König von Polen wählen zu lassen. Ein Pole, ein unscheinbarer Edelmann, war auch Oestreich und Preußen genehm. Unter einem so schwachen König glaubte jede Macht des Auslandes freies Spiel in Polen zu behalten. Stanislaus aber hatte den russischen General Repnin zur Seite, wie Herodes den Pilatus. Repnin war es, der allein regierte und beim ersten Widerstand, den er fand, eine russische Armee zur Unterstützung seiner Befehle einrücken ließ. Oestreich und Preußen hätten dem freilich entgegenwirken können, allein Polen war durch die Parteien seines Adels so zerrüttet, daß es nicht der Mühe werth und selbst gefährlich schien, für die Unabhängigkeit Polens aufzutreten. Oestreich und Preußen dachten nur noch daran, Rußland nicht die ganze Beute zu lassen, sondern mit ihm zu theilen.

Katharina wollte aber Polen nicht blos staatlich, sondern auch kirchlich sich unterordnen und keineswegs eine große Anhäufung von Katholiken innerhalb ihrer Grenzen dulden. Deshalb unterstützte sie mit großer Ostentation die Dissidenten gegen die in Polen herrschende römische Kirche und half in ganz Europa gleichzeitig den Haß gegen den Jesuitenorden schüren. Sie ließ sich damals „die Philosophin auf dem Throne" nennen und nahm die Miene an, als sey sie die humanste Regentin auf der Welt, für Toleranz, Aufklärung und maurerische Tendenzen aufs wärmste begeistert. Sie machte glauben, es sey nur die finstere, bigotte, unduldsame Pfaffenpartei, der verhaßte Jesuitismus, den sie in Polen bekämpfe, und täuschte damit sogar das wachsame England, welches eben deshalb für die Rettung Polens nicht das mindeste that, sondern zu allen Heimtücken Katharina's den Segen der Hochkirche lieh. Sie nämlich dachte an nichts, als den Katholiken ihre Kirchen zu nehmen und dieselben ihren griechischen Popen zu übergeben unter dem Vorwand, gleiche Gewalt hätten die Griechen in früheren Kriegen von den Polen erdulden müssen und gegenüber Europa unter dem Schein, als gelte es nur die Protestanten gegen Uebergriffe der katholischen Kirche zu schirmen. Die ganze katholische Welt war damals verblendet. Oestreich begann trotz der frommen Maria Theresia unter dem Minister Kaunitz und dem jungen Joseph II. Aufklärerei zu treiben und die Kirche zu plündern. Frankreich, unter Ludwig XV. in die entsetzlichste Lüderlichkeit versunken, war keines kirchlichen Aufschwungs mehr fähig. Ueberall war die katholische Kirche von den Staaten verrathen und verkauft. Der Papst selbst ließ sich von der Kaiserin Katharina II. überreden, zu allem, was

sie in Polen that, stillzuschweigen, indem sie ihm dagegen feierlich versprach, sie werde sein Interesse den übrigen europäischen Mächten gegenüber wahrnehmen. „Die verdächtige Theilnahmlosigkeit, welche der päpstliche Nuntius Visconti bisher bei diesen Vorgängen gezeigt hatte, drohte zwar einer entgegengesetzten Richtung Platz zu machen, als er von der römischen Curie ein Breve erhielt, durch welches ihm befohlen wurde, den Clerus wie die Nation zur Festhaltung an der katholischen Religion zu ermahnen und sich nachdrücklich Allem zu widersetzen, was ihr Eintrag thun könnte, dagegen aber wurde ihm, wie in Petersburg der englische Resident Makartny in Erfahrung gebracht haben wollte, im Auftrag der russischen Kaiserin von ihrem Gesandten zu bedenken gegeben: daß das Benehmen Ihrer kaiserl. Maj. sich nach dem Seiner Heiligkeit richten werde, daß das Schicksal der katholischen Unterthanen ihres Reiches in ihren Händen liege und daß es andererseits dem Papst auch darum zu thun seyn müsse, den Einfluß der Kaiserin in den übrigen Staaten für sich zu Gunsten der Katholiken gegen die Protestanten, und gelegentlich wohl auch zu Gunsten der katholischen Unterthanen gegen die katholischen Mächte selbst zu gewinnen. Um die Falschheit dieser gleißnerischen Politik ins rechte Licht zu setzen, muß man wissen, daß, während das russische Cabinet in Warschau die Wachsamkeit des päpstlichen Nuntius theils einzuschläfern, theils durch Vorspiegelungen zu hintergehen suchte, der Graf Panin in Petersburg allen Ministern der protestantischen Mächte erklärt hatte: daß Ihre Maj. die Kaiserin die Freundschaft derselben für sie nach dem Grad des Eifers bemessen werde, mit dem sie mit ihr die Rechte und Ansprüche der Dissidenten in Polen unterstützen würden." S. 395.

Wenn von katholischer Seite selber so wenig geschah, das katholische Polen zu retten, so konnte man allerdings noch weniger von den protestantischen Mächten erwarten. Immerhin aber bleibt es auch von Seiten dieser unverantwortlich, daß sie in dieser Frage allesammt Rußland gedient haben, daß sie die Dissidentenangelegenheit als eine Sache der Toleranz contra Rom ansahen, während sie nur die Machtvermehrung der russischen Kirche, der intolerantesten in der Welt, bezweckte.

Als die katholische Partei in Polen selbst sich wehrte, wurden ihre Häupter, geistliche und weltliche, sogleich von den Russen gefangen genommen und ins innere Rußland abgeführt, ihre Güter, namentlich die bischöflichen, ausgeplündert und barbarisch verheert. Das alles geschah im Namen der Aufklärung und Humanität und „zum Besten der polnischen Freiheit und Aufrechterhaltung beschworener Verträge", wie Katharina ausdrücklich erklären ließ. Endlich ermannte sich das so grausam unterdrückte polnische Volk und erhob sich in Masse. Nun aber traten auch Oestreich und Preußen mit ihren Heeren und Forderungen auf, und die Theilung wurde vollzogen, fast in derselben Zeit, in welcher der Papst von den katholischen Mächten selbst gezwungen wurde, den Jesuitenorden aufzuheben. Beide Ereignisse stehen in einem sehr genauen Zusammenhange. Die Geschichtschreiber pflegen in ihrer herkömmlichen Bornirtheit die Theilung Polens bitter zu beklagen, die Aufhebung der Gesellschaft Jesu aber zu lobpreisen, ohne daß sie ahnen, wie sehr sie mit einer solchen Unterscheidung heute noch der russischen Politik dienen.

Nur eine einzige Macht in Europa hatte damals Verstand genug, die wahre Sachlage zu begreifen. Das war die Türkei, welche an Rußland den Krieg erklärte, aber zu schwach war, um Polen wirksam zu unterstützen. Im Gegentheil fand Katharina in diesem Kriege erst Gelegenheit, die Krimm zu erobern.

Kurland, Polen, die Krimm, diese großen Eroberungen Katharina's, wurden die Operationsbasis für alle weiteren Eroberungen Rußlands gegen den Sund, gegen die Weichsel und gegen die Donau hin. Das Wunderbare aber ist, daß Katharina alle jene Eroberungen machte mit Zustimmung und unter Beihülfe des bethörten Europa. — Rußland ist jetzt schon weit mächtiger geworden, als es unter Katharina II. war, denn es hat seitdem noch Finnland, das Weichselgebiet, Bessarabien und Transkaukasien erobert. Aber Europa ist nicht mehr so bethört und selbst die Türken haben sich besser zusammengerafft. Es ist doch ein viel gewaltigerer Widerstand, den Europa jetzt der russischen Universalmonarchie leistet, als vor achtzig Jahren.

Zu den interessantesten Episoden des vorliegenden Werkes zählen wir die Vorgänge in Schweden, den Parteikampf der Hüte und Mützen (Schlafmützen), d. h. der schwedischen Patrioten und der Russenfreunde. Man wird dabei aufs lebhafteste an den gegenwärtigen Kampf ähnlicher Parteien in Berlin erinnert. Es gab damals eine schwedische Kreuzzeitungspartei, die mit demselben Eifer, mit derselben Dialektik das Interesse Rußlands gegen das der eigenen Nation verfocht, wie es heute in Berlin geschieht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 44. 3. Juni 1854.

Geschichte.

Des deutschen Volkes und Reiches Ursprung und Werden. Akademische Vorlesungen von H. Leo. Halle, Anton, 1854.

Auch unter dem Titel: Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volks und Reichs, erster Band.

Wir finden in diesem Werke eine neue und geistreiche Auffassung der deutschen Urgeschichte. Unsere Sprache wurzelt im Sanskrit, Spuren unserer Herkunft aus den Hochgebirgen Asiens fehlen nicht, auch noch in den deutschen Sagen haben sich Züge aus asiatischen Mythen erhalten. In diese dunklen und verworrenen Beziehungen zu Arien, dem Hochland zwischen Indien und Persien, bringt nun Leo zum erstenmal klareres Licht und zwar mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Nationalcharakters, so den Fehler vermeidend, den viele vor ihm begangen haben, indem sie den deutschen Völkerstamm mit einer Unzahl alter Völkerstämme charakterlos vermischten.

Der Verfasser geht von der Sprache aus. „Das, was die Sprachen aller germanischen Völker unter sich so analog gestaltet und zugleich sie so fest von den übrigen indogermanischen d. h. von den arischen in Indien und Persien, von den antiken in Griechenland und Italien und von den verwandten slawischen und keltischen abtreten läßt, ist die Ausbildung des Ablautsgesetzes — zunächst bei der Verbalbildung; dann um sich greifend fast in allen etymologischen Theilen der Grammatik. Die Entwickelung des Ablautes knüpft sich aber an die Reduplication des sanscritischen Verbi an und erleidet eine merkwürdige Ausnahme, die genau so schon im Sanskrit vorgebildet ist, und zwar hier sich in einigermaßen bestimmbarem Zeitraume bildet — die Zeit dieser Bildung muß also auch die Zeit sein, in welche die Abtrennung der germanischen Stämme von den übrigen indogermanischen zu setzen ist."

Sodann geht Leo zu den ältesten bekannten Religionssystemen des arischen Völkerstammes über und zeigt, wie der Cultus der Veden allmählig in den Siva- und Rudradienst übergegangen sey, zu derselben Zeit in der obige Sprachabzweigung Statt fand. In Siva wird hier Wodan als höchster Gott der alten Deutschen nachgewiesen. „Als Wecker und Erreger alles Lebens hieß er budhna oder vudhna (excitatio), und dieß scheint der Name zu seyn, der ihn dann bei den Germanen begleitete, denn Veden, Wuotan, Odinn bedeutet auch einen pervasor, excitator, einen Wecker, Erreger, Beweger in der Luft wie im Geiste. Später ist dann das Wesen der Prishni, mit der Rudra die Stürme erzeugt, in Indien hauptsächlich nach ihrer der Erde zugekehrten Seite gefaßt worden, so daß sie sich zur Göttin der fruchtbaren Natur, zur Bhavani als Siva's Gattin ausbildete, die auch als Durga, als die Schwerzugängliche, bezeichnet ward. Die Germanen aber begleitete der alte Name Prishni, der nach ganz richtigem Lautwechsel sich in Frigg (für Frigu oder Frihu) umsetzte. Auch Pardshdshanya wanderte im Geleite der altbefreundeten Gottheiten zu den Westländern, wo wir ihn bei den Litthauern nach richtigem Lautwechsel als Perkunas, und nach weiterem richtigen Lautwechsel bei den nördlichen Germanen als Fiörgyn, bei den Deutschen vielleicht als Virgun wieder finden. Wir kommen so wieder auf dieselbe Zeit als den Scheidepunkt der Germanen zurück, die wir schon früher aus sprachlichen Gründen annehmen mußten — nämlich auf die spätere Vedenzeit, wo der Rudradienst allmählig in den Sivadienst sich umbildete, aber die Umbildung noch keineswegs vollendet war; wo die indischen Kasten sich ausbildeten, aber noch keineswegs durchdrungen waren, ja — da die Kastenbildung gleich dem Vishnudienste

sicher in den südlicheren und östlicheren indischen Landschaften früher Statt fand, und von hier aus auch den Norden und Westen sich zu unterwerfen suchte, ist es sogar wahrscheinlich, daß gerade diese Umbildung des indischen Lebens und die damit verbundenen inneren Kriege der Hauptgrund waren, der einen Theil der Arier zum Ueberschreiten der nordwestlichen Grenzgebirge, zur Auswanderung, wenn nicht drängte, doch bewog und so dem ganzen Daseyn des germanischen Lebens die Wurzel gab." S. 34.

Nun zeigt sich eine auffallende Uebereinstimmung zwischen der sittlichen Energie im ursprünglichen, jetzt freilich ganz entarteten Sivacultus und im Germanenthum. „Das, was als sittlicher Charakterzug den Siva- oder Rudradienst von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten begleitet, ist die Feier des religiösen Pathos, der Gemüthserregung in mächtiger Willenskraft, die Verachtung von Schmerz und Tod und aller moralischen Frictionen, die von den Sinnen bereitet werden. Jetzt ist dieser Charakterzug zur verholzten Carrikatur geworden. Aber wie geistlos und verholzt nun auch diese Richtung ist — dieses Stück ursprüngliches Sinnes dieser Religion: der Sieg des heldenmüthigen Willens über Schmerz und Tod — ist immer noch deren Kern; und wenn jetzt auch die Sache so ausgeartet ist, so läßt sich doch denken, welcher geistige Schwung und welche Macht in dieser Religion war, als sie in jungfräulicher Frische auftauchte und das weltüberwindende Pathos zum substantiellen Inhalte des Glaubens machte. Da entstund zuerst jene unbändige Thatenlust und jener schreckeneinflößende Willenseigensinn, die wir noch an den germanischen Wuotansdienern sehen." S. 35.

Weiter wird gezeigt, wie deutsche Volkssagen mit indischen Mythen zusammenstimmen, z. B. die Sage von Sigfrit mit der indischen Mythe von Karna, die vom Schwanenritter mit der Mythe von Bhishma. In Massageten, Saken, Daken wird deutsches Element nachgewiesen und so die Bewegung vom Arierlande nach Nordwesten und Europa zu bezeichnet.

Etwas gewagt scheint folgende Namenableitung: „Siva wird dargestellt gewöhnlich mit einer kronen- oder hut- oder helmartigen Kopfbedeckung, unter welcher — oder wenn sie fehlt, in der Form von welcher die Haare in Wulste und Flechten zusammengefügt sind — zuweilen so, daß sie auf dem Scheitel in die Höhe gebunden sind und oft so, daß dann die Enden frei fliegen. Bei Verehrern Siva's, die wenig Sorge an ihre Haare wenden können, hängen sie unbeschnitten, in flatternden Locken um den Kopf bis auf die halbmondförmige Straube auf dem Stirngipfel. Diese Scheitellocke stellt den Halbmond dar, oder der Halbmond ist auch oft, wo diese besondere Locke fehlt, farbig auf die Stirn gemahlt. Siva wird eben in der beschriebenen Weise dargestellt und so nackt bis auf das gefleckte Tigerfell, von seinen Locken und Flechten umflattert, reitet der Gott in den Darstellungen gewöhnlich auf seinem Stiere Nandi, zuweilen auch auf einem Rosse, den Speer (die cula) und die Opferschale, worin das Blut des Opfers aufgefangen ward, oder andere heilige Embleme in den Händen. Die Haartracht aber ahmen, wie gesagt, auch seine besonderen Verehrer nach. Diese Haartracht heißt gata, gati oder guta und gutaka, vom Thema gat, das Haar flechten, das Haar ordnen. Ein solcher, der diese Haartracht hat, ein besonderer Verehrer des Siva, heißt: gatavat oder gatin oder gotinka. Daraus sind Geten, Getinen und Gothen, Gothinen, Gothonen geworden, bei denen wir gerade diese Haartracht als Gentile, als Volksabzeichnung wieder finden." S. 84.

Nicht minder gewagt erscheint die Namenerklärung der Sueven. „Suapan bedeutet also ursprünglich: ganz einschlafen machen — wird aber in seiner altnordischen Form euphemistisch für opfern, schlachten gebraucht, gerade wie schon das Factitivum des entsprechenden sanskritischen thema svap, schlafen, — also svapayami bedeutet auch: ich schläfere ein, aber auch, ich tödte. Suevi, Suapa, Svaefas — oder wie wir sagen: Schwaben — sind also Opferer — und es ist anzunehmen, daß als diese Reformation der Gottesdienste bei den Geten statt hatte und die regelmäßigen, nicht durch Krieg oder Verbrechen bedingten Menschenopfer des Zamolxis (Siva, Buddha, Wuotan) aufhörten, entweder die, welche fest mit ihrem Glauben daran hingen, sich trennten, weiter nach Norden zogen und hier das Volk der Sueven bildeten; oder, wenn religionsverwandte Stämme weiter nördlich schon wohnten, daß diese fest bei der alten Sitte blieben — in diesem Falle aber auch als auszeichnenden Namen den der Opferer, Sueven, erhielten und als besonderes Volk von den übrigen getischen Stämmen abtraten."

Wichtiger ist, was der Verfasser über den Geist und Charakter des deutschen Volkes sagt, insbesondere über sein Heldenthum. „Wuotan ist der ungebrochene Heldengeist, der es mit Schmerz und Tod aufnimmt und alles, was diesem Heldengeiste analog ist in der Natur und im Leben, gehört Wuotan im engeren Sinne an. Deshalb sind auch die Heldengeschlechter, aus denen Fürsten und Edle der Deutschen ihre Abkunft herleiten, recht eigentlich der ihm heilige Stand unter den Menschen, wie die Sklaven und Leibeignen Freys Stand sind. Die Edlen haben an ihrer Spitze den rastlosen,

alles durchdringenden, weckenden Geist, den sie in sich wach zu halten, zu dem sie zu kommen streben, mit dem sie eins werden wollen. Von Wuotan getrieben, beseelt ist jeder, den eine heldige, todverachtende Seelenbewegung ergreift; zu ihm kömmt jeder, der im todesverachtenden Kampfe fällt oder der in Marter umkömmt so, daß seine höhere Kraft des Geistes der Marter spottet — jeder auch, der lieber selbst sich den Tod gibt, als daß er seiner unwürdiges erleide." Die Ehre wird hier zum Nationalprincip gemacht und wer mag leugnen, daß sie es wirklich gewesen ist.

Wir können dem sehr interessanten Buche nicht in alle Einzelnheiten nachfolgen und heben nur noch Einiges hervor, z. B. die Erklärung der Namen Germanen und Deutschen S. 192: „Der erstere ist ein keltischer Name, den die Kelten ihren von Osten her drängenden feindlichen Nachbarn gaben, und zwar leitet sich der Name ab vom Stamme gair oder gairm, wie er gaelisch lautet, d. h. schreien. Daher gairmmon gaelisch, garmwyn wälsch der Etymologie nach: ein Schreier; aber in der Bedeutung, wie Homer βοὴν ἀγαθὸς braucht: der tapfere Kriegsmann, der Held. — Das Wort deutsch in nationaler Bedeutung begegnet erst später. In den longobardischen Gesetzen werden servus Romanus und servus gentilis einander entgegengesetzt — das möchte das früheste Vorkommen seyn, denn von dem gothischen piuda (gens) bedeutet das Adjectivum piutisks (d. i. deutsch) gentilis. Also ein servus Romanus steht dem servus gentilis, dem deutschen Leibeignen gegenüber. Ursprünglich hängt das Wort mit dem Thema tu zusammen, d. h. wachsen, gedeihen, gehen und zunehmen. Die sanskritischen Wörter toka (das Kind) und tavishi (die Kraft) hängen damit zusammen. Im Angelsächsischen begegnet nach ganz richtiger Lautverschiebung das Wort peoan, peohan, wachsen, gedeihen, so zunehmen, daß das hinzukommende in dem wachsenden Individuum organisch aufgeht — also organisch wachsen — daher peov, ein Sklav, ein Leibeigner, der nur einen Zuwachs bildet, ein Organ des Herrn, keine eigne Persönlichkeit ist; und peav, die organische Ordnung des Wuchses, die Sitte, die Zucht; pyvan, zur Ordnung, Sitte, zum Maße anhalten; und peodan, organisch verbunden werden, ligari, adhaerere; daher peod, das organisch verbundene, mit einander wachsende, der Stamm, das Volk; und gepeod, das Menschen organisch verbindende, das Volksthum, die Sprache. In stehendem Gebrauch kömmt das Wort deutsch erst seit den Zeiten Ludwigs des Frommen, also etwa seit Anfange des 9. Jahrhunderts, wo das deutsche Volk überhaupt erst mehr in seiner Bestimmtheit aus der Masse der germanischen Völker hervortritt; wo die Theile des Frankenreichs, in denen romanische Dialekte geredet werden, sich schärfer schieden von den Theilen, wo deutsch geredet ward — wo die lingua romana der lingua theodisca oder gentilis entgegentritt; — und allmählig wird Theodisci (gentiles) Gesammtbezeichnung der Bewohner des Frankenreiches, welche deutsche Dialekte sprechen."

Den berühmten Namen der Franken hält Leo für keltisch. „Mir will aber immer bedünken, daß der Name Franke so wenig deutsch sey, wie der Name Germane, denn in den wälschen Dialecten der keltischen Sprache ist das Wort frank uralt und bedeutet lockig, behaart, crinitus — nun wird aber im salischen Gesetze das Wort crinitus ganz synonym mit francus gebraucht, z. B. crinitus puer, ein fränkischer Knabe." Ueberhaupt findet Leo viel Keltisches in dem Bereich der Franken, wo man bisher nur Deutsches sah. Die Salier sind ihm ein keltischer Name, nicht minder die Leudes. „In der keltischen Mundart, welche bis auf den heutigen Tag in der französischen Bretagne gesprochen wird, heißt le ein Eid, leudoni einen Eid leisten." Sogar der Amtsname Graf. „Mit dem Worte grafio ist es genau bestellt, wie mit dem Worte leudes — man hat sich lange gemartert, es auf ein deutsches Etymon zurückzuführen. Früher leitete man es von ‚grau' ab: es seyen die Altermänner gewesen. Diese Etymologie ist durch die deutsche Philologie für immer beseitigt. Dann glaubte man seine Bedeutung im lateinischen Titel comes zu finden, und Phillips erklärte es mit bestechendem Scharfsinne durch eine Versetzung aus gifario, der Gefährte, Genosse — aus gifario sollte girafio, endlich grafio geworden seyn. Aber abgesehen von der Analogielosigkeit einer so starken Versetzung, die den ganzen Wortstamm umkehrte, würde dabei auch das angelsächsische gerefa (engl. reeve), was ein langes e hat, unerklärlich seyn. Grimm hat dann grafio aus rafo (der Balken, die Balkendecke des Hauses) erklärt, und will girafio, grafio zu einem machen, mit dem man unter derselben Hausdecke lebt, contubernalis, comes — aber auch da bleibt das angelsächsische gerefa unerklärt; außerdem wäre die Kürzung des a in rafo zu grafio völlig unerklärlich ꝛc. Herrmann Müller und von Richthofen sind deshalb auf eine schon früher versuchte Ableitung von griechischen γράφειν zurückgekommen. Daran ist etwas Richtiges — nur nicht in der Art, daß die Ableitung direct aus dem Griechischen versucht werden dürfte, wie man schon daraus sieht, daß im Friesischen das Wort greva, und ebenso im Althochdeutschen das Wort grafo nicht blos einen Grafen im politischen Sinne bezeichnet, sondern

zugleich einen Chirurgen, einen Aderlasser. Das griechische γράφειν heißt ursprünglich ritzen — dann schreiben, zeichnen, bilden. Urverwandt ist angelsächsisches ceorfan — dessen eo ein getrübtes i ist, so daß ceorfan also für cirfan steht und unserem neuhochdeutschen ‚kerben' entspricht. Deutlicher aber hat sich die Wurzel im Keltischen erhalten, wo im Gaelischen grabhadh (sprich grava — das Thema ist grabh — sprich grav) bis auf den heutigen Tag einschneiden, ritzen, kerben; graf, das eingeschnittene oder eingeritzte Zeichen, die Marke. Grafio oder grafo ist also ein keltisches, latinisirtes Wort, welches ursprünglich einen Einschneider, Einritzer bezeichnet — und dann weiter ebensowohl einen Schreiber, einen Beamten der zu schreiben hat, als einen Wundarzt."

Sehr einleuchtend ist, was Leo über die Entstehung des deutschen Reiches sagt. Dasselbe ging nämlich nicht sowohl staatlich aus der Frankenherrschaft und aus den Eroberungen Karls des Großen, als vielmehr kirchlich aus dem Organismus hervor, den Bonifacius im Abendlande zu beleben verstanden hatte. Nicht das staatliche, nur das kirchliche Band war im Stande, so viele deutsche Völkerstämme zu einem lebendigen Ganzen zu vereinigen. Die lichtvollen Erörterungen darüber findet man S. 468 f.

Obgleich der kritische Apparat, der freilich bei solchen neuen Auffassungen nicht entbehrt werden kann, das Buch beschwert, so fühlt doch gewiß jeder Leser sich von der schönen elastischen Bewegung getragen, die den Grundzug des neuen Werkes von Leo bildet. Vom fernen Arierland bis in unsere gegenwärtige Heimath klingen die metallnen Saiten, oft unterbrochen, doch harmonisch fort. In die Urgeschichte unsres Volks ist durch Leo's Buch mehr Leben, Wahrheit, wir möchten sagen Natur gekommen, als bisher. Die nationale Idee wirkt wie eine plutonische Hebung, um den berghohen Schutt der ethnographischen Etymologie zu durchbrechen und durch die todten Namen hindurch lebendiges Volksthum, geschichtliche Naturwahrheit hervorblicken zu lassen.

Gedichte.

Gedichte von Johann Pfeifer. Innsbruck, Wagner, 1853.

Unter den neuesten Tiroler Dichtern nimmt Herr Pfeifer keine unrühmliche Stelle ein. Die kleine hier vorliegende Sammlung von 101 Seiten enthält Lieder der Liebe, fromme Lieder, Naturgemälde und Vaterlandslieder, darunter sehr schöne. Ein nur kurzes Gedicht schildert uns das Innthal bei Sonnenuntergang in meisterhafter Weise (S. 21):

Innsbruck 1848.

Wie schön bist du, mein trautes Thal!
Vergoldet hoch die Bergeskuppen,
Und drunten Dörfer ohne Zahl —
Auf dunklem Grunde Liliengruppen.

Ein leises Dämmern durch's Gefild;
Die Blüthen schlummern in den Bäumen,
Wie Kinderseelen weich und mild
In treuen Mutterarmen träumen.

Und jetzt ein Tönen laut und sacht,
Horch, Klang um Klang, es will nicht enden!
Der Gruß ist's, den zu guter Nacht
Die Dörflein sich einander senden.

O möge so dir Gottes Hand
Tirol, den Frieden stets bewahren,
Daß fern an deiner Berge Rand
Die Stürme all vorüber fahren!

Womit zugleich der Gegensatz des treuen Tirol gegen die aufgewühlte Welt von 1848 gut ausgedrückt ist. Auch in seinen heimischen Bergen folgen wir dem Dichter gern auf einsame Spaziergänge, wo ihm die zartesten Blüthen der Poesie duften, z. B. S. 40:

Die Herbstblume.

Fortgezogen sind die Schwalben,
Lenz und Sommer ist verglüht;
Nur ein Blümchen zwischen falben,
Dürren Stengeln einsam blüht.

Wie die Stürme es umschweben,
Frost und Winter es bedroht!
Doch es nimmt sein Blüthenleben
Freudig lächelnd in den Tod.

Gleich der Seele, die getroffen
Von der Gnade lindem Strahl
Himmelssehnen, Himmelshoffen
Trägt durch Schmerz und Todesqual.

Diese wenigen Proben werden unsre Leser überzeugen, daß hier reine Luft der Berge weht. Es thut Oestreich Noth, daß gegen die blasirte, weltschmelzliche, in ihrem innersten Wesen undeutsche, politische und Judenpoesie Wiens eine volksthümliche Reaction beginne.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, N° 45. 7. Juni 1854.

Geschichte.

Das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf die protestantisch-theologischen Fakultäten Deutschlands, nach handschriftlichen Quellen von Dr. A. Tholuck. Zweite Abtheilung. Die akademische Geschichte. Halle, Anton, 1854.

Vgl. über den ersten Theil Nro. 91 unserer Blätter vom vorigen Jahr.

Im vorliegenden Bande behandelt Herr Tholuck die einzelnen Universitäten und gelehrten Schulen nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Schweiz, Holland, Dänemark und Schweden. Man kennt den Gang der Theologie im Allgemeinen wohl, aber nicht den Charakter der einzelnen Universitäten, die auf ihn einwirkten. „Es werden Manche wie ich beim Studium der Geschichte der Theologie das unbehagliche Gefühl getheilt haben, die auftretenden Personen gleichsam Vater-, Mutter- und Heimathlos an sich vorüber ziehen zu sehen — ohne Kenntniß ihrer Stellung, ihrer Schule, ihres Parteizusammenhanges und persönlichen Charakters. Ebenso die verschiedenen Universitäten: wir lesen hier ein Datum, dort ein Datum, aber über ihren Gesammtcharakter, ihre Lehrkräfte, Schicksale und Epochen vermißt man ein zusammenfassendes Werk. Die außerdeutschen Universitäten sind hier sogar zum erstenmal in den Kreis literarischer Behandlung gezogen worden."

An die einzelnen Universitäten vertheilte sich so ziemlich regelmäßig, was überhaupt in den von der alten Kirche seit der Reformation abgetrennten Gebieten wieder unter sich in Gegensätze gespalten war. Denn der alten aufgegebenen Einheit gegenüber konnte sich nur eine ins Endlose divergirende Vielheit constituiren. Vor allem unterschieden sich die Lutheraner von den Reformirten, mithin gab es auch lutherische und reformirte Universitäten. Sodann scheiden sich unter den ersteren wieder die strengen Lutheraner von den Philippisten (nach der mehr duldsamen Lehre Melanchthons), also gab es wieder streng lutherische und philippistische Universitäten. Gleicherweise scheiden sich auf dem reformirten Gebiete die strengern Calvinisten von den mildern Remonstranten. Zwischen den Gegensätzen wurden Vermittlungen versucht, die gleichfalls ihre Vertreter je auf irgend einer Universität fanden, die jedoch nirgends ihre gutgemeinte Absicht erreichten, sondern je mehr und mehr, auch ohne es zu wollen, das kirchliche Bewußtseyn abschwächten und die Indifferenz, den Rationalismus und das moderne Heidenthum vorbereiteten.

Dazu kamen mancherlei Perturbationen von außen. Von der einen Seite her wirkte die Philosophie zerstörend auf die Theologie ein. Zwar hatte sich die aristotelische, auch noch die ramistische Philosophie der Orthodoxie gefügt, aber die cartesianische ging schon über sie hinaus und die spinozistische nahm ihren Standpunkt schon höhnisch der christlichen Wahrheit gegenüber. Indem die deutschen Universitäten in diesen Wechsel der philosophischen Moden hineingerissen wurden, gaben sie sich einem Impulse hin, der von der französischen Seite herkam und noch Anderes in seinem Gefolge hatte. Man fing nämlich an, die französische Lebensphilosophie liebenswürdig zu finden, die je mehr und mehr die Fesseln christlicher Sitte abstreifte und unter dem Schutz der Renaissance, als der allgemeinen neuen Mode, auf ein neues Heidenthum hinarbeitete. Von derselben Seite her wirkte drittens auf die protestantische Theologie die moderne Vergötterung der Staatsomnipotenz ein. Zuerst von Frankreich ging die Theorie und Praxis absolut monarchischer Willkühr aus, wurde aber sehr bald in deutschen Staaten nachgeahmt. Deutsche Fürsten nicht nur, sondern auch Stadtregimenter übten cäsaro-

papistische Acte gegen die Geistlichkeit aus. Am weitesten ging in dieser Beziehung Dänemark.

Erschreckt durch die hereinbrechende Weltlichkeit und durch die Rohheit des theologischen Zankens selbst und verzweifelnd an der Möglichkeit, die Partheien wieder in Einem Dogma zu vereinigen, versuchte der Pietismus wenigstens in kleineren Gemeinschaften das christliche Leben in seiner apostolischen Reinheit herzustellen und in kleine geistliche Paradiese zu retten. Die Sehnsucht nach dem Bessern war schon lange vor Spener rege geworden. Aber der Pietismus erwehrte sich des wüthenden Hasses der Orthodoxen nur, um dem Rationalismus das Feld räumen zu müssen. Die Frommen blieben im folgenden Jahrhundert entschieden in der Minderheit gegen die Aufgeklärten, die so viel wie gar nichts mehr glaubten und, der Kirche vollends den Rücken kehrend, nur sich bei den Alten, bei der Philosophie und bei der Natur Nahrung für die Seele suchten.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht kann man sich schon einigermaßen vorstellen, wie es auf den einzelnen Universitäten aussah. Hier behauptete sich die altlutherische oder calvinische Orthodoxie als Staatsreligion, und wer sich nicht ganz an sie hingab, war nicht blos Ketzer, sondern auch Rebell. Die Zionswächter dieser orthodoxen Richtung waren meist gallenbittere Naturen, geist- und lieblose Zänker, ihre Sprache oft nur „Koth und Feuer". Nicht selten wurde Heterodoxie dem Collegen vorgeworfen, den man aus Privatanlässen haßte oder beneidete. Die niederträchtigste Klatscherei nahm die Rechtgläubigkeit zum Vorwand. Wo die Fakultät für sich nicht mächtig genug war, steckte man sich hinter die Fürsten, Fürstinnen, Günstlinge und Minister. Hier wurde ein schwacher Fürst veranlaßt, einen armen Pastor oder Professor, der den Haß der Collegen auf sich gezogen, abzusetzen und aus dem Lande zu jagen. Dort setzte umgekehrt ein kluger Pietist durch die Gunst frommer Damen bei Hofe gegen die mähnensträubende Fakultät alles durch, was er wollte. Bei diesen Hofeinflüssen waltete lediglich der Zufall. Gegen beide Hauptpartheien aber, die Orthodoxen und Pietisten, gewannen bald die Rationalisten und Indifferentisten bei denjenigen Fürsten Vorschub, die in der französischen Schule gebildet, überhaupt alles Christliche zu verachten anfingen.

Herr Tholuck gibt mehrfache einzelne Charakterbilder theils von den starren Orthodoxen (nihil gratiae, nihil precibus dabat), theils von den schlauen Hofpredigern und cäsaropapistischen Speichelleckern. Ein Musterbild der letzten Art ist der Däne Svaning. „Er war es, welcher durch sein persönliches Auftreten auf dem Reichstage von 1660 den monarchischen Absolutismus auf jene Spitze hinaufgetrieben hatte, wie er sich in dem erst seit den letzten Umwälzungen abrogirten dänischen Königsgesetze zu erkennen gibt. Auch der absoluteste Cäsaropapismus spricht in dem ersten Artikel desselben sich dahin aus: ‚Der König allein hat die höchste Gewalt über die ganze Clerisei vom Höchsten bis auf den Niedrigsten. Er befiehlet und ordnet allen Kirchen- und Gottesdienst, alle Synodos, Versammlungen und Vereinigungen, die Religionssachen betreffend, zufolge dem Wort Gottes und dem Augsburgischen Bekenntniß, wenn er rathsam erachtet, dieselbe zu befehlen oder zu verbieten.' Von Svaning auch die politische Schrift: idea boni principis 1648. Die seit der Reformation nicht mehr übliche Erzbischofswürde und das Geschenk von zwei Landgütern sind der königliche Lohn für die dem Monarchen geleisteten Dienste. Durch Verschmelzung des politischen Eifergeistes für den Absolutismus mit dem dogmatischen für den Orthodoxismus entsteht das widerlichste aller Zwittergewächse." Uebrigens waren es die dänischen Theologen nicht allein, die den Satz aufstellten, der lutherische Glauben sey deswegen der beste, weil er dem fürstlichen Absolutismus am meisten zusage. Wie Masius am Ende des 17. Jahrhunderts diese Ansicht wüthend gegen Thomasius verfocht und den reformirten Glauben geradezu als revolutionär und zur Republik verführend verwarf, so hat im Anfang des folgenden Jahrhunderts Pfaff in Tübingen mit nicht geringerem Eifer denselben Satz gegen die Jesuiten in Dillingen verfochten. In jener servilen Zeit wetteiferten alle Confessionen, sich der Hofgunst zu versichern und das Kreuz von den Füßen der Gekrönten treten zu lassen.

Gegenüber so schändlichen Vorgängen war es nur natürlich, daß sich die besseren Theologen in das Studium der h. Schrift und in fromme Privatgesellschaften zurückzogen, um hier dem Heiligen zu leben, welches sie draußen nur entweiht fanden. Herr Tholuck berichtet über die frommen Exegeten in Holland, über den „Biblicismus" des Coccejus mit derselben Liebe, wie über die Anfänge des Pietismus in Deutschland. Allein leider zeigte sich auch auf dieser Seite, wie es nicht anders seyn konnte, dieselbe Zersplitterung wie bei den Gegnern, die überwunden werden sollten. Die Orthodoxen hatten sich keineswegs an die symbolischen Bücher ihrer Confession gehalten, sondern die alten scholastischen Spitzfindigkeiten wieder aufgewärmt, vermittelst deren sie im Dogma, wie in der Bibel nach Sonderbarkeiten grübelten, die an und für sich eine Nebensache, doch von ihnen zur Hauptsache gemacht

worden. Alle Möglichkeiten wurden in dieser Beziehung erschöpft und kaum blieb eine Narrheit übrig, die nicht irgendwo von einem Theologen steif und fest als Orthodoxie behauptet worden wäre. Hier setzte einer Leib und Leben daran, „Adam sey ewig verdammt worden." Dort verfolgte einer mit anatomischer Genauigkeit das Verhalten der menschlichen Natur Christi im Grabe; und wer an seiner unschicklichen Behauptung zweifelte, wurde anathematisirt. Indem Tholuck von Osiander und Thummius spricht, sagt er: „Von ihnen war jene subtile Christologie über die κένωσις Christi ausgebildet worden, welche, um die Lehre der Mittheilung der göttlichen Natur Christi an die menschliche in der vollen Consequenz durchzuführen, davor nicht zurückschreckte, von der verklärten Menschheit Christi zu lehren, daß, vermöge ihrer Theilnahme an der göttlichen Allgegenwart, sie auch ‚im Schooße aller Jungfrauen, ja in den Cadavern gegenwärtig sey'." Sehr oft bliesen sich in derselben Stadt von zwei Kathedern oder Kanzeln herab zwei Theologen mit Drachengift an wegen der absurdesten Behauptungen, die einer dem andern vorwarf. Aber unter den Pietisten und Rationalisten, die sich von jener ekelhaft gewordenen Orthodoxie abwandten, kam eben so wenig Einheit zu Stande. Vielmehr bildete sich auch unter ihnen eine Menge abweichender Sekten und Schulen aus, weil jeder nach seinem Temperament, nach dem Maaß seiner Schulbildung und nach seinem Eigensinn sich sein Dogma so geschwind als möglich fertig machte. Das Princip, sich die Religion zurecht zu machen und nach dem Privatgebrauch zuzuschneiden, blieb das nämliche und mußte es bleiben, nachdem man von der alten Kirche abgewichen war, die von jedem Individuum unbedingte Hingebung verlangt hatte. Der Zersetzungsprozeß der Kirche blieb der nämliche.

Deshalb haben auch die biblicistischen und pietistischen Reactionen nur eine Minderheit für sich gewinnen können, und diese Minderheit blieb in unzählige Sekten gespalten, während der Rationalismus, eine Form des Christenthums, in welcher es sich zur Nacktheit des aus der classischen Schulbildung hervorgegangenen Heidenthums nur noch wie ein schmales Feigenblatt verhält, die große Mehrheit des s. g. gebildeten Publikums, die Höfe, den Adel, die Universitäten und die Presse in Anspruch nahm. Das achtzehnte Jahrhundert feiert den Triumph eines durch die Schule wiedereroberten antiken Heidenthums, dem die größten Fürsten, Denker und Dichter huldigten, dem alle höheren Stände anhingen, von dem beinah nur der Bauer allein frei blieb.

Hieraus folgt, daß wenn im neunzehnten Jahrhundert eine großartige Reaction begonnen hat, die vom Heidenthum ganz ernstlich wieder zum Christenthum zurückführen will, dieselbe nicht mehr blos biblicistisch oder pietistisch seyn kann, wenn sie irgend Erfolg haben soll, sondern nothwendig kirchlich seyn muß. Wenn es nicht gelingt, die zufälligen persönlichen Katheder- und Conventikelautoritäten einer allgemeinen Kirchenautorität unterzuordnen, so muß natürlicherweise die Weltlichkeit und das moderne Heidenthum über jeden christlichen Reactionsversuch triumphiren, denn keine Privatautorität hat Macht und Werth genug, um jene süße und mächtige Verlockung zur Weltseite hin zu überwinden.

Englische Literatur.

Geschichte der englischen Sprache und Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Buchdruckerkunst. Ein Ergänzungsband zu den bisher erschienenen Chrestomathien. Von Dr. Ottomar Behnsch. Breslau, Urban Kern, 1853.

Ein kleines Werk von 228 Seiten, in welchem eine gute Uebersicht und Charakteristik der ältern englischen Literatur dargeboten wird.

Der Verfasser weist zuerst nach, wie sich das germanische Element schon in den Römerzeiten selbst mit dem romanischen verbunden hatte gegen das keltische in England. Schon lange vor der Ankunft der Angelsachsen waren Deutsche in England unter römischer Hoheit angesiedelt und die Angelsachsen selbst kamen nur der sinkenden Römerherrschaft zu Hülfe. Daher als die Herrschaft an die angelsächsische Mehrheit überging, immer noch Schonung der römischen Einrichtungen in den Städten und erleichterte Wiederaufnahme der Beziehungen zu Rom in kirchlicher Hinsicht. Nur gegen die Kelten bildeten die Angelsachsen, wie früher die Römer, einen schroffen und unversöhnlichen Gegensatz, daher sie auch von ihrer Sprache nichts annahmen. Als die Angelsachsen sich in England heimisch gemacht hatten, pflegten sie viel des Gesanges in ihrer angebornen Mundart. „Der Sänger, scop (von sceapan, scyppan, schaffen), stand daher in Ehren bei den Sachsen, sein Platz war in der Halle und an der Tafel der Fürsten; er begleitete sie in die Schlacht und feierte ihre häuslichen Freuden. Wie hoch die Dichtkunst und der Gesang unter den Sachsen gehalten wurde, sieht man aus manchen Andeutungen des alten Gedichtes Beowulf. Wenn der Dichter uns die Freude schildern will, welche

in der königlichen Halle von Heorot herrschte, so darf der Sänger nicht fehlen (Beow. V. 987); dagegen ist es ein sicheres Zeichen der Sorge und des Kummers, wenn die gewohnten Gesänge nicht gehört werden (V. 4519). Daß die Sänger die Thaten der Helden, mit denen sie lebten, im Gesange verherrlichten, geht aus einer anderen Stelle Beowulfs deutlich hervor. Kaum hatte Beowulf den schrecklichen Grendel besiegt, als auch schon der Hofsänger Hrothgars sich anschickte, den Sieg Beowulfs in Verse zu bringen und damit der Nachwelt zu überliefern (Beowulf V. 1728). Zuweilen sang der Dichter auch höhere Dinge als die Thaten der Helden; er erhob seine Harfe und sang die Erschaffung der Welt (Beowulf V. 178). Je nach den Umständen mochten auch heitere mit ernsten Gegenständen in den Liedern des Sängers abwechseln. Der Sänger wanderte auch fort von der Heimath, besuchte fremde Länder und sang vor den Großen derselben, welche ihm reichliche Ehrengeschenke gaben, die er als Zeugen seines Ruhmes von der Wandersfahrt nach Hause brachte, wo er dann seine Reisen schilderte. So mag das Gedicht entstanden seyn, welches unter dem Namen Travellers Song oder Scopes Widsid aus der Ereterhandschrift mehrmals abgedruckt worden ist. Dadurch, daß ein Sänger dem anderen die Gesänge, welche er empfangen und gedichtet hatte, überlieferte, und daß dieselben durch das öftere Hören auch in dem weiteren Kreise des Volkes bekannt wurden, entstand ein Poesiencyclus, welcher, ohne daß ein Autor der einzelnen Stücke bekannt gewesen wäre, rhapsodisch von Geschlecht zu Geschlecht forterbte, bis endlich die Aufzeichnung einzelner Rhapsodien oder größerer Epopöen erfolgte. Der berühmte Codex Exoniensis ist eine solche Sammlung späterer Aufzeichnungen einzelner Rhapsodien des angelsächsischen Sangkreises." Bekanntlich ist das Beowulfslied das wichtigste Denkmal aus jener Periode. Neben der Heldenpoesie bildete sich aber auch eine geistliche aus, deren Vertreter hauptsächlich Caedmon war.

Allein schon im elften Jahrhundert wurde das Reich der Angelsachsen in England durch die Normannen über den Haufen geworfen und die Sieger, aus der französischen Normandie herübergekommen, brachten die französische Sprache mit. Ihr berühmter Tyrtäus in der Schlacht bei Hastings, Taillefer, sang französisch. Diese Herrensprache konnte doch die Volkssprache nicht unterdrücken. Nach zwei Jahrhunderten sahen sich die normännischen Könige veranlaßt, das Angelsächsische als Gerichts- und Parlamentssprache zuzulassen. Das Französische verschwand allmählig, jedoch nicht ohne das Angelsächsische zu durchdringen. In der Uebergangsperiode macht sich immer noch ein Gegensatz bemerkbar. „Der alten angelsächsischen Romantik waren die altnordischen und altdeutschen Sagenkreise dienstbar, deren unverkennbare Spuren sich im Beowulf, in des reisenden Sängers Liede und einigen andern alten Dichtungen finden (vergl. S. 52. 55. 68); die Thaten Arthurs und seiner Ritter, obwohl in den altenglischen Reimchroniken vielfach erwähnt, haben nebst dem Sagenkreise Karls des Großen nicht sowohl englischen als vielmehr normännisch-französischen Dichtern den Stoff zu ihren Romanzen geliefert. Ausschließlich englischen Heldensagen dagegen, auf dem Boden der englischen Geschichte erwachsen und von dem Herzen und dem Munde des englischen Volkes getragen, begegnen wir zuerst in denjenigen Gedichten, welche die Kämpfe der Angelsachsen und Dänen feiern. Die Anfänge dieses englisch-dänischen Romanzenkreises erblicken wir schon in denjenigen Liedern der älteren Literatur, welche die Thaten Byrhtnoths und Athelstans besingen (vergl. S. 56. 66). In späterer Zeit, als das angelsächsische Volksleben und Fühlen unterdrückt wurde, erfuhren die halbvergessenen angelsächsisch-dänische Heldenlieder mannigfache Umänderungen, welche ihnen das Gepräge sagenhafter Romantik aufdrückten; so tauchen sie im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert als Eigenthum des nunmehr englisch gewordenen Volkes wieder auf. Zu diesem angelsächsisch-dänischen Sagencyclus gehören die Romanzen von Havelok dem Dänen, König Horn, Guy von Warwick, Bevis von Hampton, Wade und andere."

Als die Gegensätze sich endlich ausglichen und die neue englische Sprache vollkommen ausgebildet war, wurde hauptsächlich der berühmte Chaucer Träger der neuen Literatur, die sich immer mehr vom Einfluß der französischen, wie der lateinischen Sprache emancipirte, je energischer in den Kriegen des 15. Jahrhunderts der Nationalhaß gegen Frankreich und in der Reformation des 16. die Feindschaft gegen die römische Kirche hervortraten. Herr Behnsch führt aber die Untersuchung nicht weiter, als bis zum Aufkommen des Bücherdruckes.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/3 Thaler.

Sonnabend, **N° 46.** 10. Juni 1854.

Altdeutsche Literatur.

Beiträge zur Geschichte der mitteldeutschen Sprache und Literatur von Dr. Franz Pfeiffer. Die Deutschordenschronik des Nicolaus von Jeroschin. Stuttgart, Franz Köhler, 1854.

Nicolaus von Jeroschin, Caplan des deutschen Hochmeisters im vierzehnten Jahrhundert, hat in der vorliegenden Reimchronik nur die bekannte lateinische Chronik des Peter von Duisburg ins Deutsche übersetzt. Sein Werk bietet daher in Bezug auf Geschichte nichts Neues dar, ist aber außerordentlich interessant als Sprachdenkmal. Es ist nämlich nicht nur ein Hauptwerk der s. g. mitteldeutschen Sprache, sondern zeichnet sich auch noch durch einen seltenen Reichthum ganz eigenthümlicher Wörter und Ausdrucksweisen aus, die sonst nirgends vorkommen und wahrscheinlich aus der gemeinen Volkssprache entlehnt sind.

Herr Pfeiffer hat das Werk den beiden Brüdern Grimm zugeeignet. Der eine dieser Brüder, Wilhelm, hat die schon früher von Herrn Pfeiffer geltend gemachte Unterscheidung des Mitteldeutschen gutgeheißen, der andere Bruder, Jakob, aber sie beanstandet. Der Herausgeber erklärt sich nun in „friedlicher Polemik" auf eine so gründliche und überzeugende Weise gegen Jakob Grimms Zweifel, daß wir voraussetzen dürfen, derselbe werde sie fallen lassen.

Der Streit hat auch für ein größeres Publikum, ja für alle gebildete Deutsche ein Interesse, weil es sich um die Anfänge der s. g. hochdeutschen Sprache handelt, die wir jetzt alle schreiben und reden. Der Name Hochdeutsch ist ungeeignet, denn unser s. g. Hochdeutsch ist nicht oberdeutsch, sondern aus einer Mischung des Ober- und Niederdeutschen entstanden, daher der Name „Mitteldeutsch" ungleich passender erscheinen muß. Auch war es nicht erst Luther, noch die „sächsische Kanzlei", von denen der Gebrauch dieser Sprache ausging, sie hatte sich schon viel früher ausgebildet und zwar auf doppelte Weise in Mitteldeutschland durch allmähliges Uebergehen der beiden Hauptmundarten von Ober- und Niederdeutschland in eine mittlere aus beiden gemischte Mundart, und in den deutschen Niederlassungen an der Ostsee durch Zusammenleben von ober- und niederdeutschen Rittern und Colonisten. Darum sind Sachsen, Thüringen, Hessen hier, das deutsche Ordensland dort die Wiege des s. g. Hochdeutschen, was eigentlich Mitteldeutsch oder „gemein Deutsch" heißen sollte. Diese mitteldeutsche Mundart nun findet sich bereits in sehr vielen älteren deutschen Schriftwerken ausgebildet und hat ihre besondere Grammatik schon lange vor Luther. Herr Pfeiffer hat sich das Verdienst erworben, diese früher unbeachtet gebliebenen Thatsachen darzulegen und von der Entstehung unserer heutigen Schriftsprache ein weit klareres und treueres Bild zu geben, als wir es bisher hatten.

Wir glauben in Bezug auf die allgemein interessanten Behauptungen seine eigenen Worte wiedergeben zu müssen. „Luther, der den Ausdruck Ober- und Niederländer ebenfalls kennt und braucht, ist sich des Unterschiedes zwischen der Sprache, wie er sie schreibt, und der ober- und niederdeutschen vollkommen bewußt: er nennt sie die gemeine deutsche Sprache, wie sie in der sächsischen Kanzlei gebräuchlich sey. ‚Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Teutschen, sondern brauche der gemeinen teutschen Sprache, das mich beide Ober- und Niederlender verstehen mögen. Ich rede nach der sechsischen Cantzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Teutschland. Alle Reichstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sechsischen und unsers Fürsten Cantzeley; darumb ists auch die gemeinste

teutsche Sprache. Keiser Maximilian und Churfürst Friedrich, Hertzog zu Sachsen ꝛc. haben in Römischem Reich die teutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen.' (Tischreden, Frankfurt 1576 Fol. 636 b.) Die gemeine deutsche Sprache, die beide Ober- und Niederländer verstehen mögen, das ist nichts Anderes als eine Sprache, die aus einem Gemisch von Ober- und Niederdeutsch besteht, oder, mit andern Worten, vorzugsweise aus den Mundarten des mittlern Deutschlands, die schon seit dem 12. Jahrh. ein solches Gemisch zeigen, hervorgegangen ist. Einer solchen Sprache kann aber die Benennung „Hochdeutsch' mit Recht unmöglich zukommen. Vielmehr kann sie, wie es bei Luther und vor ihm schon in den Bibelübersetzungen von 1477 an ganz richtig heißt, nur gemeines Deutsch oder Deutsch schlechtweg genannt werden. Der Ausdruck „Hochdeutsch' war Luther auch wirklich unbekannt; wenigstens hat er ihn nie gebraucht, und konnte ihn auch zur Bezeichnung seiner eigenen Sprache vernünftigerweise nicht gebrauchen. Derjenige, der sich desselben nachweisbar zuerst bediente, war der Basler Buchdrucker Adam Petri. In seinem Nachdruck der lutherischen Uebersetzung des neuen Testamentes (Basel 1523) gibt er bl. Aiij mit der Bemerkung: ‚lieber christlicher Leser, so ich gemerckt hab, das nit yederman verston mag etliche Wörtter im yetzt gründtlichen verteutschten newen Testament, doch die selbigen Wörtter nit ohn Schaden hetten mögen verwandlet werden, hab ich laßen die selbigen auff unser Hochdeutsch außlegen,' eine oberdeutsche Erklärung von einer Reihe von Wörtern, die sämmtlich mittel- oder niederdeutsch sind, und, wie viele andere mehr, zu jener Zeit in den obern Landen allerdings weder üblich noch verständlich waren. Unter ‚hochdeutsch' versteht also Petri entschieden nichts Anderes als die Sprache seiner Heimath, d. i. oberdeutsch. — Luthers Ansicht von der Entstehung der ‚gemeinen deutschen' Sprache ist, wie ich hier bemerken will, nur zur Hälfte richtig. Allerdings wird sie in der sächsischen Kanzlei gewaltet haben, aber auf ganz natürliche Weise, und weder der Churfürst von Sachsen, noch der Kaiser Maximilian haben sie gemacht! Sie hat sich vielmehr selbst gemacht, d. h. sie hat sich auf dem Grunde eines Dialekts fortgebildet, der in Obersachsen schon seit Jahrhunderten gesprochen wurde und den schon früher Oberländer und Niederländer ohne Mühe verstehen konnten; und dieser ist kein anderer als der mitteldeutsche. — Die mitteldeutsche Sprache mit ihrem besondern, vom Ober- und Niederdeutschen fast gleichmäßig abstehenden Vocalismus, den J. Grimm für das 13. Jahrhundert läugnet, läßt sich sogar bis zu Anfang des 12. Jahrhunderts verfolgen, und wenn sich aus noch früherer Zeit keine solche Spuren finden, so kann daran nur der Mangel an Quellen Schuld seyn, die ja auch für die althochdeutsche Sprache spärlich genug fließen. Zeugniß für das wirkliche Vorhandenseyn einer mitteldeutschen Sprache im 12. Jahrhundert gibt, außer der alten wetterauischen Evangelienharmonie, von der Weigand werthvolle Bruchstücke aufgefunden und in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 7,442 mitgetheilt hat, noch das Annolied, die Crescentia, das Rolandslied, Graf Rudolf, die Kaiserchronik, Lambrechts Alexander, Hartmann vom Glauben und andre, die alle mehr oder weniger in den Lautverhältnissen übereinstimmen und, da diese ebensowohl vom niederdeutschen als vom oberdeutschen Lautsystem abweichen, sich deutlich als besondere Mundart zu erkennen geben."

Jakob Grimm hat, indem er Pfeiffers Entdeckungen anzweifelte, dessen umfangreiche Quellen übersehen und gemeint, dieselben reduciren sich auf das Passional mit Beiziehung einiger ungenauer Reimer und des Herbort und Herman von Frizlar. Dazu hat Grimm den früher von ihm hochgestellten Herbort, dessen Autorität zu sehr für Pfeiffer spricht, jetzt in auffallender Weise ignorirt. Das alles wird vom Herausgeber zu seiner Vertheidigung mit ebensoviel Entschiedenheit als ehrender Anerkennung des berühmten Gegners und Meisters erörtert. Nachdem er aber gesagt, was über das Mitteldeutsche im Allgemeinen zu sagen war, geht er auf die Chronik insbesondere über und weist nach, welche reiche Quelle gerade sie für die Kunde des Mitteldeutschen sey.

Die Chronik des Nicolaus von Jeroschin ist keine vereinzelte Erscheinung. „Vielmehr waltet in allen andern Büchern und Schriften, die im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts in Preußen entweder entstanden oder geschrieben sind, in merkwürdiger Uebereinstimmung nicht nur dieselbe Schreibweise, sondern mehr oder weniger auch derselbe sprachliche Charakter, der aber nicht, wie man der nördlichen Lage des Landes nach erwarten sollte, mit der niederdeutschen, wohl aber mit der mitteldeutschen Mundart genau zusammentrifft. Die Art und Weise, auf welche die deutsche Sprache in jenen Gegenden Wurzeln trieb, erklärt diese Erscheinung ganz einfach und natürlich." Die Kreuzherrn nämlich und die Glieder des deutschen Ritterordens, die sich in Preußen und in den Ostseeprovinzen niederließen, waren aus ober- und niederdeutschen Stämmen gemischt und nahmen daher allmählig dieselbe vermittelnde Mundart an, wie die zwischen Ober- und Niederdeutschland in der Mitte liegenden Landschaften an der Elbe und Saale.

Aus der Chronik selbst, die 30,000 Verse zählt,

gibt Herr Pfeiffer nur Auszüge des Interessantesten, mit Weglassung der langweiligen Schlachtbeschreibungen, fügt aber ein sehr reiches Glossar hinzu.

Theater.

Die Wiener Haupt- und Staatsactionen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters von Karl Weiß. Wien, Gerold und Sohn, 1854.

Die weiland berüchtigten Haupt- und Staatsactionen bilden den Uebergang vom ältern deutschen Schauspiel in das moderne. „Das Drama der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hat zwar den Charakter der Mysterien und Fastnachtsspiele noch nicht gänzlich abgestreift, aber es zerfällt bereits in zwei Richtungen, die nur in einzelnen Zügen wichtige Berührungspunkte besitzen. Die Eine repräsentirt das aus dem Schuldrama erwachsene Gelehrtendrama, welches vorzugsweise an den fürstlichen Höfen und in den Gelehrtengesellschaften Anklang fand. Die Andere ist das durch die wandernden Schauspielertruppen zu großen Ansehen gelangte Volksschauspiel, welches an die Stelle der Fastnachts- und Bürgerspiele getreten, und in den Städten zu verschiedenen Jahreszeiten und festlichen Gelegenheiten mit ungemeinem Beifall aufgenommen wurde. In Beiden aber entrollt sich das bewegte Bild jener Zeit; in Beiden kündigt sich unter der Hülle der barocksten Formen das Erwachen eines neuen Geschmackes, einer neuen Weltanschauung an. Ersteres erhielt die meiste Anregung unmittelbar von den Blüthen der ausländischen Literatur; Letzteres nur mittelbar und mit Beibehaltung seiner ursprünglichen nationalen Färbung. Ersteres verflüchtigte bis auf die neuere Zeit seinen ganzen selbstständigen Gehalt in dem französischen und italienischen Drama; letzteres ging zu Grunde an der starren Zähigkeit seiner eigenthümlichen Formen und seiner hausbackenen Einfalt. — Eine solche Gattung des deutschen Volksschauspieles besitzen wir unter dem Titel: Haupt- und Staatsactionen, Dramen, die zwar besonders zur Zeit des Magister Velthen hervorragten, aber bisher bei den Literarhistorikern eine verhältnißmäßig sehr geringe Beachtung fanden. Wie dieß gekommen, erklärt sich wohl aus der eigenthümlichen Stellung dieser Stücke zum deutschen Theater, aus der offenen Verachtung der Tonangeber des 18. Jahrhunderts gegen alle Aeußerungen der sogenannten Volksbühne und zuletzt wohl auch aus dem traurigen bedeutungslosen Ende, womit die Erinnerung an diese Gattung abgeschlossen wurde. Die Haupt- und Staatsactionen waren Schauspiele, die mit dem ersten Auftreten zunftmäßiger Comödiantentruppen in Deutschland zusammenfallen; sie gingen zunächst aus dem Bestreben dieser Truppen hervor, durch Neuheit und überraschende Effekte den Reiz des schaulustigen Publikums zu erhöhen, und da jede den meisten Gewinn daraus zu ziehen bemüht war, so war es auch eine große Sorgfalt der Comödienmeister, daß die Manuscripte der Haupt- und Staatsactionen nicht außerhalb des Kreises der unter ihnen stehenden Truppen verbreitet wurden. — Warum Gottsched nicht nach dem Muster der ein Jahrhundert früher im Drucke erschienenen ‚Englischen Comödien' ein gleiches Sammelwerk angelegt hatte? Diese Frage wird wohl eine müßige, wenn man sich erinnert, daß Gottsched und der ganze Chorus der damaligen Literaten sich gegen jede Gemeinschaft mit dem volksmäßigen Schauspiele sträubte, und von einer falschen Voraussetzung ausgehend, alle Keime dieser dramatischen Gattung unterdrücken zu müssen glaubte, weil die Auswüchse der Burleske — die doch nur eine Folge der überwuchernden Comödiantenherrschaft gewesen — jeder edleren geistigen Erhebung und Läuterung des Geschmackes hemmend in den Weg traten. Deßhalb war auch diese Reaction keine fruchtbare, dem innersten Wesen jener Zeit entsprechende; denn der größte Theil der Nation bedurfte einer Leitung auf den tief verschlungenen Pfaden der Bildung. Wie Calderons größte Dramen auf einer strengen kritischen Prüfung der nationalen Eigenthümlichkeiten beruhten, sich an vorhandene beliebte Stoffe anlehnten, und erst diese mit der höchsten Weihe eines wahrhaft poetischen Genius durchdrangen, wie überhaupt in der ganzen Geschichte des spanischen und englischen Drama's ein festwurzelndes nationales Bewußtseyn sich nachweisen läßt, so hätte gewiß auch das deutsche Drama endlich seine Heimath, seine kulturgeschichtliche Bedeutung erlangt, wenn es an die besseren Motive des Volksschauspieles anknüpfend, damit dem zweiten Frühlinge unserer Poesie entgegengetreten wäre. So ist aber jetzt das Theater in einer zweifachen Richtung zerfallen; hier drängt es zu idealen in Abstractionen sich bewegenden Dichtungen, dort huldigt es den banalen Forderungen eines leeren, Gemüth und Geist entbehrenden Vergnügens."

Im Allgemeinen wuchsen die Haupt- und Staatsactionen noch aus den berühmten englischen Comödien und Ayrer heraus, waren aber im dreißigjährigen Kriege noch ungleich grausamer und verwilderter, an gräßlichen Effekten reicher geworden. An den Höfen erlustigte man sich mit den Schäferspielen der Renaissance, und verachtete das Volkstheater, das nun seinerseits in die äußerste

Rohheit verfiel. In Hoftheatern waideten die poetischen Schäfchen an rosaseidenen Bändern, die man im Volkstheater unter haarsträubenden Redensarten und Geberdungen abschlachtete.

Der Herausgeber bemerkt, daß sich in Wien fünfzehn Handschriften solcher Staatsactionen gerettet haben, von denen er auch eine gedrängte Inhaltsanzeige gibt. Nur eine „die glorreiche Marter Johannes von Nepomuck" ist ganz abgedruckt. Die Sprache wechselt zwischen Lohenstein'schem Schwulst und Hanswurst-Gemeinheit, aber es fehlt auch nicht an glücklichen Ausdrücken und die Charaktere sind, wenn etwas zu grell, doch klar gezeichnet, die Motive wahr. Es ist immer noch ein Stück Naturwahrheit in dieser Verzerrung, was mehr werth ist, als die ganze Schminke und Vergoldung der damaligen Hof- und Gelehrtenpoesie.

Das kleine uns hier vorliegende Bruchstück aus der deutschen Theatergeschichte wird um so lehrreicher, wenn man es mit den Gegensätzen, die gleichzeitig in der lyrischen und epischen Dichtung hervortreten, vergleicht. Denn auch in diesen Gattungen hielt das Volk noch das Gesundere und Nationale fest, während die Vornehmen sich ganz und gar der Renaissance hingaben. Volkslieder und Volksbücher (von den Haimonskindern bis zum Eulenspiegel) waren unendlich mehr werth als die ganze Poesie der neuen deutschen Horaze und als die Schäfer- und Heldenromane der höheren Classen. In jenen lyrischen und epischen Gedichten erhielt sich aber das Volksmäßige noch in seiner reineren und zarteren Form und verwilderte nicht wie das Schauspiel. Ein Umstand, der wohl nur dadurch zu erklären ist, daß die Schauspiele nicht wie jene alten Volksdichtungen in ländlicher Stille gelesen wurden, sondern den Pöbel größerer Städte ergötzen mußten.

Der Riß, der damals durch unsere Poesie gegangen ist, darf heutzutage noch keineswegs als zugeheilt betrachtet werden. Wir haben mit all unserer Romantik, affectirten Volksthümlichkeit die Renaissance noch lange nicht überwunden. Die Bühne, von den Tagesmoden abhängiger als jede andere Anstalt, darf sich am wenigsten Hoffnung machen, daß von ihr eine Wiedergeburt ausgehen werde. Die Poesie überhaupt, ja die ganze Literatur, kann dem großen Entwicklungsgange der Nation selbst wie in die Tiefe, so in die Höhe nur folgen, keineswegs ihn bestimmen.

Geschichte.

Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. Von G. D. Trutsch. 3tes Heft. Kronstadt, Göll, 1853.

Dieses kleine populäre Werk, dessen erstes Heft wir in unsern Blättern vom vorigen Jahr Nr. 28 besprochen haben, behandelt im dritten Hefte die Reformationsgeschichte Siebenbürgens in Verbindung mit dem damaligen Türkenkriege. Das arme Land litt in jenen Zeiten unsägliche Noth, bewies aber auch, was Deutsche vermögen, wenn sie gegen das Ausland treu zusammenhalten.

Die Reformation war in Siebenbürgen, wie überall, durch die gänzliche Unwürdigkeit des Clerus motivirt. Im Trotz auf den sichern Besitz gab sich die Mehrheit des Priesterstandes keinerlei Mühe mehr, weder ihre heilige Pflicht zu erfüllen, noch auch die sittliche Würde zu bewahren. In Kronstadt kam vor, daß der Clerus Verbrechen schützte; im Burzenlande, daß die Pfarrer und Capläne „in ihren Wohnungen" Schenkstuben hielten. Das Siebenbürger Sachsenvolk fiel daher gern zu Luthers Lehre ab. Inzwischen kam es dadurch in Conflikt mit dem katholischen Kaiserhause und wurde in die Wirrsale Ungarns hineingerissen, indem sich die Opposition gegen das Haus Habsburg erst von den Türken helfen, dann unterjochen ließ. Während fast ganz Ungarn türkisch wurde, behauptete sich Siebenbürgen in seiner Unabhängigkeit nur durch seine geschütztere Lage in den Bergen. Die Sachsen mußten aber, indem sie auch als Lutheraner dem Kaiser anhingen, als Deutsche den Haß der Ungarn aushalten und jeden Augenblick gewärtig seyn, von der Türkei verschlungen zu werden. In dieser gefährlichen Situation benahmen sie sich durchweg als kluge und tapfere Männer und wußten sich zu conserviren. Ihre genossenschaftliche Verfassung war musterhaft.

Es ist überhaupt eine erfreuliche Wahrnehmung, daß die Deutschen an den östlichen Grenzen ihre Nationalität weit fester zusammenhalten und eine viel würdigere Stellung behaupten, als an der westlichen. Im Osten behauptet der deutsche Bürger und Bauer die Ueberlegenheit seines Charakters, seiner reinlicheren Sitten, seines Wohlstandes über die Slaven. Im Westen gibt er nur zu sehr dem Einfluß des fremden Elementes, der französischen Sprache und Mode einerseits, drüben über dem großen Wasser aber dem Yankeethum nach. Und doch ist alles Gute und Gesunde wie im Franzosen- so im Yankeethum nur germanischen Ursprungs.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 47. 14. Juni 1854.

Arabische Literatur.

1) Literaturgeschichte der Araber. Von ihrem Beginn bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts der Hidschret. Von Hammer-Purgstall. Zweite Abtheilung. Fünfter Band. Vom Jahr der Hidschret 333—433, nach Christo 914—1041. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1854.

Das große Werk schreitet rasch vorwärts. Der vorliegende Band im größten Octav (oder klein Folio) zählt über elfhundert Seiten und reicht bis zum 5247. der arabischen Autor. Der Herausgeber theilt von jedem einzelnen Autor Namen, Herkunft, Lebensnotizen und Auszüge aus seinen Schriften mit, längere oder kürzere je nach deren Werthe. Dazu charakterisirt er auch noch Blumenlesen aus ungenannten Dichtungen.

In der Periode, von der es sich im fünften Bande handelt, war die Blüthezeit der arabischen Cultur schon vorüber. „Der erste Zeitraum endete mit dem Jahre 333 d. H., wo die Macht des Chalifats, welche unter Harun und Mamun den höchsten Grad des Flores erreicht hatte, durch die Schwäche der Chalifen, durch die Uebermacht der Türken ihrer Leibwachen (die Prätorianer des Chalifats), und durch die in allen Provinzen, deren Statthalter sich unabhängig erklärten, aufsteigenden Dynastien in bloßen Schatten zusammenschwand, sich dennoch aber durch dreihundertdreiundzwanzig Jahre bis zur Eroberung Bagdads durch die Mongolen dem Namen nach erhielt. Vor den Mongolen hatten schon Perser, Türken und Kurden die Herrschaft mit den Arabern getheilt, aber den Mongolen war es vorbehalten, den schon durch dreihundert Jahre lang morschen Chalifenstuhl gänzlich umzustürzen und bei der Eroberung Bagdads die Schätze der Wissenschaft, die Bibliotheken, im Brande der Stadt oder in den Fluthen der Tigris zu vernichten; damals sind die meisten berühmten Werke zu Grunde gegangen."

Nur Spanien blieb von der türkischen wie von der mongolischen Ueberwältigung frei und hier behaupteten die Araber noch länger ihre alte Civilisation. Durch die Kreuzzüge kam auch das Abendland mehr mit dem Orient in Berührung und die arabische Weisheit drang je mehr und mehr auch in die Christenheit ein in dem Maaß, in dem sie im Orient selbst der türkischen und mongolischen Barbarei unterlag. Die Baukunst gedieh inzwischen durch die Prachtliebe der neuen Herrscher, und die Naturwissenschaft durch den Aberglauben. „Hakim-Biemrillah, der eben so abergläubische als aberwitzige Tyrann, begünstigte jedoch, weil er an die Astrologie glaubte, das Studium der Astronomie, und die Tafeln des großen Astronomen Ibn Junis heißen die hakimischen; unter ihm erreichte die ägyptische Baukunst durch den Bau der schönsten Moschee Kairo's den höchsten Flor; die saracenische Baukunst theilt sich nach ihren verschiedenen Stylen und Perioden in die älteste syrische, in die mittlere ägyptische und in die neueste von Granada; die Moscheen und Paläste von Cordova, Sevilla, Toledo, Valencia gehörten der ältesten syrischen an; die Moscheen Constantinopels und Lediens, jene von griechischen, diese von indischen Baumeistern aufgeführt, an denen sich der Einfluß byzantinischer und altindischer Baukunst nicht verläugnen läßt, gehören einer spätern Zeit und nicht mehr den Arabern an. — Von den schönen Künsten pflegten die Araber nebst der Baukunst und Tonkunst nur die Rhetorik und Dichtkunst; die letzte erreichte in diesem Zeitraume ihren Giebelpunkt in Motenebbi, dem größten lyrischen Dichter der Araber, welchem die Bewohner von Andalus ihren Ibnol-Hani, als den Motenebbi des Westens entgegensetzten; der Vorwurf von Wortkünsteleien und Unnatürlichkeit, womit europäische Kritik die Größe Motenebbi's anfeindet,

trifft viel mehr den hundert Jahre späteren Abul-Ola von Maarra, dessen philosophische Gedichte, welche den Titel ‚das Nöthige Ueberflüssige' führen, hier zum ersten Male zur Kenntniß des Westens gebracht werden sollen. Auch die Rhetorik feierte in diesem Zeitraum ihren höchsten Triumph durch die Makamat Hariris, welche, seit Rückerts überaus genialer und glücklicher Nachahmung, bekannt genug, um hier nur genannt werden zu dürfen. — Wenn die mathematischen Wissenschaften nur mit seltenen Ausnahmen nicht mehr wie am Hofe Haruns und Mamuns gepflegt wurden, so war dies doch nicht mit der Philosophie und Arzneikunde der Fall, welche durch die größten Namen verherrlicht wurden, beide durch Avicenna, d. i. Ibn Sina. Als der eigentliche Philosoph des Islams ragt Gasali allen anderen vor; seine Wiedererweckung der Wissenschaften würde (nach dem Ausspruche arabischer Geschichtschreiber) allein hinreichen, den Islam in seinem ganzen Umfange herzustellen, wenn derselbe jemals zu Grunde ginge."

Man bemerkt im Allgemeinen sehr deutlich, wie sich die gedrungene schöpferische Kraft des arabischen Geistes mehr und mehr in Reflexion und Künstelei auflöst. Daher nimmt auch die Zahl der in Prosa schreibenden Autoren im vorliegenden Bande beträchtlich zu, und bei den Dichtern wird einerseits das horazische Nil admirari, eine allerdings im Islam liegende fatalistische Ergebung in Alles, und eine gewisse Asienmüdigkeit (schon lange vor unserer modernen Europamüdigkeit) bemerklich, andererseits eine schwülstige Manier und ein witziges Raffinement, wie etwa in der zweiten schlesischen Schule zu Lohensteins und Hofmannswaldaus Zeit, unverkennbare Zeichen, daß es den Dichtern sehr oft nur darum zu thun war, vornehmen Ohren zu schmeicheln und Gnaden zu erbetteln. Der Despotismus konnte für die Poesie nicht anders als verderblich wirken. Neben den kriechenden Schmeicheleien, dem schwülstigen Fürstenlob im byzantinischen Panegyrikenstyle nehmen Schilderungen des Genusses in Liebe und Wein so ziemlich die meisten Dichter in Anspruch. Die Schilderungen werden oft sehr üppig und haremsmäßig B. 6. S. 613 und 616. Noch weniger Geschmack können wir den Witzmachern abgewinnen, wie denn selbst der berühmte Hariri oft widerwärtig wird durch seine erkünstelte Reimereien. Auch in dieser Beziehung erinnert die in Rede stehende Periode der arabischen Literatur an die deutsche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, Pater Abraham von St. Clara hatte alle Vorzüge und Mängel Hariri's. Hier eine Probe vom damaligen arabischen Witz. „Mohammed Ibn Koriat war ein Weltwunder durch die Schlagfertigkeit seiner Antworten mit den zierlichsten Worten und im schönsten Rhythmus. Er gehörte zum Hause des Wesirs el-Mohellibi. Seine Fragen und Antworten sind in einem besonderen Buche gesammelt, das sich in allen Händen befindet. Viele Gelehrten schrieben an ihn und stellten ihm scherzhafte Fragen, die er auf der Stelle witzig und scherzhaft beantwortete. Auf Anlaß des Wesirs Mohellibi stellte man an ihn die Frage: Was sagt der Richter, wenn aus der Vermischung eines Juden mit einer Christin ein Wechselbalg geboren wird, dessen Leib der eines Menschen, das Gesicht aber das einer Kuh? was ist zu thun, da man sie ergriffen in ihrer Ruh? Er antwortete: Dies Zeugniß ist gut wider die verruchte Judenbrut, denn sie tranken die Liebe zum Kalbe, so daß sie erzeugen Kühe halbe. Ich halte dafür und meine, daß man den Judenkopf und Kuhkopf vereine und beide als Angehörige an Fuß und Schenkel der Christin hänge, daß man sie damit schleppe und dabei ausrufe: Sehet hier Finsterniß auf Finsterniß, Stufe auf Stufe! Als der gelehrte Wesir Ibn Abbad nach Bagdad kam und den Wesir el-Mohellibi besuchte, war Ibn Koriat zugegen; er bewunderte die Schlagfertigkeit von dessen Antworten. Er schrieb darüber an Ibnol-Amid, worin er von dieser Versammlung sprach; er sagte: es war da ein aufgeräumter Kopf, der Richter Ibn Koriat, dessen schlagfertige Macht mir Vergnügen gemacht. Einer fragte ihn um die Definition des Rückens, er sagte alsogleich: der Rücken ist was Dein Mantel deckt, und gegen die Brüder versteckt, was Deine Sitte beschützt und Dein Sclave benützt; dies sind die vier Definitionen des Rückens."

Folgendes Lobgedicht des Rostemi ist berühmt wegen der schönen Schilderung des Wassers, aber dennoch ist es dunkel und schwülstig (S. 930):

Die Luft weht fein wie Wind am Tage der Begier,
Es trifft die Liebenden kein Wort des Todes hier;
Es fließet überm Kies das Wasser in Kanälen,
Die Silberplatten gleich, bald golden und bald stählen,
Sie fließen heftig, bald gerad und in Bogen,
Und Ketten hat darauf des Windes Hand gezogen.
Wenn sich zu deinem Hof hergäb der Erde Länge,
Sie wär für Hoffnungen von deinem Haus zu enge,
Und hättest du gebaut nach deines Muths Erfindung
So wärs mit dem Zenith durch Höhe in Verbindung:
Mit Mauern deines Ruhms hast du die Welt umfaßt,
Mit Ruhm, der Anderen Verdienst nicht übrig laßt.

Oft äußert sich auch die Liebe in unerträglicher Servilität. So will ein Dichter seinem Liebling, damit nur dessen zarter Fuß sich nicht verletze, sein eigenes Auge unterlegen.

Der Liebende ist auf Besuch gekommen,
O Vollmond auf Blüthenweg, willkommen!
Die Erde küßte ich von seinen Tritten,
Die Augen zieh ich ab von seinen Schritten;
Aus Furcht es möge sich ein Fuß zersetzen
Will ich das Schwarz des Auges untersetzen.

Ein echt orientalisches Bild enthält folgendes Liebesliedchen (S. 612):

Sie nahte mir im blauen Unterkleide,
Als wogte her des Meeres blaue Fluth.
Ich dachte nach der Farbe ihres Kleides:
Lichtleib, den schmückt des Himmels Hemde gut;
Der Vollmond sie, der nimmt sich aus am schönsten,
Wenn er auf blauem Himmelsatlas ruht.

Neben dem, was auch bei jenen arabischen Dichtern tadelswerth erscheint, findet sich vieles sehr Löbliche. Mitten in der Unnatur der Vornehmigkeit und Corruption macht sich bei mehreren Dichtern eine tiefe Sehnsucht nach dem Natürlichen bemerklich. So in einem Liede S. 721:

Wie weit ist vorzuziehn den schönen Städterinnen
Die Beduinin, welche scheu und furchtsam harrt!
Nur in der Wüste wohnt die Schönheit ungekünstelt,
Sie ziehet an durch Frisch' und schöne Gegenwart.
Ergeben bin ich beduinischen Gasellen,
Die nicht die Worte kau'n von ungeschmückter Art,
Die schwanken Schritts und Tritts nicht gehen aus dem Bade,
Und deren Hüfte mit der Fülle Stärke paart.
Aus Lieb' und Lust zu Schönen, welche nicht geschmückt,
Laß ungefärbt und ungeschmückt ich Haar und Bart;
Wer Wahrheit liebt in meinem Wort und seinen Weisen,
Zieht's Lügnerischem vor und wenn's auch noch so zart.

An echt poetischen Schilderungen fehlt es überhaupt den Dichtern dieser Periode nicht. Hier eine Beschreibung des Wintereises S. 82:

Die Erde ist vom Eise ganz geglättet,
Sie hält durchsicht'ge Gläser in der Hand.
Die Sonne streuet durch das Schneegewölke
Den schwachen Zitterschein, als wär es gold'ner Sand;
Die Pferde, die das glatte Eis betreten, glauben,
Man habe Spiegel hingelegt zum Unterstand;
Die Wasser, welche unter'm Eise geh'n, sind Schlangen
Ganz silberne, die kriechen unter'm Diamant.

Eines Pferdes S. 588:

Aus edlem Stamm, ein Renner schnell und heiß,
Die Farbe licht, die Fessel morgenweiß,
Der Schönheit Wasser glänzt auf seinem Fell,
Es raubet im Galopp den Schatten schnell.
Auf seiner Stirn hat Neumond seines Gleichen,
Das Auge ist bemüht im Lauf es zu erreichen,
Es kommen trocknend ihm die Wind' entgegen,
Wann feucht der Hals, die Brust von Schweißesregen,
Wie ein Andächtiger bei dem Gebet,
Mit Anmuth es den schönen Nacken dreht.
Wer es beschreiben will, muß kurz sich fassen,
Das Schönheitslob wär lange übermaßen,
Wie Himmel kreiset es durch Eb'nen munter
Wie Vollmond und die Nacht gehts auf und unter.

Ein artiger Scherz findet sich S. 176:

Sie schlief, ich küßte sie, als sie erwachte
Rief sie: Bereitet euch den Dieb zu halten;
Ich sprach: ich bin kein Dieb, ein Räuber nur,
Der zur Zurückestellung ist gehalten.

Rührend ist das Lied auf die Palme in Spanien S. 416:

O Palme! Du bist fremd im Westen,
Verpflanzt, so wie ich, vom Vaterland;
Ich weine, wirst du Blühende auch weinen,
Die nie den Schmerz der Wanderung empfand?
Du weinst erinnernd dich des Euphrats,
Und jenes Palmenhaines der dort stand;
Der Heimath wurdest du von dort entrissen,
Und mich riß aus der Beni Abba's Hand.

Folgende Satyre auf einen Bart läßt sich heute noch auf manchen Stutzbart unserer Bartstutzer anwenden (S. 95):

Der Mann von großem Bart, wenn er ein Stock,
Erscheinet häßlicher wie als ein Bock,
Es spielet mit demselben nur der Wind,
Und fängt sich drin wie in dem Mais geschwind.

In den Lehrgedichten tritt oft die echt orientalische Indifferenz und Interesselosigkeit hervor, z. B. S. 48:

Keinem hat noch die Zeit gegeben was er bedurfte,
Und auf jedes Ziel folget ein anderes Ziel.
Immer verschiedener Meinung, sind die Menschen nicht einig,
Nur der Tod vereint, welchem sich alles empört.
Einige sagen: der Geist des Menschen schwingt sich in's Freie,
Andre sagen: er folgt in das Verderben dem Leib;
Wer an die Welt und an die Todesstunde gedenket,
Hält den Gedanken fest zwischen Ermüdung und Schwäch'.

Seltener erhebt sich ein Dichter noch zur alten sittlichen Kraft und Würde, wie sie in der Hamasa so oft hervortrat. Hier noch ein Spätling des Beduinenstolzes in einem Gelehrten S. 1053:

Die Menschen sind gleich an Adel und an Ehr',
Sie stammen all von Adam und von Eva her,
Die Mütter sind Gefäß für Menschenunterpfand,
Der Vater hinterlegt darein Geburt und Stand!
Wenn ihr auf Adel stolz und euere Gestalt,
Wenn ihr des Adels Werth betrachtet sogestalt,
So wisset daß ihr nur mit Thon und Wasser prahlt;
Wenn du auf diese Art von altem Adel bist,
Mein Adel die Freigebigkeit und Größe ist,
Die Edelsten der Welt sind die gelehrten Weisen,
Die Wanderern den Pfad der wahren Leitung weisen,
Des Mannes höchster Werth liegt in der Wissenschaft,
So die Unwissenden als Feinde ihm verschafft.
Laßt nur der Wissenschaft ergeben uns beständig,
Unwissende sind todt, nur Wissende lebendig.

Der wissenschaftlichen Ausbildung war begreiflicherweise die Barbarei der neuen Dynastien und der eingefleischte Despotismus nicht minder hinderlich, wie der Poesie. Nur diejenigen Wissenschaften erhielten daher Vorschub, die sich unter den Schutz des Aberglaubens flüchten konnten. Die Despoten des Orients waren gar sehr um ihr theures Ich besorgt, hielten sich daher Astrologen und Aerzte, und an die Horoscope barbarischer Herrscher durften sich astronomische, mathematische, philosophische, an die Purganzen chemische, botanische, zoologische Studien knüpfen. Herr von Hammer-Purgstall macht S. 369 auf die große Bedeutung der Aerzte im Orient und in der orientalischen Literatur aufmerksam. „Außer dem allgemeinen Mittel praktischer Menschenkenntniß und gesellschaftlicher Einrichtungen, die sich in den Wäldern der Geschäfte und in den Steppen politischer Verhältnisse leicht zurecht findet, öffnet sich dem Arzte eben durch seinen unabweisbaren Zutritt zu den Großen und Mächtigen, zu den Einflußreichen und Herrschern, durch die Begünstigung der letzten und durch ihre Erkenntlichkeit für glückliche Kuren die Wege zu Ansehen und Einfluß. Daß dieses weit häufiger der Fall im Morgenlande als im Abendlande, geht schon aus der Natur der gesellschaftlichen Verhältnisse und politischen Zustände des Orientes und Occidentes hervor. Im Morgenlande standen die Aerzte nicht nur als solche, sondern auch als Lehrer der Weisheit von jeher in weit größerem Ansehen als im Abendlande, welches wegen der Theilung der Wissenschaft in die Fächer des Brodes weit seltenere Beispiele von großen Aerzten, die eben so große Philosophen, Naturforscher, Mathematiker oder Astronomen gewesen, aufzuweisen hat."

Von großer Wichtigkeit sind auch die Reisebeschreibungen, deren die arabische Literatur viel mehr besitzt, als bisher bekannt war. Möchte nur auch mehr aus ihnen bekannt werden.

Wenn die specifisch islamitische Theologie, das islamitische Sektenwesen, Rechtswesen 2c. uns weniger interessirt, wenn selbst die Philosophie zu viel bekannte aristotelische Elemente enthält, so bieten dagegen die prosaischen Schriften und Sammelwerke der Araber in Bezug auf Polyhistorei im Allgemeinen noch unschätzbare und wenig benützte Quellen dar. Es gibt noch viele arabische Werke, in denen eine Masse Thatsachen, als Excerpte verlorner Werke, wie bei Valerius Maximus, Aelian, Stobäus 2c. zusammengehäuft sind. Eine genauere Prüfung derselben würde wahrscheinlich noch vielen werthvollen Stoff aus älteren Culturperioden ans Licht ziehen. Auf S. 528 wird z. B. El-Meseblihi als Sammler mannigfaltiger Werke genannt, in denen er von merkwürdigen Todesfällen, von Speisen, von verschiedenen Gottesdiensten, von Legenden, von Anekdoten und Seltenheiten (unter dem Titel: Korb der Haarkräuslerin) handelt. Auch das klassische Alterthum endete mit Sammlern, deren Werke oft geistlos complicirt, aber reich, ja unschätzbar reich an Stoff sind. Das dürfte auch auf die spätere Polyhistorei der Araber Anwendung finden.

Märchen.

Neue Märchen aus Feld, Wald und Wiese. Von Katharina Diez. Decker'sche geh. Oberhofbuchdruckerei, 1854.

Drei Märchen von dem „Moosprinzeßchen", das durch ihr Mitleid, indem sie sich in Thränen auflöst, als Quell den in Stein verzauberten Prinzen erlöst; von dem „Strauß Feldblumen", der mit Entzücken und Liebe gepflückt, nachher mit Verachtung in den Kericht geworfen wird, und von der „Marienblume", die mit ihrem geliebten Prinzen alle Verfolgungen des Herrn Geiz, der langnasigen Muhmen 2c. glücklich überwindet. Am besten ist das zweite Märchen angelegt, in dem die frischen Feldblumen so neugierig in die ihnen fremde Welt des Salons hineinstarren. Das erste Märchen ist gar zu empfindsam, im dritten der Humor nicht keck genug, wie man ihn freilich auch von einer Dame nicht erwarten darf.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **N° 48.** 17. Juni 1854.

Arabische Literatur.

2) Das hohe Lied der Liebe der Araber von Hammer-Purgstall. Wien, aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1854.

Arabisch und deutsch, ein Prachtwerk, jede einzelne Seite in goldner Einrahmung.

Das Gedicht selbst verdient den Namen des Hohenliedes insofern, als es die mystische Liebe zwischen den Menschen und Gott im Bilde einer irdischen Liebe darstellt. Es ist am nächsten verwandt mit den Dichtungen des persischen Mystikers Dschelaleddin Rumi, aber auch sehr ähnlich denen des schlesischen Jesuiten Angelus Silesius, sofern es zuletzt auf eine pantheistische Identificirung des Ich mit dem All hinausläuft.

Das vorliegende Lied heißt Taijé d. h. die aus dem Buchstaben T gereimte Kassidet, und sein Verfasser ist der Araber Ibn-ol-Faridh aus dem sechsten Jahrhundert der Hedschrit, dem zwölften unserer Zeitrechnung. Die deutsche Uebersetzung ist in Alexandrinen geschrieben, in demselben Versmaaße, in welchem auch Silesius seinen cherubinischen Wandersmann geschrieben hat, an den man hier fast auf jeder Seite erinnert wird.

Der Mystiker strebt nach der Vereinigung mit Gott. In der christlichen Poesie erscheint Gott stets als das männliche Princip, welchem sich die Kirche, die Gemeinde, das Volk Gottes oder die einzelne Seele demüthig als Braut unterordnet. Nicht so die arabische Poesie. In ihr wagt es der Mystiker sich als Mann zu denken, Gott aber oder vielmehr das All, denn Gott ist ihm nichts anderes, als das geliebte Weib. Die Möglichkeit einer so kühnen Vorstellung wird durch die Schönheit des All motivirt. Der Dichter sieht einen Strom von Schönheit durch die Welt ergossen. Nur das Ganze zu lieben scheint ihm der Mühe werth. So singt er S. 27:

> Von Ihrer Schönheit zeugt ein jeder Sonnenstaub,
> Deßhalb ist allerseits Sie aller Blicke Raub.
> Die Anmuth preiset Sie an jedem Platz und Orte,
> Die Zunge labet Sie in jedem Gruß und Worte,
> Die Nase riechet Sie in jeder feinen Luft
> Im Wohlgeruche Sie einathmet und im Duft.
> In allem was ich hör' vernehm' ich Ihren Laut,
> Mit Ihr ist das Gehör der Hörer all vertraut,
> Und jeder Kuß von mir ist Ihr geweihter Kuß,
> Der Kuß der ganzen Welt ist nur für mich Genuß.

Durch die Liebe auf mystische Weise mit der Schönheit der Welt vereinigt vermag der Mensch auch deren mannigfachste und am weitesten auseinanderliegenden Reize mit Einemmale zu genießen. Alle Sinneneindrücke fließen in einander, alle Räume und Zeiten verschwinden, selbst die Vergangenheit wird wieder Gegenwart, alles Todte lebt wieder. Diese merkwürdige Phantasie ist S. 40 in folgenden Worten geschildert:

> Wenn zwischen mir und Ihm, an den ich fest gebunden,
> Bewilderung durch die Vertraulichkeit verschwunden,
> Dann weiß ich in der That, daß Eines ich erfunden,
> Daß durch Versammelung Zertrennung ist verschwunden,
> Daß Zunge sieht und daß die Hand hört an das Wort,
> Daß Einsicht und Gehör und Tastsinn nur Ein Ort.
> Das Aug hat Tastsinn nun, das Aug vertritt die Zungen,
> Es spricht das Ohr, zu hören ist der Hand gelungen.
> Das Ohr verklärt als Aug' der Phänomenen Menge,
> Das Aug' vereint als Ohr die fließenden Gesänge,
> An Hände Statt vermag die Zunge zu zerbrechen,
> Die Hände sind im Stand zu reden und zu sprechen,
> Die Hände sehen nun, was Augen sonst entdecken,
> Die Augen strecken sich, wie Hände sich sonst strecken,
> Das Ohr ist Zunge das nun statt derselben spricht,
> Die Zunge hört und schweigt (wenn sie auch drob zerbricht).

Geruch vertritt die Stell' der andren Sinne all,
Und umgekehrt ist dies bei jenen auch der Fall.
In keinem Gliede wohnt besondre Eigenschaft,
Wie in dem Auge sonst allein die Sehekraft,
In jeglichem Atom von mir sich Kräfte zeigen,
Die von den Gliedern sonst den einzelnen sind eigen,
Es fleht zu Gott, es hört sein Wort im Augenblick,
Denn seiner Allmacht Hand zieht nirgends sich zurück.
O les't in einem Wort das Wissen der Gelehrten,
Steigt auf in einem Nu zu Geistern, den verklärten,
Hört die Gebete all in den verschiednen Sprachen,
Aus einem Witz kannst du die andern alle machen.
Du schaffe her was die Entfernung hält zurücke,
Eh' daß dem Nickenden vergeh'n zwei Augenblicke.
In einem Dufte riech den Wohlgeruch der Winde,
Und was vom Paradies sie bringen dir gelinde.
Ein Augenblick wird dich durch den Gesichtskreis tragen,
Mit einem Schritt durchstreich der Erde sieben Lagen.
Die Leiber, welche schon die Dauer aufgegeben,
Sie sammeln leicht und leicht sich zu dem geist'gen Leben.

Das ist aber noch nicht genug, das Ich genießt nicht blos das All wie in einer Umarmung, sondern es identificirt sich auch mit dem All, es wird völlig Eins mit Gott, S. 36:

Indem die Glieder ich an ihrem Leib erwarmt
Hab' ich mein eignes Ich an ihrem Ich umarmt.

Und S. 23:

Ich bin beschreibungslos, Beschreibung ist nur Form,
Der Nam' und Zunam' auch. Symbolik sey die Norm
Vom Grade: ich bin Sie, bist du nun aufgestiegen
Zum Grade: ich bin Ich und will nun weiter fliegen
Zur innern Weisheit.

Man könnte dieser verwegenen Vertauschung des Ich mit Gott Blasphemie vorwerfen, wenn sie nicht mit großer Demuth und einer strengen Moral gepaart wäre, denn der Dichter behauptet, die Vereinigung mit Gott, die Identificirung des eignen Ich mit Gott sey nur möglich durch die vollkommenste Entäußerung des Ich, durch Willenlosigkeit, Ergebung in den fremden Willen und „sklavischen Gehorsam". So S. 15:

Ich liebte sie zuvor nach meinem eignen Willen;
Seit aber ich bereit den ihren zu erfüllen,
Bin der Geliebte ich, der Liebste ihrer Seele.

Auf S. 49 wird ausdrücklich hinzugefügt, die Vereinigung des Geschöpfes mit dem Schöpfer werde nur erlangt durch „gute Werke" und „erfüllte Pflicht". Und S. 5 wird das schöne Bild gebraucht, daß alle Leiden hier auf Erden, alles was die Seele schmerzt und drückt, nur ein von dem himmlischen Geliebten uns zu unserer Verschönerung geschenkter Schmuck sey.

Ich sah die Schönheit nur, mit der du bist geschmückt,
Vollkommenheit, die mich von Andern entzückt.
Du überließest mich dem Unglück und dem Druck,
Doch dieses ward für mich der allerschönste Schmuck.

Man wird aus diesen wenigen ausgehobenen Stellen Geist und Charakter der ganzen Dichtung zu erkennen vermögen. Merkwürdig ist am Schluß eine Aeußerung der Toleranz, die in der muhamedanischen Welt selten angetroffen wird, aber folgerecht aus dem pantheistischen Princip der Dichtung fließt. Alle Religionen, sagt der Dichter, sind sich gleich, denn unter verschiedenen Bildern und Formen beten doch alle nur den Einen an, S. 50:

Verheißung meine gilt nur dem der sie versteht,
Entschuldigt ist das Volk das selber widersteht.
Nicht alle Völker sind's, die in der Ansicht schwanken,
Nicht jede Secte irrt im Felde der Gedanken.
Der Sonnanbeter liebt das Licht der Sonn' am Morgen,
Und er verehrt sie, wann im Westen sie geborgen.
Des Magiers Feuer war (so ist auf uns gekommen),
Durch mehr als tausend Jahr auf dem Altar entglommen.
Sie wollten doch nur mich und keinen andern noch,
Und äußerten sie's nicht, so war's die Absicht doch.
Sie sahen nur mein Licht, im Feuer sahen's sie,
Und wurden irregeführt durch Strahlenharmonie.
Ich würde sagen es, wenn nicht des Aeuß'ren Schleier
Gesetzlichen Gebot's verböt' zu sprechen freier.

Reisen.

Spanisches für die gebildete Welt. Von Alban Stolz. Zweite Auflage mit ansehnlichen Neuerungen. Freiburg im Breisgau, Herder, 1854.

Mit Bezugnahme auf die Anzeige der ersten Auflage in Nr. 84 unserer Blätter vom vorigen Jahre bemerken wir nur, daß sich das frisch und lebendig geschriebene Buch rasch Bahn in der Welt gebrochen hat, was wir zu den guten Zeichen dieser Zeit rechnen, in der denn doch in die alte Unnatur der Bildung immer mehr Breche gelegt werden und die Naturwahrheit wieder mehr zu Ehren kommt.

Unter den Zusätzen in der zweiten Auflage stoßen uns einige interessante Bemerkungen auf, z. B. S. 17 über die französische Sprache: „Die französische Zunge macht es nämlich wie die Boa, welche das Thier bevor

sie es verschlingt ganz mit Schleim überkleistert. Deßgleichen bemüht sich die französische Sprache jedem fremden Wort, das sie braucht und aufnimmt, vorerst die Knochen kräftiger Syllabirung herauszubrechen und es dann wo möglich mit ihren Nasenlauten zu verschleimen; besonders rührend nehmen sich griechische und deutsche Namen in französischem Kostüm aus."

S. 124 stellt der Reisende eine Betrachtung über die modernen Bälle und Ballcostume an und findet daran immer indirecter zur Schau getragene Nuditäten in einem auffallenden Widerspruch mit der immer peinlicher werdenden Pruderie der Sprache. „Ich kann es daher nur für ein Gemisch von Narrheit und Heuchelei ansehen, wenn dieselben Personen, welche so unzüchtig gekleidet von jedem Tänzer sich umfassen lassen, an höchst unschuldigen Worten ihre kuriose Keuschheit ausüben wollen."

Der tiefe Sinn für das Natürliche und Wahre, den unser Verfasser beurkundet, wendet sich aber nicht blos gegen die moderne Gesellschaft und ihre pretiöse Bildung, sondern auch gegen mancherlei Auswüchse der streng kirchlich gesinnten Partei. Er erzählt S. 139, wie einmal die frommen Katalonier den h. Romuald, als er aus Spanien abzureisen im Begriff war, hätten ermorden wollen, nur um ihn nicht zu verlieren und wenn nicht lebendig, so doch todt zu behalten, und fährt fort: „So spaßhaft diese Geschichte scheint, so liegt doch eine sehr ernste Wahrheit darin. Es ist ein recht grelles ausgesuchtes Pröbchen von der Wahrheit, daß nicht nur im Heidenthum und Judenthum religiöser Eifer und eigentliche Sittlichkeit ganz getrennt von einander vorkommen konnten, wie z. B. der Herr den Pharisäern vorwirft, sondern auch in der christlichen Kirche. Solches ist zwar ganz gegen den Geist des Christenthums, indem dieses unerläßlich die innere Heiligung als höchste Forderung aufstellt; allein dennoch ist dieses Unkraut eines selbstsüchtig religiösen Eifers ohne christlichen Geist in allen Formen auch jetzt noch verbreitet. Es ist z. B. ganz derselbe Geist, wie bei jenen mörderischen Verehrern des h. Romuald, wenn die Betschwester zu einem Sterbenden sitzt, um dadurch einen Ablaß zu verdienen und sich dabei ärgert, daß er so lang nicht stirbt; oder wenn der Frömmler so bereit ist, Alle zu verdammen, welche seine Manieren nicht mitmachen. Die Kirche pflanzt solches Unkraut nicht, aber wohl der bornirte Eifer mancher Geistlichen, die selbst die rechte Richtung verloren haben, und die glauben, sie hätten um so mehr gewirkt, je größer die Summe der äußerlichen Religionsübungen ist, die sie in der Gemeinde einführen, und dabei vergessen oder nicht verstehen das stille bescheidene Christenleben ohne vielen Spektakel zu pflegen."

Zu den Uebertreibungen und Unnatürlichkeiten in der Kirche rechnet der Verfasser S. 405 auch den Eifer gegen die Klassiker in den Schulen, namentlich in Frankreich. „Die ehemaligen Sterne der französischen Kirche Bossuet, Massillon, Fenelon sind aber gerade den entgegengesetzten Weg gegangen; statt die Welt bereden zu wollen, nicht so arg wissenschaftlich zu seyn, haben sie durch ungewöhnliche klassische Bildung die Welt überflügelt und ihr imponirt. Und der große Kirchenvater Basilius hat in einer eigenen Rede die Jünglinge zum Studium der heidnischen Klassiker aufgemuntert. Aehnliches läßt sich von andern Profanwissenschaften sagen. Der Kirchenvater Theodoret hat 10 Reden über die Fürsehung Gottes geschrieben, und zeigt darin einen Umfang und Tiefe der Naturkenntniß, welche in Betracht seiner Zeit in Erstaunen setzt; und die Schriften von Emmanuel Veit sind gerade deßhalb so anziehend, weil er sein reiches Wissen von Natur und Geschichte als Material zur religiösen Erbauung zu verwenden weiß. In dem besonders angesehenen Seminar zu Langre hingegen bekommen die Zöglinge, sobald sie Theologie angefangen haben, statutengemäß kein Buch über profane Wissenschaft mehr in die Hand; nur umständliches und motivirtes Gesuch bei dem Obern vermag zuweilen eine Ausnahme zu erwirken." Mit Recht meint der Verfasser, der Priester dürfe Niemand an Bildung nachstehen und das Christenthum leide keinen Schaden durch die Vergleichung mit dem Heidenthum. Dagegen sey der Kirche nichts verderblicher, als eine ungebildete Priesterschaft. Wobei sich jedoch von selbst versteht, daß die einseitige und ausschließliche Abrichtung der Jugend zur Bewunderung und neuen Vergötterung des Heidnischen neben ausgesprochenem Haß gegen alles Christliche, als trauriger Auswuchs des vorigen Jahrhunderts überwunden werden muß.

Völkerkunde.

Die Türken in ihren geschichtlichen Beziehungen zur Christenheit. Vier Vorträge von J. H. Newmann. Aus dem Englischen von Gerhard Schündelen. Mit einer Karte. Köln, Bachem, 1854.

Auch als erster Band einer „Sammlung von klassischen Werken der neueren katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung" erschienen.

Der berühmte Newmann hebt in diesen Vorträgen hervor, daß die griechische Kirche nicht im Stande gewesen seyn würde, der muhamedanischen Ueberfluthung Europa's zu wehren, wenn nicht die abendländische Kirche für sie eingetreten wäre. Ferner, daß es vornehmlich der Papst gewesen sei, der unermüdlich zum Türkenkriege gemahnt und die Kreuzzüge geleitet habe, daß dagegen die Griechen durch ihren Verrath den Abendländern am meisten geschadet und den Sieg der Christenheit im Orient vereitelt hätten. Endlich meint er, wenn es die russisch-griechische Kirche sey, die über den Islam triumphire, so werde die alte Barbarei des Orients im Wesentlichen fortbauern; eine höhere Civilisation und ein lebendigeres Christenthum könne dahin nur durch die Mächte des Abendlandes gelangen. In einem Anhang wird vom deutschen Uebersetzer auf die Schrift Döllingers „Muhamedś Religion, Regensburg 1838" hingewiesen, in welcher dieselben Grundgedanken noch viel schärfer ausgedrückt sind. „Diese ausgezeichnete Monographie verdient jetzt und hier gerade um so mehr wieder in Erinnerung gebracht zu werden, da sie von einem Gelehrten herrührt, der wie nicht leicht ein anderer mit wissenschaftlicher Genauigkeit und Tiefe eine Gabe der Darstellung verbindet, die auch rein theologische und philosophische Entwickelungen dem gebildeten Laien nicht ungenießbar erscheinen läßt. Mittelbar wird durch sie dem Leser auch klar, was von dem Zwiespalt zu halten sey, der jetzt die Katholiken in der Frage, ob ihre Sympathien sich nach Petersburg oder Constantinopel zu wenden haben, von einander trennt. Es ist das keine Trennung im Prinzip: ob Gog oder Magog in diesem oder jenem gegebenen Falle Recht habe, darüber mag man immerhin zweifeln und streiten; über Gog und Magog steht das Urtheil der katholischen Kirche fest. Die Carrikaturen des Heiligen, Carrikaturen der Einen Kirche und damit zugleich auch des wahren Staates, wie sie im ursprünglichen indischen Buddhismus am spiritueIlsten, im türkischen Muhamedanismus am materiellsten, und zwischen Beiden in dem nordischen Erben der byzantinischen Cäsareopapie am gefährlichsten, scheint es, sich darstellen, würden für die christliche Civilisation wenig zu bedeuten haben, wenn nicht die Extreme sich berührten, so daß die Feinde alles Heiligen im Herzen Europa's von Turin bis London nur scheinbar auch Feinde jener Mißgestalten, in der That aber der Kirche gegenüber ihre treuesten Bundesgenossen sind; wohingegen vielleicht einerseits das christliche Volk in Rußland oder selbst auch die Person seines Beherrschers nicht für Eins zu halten ist mit dem von Peter I. begründeten, christlich gekleideten Kalifate, andererseits eben so vielleicht Muhameds Nachfolger es mit der Emancipation der Christen wenigstens ernstlicher meint, als der Caesar Pontifex an der Newa."

Man spricht immer bald von den Westmächten einerseits, von den deutschen Großmächten andererseits. Man könnte wohl vom Abendland im Allgemeinen sprechen, welches, wie es den Halbmond zuerst am nachdrucksamsten bekämpft, so auch das erste Recht hat, über die Zukunft der Länder zu entscheiden, in denen nun bald der Halbmond für immer untersinken wird. Vom Abendland, welches allein noch den Geist im Christenthum festhält, der in der russisch-griechischen Kirche längst erstorben ist, und welches auch allein dem Orient eine wahre Civilisation zu bieten hat, besser als die lakirte Corruption des russischen Beamtenthums. Ganz abgesehen von dem besonderen Interesse Englands, Frankreichs, Oestreichs und Preußens ist das gesammte Abendland wie berechtigt, so verpflichtet, dem schönen Orient, wenn er der türkischen Barbarei entrinnt, ein besseres Loos zu sichern, als dem unglückseligen Polen.

Newmann entwirft eine beredte Schilderung des ehemaligen Wohlstandes in der europäischen und asiatischen Türkei zu der Zeit, als hier überall noch althellenische und römische Colonien blühten. Nicht ohne tiefe Sehnsucht blickt er nach den fruchtbaren Ufern, nach den schönen Bergen Anatoliens. Unter ihren zahllosen Ruinen, den Denkmälern der uralten Pracht, nomadisiren Turkmannen. Sollten sie nun von Kosakenpikets abgelöst werden? scheint Newmann zu fragen. Alle seine Wünsche gehen dahin, daß diese herrlichen Länder zu einer Bildung gelangen möchten, wie Deutschland, Frankreich, England. Nur an das Abendland würde sich die bessere Seite der levantinischen Bevölkerung anlehnen und an ihm sich kräftigen, während seine schlimmere Seite schon in Wahlverwandtschaft steht mit der altrussischen Barbarei und mit der neurussischen Corruption.

Das kleine Buch regt große Gedanken an, wie sie der gegenwärtige Conflict Europa's mit Rußland auf natürliche Weise hervorrufen mußte. Es handelt sich nicht blos um Störung des s. g. europäischen Gleichgewichts durch das Uebergewicht Rußlands, sondern auch um die edelsten Errungenschaften der abendländischen Civilisation und Kirche.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 49. 21. Juni 1854.

Biographie.

Wibald von Stablo und Corvey (1098—1158), Abt, Staatsmann und Gelehrter. Von Dr. Joh. Janssen. Münster, Coppenrath, 1854.

Jener vergessene Abt Wibald war einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit, dessen Andenken wieder aufgefrischt zu haben Herrn Janssen viele Ehre macht. Es waltet darin die freiere, umfassendere, einem höheren Standpunkt angehörige Ansicht der deutschen Geschichte.

Wie alles, was die Kirche im Mittelalter war und leistete, einer absichtlichen Vergessenheit oder einem blinden Hasse Preis gegeben wurde, so auch das Wirken großer Männer aus dem geistlichen Stande, insbesondere, wenn sie nicht hohe bischöfliche Würden bekleideten. Erst seit wenigen Jahrzehnten hat man jene partheiische, kirchenfeindliche Auffassung der vaterländischen Geschichte wieder zu verlassen angefangen und eine Menge wichtige Verhältnisse und Personen ans Licht gezogen, zum Theil erst wieder entdeckt, die vorher ganz in Dunkel gehüllt waren. Abt Wibald, von dem es sich hier handelt, gehört der ersten Hohenstauffenzeit an, war zu dieser Zeit einer der einflußreichsten Staatsmänner und Vermittler zwischen Papst und Kaiser. Aus seinem Wirken erhellt nun ungemein viel, was die Geschichtschreiber nur zu oft übersehen haben.

Wibald war 1098 in Lothringen in einem Hörigkeitsverhältniß geboren, zeichnete sich aber frühe durch Fleiß und Gaben aus, trieb ausgebreitete Studien, nicht nur christliche und theologische, sondern auch classische, und wurde schon als Mönch im Kloster Stablo durch Kaiser Heinrich V. (den letzten Salier) ausgezeichnet und zu wichtigen Gesandtschaftsreisen verwendet. Im Jahr 1130 Abt seines Klosters geworden, stand er in nicht minder großer Gunst bei dem neuen Kaiser, dem sächsischen Lothar. Dieser Kaiser erbte das durch den Investiturstreit zerrüttete Reich der Salier, sah ein, daß nur ein inniges Einverständniß zwischen Staat und Kirche das Reich in seiner Macht nach außen und in seinem Frieden im Innern erhalten könne und wurde daher, wie man jetzt sagen würde, der Kirche gerecht, was weder vorher die Salier, noch nachher die Hohenstauffen waren. In dieser Politik wurde er wesentlich unterstützt vom Abte Wibald, der ihr sein ganzes Leben hindurch treu blieb und alles that, um zwischen Kaiser und Papst Einigkeit zu erzielen und zu erhalten. Wir werden sehen, wie er dabei das kaiserliche Interesse keineswegs dem päpstlichen aufopferte. Daß Lothar selbst dem Papst zu viele Concessionen gemacht habe, ist eine hergebrachte Voraussetzung und Verleumdung. Der Verfasser beweist aus dem blühenden Zustand des Reichs gerade unter Lothar, wie nützlich und populär die Politik dieses Kaisers gewesen sey. „Lothar hat es bewährt, daß nicht Feigheit und Schwäche ihn geleitet, als er der Kirche Rechte aufopferte, die er gemäs dem Concordate von Worms hätte behaupten können, wodurch aber der völkerbildende Einfluß der Kirche eingeengt schien; er hat es bewährt durch seinen Heldenmuth und durch die Thatkraft, womit er die Größe und den Ruhm des Reichs nach Innen und Außen der Art zu heben gewußt, daß wir fragen dürfen, wann denn unser Vaterland eine höhere Glanzperiode, als unter seiner Regierung, erreichte? Die Könige Dänemarks hatten ihre Kronen als Lehen aus den Händen des Kaisers empfangen, das Wendenvolk war zum Gehorsam, Polen zum Tribute gezwungen, Böhmen gewährte willig Vasallentreue, Ungarn legte die Entscheidung über den Besitz des Landes in Lothars Hand, die übermüthigen Griechen sah man um kaiserliche Gunst buhlen, in Italien war der deutsche Waffenruhm glänzend gewahrt. Das Reich selbst war beruhigt, pünktlich

wurde für die Pflege der Gerechtigkeit gesorgt, ein zehnjähriger Landfriede, in den letzten Jahren seiner Regierung verkündet, wurde einmüthig von den Fürsten und vom Volke beschworen. Die Zeitgenossen haben den Kaiser den Vater des Vaterlandes genannt und mit Recht konnte Helmold sagen: „In den Tagen von Kaiser Lothar begann ein neues Licht zu scheinen; nicht blos im Sachsenlande, sondern im ganzen Reiche waren die Zeiten ruhig geworden, die Dinge im Ueberfluß, zwischen Reich und Kirche Friede.'"

Wibald begleitete den Kaiser nach Italien, wurde von ihm zum Admiral seiner Flotte gegen Roger von Sicilien erhoben und Abt des berühmten Klosters Monte-Cassino. Allein die Zerwürfnisse im südlichen Italien und die Umtriebe der Mönche selbst ließen ihn nicht lange in dieser Würde, die er vielmehr freiwillig wieder aufgab, um in Deutschland nützlichere Dienste zu leisten.

Lothar starb, der erste Hohenstauffe, Conrad III. bestieg den Kaiserthron. Da war es wieder Wibalds eifrigstes Bemühen, Kaiser und Papst zu einigen und Conrad hielt ihn nicht nur sehr hoch, sondern huldigte auch der Friedenspolitik. Damals wurde Wibald zum Abt des Klosters Corvey gewählt, für Deutschland das große Mutterkloster, wie Monte-Cassino für Italien. Conrad, in voller Einheit mit der Kirche, unternahm seinen bekannten Kreuzzug, Wibald zog mit dem sächsischen Heere gegen die Wenden. Während der Abwesenheit des Kaisers im Orient kam Papst Eugen III. nach Trier und hielt daselbst ein Concil. Der Kaiser hatte ihm das Reich und seinen Sohn feierlich empfohlen. Aber es fehlte nicht an Leuten, die im Trüben zu fischen hofften, wenn Kaiser und Papst wieder Händel bekämen und diese reizten den jungen Heinrich auf, sich den Verfügungen des Papstes, auch in Kleinigkeiten zu widersetzen. Andrerseits verleumdete man den Kaiser Conrad, er habe sich mit den Griechen verbunden, um die römische Kirche zu unterdrücken, den Papst zu einer abhängigen Stellung, wie die des griechischen Patriarchen, herabzudrücken und den Cäsaropapismus der Byzantiner auch im abendländischen Reiche durchzuführen. Daran dachte Conrad nicht. Auch kam es zwischen Kaiser und Papst zu keinem Bruch. Wibald war bei der Vermittlung sehr thätig und bedauerte nur, daß die Friedensstörer nicht bestraft wurden. Welf, der hauptsächlich darauf ausging, durch wechselseitiges Aufreiben von Papst und Kaiser für sich selber eine unabhängige Stellung zu erwerben, erhielt Verzeihung. Wibald tadelte diese Milde des Kaisers. „Welf gelobte Ruhe, bekam dafür vom König die Gefangenen zurück und außerdem noch beträchtliche Geschenke. So führen wir denn weder Kriege, schreibt Wibald an Bischof Hermann von Constanz, noch sitzen wir zu Gerichte, sondern nähren uns mit der Hoffnung auf eitle Dinge. Er sah den günstigen Augenblick für die Demüthigung der Reichsfeinde und Rebellen verpaßt und nur mit Mühe konnte er dieses verschmerzen; er könne, klagt er, dem Staate nicht mehr nützen."

Auch noch bei Conrads Nachfolger, dem großen Barbarossa, stand Wibald in hohem Ansehen. Der Kaiser bediente sich seiner zweimal, um in Constantinopel zu unterhandeln. Auf seiner zweiten Reise aber starb Wibald in Paphlagonien im Jahr 1158. Nur seine Gebeine wurden zurückgebracht und in Stablo beigesetzt. „Ein entscheidender Schlag aber war Wibalds Tod für das Reich; der Mittler zwischen Kirche und Staat ging mit ihm verloren. Noch wenige Monate vor seiner Abreise nach Griechenland hatte ihn Hadrian IV. dringend ermahnt, daß er doch die Gesinnung Friedrichs der kirchlichen Gewalt günstig erhalten und durch seine Umsicht die Rathschläge Jener entkräftigen möge, die den Kaiser gegen die Kirche aufzureizen suchten. So lange er durch seine Anwesenheit im Reiche wirkte, blieb der Friede aufrecht erhalten, aber schon wenige Tage, nachdem er dasselbe verlassen, entbrannte auf dem Reichstage zu Bisanz der Kampf, der der Kirche und dem Vaterlande so blutige Wunden schlug. An Wibalds Stelle tritt jetzt von kaiserlicher Seite für eine Reihe von Jahren Kanzler Rainald von Dassel an die Spitze der Geschäfte, andere Plane verfolgend. Er war eben so ausgezeichnet wie Wibald an geistiger Kraft, an Tüchtigkeit und unermüdlicher Thätigkeit in der Leitung des Reichs, an aufrichtiger Treue für seinen Kaiser, aber die Triebfeder all seiner Handlungen war ein unbändiger Ehrgeiz, und diesen suchte er in der Durchführung seiner Parteiansichten gegen die Kirche, in einem Kampfe zu befriedigen, den er selber als unheilvoll und alle Verhältnisse zerstörend ansehen mußte, in welchem aber eine gewaltige Kraft, wie die seinige, die Hauptrolle übernehmen konnte: Wibalds Wirken wurde lediglich durch die höhern geistig-sittlichen Interessen der Menschheit bestimmt. Der Staatsabsolutismus, den Rainald verfolgte, stand im Widerspruch mit den Ansichten und Einrichtungen seiner Zeit und mußte deshalb zum Verderben des Vaterlandes ausschlagen; Wibalds politisches System hat dagegen das Wohl desselben gefördert, weil es von dem Geiste des Jahrhunderts getragen wurde und dessen Bedürfnisse vollkommen durchschaute." An einer andern Stelle: „Kaum war mit dem Tode Wibalds der Friedensfürst, wie schon Kaiser Lothar den Abt benannte, der Vermittler zwischen Kaiser und Papst geschieden, als sich Friedrichs oft heftige und aufbrau-

sende Natur von andern Rathgebern immer weiter drängen ließ auf der Bahn des Widerstandes gegen die Kirche, eine vollständige Unterwerfung der geistlichen Gewalt unter die weltliche verlangte und gar auf den abentheuerlichen Plan kam — auf den Ficker zuerst aufmerksam gemacht — die deutsche Kirche vollständig von der römischen loszureißen, dem Papste in Rom einen deutschen Papst entgegenzustellen. Nur muß man zur richtigen Würdigung des Streites nicht vergessen, daß auch von päpstlicher Seite in den gestellten Forderungen sehr häufig alles Maaß überschritten, eine vollständige Unterwerfung des Staates unter die Kirchengewalt ausgesprochen wurde."

Man ersieht hieraus, welche wichtigen welthistorischen Interessen Abt Wibald vertreten hat und in einer Zeit, in der aufs neue der unsinnige Krieg zwischen Staat und Kirche entbrennt, darf man wohl auf so große Bilder der Vorzeit hinweisen.

Wibald war ein großer Theologe und der wärmste Gläubige, durch und durch ein Mann der Kirche. Und doch liebte und beschützte er auch die weltlichen Wissenschaften und verachtete keineswegs die Klassiker. „Wir finden Wibald in sehr vielen seiner Briefe völlig vertraut mit der römischen Literatur; Philosophen, Redner, Dichter werden häufiger erwähnt und auch seine Freunde lieben es, Stellen aus ihnen anzuführen; Cicero, Horaz, Virgil, Nepos, Quintilian, Gellius, Seneka, S. Tranquillus kommen am häufigsten vor. Daß er auch des Griechischen kundig war, was in jener Zeit zu einer großen Seltenheit gehörte, daß er sich sogar in dieser Sprache geläufig bewegte, dafür sprechen seine wiederholten Gesandtschaftsreisen nach Constantinopel; aus seinen Briefen könnten wir für seine Kenntniß des Griechischen nur wenige Stellen anführen. Für die Lektüre des Cicero und die mühsame Herbeischaffung und Verbreitung seiner Werke hatte er eine solche Vorliebe gefaßt, daß ihm sein Freund Rainald, von dem er sich die Briefe, philippische Reden und die de lege agraria des großen Römers erbeten hatte, die leise Ermahnung gab, er möge bedenken, daß er ein Christ, kein Ciceronianer sey. Ihm aber erwiederte er folgende denkwürdigen Worte: ,die ciceronianischen Gerichte halten wir weder für die vorzüglichsten, noch setzen wir sie zuerst bei Tische auf; aber, wenn uns einmal, nachdem wir durch bessere Speisen gesättigt, noch nach Etwas gelüstet, dann holen wir jene herbei, gleichwie man für den Nachtisch Obstsachen aufzutragen pflegt. Auch uns gewährt es ein Vergnügen nicht müßig zu seyn. Und fürwahr, um Anderes zu übergehen, nicht können wir ruhig zusehen, daß jener so edle Geist, jene herrlichen Erfindungen, jener so hohe Glanz der Thaten und Worte, durch nachläßiges Vergessen zu Grunde gehen, sondern wir beabsichtigen alle seine Werke, welche immer wir nur auftreiben können, in einen Band zusammenfassen zu lassen, Nichts gemein habend mit Jenen, die um so mehr darben, je reicher sie sind und die mit Vernachlässigung der freien Künste um das Vergängliche sich abhärmen und die da sammeln, um zu zerstreuen und zerstreuen, um zu sammeln. Gar sehr ahmen diese dem Ballspiele nach, wobei die Spielenden mit Gier greifen, in Hast wieder wegschleudern: so halten auch sie weder beim Ergreifen, noch beim Wiederfahrenlassen das rechte Maaß ein. Ihre Methode, Freund, mag sie auch von verdorbenen Weltmenschen gelobt werden, meide, wenn du uns liebst, wie Gift und Seelentod.'"

Das ist ein interessantes Wort zu seiner Zeit. Man wird wohlthun, diese vernünftige Aeußerung eines Abtes des 12. Jahrhunderts den extremen Parteien entgegenzuhalten. Sie sind billig gegen das heidnische Alterthum, aber doch nicht mit dem unverkennbar antikirchlichen Fanatismus der spätern Renaissance für alles Antikheidnische zu verwechseln. Wibald wollte das Christliche keineswegs dem Heidnischen zum Opfer bringen, wie das später und bis auf die neueste Zeit Mode und sogar Princip einer mächtigen Schule geworden ist.

Geschichte.

Geschichte der Hannoverschen Truppen in Griechenland 1685—1689. Zugleich als Beitrag zur Geschichte der Türkenkriege. Nach archivalischen Quellen von Alexander Schwencke, Premier-Lieutenant. Hannover, Hahn, 1854.

Diese kleine Monographie ist eine in ihrer Art meisterhafte Arbeit und in ihrem geschichtlichen Inhalt von Interesse. Gewiß ist den wenigsten Lesern bekannt, daß in den Jahren 1685—1689 Hannoveraner, Sachsen, Braunschweiger, Hessen, Württemberger, Baireuther und Waldecker in Griechenland gefochten und durch ihre Tapferkeit nicht geringen Ruhm davongetragen haben. Ihre längst vergessenen Thaten verdienen wohl in Erinnerung gebracht zu haben. Sie bewiesen, wie tüchtig der deutsche Soldat immer war, zu welcherlei Dienst man ihn auch zu brauchen und zu mißbrauchen beliebte.

Nachdem die Türken im Jahr 1683 zum letztenmal von den Mauern Wiens zurückgeschlagen waren und in

Folge dessen die kaiserlichen Truppen auch in Ungarn Glück hatten, ließ sich das damals schon ziemlich herabgekommene Venedig hauptsächlich auch durch die Mahnungen des Papstes bewegen, sich dem deutschen Kaiser anzuschließen und hoffte, mit Hülfe deutscher Truppen Morea wieder zu erobern, welches es früher besessen. Damals regierte in Hannover Ernst August, der gerne Kurfürst geworden wäre, sich deshalb den Kaiser verbinden wollte und ihm nicht nur vor Wien und in Ungarn Hülfe geleistet hatte, sondern sich jetzt auch entschloß, den Prinzen Maximilian Wilhelm mit drei Regimentern, zusammen jedoch nur 2600 Mann, den Venetianern zur Verfügung zu stellen. Sie zogen zu Fuß durch das südliche Deutschland und Tirol, gingen bei Lido zur See und vereinigten sich zu Dragomestre mit der Streitmacht, welche der Malteser Ritterorden unter Latour-Mauburg zuführte. Obergeneral war der Venetianer Morosini, ein vielversuchter Held. Man begann nun die systematische Eroberung der Halbinsel Morea. Beim Sturm auf Koron fiel der edle Latour, die Ordensfahne in der Hand. In der Festung wurde alles schonungslos niedergemacht. Die Beute eigneten sich die Italiener zu; die Deutschen mußten sich mit dem Ruhm begnügen, erhielten aber an dem schon länger in venetianischen Diensten gestandenen Hannibal von Degenfeld einen neuen tüchtigen Anführer. Auch kamen 3300 Sachsen an unter General von Schönfeld. Man schlug die Türken abermals in einem blutigen Kampf bei Kalamata und nahm diese Stadt ein. Nun kam eine neue Verstärkung unter dem Raugrafen Karl Ludwig von der Pfalz, wenn auch nur in der Zahl von kaum 1680 Mann. Dieser Raugraf war ein Sohn des Kurfürsten von der Pfalz mit Louise von Degenfeld, deren Oheim der commandirende General Hannibal war. Die vereinigten Truppen, immer unter Morosini's Oberbefehl, nahmen nun noch die festen Plätze Navarino und Modon, lieferten den Türken eine glückliche Schlacht bei Argos und eroberten sofort auch Napoli di Romania. Aber die Hannoveraner waren durch Strapazen und Menschenverluste sehr herabgekommen und die noch übrigen Sachsen kehrten heim.

Gleichwohl wurde der Krieg im Jahr 1687 rüstig fortgesetzt. Die Hannoveraner zeichneten sich durch ihre Tapferkeit in einer Schlacht bei Patras aus, und als noch eine neue Verstärkung durch ein hessisches Regiment anlangte, drangen die christlichen Alliirten endlich durch den Isthmus vor und eroberten Athen. Wir geben hier die Beschreibung. „Zahlreich noch waren die altehrwürdigen Kunstdenkmale auf der Akropolis; vor Allem aber prangte in unvergleichlicher Schönheit und nach mehr als 2000 Jahren fast unversehrt, das größte Wunderwerk hellenischer Baukunst, das Parthenon oder der Tempel der Minerva. In diesem hatten die Türken ihre werthvollsten Sachen so wie einen großen Theil der Pulvervorräthe untergebracht, wie denn dieses Prachtgebäude seiner ungemeinen Festigkeit wegen auch als ein sicheres Obdach für die Besatzung angesehen wurde. Um diese kostbaren Alterthümer zu schonen, ließ Morosini eine Aufforderung zur Uebergabe an den Befehlshaber ergehen, erhielt aber eine abschlägige Antwort, denn man war des baldigen Entsatzes durch den Seraskier versichert. So wurde denn unverweilt zur Belagerung geschritten. — Die Türken schoßen nicht allein mit Kanonen und Musketen, sondern warfen auch Granaten, Steine und künstliche Feuer unter die Arbeiter, so daß diese die Laufgräben mit Pechplatten und Ochsenhäuten bedecken mußten. Während dessen wurde unter Aufsicht und Schutz des Raugrafen und seiner Mannschaft ein merkwürdiger Versuch gemacht, der nichts Geringeres bezweckte, als auf der Nordseite den steilen Felsen zu erklimmen und die obere Mauer zu sprengen; doch vergebens nisteten die Arbeiter auf Bergmannsart sich in das feste Gestein; man stieß auf so große Schwierigkeiten und litt so sehr von den Geschoßen des Feindes, daß das Unternehmen aufgegeben werden mußte. Am frühen Morgen des 28. berichteten die ausgesandten Kundschafter, daß die türkische Reiterei im Anmarsch sey. Königsmark schickte ihr zuerst die Dragoner und Slavonier entgegen, setzte indeß das Heer in Bereitschaft und rückte, als der Feind keine Miene zum Angriff machte, selbst über den Kyphyssos, worauf die Türken sich schnell zurückzogen. Während dieser Zeit war der Burg durch Stückkugeln und Bomben hart zugesetzt worden; hierbei ereignete es sich, daß eine der letztern, nachdem schon viele ohne Wirkung crepirt waren, in den Tempel der Minerva fiel, die Pulvervorräthe entzündete und diesen Prachtbau, der durch seine Festigkeit Jahrtausenden getrotzt hatte, in die Luft sprengte. 200 Personen fanden hierbei ihren Tod, das Feuer ergriff sogleich auch die übrigen Gebäude. Bald nachher zeigte sich die weiße Fahne auf der Akropolis und vier der vornehmsten Türken kamen herunter und baten fußfällig um Gnade und freien Abzug nach Smyrna."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 50. 24. Juni 1854.

Biographie.

Aus unserer Zeit in meinem Leben. Von K. C. von Leonhard. Zweite Abtheilung. Stuttgart, Schweizerbart, 1854.

Die Selbstbiographie des berühmten Heidelberger Mineralogen. Vgl. über die erste Abtheilung unsere Blätter vom vorigen Jahre Nr. 97.

Herr von Leonhard war in Hanau geboren und daselbst Beamter. Die vorliegende Abtheilung beginnt mit den Rheinbundszeiten. Dem Großherzog von Frankfurt, Fürsten Primas, Karl von Dalberg, unter dessen Regierung der Verfasser die Domänen von Hanau verwaltete, auch Ober-Post-Direktor ꝛc. war, ertheilt derselbe ein großes Lob wegen seiner Humanität, Bildung ꝛc. Wir ehren die Pietät des Herrn von Leonhard gegen seinen vormaligen Herrn und miskennen auch nicht die guten Eigenschaften des Fürsten Primas; allein dieser Fürst war zu liirt mit Napoleon und sein Name zu unzertrennlich von Deutschlands tiefster Schmach, Selbstvergessenheit und Selbstverrath, als daß wir ihn in dem Grade anerkennen möchten, wie der Verfasser. Unter Dalberg fungirten Minister, die hier ebenfalls portraitirt werden, aber nicht wie im rheinischen Merkur. Man kann sich, wenn man das Buch des Herrn von Leonhard liest, recht lebhaft in jene Zeiten und unter jene Menschen versetzen. Deutschland war verloren, die Uebermacht Napoleons entschieden. Man mußte sich ihm unterwerfen, man tröstete sich damit, daß man doch als Beamter die Leiden des Volkes einigermaßen mildern, die Schärfe der feindlichen Behandlung abstumpfen könne und Titel und Ehren waren dann als billige Belohnung anzunehmen, während hinwiederum die Amtspflicht alles entschuldigte, was etwa den Herzen wehe that und der Ehre nahe trat. Es war eine niederträchtige Zeit, in der deutsche Männer solche Amtspflichten hatten.

Hier nur ein kleines Beispiel, welche Zumuthungen den Rheinbundsbeamten damals gemacht wurden. Eines Tags kam zum Verfasser ein französischer Agent und kündigte sich als unmittelbar vom Kaiser Napoleon bevollmächtigt und beauftragt an, auf der Hanauer Post die Briefe zu eröffnen und was man eine „schwarze Kammer“ nennt, zu etabliren. Dieser Agent blieb inzwischen nicht lange. „Aus freiem Antrieb erbot er sich, unter der Bedingung, daß die Sache unter uns bliebe, mich, vor dem Scheiden, einen Blick in seine ‚Manipulation‘ thun zu lassen, und zwar nach deren Einzelheiten. Meine Neugierde trug den Sieg davon, ich schlug es nicht aus. Zuerst erfolgte ‚Démonstration de l'appareil‘. Ich sah Vorräthe verschiedener Geräthschaften und Hülfsmitel; scharfe Messer mit den dünnsten Klingen, einige groß, die andern klein. Siegellack und Oblaten jeder Art und von mannichfaltigster Farbe, Stempelstöckchen mit Ausschnitten, um Petschaftsblätter aufnehmen zu können, feine Malerpinsel, Buchbinderkleister, Wachs, gestoßenen Gyps, Kohlenbecken und Kessel, endlich eine Copirmaschine, um in Fällen, wo dieses nothwendig, genommene Abschriften schnell zu vervielfältigen. Ich wurde sodann belehrt, wie keineswegs alle Schreiben gleiche ‚Behandlung‘ ertrügen. Man habe genau solche Briefe zu unterscheiden, die, in gewöhnlicher Weise mit Siegellack verwahrt, von andern, mit besonders sorgsamen Umschlägen versehenen, endlich Briefe nur durch Oblaten geschlossen. Der Pariser — in seiner Art ein vortrefflicher ‚Geschäftsmann‘ — erfaßte einen Brief, zur ersten der drei aufgestellten Classen gehörend, einen nur mit Siegellack verwahrten, löste das Siegel mit einem heißen Messer und das Schreiben war geöffnet. Hierauf brachte er etwas am Feuer flüssig gemachtes Siegellack an die Stelle, wo

das Petschaft aufgesessen und drückte den Brief wieder zusammen. Als zweites Beispiel diente ein ‚besonders sorgfältig couvertirter‘ Brief. Nachdem mein ‚Demonstrator‘ das Siegel sehr genau besehen, ermittelte er unter den Stempelstöckchen das am besten passende, drückte zusammengekneteteś Wachs auf dem Siegel ab, bestrich solches mit weichem Gyps und preßte nun den Stempel darauf. Später wurde das Stempelstöckchen vom Wachs abgelöst und das Petschaft zeigte sich rein ausgedrückt. Schnell schabte der Mann das Siegel mit einem heißen Messer ab und der Brief war geöffnet. Zuletzt kamen mit Oblaten geschlossene Briefe an die Reihe. Diese wurden kurze Zeit in heißen Wasserdampf gehalten, sodann fuhr man mit einem Messer unter dem Petschaftaufdruck hinein und öffnete das Schreiben. Etwas Buchbinderkleister, mit einem Pinsel an die Stelle gebracht, wo die Oblate gesessen, diente den Brief wieder zu verwahren. Die ‚Behandlung‘ ging jedesmal mit Blitzesschnelle und so handsicher von statten, daß in keinem der Fälle das argwöhnischste Auge auch nur irgend eine Verletzung wahrzunehmen vermochte.“

Auch den Hof in Cassel lernte der Verfasser als Nachbar genauer kennen. Hier eine gute Anecdote. „Jerome hatte sich zum Bibliothekar und Vorleser den ‚berühmtesten‘ Romantiker zur Zeit des Kaiserreiches, Pigault-Lebrun, aus Paris verschrieben. Bald würdigte er ihn seiner Gewogenheit, seines besondern Vertrauens. Die Wahl war gut, Pigault der rechte Mann; er eignete sich ganz für einen Hof, wo — selbst wenn manche der Läster- und Klatschgeschichten, die erzählt wurden, übertrieben, unrichtig, Mährchen sind — heitere politische Sorglosigkeit, leichtsinnige Ueppigkeit und zügellose Liebeleien an der Tagesordnung waren. Pigault hatte sein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht, als er nach Kassel berufen wurde. Hier führte unser Mann auf Schloß ‚Napoleonshöhe“ durchaus nach seinem Sinn, nur dem Sinnengenuß huldigend, ein Schlaraffendaseyn. Er bezeichnete sich selbst als: ‚Bibliothécaire sans bibliothèque et lecteur d'un prince, qui n'aime pas les livres.‘ In furchtbarem Aerger und Verdruß, gereizt aufs Höchste war Jerome darüber, daß ihm sein Kaiserlicher Bruder — zu dessen Ohren das Thun und Treiben in Kassel mit allen Einzelheiten gekommen war, der vom Luxus wußte, von der Verschwendung, Ueppigkeit und Unmoralität, den kindischen Ergötzlichkeiten — eine neue Geliebte geradezu, ohne alle Umstände hatte wegnehmen lassen. Ein bitteres Sendschreiben langte an aus Paris (im Text abgedruckt). Dadurch wurde Jerome in Wuth versetzt. „Als wollte er seine ‚Rechte‘ geltend machen, ließ er sich verleiten, gegen Napoleon trotzig aufzutreten, mit einer Art Entschlossenheit und Selbständigkeit. Pigault, welcher seinem Monarchen die schwierig lesbaren Züge der Bruderhand hatte entziffern helfen, erhielt den Befehl, einen Brief an ‚Othello‘ — Spottname, womit Jerome den ‚Tuilerien-Zeus‘ zu bezeichnen pflegte — aufzusetzen, in dem, boshaft genug, der Kaiserliche Styl möglichst getreu nachgeahmt wäre. Rachegluht im Herzen, schrieb der König eigenhändig Wort für Wort ab, was sein Lector aufgesetzt; an den gewagtesten Ausdrücken des hochfahrenden, höchst beißenden, unehrerbietigen Inhaltes wurde nicht eine Sylbe geändert. Bald aber wandte sich das Blatt. General Rapp, der sich nach Danzig begab, um den Oberbefehl wieder zu übernehmen, kam nach Kassel. Mit der ihm eigenen Vertraulichkeit und der rauhen Außenseite trat er sehr plötzlich und unvermuthet in größter Hast und nicht angemeldet vor den König. Jerome saß beim frohen Mahle, in seiner Gesellschaft die Favorite des Tages und verschiedene Günstlinge; ein Kreis, in dem sich bis dahin die Unterhaltung um die gewöhnlichsten, geringfügigsten Gegenstände gedreht hatte; besonders Herzensabenteuer waren zur Sprache gekommen. Der französische General eröffnete dem Westphalenmonarchen, daß er vom Kaiser, den er bei seiner Abreise in einem Zustand van Zorn, von Wuth gesehen, so daß der Majestät fast die Worte fehlten — einen höchst unangenehmen, für ihn peinlichen Auftrag erhalten. Der König, welcher den Eintretenden gleich mit starren Augen betrachtet, erblaßte, sonderbare Angst befiel ihn, man sah sein Herz schlagen, kaum vermachte er den General aufzufordern, sich niederzulassen. Statt demselben zum Ehrengruß einen Becher Wein anzubieten, leerte der aus seiner Laune aufgescheuchte Jerome das eigene Glas mit einem Zuge. Nach kurzer Pause verlas Rapp folgenden Tagesbefehl von Napoleons Hand, keineswegs geheimnißvoll, was allerdings schicklicher gewesen wäre, sondern mit kräftiger Stimme, nicht ohne den Ausdruck gewisser verächtlicher Kälte und indem er feste Blicke auf den König und dessen Umgebung richtete. ‚Ordre manuel de l'Empereur. Notre aide-de-camp, le général Rapp, partira sur-le-champ pour Cassel. Il fera venir en sa présence Müller, commandant des hussards de Westphalie, et se rendra avec lui chez le roi, qu'il commettera à sa garde. Le roi gardera les arrêts pendant quarante-huit heures. Pigault-Lebrun, auteur de la lettre insolente que nous a écrite notre frère, sera mis au cachet pendant deux mois et ensuite envoyé en France sous bonne et sure escorte. Nous donnons nos pleins pouvoirs au général Rapp pour qu'il requière force publique dans le cas

où, par un excès d'aveuglement, on s'opposerait à l'exécution de nos ordres. Signé Napoleon.'" Der Befehl wurde pünktlich vollzogen.

Recht lebendige Gemälde entwirft Herr von Leonhard vom Herbst 1813, von der Flucht der Franzosen und von der berühmten Schlacht bei Hanau, die unter seinen Augen geschlagen wurde. Das Unglück Napoleons bei Leipzig war bekannt. Bald wälzte sich die geschlagene Armee heran. „Durch Hanau, oder unmittelbar an der Stadt vorüber führte die Straße, den Norden mit dem Süden verbindend. Man sah sie bedeckt mit dem Rheine zueilenden französischen Soldaten aller Waffengattungen. Anfangs Erkrankte aus Lazarethen, darunter viele Bilder des Todes. Am 9. October kamen die Ueberreste des den 28. September bei Naumburg an der Saale geschlagenen versprengten Noireau'schen Corps bei uns an; Cavallerieergänzungsmannschaft der verschiedensten Regimenter. Bei Spaziergängen hörte ich gar nicht selten die Frage: ‚Le chemin de Paris? s'il Vous plait!' Ganze Ausreißerzüge, die dem Franzosenheere plündernd voraneilten, folgten einander von Tag zu Tag. ‚Mainz zu! Mainz zu!' war ihre Losung. ‚Zum Teufel mit dem Ruhme!' Dragoner, Husaren, Chasseurs, Infanteristen, Artilleristen, im bunten Gemenge; auch Civilbeamte jeden Grades; alle voll panischen Schreckens vor den Kosacken. Die meisten dieser Flüchtlinge zeigten verstörte Blicke und einen höchst zerrütteten Zustand, bei weitem die größere Hälfte war nicht bewaffnet, statt der weggeworfenen Gewehre, statt der Tornister sah man Bratpfannen und Kessel, Cavalleristen fast ohne Ausnahme unberitten. Auch gänzlich Erschöpfte und Verwundete befanden sich unter den Rudeln, unter dem Wirrwarr. Ihres unsaubern, verderbten, traurigen Aussehens ungeachtet — kaum ließen sich die zerfetzten, abgerissenen Uniformen noch unterscheiden — nannte man diese gelben, abgezehrten Gespenster, diese Gestalten des Erbarmens: ‚Cadres,' was so viel sagen will als Regimentsstämme; es hieß, sie seyen bestimmt, im nachbarlichen Darmstädtischen und Nassauischen für die Ergänzung der Armee Conscribirte in Empfang zu nehmen. Unverkennbar trugen die Leute alle Spuren des Verfalls, der Auflösung eines Heeres, welches man bis dahin nur im siegreichen Vorschreiten gekannt. Es waren Reste der stolzesten Armee. Unvergeßliche Schauspiele des Entsetzens. Schaudervolle Eindrücke! Menschen ohne Zahl namenlos elend, ausgehungert, verschmachtend, bebend vor Regennässe und vor Frost."

In der Schlacht wurde der Prinz von Waldeck, Neffe des Königs von Bayern, verwundet und im Hause des Herrn von Leonhard gepflegt, als die Franzosen wieder in die Stadt kamen. Der Prinz wurde entdeckt. Der Hausherr mahnte die französischen Offiziere an das Gesetz der Ehre, aber sie waren schon im Begriff, ihrer Dienstpflicht zu genügen und in das Zimmer des Prinzen zu bringen, um ihn als Kriegsgefangenen mitzunehmen, als dem Hausherrn in der Noth einfiel, das Freimaurerzeichen zu machen. Und siehe da, es wirkte. Die Offiziere waren Brüder und der Bruder behielt seinen vornehmen Gast. Der König von Bayern belohnte ihn mit einem Kommenthurkreuz.

Der Verfasser erzählt aber nicht blos politische Ereignisse, er theilt mit, was ihm aus seinem Umgang und aus seiner Correspondenz mit berühmten Männern, namentlich Göthe, Leopold von Buch, Iffland, Chladni rc. interessant erscheint. Von Göthe theilt er jeden Gelegenheitsbrief wörtlich mit, was nicht nöthig gewesen wäre. Von Leopold von Buch einen bisher nur als Manuscript gedruckt und nur an wenige Freunde vertheilt gewesenen kleinen Vortrag in einem Berliner Verein, die heitere und humoristische Schilderung einer Besteigung des Brocken (man findet sie auf Seite 279—282).

Nach der Vertreibung der Franzosen mußte Herr von L. die Domainen an den berühmten Minister Stein übergeben und wurde dem neuen Landesherrn, dem wiederhergestellten Kurfürsten von Hessen vorgestellt. „Der Kurfürst, mich von oben bis unten betrachtend, fragte: ‚Also Leonhard heißen Sie? — Was sind Sie jetzt?' ‚General-Domainen-Inspector.' Wie erschreckt trat der Fürst bei diesen Worten einen Schritt zurück. ‚Ein Leonhard befand sich 1806 in meinen Diensten.' ‚Ich bin derselbe, Euere Königliche Hoheit. Schon vor der Katastrophe hatte ich das Glück, Höchstihnen zu dienen.' ‚Und was waren Sie 1806?' ‚Assessor bei der Landkassen- und Steuerdirection.' Nach manchen Hm's und So's, und nachdem er sich mehrere Male das Kinn gestrichen, sprach der Fürst: ‚Das müssen Sie Alles (?!) wieder werden.'" Die Degradation fand zwar nicht statt, aber Herr von L. wurde durch Feinde und Neider entfernt, um später der Wissenschaft allein zu leben, für die er, wie Jedermann weiß, Großes geleistet hat.

Alte Geographie.

1) De cosmographia Ethici libri tres. Scripsit K. A. Fr. Pertz. Berlin, Nicolai, 1853.

2) Cosmographiam Aethici Istrici etc. primum edidit H. Wuttke. Die Kosmographie des Istrier Aethikos im lat. Auszuge des Hieronymus aus einer Leipziger Handschrift, zum erstenmal besonders herausgegeben von Heinrich Wuttke. Leipzig, Dyk, 1853.

Herr Pertz breitet sich nur in kritischen Betrachtungen über den Gegenstand aus, Herr Wuttke ist kühner und wagt es, den räthselhaften und schwierigen Autor zu ediren. Man thut wohl, weder jene Vorsicht, noch diese Kühnheit zu tadeln, denn beide erscheinen in ihrer Art gerechtfertigt und dienen dazu, die Forschung weiter zu führen. Vorsicht ist nöthig, weil die Wahrheit sehr verborgen liegt, aber auch einige Kühnheit wird erforderlich, denn wenn man nicht mit einem schlechten Text anfangen will, so wird man vielleicht gar nicht dazu kommen, überhaupt einen bessern zu ediren, und es ist immerhin gut, das corpus delicti vor sich zu haben. Möge übrigens die Hoffnung des Herrn Pertz in Erfüllung gehen, einen bereinigten Text herausgeben zu können!

Aethicus ist ein ganz unbekannter Kosmograph. Man hat nicht einmal die Urschrift seines Buchs und streitet darüber, ob sie griechisch oder lateinisch abgefaßt gewesen sey. Was von ihm vorliegt, ist nur ein lateinischer Auszug, angeblich vom h. Hieronymus, aber auch das ist ungewiß. Es könnte diesem Heiligen, mit dessen gewöhnlichem Style es nicht übereinstimmt und unter dessen Werken es nirgends genannt wird, auch wohl nur untergeschoben seyn. Die Zeit, in der das Buch geschrieben ist, scheint das Ende des 3. oder Anfang des 4. Jahrhunderts nach Christo zu seyn, weil es Griechenland als noch heidnisch und im blühenden Zustand schildert, was in der Mitte des vierten Jahrhunderts nicht mehr der Fall war. Dagegen deuten, wie besonders Roth in einer einläßlichen Rezension der Heidelb. Jahrbücher nachgewiesen hat, mehrfache Kennzeichen auf eine spätere Abfassung des Buches hin, nicht blos der Name Ferezes (Perozes des 5. Jahrhunderts), pylae Chosdrenicae (Chosdroes im 6. Jahrh.), Türken (die erst im 6. Jahrh. auftauchen), sondern auch Stücke aus dem erst im 6. Jahrh. geschriebenen Alexanderroman und die Fabeln vom trojanischen Ursprung der Westvölker, eine ebenfalls erst spätere Erfindung. Es ist übrigens kein Grund vorhanden, warum Wuttke nicht dennoch Recht haben sollte, wenn er den frühern Ursprung der Trojersage behauptet. Wir wollen ihn durch ein neues Argument unterstützen. Soferne nicht wenige Barbarenfürsten als Schützlinge und Günstlinge Roms schon unter den ersten Kaisern den Ehrennamen Julius nachgesucht und erhalten haben, lag es doch wohl nahe, daß auch die troische Abstammung der Julier auf sie überzutragen versucht wurde. Der Verkehr zwischen Römern und Deutschen ist sehr alt und war zuweilen sehr intim. Vor den Einverschmelzungen griechisch-lateinischer Ideen in das Germanenthum durch die christlichen Priester gab es sicher schon ältere durch die an Rom verkauften deutschen Fürsten und ihre Schmeichler. Es scheint uns daher, daß viele von den seltsamen Fabeln, die sich insbesondere bei den Angelsachsen, Niederländern, Franken, Alemannen und Bayern (von Brut bis zu Lyrers und Aventins Chronik) erhalten haben, wenn sie auch erst in viel späterer Zeit in der Fassung niedergeschrieben wurden, in welcher wir sie kennen, doch schon aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung stammen. Wir glauben dies um so mehr voraussetzen zu dürfen, als sich in den betreffenden Fabelwerken auch Züge aus der Geschichte der deutschen Stämme und aus dem heidnischen Mythus der alten Deutschen finden, die ganz unmöglich von den spätern Schriftstellern erst erfunden seyn können, sondern in denen wir Bruchstücke älterer Aufzeichnungen wiedererkennen müssen.

Gesetzt also auch, die Kosmographie des Aethicus wäre um ein oder zwei Jahrhunderte später geschrieben, so würde das nicht hindern, daß nicht noch sehr alte und gute Notizen in ihr aufgenommen seyn könnten. Indeß ist gerade der Stoff des Buches mager und übel geordnet, mit fabelhaften Schilderungen angefüllt, mit dunklen Namen, die durch den schlechten Text noch räthselhafter werden. Man wird an die abentheuerliche Reise des h. Brandarus erinnert, in der die Materien auch sehr ungeordnet sind, oder an das apokryphische Buch Henoch, das die Reise durch den Himmel in nicht weniger langweilender und sinnverwirrender Weise macht. Man glaubt chinesische Bilder zu sehen, bunt, grell, schattenlos und die Zeichnung oft bis zur Unkenntlichkeit der Gegenstände verzerrt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, | N° 51. | 28. Juni 1854.

Geschichte.

1) Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830 bis 1850. Geschichtlich dargestellt durch J. Baumgartner, Mitglied des Großen Raths und Alt-Landamman von St. Gallen. Erster Band. Zürich, Fr. Schultheß, 1853.

Herr Baumgartner stand mitten in der Bewegung, war ein einflußreiches Parteihaupt in seinem Canton, Mann der großen Geschäfte, hatte also vollkommen Gelegenheit, die Schweizer Wirren durch und durch kennen zu lernen. Ein Geschichtswerk aus seiner Feder läßt also etwas Ausgezeichnetes erwarten. Aber diese Erwartung wird nicht ganz befriedigt, theils weil die Darstellung ein wenig zu breit und trocken ist, theils weil der Verfasser der einen Partei zu sehr das Wort redet. Wenn wir nicht ganz irren, befand sich der Verfasser in früheren Jahren auf einem andern Standpunkt und hätte sich damals nicht zum Beschöniger radikalen Treibens hergegeben.

Seine Auffassung der neuern Schweizergeschichte ist eine ausschließlich radikale, denn er erkennt alle durch den Radikalismus seit 1830 bewirkten Neuerungen als berechtigt an. „Das Hauptstreben ging nach Vereinigung aller Kräfte unter gemeinsamem Organ, zur wirksamen Förderung innerer Wohlfahrt und Vermeidung unehrenhafter und verderblicher Zersplitterung gegenüber dem Ausland. — Gleichzeitig mit jenem Streben nach engerer eidgenössischer Vereinbarung, die, unparteisam aufgefaßt, das schönste Ziel der schweizerischen Völkerschaften wie ihrer hervorragenden Staatsmänner war, schritt die Bewegung einher für Erringung schon erwähnter Gleichberechtigung unter allen Staatsbürgern; für Hebung der Scheidewände zwischen Städten und Landschaften; für Vervollkommnung der öffentlichen Verwaltung. — An diese mehr der politischen Stellung der Bürger und ihren materiellen Interessen, dann der Kräftigung des Staates in beiden Beziehungen gewidmeten Anstrengungen knüpften sich andere aus dem Gebiete der rein geistigen Entwickelung, der Schule und Kirche gewidmet." Demnach erkennt der Verfasser erstens in der Vernichtung der Cantonalsouverainetäten, zweitens in der Demokratie auf breitester Grundlage, drittens in der Aufhebung der Klöster, Berufung von Strauß, Zerrüttung der Kirche durch die Schule ꝛc. etwas Berechtigtes und Zeitgemäßes an.

Wir sind schon über diese Prämissen mit dem Verfasser nicht einverstanden. Er verräth zwar keinerlei Begeisterung für jene Forderungen und nachherigen Errungenschaften des Radikalismus, sie scheinen ihm gleichgiltig zu seyn, aber er erkennt sie an, weil sie von so vielen verlangt worden seyen. Das Thatsächliche der Bewegung entscheidet bei ihm. In der Vorrede S. VIII. gibt er sogar zu verstehen, die Dinge könnten sich wieder ändern, es könnte eine entgegengesetzte Bewegung erfolgen und überhaupt stehe die Strömung des Lebens niemals stille, scilicet man müsse allemal mit dem Strome schwimmen. Die nie ruhende Strömung kann am wenigsten der Geschichtschreiber miskennen, aber es kommt ihm zu, die Motive der Parteien zu beurtheilen und Recht und Unrecht abzuwägen. Er darf nicht als berechtigt anerkennen, was blos geschieht, sonst wäre „alles vernünftig, was ist".

Die vom Verfasser gutgeheißene dreifache Bewegung zur Centralgewalt, zur nacktesten Demokratie und zur Discreditirung und Zerrüttung der Kirche durch die Schule ist thatsächlich erfolgt, war aber niemals berechtigt, noch vernünftig, und ist auch nothwendigerweise an einer gewissen Grenze ins Stocken gerathen, zum Theil zurückgewichen, zum Theil hat sie zu einem Ergebniß geführt, welches man am wenigsten wollte.

Die Centralgewalt hat gegenüber den eigensinnigen

Absperrungen in früherer Zeit einige respectable Vortheile erzielt, allein eine erzwungene Einigkeit ist eben keine wahre und gibt der Eidgenossenschaft keineswegs größere Festigkeit und Stärke nach außen. Im Gegentheil hat der Sonderbundskrieg und die ungerechte, uneidsgenössische Mishandlung der katholischen und föderalistischen Minorität einen Spalt in die Eidgenossenschaft gerissen, den die papierne Verfassung nicht zudeckt. Auch hängt die Centralgewalt lediglich vom guten Willen und von der jedesmaligen Stimmung in den Hauptcantonen ab, sie steht nicht auf eigenen Füßen. Vom Widerspruch der Centralisation mit dem Grundvertrag von 1815 wollen wir gar nicht reden. Jede völkerrechtliche Deklamation gegen die Misachtung ihrer Garanten von Seiten der Eidgenossenschaft halten wir für überflüssig, da, wenn es im Interesse der Großstaaten lag, auf die Schweiz das divide et impera anzuwenden, dieser Zweck mit der Centralisation noch besser erreicht wird als mit der Föderation, denn die Rivalität zwischen den föderirten Cantonen war der eidsgenössischen Einheit weit weniger hinderlich, als die an so vielen Cantonen geübte Rechtskränkung, Beraubung und Gewalt durch die s. g. National- oder Centralisirungspartei.

Von sehr zweifelhaftem Nutzen ist für die Schweiz auch die Demokratie auf breitester Grundlage. Eine Form, die für die alten Alemannen auf ihren zerstreuten Hofgütern paßte und heute noch für die wenigen Familien in den Bergschluchten von Schwyz, Uri und Unterwalden, Appenzell und Glarus paßt, eignet sich nicht für die volkreichen Städte in den breiten Thälern und für die Fabrikgegenden. Und selbst in den alten demokratischen Cantonen wurde die Demokratie nur von den erbgesessenen Hausvätern verstanden und nicht auf Dienende oder zugelaufenes Gesindel ausgedehnt. Die Aristokratie der Hausväter ist überall natürlich, in der Schweiz aber geschützt durch ältestes Herkommen. War es nun auch Recht, den übertriebenen und unnatürlichen Einfluß weniger Familien auf alle übrigen einzuschränken, so folgt daraus doch nicht, daß man zu einer wilden Demokratie und zu communistischen Sympathien übergehen mußte. Wenn einzelne Familien Monopole besaßen auf Kosten des Gemeinwesens, so konnte man sie aufheben, aber es war nicht nothwendig, alle Beschränkungen der gewerblichen Rechte aufzuheben. Es war verderblich, jeden faulen Handwerker oder von städtischen Schwindlern verführten Bauer als Schenkwirth, Speisewirth rc. zu patentiren. Man war früher gewohnt, in den Schweizern körperstarke, kerngesunde, fromme, besonnene, im Kampf unüberwindlich tapfere, aber in der Rede gemäßigte Männer zu sehen, deren Solidität eben so anerkannt war, wie die der Holländer, zu denen man sich aber ihrer entgegenkommenden Gemüthlichkeit wegen noch mehr hingezogen fühlte, als zu den schrofferen, immer oben zugeknöpften Holländern. Ein ganz anderes Bild hat uns die radikale Schweiz in den Jahren entfaltet, die Herr Baumgartner als Jahre des Fortschrittes preist. Hat die demokratische Diplomatie wohl ihre Würde behauptet? Wie oft nahm sie ihren Verstand von dem Schenktische her, an dem der alte Snell den Taumelkelch vortrank. Wie oft verschlüpfte sie hinter die erbärmlichste Lüge, als ob die Genugthuung, die ein pfiffiger Advokat sich gibt, die eines eidgenössischen Staatsmannes seyn könnte. Und die Volksversammlungen? Noch ist der wüste Wiederhall ihres verwilderten Geschreies in der Presse nicht ganz verklungen. Welches thierische Gebrüll blieb jenen Tischen unbekannt, an denen die Freischaaren organisirt wurden! Welches Versinken in die tiefste Rohheit, in den niedrigsten Cynismus des Gedankens wie des Ausdrucks in derselben Zeit, in der man der Kirche Verdummung des Volks Schuld gab!

Das führt uns auf das dritte von Herrn Baumgartner bezeichnete Desiderium. „Rein geistige Entwicklung in Schule und Kirche" nennt er vorsichtig den allgemeinen Sturm gegen das Christenthum. Von dem Versuch, die christliche Erziehung, Katechismus und Bibel ganz und gar aus der Schule zu verdrängen, sagt Herr Baumgartner eben so vorsichtig: „Doch ist nicht zu leugnen, daß die Unterrichtsanstalten mehr der Stellung der bevorzugten Stände oder der Pflege höherer Wissenschaft als dem Alltagsbedürfniß der untern Volksklassen angepaßt waren. Viele sahen in diesem Umstand eine Verschuldung nicht blos der weltlichen Behörden, sondern auch der Kirche, und verlangten, daß eine neue Bahn betreten werde für die Pflege des Volksunterrichtes. Die Kirche selbst war der Gegenstand lebhafter Erörterungen, theilweise auch der Befehdung." Wenn man sich der Zeit erinnert, in welcher Dr. Strauß nach Zürich berufen wurde, und der Rede, in welcher damals der Bürgermeister Hirzel, Präsident der Tagsatzung, die neue Aera verkündete, die für die Weltgeschichte beginne, so darf man wohl sagen, die „theilweise Befehdung" der Kirche ging weit und betraf nicht etwa blos die Aarauer Klöster und die Luzerner Jesuiten. Der Wahnsinn des Züricher Bürgermeisters, eines persönlich gutmüthigen, ja liebenswürdigen Mannes, bezeichnet sehr gut den Höhengrad der damaligen allgemeinen Verführung, der auch so edle Gemüther unterlagen. Eben so die Popularität, deren sich Seminardirektor Keller erfreute, als er in der Klosterfrage das offenbarste und

gröbste Unrecht zu begehen seinen Landsleuten vorschlug. Man befand sich im Religionsfrieden, die Rechte beider Kirchen waren festgestellt. Nun fällt es den Genossen der einen Kirche ein, den Besitzstand der andern nicht mehr anzuerkennen und räuberisch in denselben einzugreifen. Man hätte glauben sollen, nicht blos die zunächst betheiligten Katholiken würden sich über eine so unerhörte Gewaltthat verwundern und empören. Man hätte von reformirter Seite wohl bedenken dürfen, wie gefährlich es sey, wenn man, im obern Deutschland notorisch in einer Minderheit begriffen, der ungeheuren katholischen Mehrheit gegenüber so weit sich vergreife, aber die Radikalen kannten keine Rücksicht noch Vorsicht und hatten die sonst etwas bedenklicheren Philister bereits zu überreden gewußt, es sey keine Gefahr dabei, man dürfe sich gegen die alte Kirche alles erlauben und erfülle damit nur seine Pflicht als Reformirter oder aber als gebildeter Mensch.

Was die Schweiz mit ihrem zwanzigjährigen Radikalismus erreicht hat, schließt einige kleine Vortheile und Verbesserungen in sich, die wir durchaus nicht in Abrede stellen wollen, die sich aber hauptsächlich nur auf die Erleichterung des materiellen Verkehrs beschränken. Viel größer aber sind die Nachtheile und Verschlimmerungen, die sie davon getragen hat. Was dem wohlhabenden Privatmann in der Schweiz ein Greuel ist, hat gewissermaßen die ganze Eidgenossenschaft gethan, sie hat nämlich ihr Capital angegriffen. Sie hat geduldet, daß die Einigkeit und Waffenbrüderlichkeit des Volkes in böse Zerwürfniß und blutige Fehde überging, daß wackere Eidgenossen, angehetzt meist nur durch Fremde, oder doch in fremden Schulen verbildete Schweizer, ohne alle Noth über einander hergefallen sind, einander geschändet, beraubt und bekriegt haben, wovon, wenn auch der Friede wiederhergestellt wurde, ein Stachel in den Herzen zurückgeblieben ist. Sie hat ferner geduldet, daß die jüngere Generation durch heillose Schulmeister vom Gott ihrer Väter abgewendet und auf lange Jahre hinaus in Geist, Gemüth und Sitte vielfach beirrt und verdorben worden ist. Sie hat sich gleichsam welthistorisch compromittirt, indem sie, die alterfahrene, kluge, ehrenreiche Eidgenossenschaft, der man es am wenigsten hätte zutrauen sollen, weil sie in ihren Bergen am wenigsten von der Corruption der Großstädte berührt wurde, gleichwohl am unbesonnensten den unfruchtbaren Theorien und nichtigen Phantomen gefolgt ist, denen die erfahrungsmäßige Grundlage und praktische Anwendung fehlt. Die Fortschrittspartei aber muß die Beschämung erleben, daß sie sich nur durch Mäßigung, nur durch Rückkehr zu der Grenze, über die sie früher blind hinausstürzte, noch halten kann.

2) Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des sogeheißenen Fortschritts von Anton von Tillier. Erster Band. Bern, J. Körber (Huber u. Comp.), 1854.

Der Verfasser ist nach Vollendung dieses Bandes am 16. Mai d. J. gestorben. Seine Auffassung erkennt man am besten aus den Worten der Vorrede, in denen er seinen Landsleuten vor allem „Selbsterkenntniß und Bescheidenheit" empfiehlt, im Gegensatz gegen die ungeheure Verblendung und Selbstüberhebung der Parteien. Daß er damit nicht blos die siegende Partei meint, geht aus der Bescheidenheit und Mäßigung hervor, mit der er, nicht zu dieser Partei gehörig, doch durchgängig über sie urtheilt.

Sein Werk umfaßt die Zeit unmittelbar nach der Julirevolution, dem ersten großen, doch eigentlich nur vorbereitenden Act der radikalen Bewegung, die erst in den vierziger Jahren culminirte. Als Berner zeichnet er den Umschwung in diesem Canton, den Sturz der stolzen, mit so vielem Ruhm umkleideten Aristokratie und mit ihr des Volkswohlstands, der guten alten Volkssitte, und das Aufkommen der demokratischen Verwilderung und Lüderlichkeit. Wir können nur bedauern, daß er den Pinsel nicht in noch lebhaftere Farben taucht. Seine Sprache erscheint uns oft nur allzu gemäßigt und zurückhaltend. „So ging," schließt er ein Capitel, „in der Eidgenossenschaft das verhängnißvolle Jahr 1830 zu Ende, für die bernischen Staatsmänner jener Zeit der letzte Glanzpunkt in ihrem politischen Leben, in der Eidgenossenschaft der Uebergang und man möchte sagen die Flitterwoche eines neuen Daseyns, dessen Geburtswehen indessen noch lange nicht vollendet waren, und unter dessen Rosen bald auch manche bitter verletzende Dornen hervordringen sollten. Man hatte in den Jahren der Restaurationszeit häufig die Nachtheile ausschließlicher Vorzüge der Geburt oder engherzige, das allgemeine Beste vernachläßigende Machthaberei gesehen, jetzt sollte man auch Erfahrungen im Gebiete überschwenglicher Volksherrschaft und selbst entwürdigender Schmeichelei derselben machen, während deren Herrschaft der erhabene Flug eines wirklich vaterländischen Sinnes und die schönsten Regungen sittlicher und geistiger Vervollkommnung als höchsten Menschenzwecks, wie ein leerer Traum aus dem Leben verschwunden schienen." Die Demokratie auf breitester Grundlage charakterisirt der Verfasser S. 138: „Aufhebung der Familien- oder Ortsvorrechte, Gleichstellung der politischen Wahlrechte, Schwächung des Einflusses der Verwaltungsbehörden in den gesetzgebenden Versammlungen, Abkürzung der Amtsdauer, Entfesse-

lung der Presse, waren die Gedanken, die überall vorherrschten, und wo man, wie dieses nur zu sehr in der Natur der Dinge liegt, von einem Aeußersten zum andern überging. Noch war die Zeit zu kurz, die meisten neuen Behörden noch zu sehr mit Einrichtungen und Gestaltungen beschäftigt, als daß man bereits ein richtiges und befugtes Urtheil über das neue Leben hätte fällen können. So viel war indessen sicher, daß eine gewisse Einseitigkeit bei den neuen Schöpfungen gar nicht zu verkennen war, und daß dieselben vielmehr unter dem Einflusse juristischer, auf die Wirklichkeit des Lebens wenig Rücksicht nehmenden Grundsätzlichkeit vorgenommen worden waren, als unter der Mitwirkung höherer Ansichten, welche die Gesammtheit der Bevölkerung auch geistig und sittlich erheben wollten. Ueberall war vielmehr dafür gesorgt, daß eine große Zahl von Menschen wechselsweise an die Gewalt kommen sollten, als daß sie diese Gewalt auf eine verständige und für ihre Mitbürger wohlthätige Weise gebrauchten, was sich denn auch hie und da auf eine schmerzliche Weise zu erkennen gab."

Der Verfasser ist gegen die Mängel und Sünden der alten Aristokratie nicht verblendet. In Bern war sie viel besser als der Leumund, der ihr von den Demokraten gemacht wurde. Viele treffliche Zustände bestanden im Canton Bern, die durch die Radikalen nicht noch mehr verbessert, sondern verderbt wurden. In Luzern war das nicht so. Hier war das fromme und kräftige Landvolk unter dem berühmten Leu von Ebersol wohl berechtigt, die miserable und faule Aristokratie zu stürzen. Nichts bezeichnet so gut die Phasen der Schweizer Revolution, als das Schicksal dieses Leu, der beginnend als Sieger über ein liederliches Junkerthum, seinen tragischen Tod fand als Vertheidiger der Kirche. Beides macht ihm gleich sehr Ehre. In beiden Punkten widersetzte er sich der städtischen Corruption als ehrlicher Bauer, benahm sich als wahrer und würdiger Vertreter, als Personification des reinen, im Bauernstande erhaltenen Schweizer Volksthums. Das Landvolk brauchte und verlangte nie mehr, als was Leu wollte, alteidgenössische Freiheit der ehrbaren Hausväter und Eigenthümer, strenge Sitte und Kirchlichkeit. Die Radikalen aber, aus dem Sumpf des Städte- und Fabriklebens emporgewachsen, aufgesäugt an den Brüsten der revolutionären Presse und gesteigert, beschmeichelt und zugleich gepeitscht von fremden Agitatoren und Flüchtlingen, verlangten etwas ganz Anderes, allgemeinen Umsturz nicht nur des Staats, sondern auch der Kirche, Plünderung des Staats- und Kirchenguts, einträgliche Stellen, Propaganda, Einmischung in die Angelegenheiten der Nachbarn, Freischaaren 2c. Man müßte sich wundern, daß diese Partei die Oberhand erlangt hat, wenn man nicht gleichzeitig in ganz Europa verwandte Erscheinungen hätte auftauchen sehen, die wechselseitig dazu beitrugen, dem Radikalismus in der Schweiz Nahrung zu geben. Wie die Tagsatzung, so zeigte auch die europäische Diplomatie dem Radikalismus gegenüber nur Schwäche.

Die ganze Bewegung des Radikalismus in der Schweiz wird in späterer Zeit erkannt werden als eine ungeheure Erkünstelung und Uebertreibung, ausgegangen von einer geringen Minderheit unter dem Einfluß von Fremden und in großem Widerspruch mit dem ursprünglichen Charakter und Interesse des Schweizer Volks. Eine solche Unnatur aber konnte siegen und durch Terrorismus und Verführung sogar die Mehrheit hinreißen unter Umständen, die auch andere Nachbarstaaten unfähig gemacht haben, dem Stoß der Juli- und Februarrevolution zu widerstehen. Es lag etwas Solidarisches in der liberalen Opposition aller Länder. Die Zustände Europa's, wie sie durch den Wiener Congreß festgestellt wurden, blieben unnatürlich. Die wiederhergestellten Bourbons in Frankreich, Spanien und Neapel zeigten am auffallendsten, daß es nicht hätte darauf ankommen sollen, allen neueingesetzten Dynastien, sondern vielmehr den Völkern zur Wiedergeburt zu verhelfen. Metternich's System war bei aller Censur und Polizei doch so schlaff und geistlos, daß ihm nothwendig die Oppositionen über den Kopf wachsen mußten, Metternich, scheinbar die Stütze des Throns und Altars, hat beide ins Verderben gestürzt, weil er weder im Staat noch in der Kirche irgend Geist duldete, der Geist also unwillkührlich auf die revolutionäre und kirchenfeindliche Seite flüchtete. Nie ist die Staatsgewalt unter dem Schein der Stärke schlimmer geschwächt, nie die Kirche unter dem Schein ihrer Aufrechterhaltung verächtlicher behandelt und systematischer zur Nullität herabgewürdigt worden. In Preußen fiel man nicht weniger auf Abwege, indem man durch Pestalozzische Methode, Schullehrerseminarien, akademische Hypergelehrsamkeit, überschwengliche Philosophie und direkt antichristliches Hegelthum die Nation regeneriren, auf die höchste Stufe der Bildung, und mithin auch, wie man sich einbildete, der Macht erheben wollte und der zur anmaßendsten Superklugheit herangezogenen Generation gleichwohl das Mitreden und Mitregieren im Verfassungswege vorenthielt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, | N° 52. | 1. Juli 1854.

Kirchensachen.

Das Recht und der Rechtsschutz der katholischen Kirche in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf die Forderungen des Oberrheinischen Episcopats und den gegenwärtigen kirchlichen Conflict. Von Wilhelm Emmanuel, Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz. Mainz, Franz Kirchheim, 1854.

In diesem kleinen Buche stehen große Wahrheiten. Da sie, gerade weil es Wahrheiten sind und je mehr sie es sind, anderwärts werden bestritten werden, wollen wir ihnen auf unserm von Vorurtheil und Interesse freieren Boden eine verdiente Aufmerksamkeit widmen.

Zuerst erinnert der Herr Bischof daran, daß Deutschland tausend Jahre lang katholisch gewesen ist, bevor ein Theil des Landes einen neuen Glauben annahm. „Die Reformation trat ein. Ob sie in der Sache berechtigt war, darüber werden sich Katholiken und Protestanten niemals einigen können. Daß sie dagegen der formellste Rechtsbruch mit den bestehenden Reichsgesetzen war, kann von keiner Seite bestritten werden. Wir bemerken dies hier nicht als Tadel. Wir erkennen vielmehr das Recht der Sache über die Form, der Wahrheit über eine äußere Gestaltung an, und wir würden die Reformation nicht über die Verletzung der Reichsgesetze anklagen, wenn wir sie in der Sache für berechtigt halten könnten. Wir bemerken es vielmehr jenen Protestanten gegenüber, die ihren Ursprung vergessend, den Bischöfen der oberrheinischen Kirchenprovinz, die weder Reichsgesetze noch Landesgesetze übertraten, sondern einseitig erlassene und mit Gesetzen und Staatsverträgen in Widerspruch stehende Verordnungen nicht befolgen können, formellen Rechtsbruch vorwerfen."

Nachdem die Reformation weder über die alte Kirche, noch diese über jene hatte obsiegen können, vereinigten sich die Parteien im westphälischen Frieden zur Sühne. „Die Folge dieses Friedens war die Anerkennung der Protestanten in vollkommen gleichen Rechten mit den Katholiken nach dem Besitzstande des Normaljahres für beide Theile. Von da an war es öffentliches Recht in Deutschland, daß kein Landesfürst die Rechte der Bekenner der anderen anerkannten Confessionen, die den Besitz des Normaljahres für sich hatten, weder erstens bezüglich der Ausübung der Religion nach den Grundsätzen ihrer Confession, noch zweitens bezüglich der Confessionsschulen, noch endlich drittens bezüglich der Verwaltung und Verwendung des eigenen Kirchen- und Schulvermögens beschränken durfte." Der Papst protestirte gegen den westphälischen Frieden, aber nicht gegen die darin der katholischen Kirche garantirten alten, längst bestandenen Rechte, sondern nur gegen die neuen, darin garantirten Rechtsverletzungen, durch welche die alte Kirche notorisch betroffen worden war.

Durch den westphälischen Frieden waren den katholisch gebliebenen Genossen des deutschen Reichs ihr Glaube, Cultus, Schulwesen und Kirchenvermögen gesichert und durch den Reichsdeputationshauptschluß vom Jahr 1803 wurden sie ihnen abermals garantirt. Indem durch Säcularisation viele katholische Bisthümer unter protestantische Herren kamen, wurde im Namen von Kaiser und Reich den Betroffenen voller Schutz ihrer kirchlichen Verhältnisse gewährleistet. Jener Reichsbeschluß besagte „§. 62. Die erz- und bischöflichen Diöcesen aber verbleiben in ihren bisherigen Zuständen, bis eine andere Diöcesaneinrichtung auf reichsgesetzliche Art getroffen seyn wird, wovon dann auch die Einrichtung der künftigen Domkapitel abhängt. §. 63. Die bisherige Religionsübung eines jeden Landes soll gegen Aufhebung und Kränkung aller Art geschützt seyn; insbesondere jeder Religion der Besitz und ungestörte Genuß ihres eigenthümlichen Kirchengutes, auch Schulfonds nach der

Vorschrift des westphälischen Friedens ungestört verbleiben; den Landesherren steht jedoch frei, andere Religionsverwandte zu dulden, und ihnen den vollen Genuß bürgerlicher Rechte zu gestatten."

Aber das deutsche Reich nahm schon im Jahr 1806 ein betrübtes Ende und somit fiel der den Katholiken in Bezug auf ihr Kirchenwesen bisher zugesichert gewesene Reichsschutz weg. Die Rheinbundfürsten thaten, was sie wollten, in unumschränkter Souverainetät. „Später wurde zwar zur Erfüllung der Pflicht, welche allen deutschen Fürsten oblag, den deutschen Volksstämmen ein einigendes Band zu geben, der deutsche Bund hergestellt. Man glaubte auch bisher, der deutsche Bund habe die Pflicht, die Rechte der drei anerkannten christlichen Confessionen nach den Bestimmungen des westphälischen Friedens und des Reichsdeputationshauptschlusses gegen etwaige Angriffe zu schützen. In der Wirklichkeit aber ist dieser Schutz noch nie geübt, und einmal sogar geradezu verweigert worden." Somit, erklärt der Herr Bischof von Mainz, entbehren die Katholiken in Deutschland faktisch jeden Rechtsschutz, weil sie zwar Rechte haben, aber keine Instanz, vor welcher sie dieselben geltend machen können. „Die Kirche hat zwar Rechte in Deutschland, sie hat das Recht, nach ihrer Verfassung zu bestehen, sie hat das Recht, katholische Schulen zu besitzen, sie hat das Recht des Eigenthums auf den kleinen Rest ihres Kirchen- und Schulvermögens, ihre Rechte bilden einen Hauptgrundsatz der deutschen Reichsgesetze, die Anerkennung und Achtung ihrer Rechte ist die Bedingung des Besitzes des größten Theils der alten katholischen Landestheile für jene Fürsten, die durch dieselben entschädigt sind; — aber einen Schutz für die wirkliche Heilighaltung dieser Rechte hat die Kirche in Deutschland nicht mehr!"

Der Verfasser gibt ferner zu erwägen: „Obgleich aber die katholische Kirche in diesem Falle den Rechtsschutz, den Kaiser und Reich gegen die Angriffe und Rechtsverletzungen der landesherrlichen Gewalt, oder, um die edelen Absichten der Fürsten nicht zu verkennen und mit Rücksicht auf unsere wirklichen Verhältnisse zu sprechen, der bureaukratischen Allgewalt gewährten, zugleich mit den beiden protestantischen Confessionen verloren und insofern die Lage aller drei Confessionen eine Aehnlichkeit hat, so ist doch die Lage der katholischen Kirche weit nachtheiliger, wenn wir ferner bedenken, daß die katholische Kirche außer dem Rechtsschutz auch noch jeden persönlichen Schutz und den Schutz der deutschen Wissenschaft und der öffentlichen Meinung fast ganz entbehrt. Ein persönlicher Schutz fehlt ihr, weil unter den deutschen Fürsten nur wenige katholisch sind. Vor 1803 hatte die katholische Kirche in den Reichsständen die Majorität der Stimmen. Jetzt dagegen sind unter allen Fürsten Deutschlands nur drei oder vier katholisch, obwohl die Zahl der Katholiken in Deutschland größer ist, als die der Protestanten. Mit welchem Rechte aber der Kaiser bei Ratification des Reichsdeputationshauptschlusses schon in der damaligen Veränderung der Stimmverhältnisse eine Gefahr für die Kirche erkannte, hat sich in den letzten Jahren durch den persönlichen Einfluß hinreichend erwiesen, welchen protestantische Fürsten zu Gunsten ihrer Confessionsverwandten überall hin geltend gemacht haben. Als in Toskana, wo die Protestanten nach den bürgerlichen Gesetzen das Recht der öffentlichen Religionsübung nicht haben, einige Protestanten nach den bestehenden Gesetzen und nach richterlichem Urtheil bestraft wurden, nicht etwa wegen ihrer religiösen Ueberzeugung und ihres protestantischen Glaubensbekenntnisses, sondern weil sie die Gesetze des Landes durch Proselytenmacherei verletzt hatten, da erhoben sich protestantische Fürsten und schickten ihre Gesandten mit den Deputirten protestantischer Privatvereine ab, um die Straflosigkeit für sie zu erwirken. Wenn dagegen im Königreich Schweden, wo umgekehrt die Katholiken nach den bürgerlichen Gesetzen das Recht der öffentlichen Religionsübung entbehren, Katholiken des Landes verwiesen werden und ihnen ihr Vermögen confiscirt wird, nicht weil sie Andere in ihrem Glauben gestört haben, sondern lediglich, weil sie katholisch geworden sind, also lediglich und allein ihres Glaubens wegen, — oder wenn ein katholischer Priester aus einem deutschen Lande, in dem gesetzlich die katholische Kirche mit gleichen Rechten besteht, mit Gensdarmen über die Grenze transportirt wird, nicht weil er irgend Jemanden in seinem Glauben gestört, sondern weil er eine Handlung vorgenommen hat, die auch den nur geduldeten Confessionen überall gestattet ist, weil er nämlich einen Privatgottesdienst in einem Privathause mit den Mitgliedern einer katholischen Familie gehalten hat, — so erhebt sich keine Stimme in Deutschland, in Europa gegen diese, ich sage nicht mehr Rechtlosigkeit, sondern wahrhaft gräuelhafte Intoleranz. Man hört nur einige leise bald verhallende Klagen! Und wie tritt die Bedeutung dieses persönlichen Schutzes erst hervor, wenn wir die Ereignisse in der Türkei mit denen in Deutschland vergleichen. Dort, wo die griechisch-schismatische Kirche Rechte besitzt, um die wir in Deutschland gerne auf unseren Knien bitten würden, erhebt sich der Kaiser von Rußland mit seiner ganzen Macht, um seine Glaubensgenossen nicht gegen Kränkungen zu schützen, sondern nur um die Möglichkeit von Kränkungen zu hin-

dern, nur weil sein Schutzrecht in Frage gestellt ist und beginnt für dasselbe einen Weltkampf. Andere christliche Monarchen betrachten sich als die geborenen oder vertragsmäßigen Schutzherren der anderen christlichen Confessionen im Orient, und machen dieses Schutzrecht in vollem Maße geltend. Hier in Deutschland aber wird in einem Lande die katholische Kirche nicht bedroht, sondern in allen ihren Rechten, in ihrer Existenz angegriffen und es ist Niemand, der sie beschützt. Die katholische Kirche in Deutschland entbehrt selbst den Schutz der Wissenschaft und der öffentlichen Meinung. Unter der öffentlichen Meinung verstehen wir hier nicht den Ausdruck der Gesinnung des deutschen Volkes, am wenigsten des Landvolkes, dessen Anschauung in diesem Sinne eben nicht öffentlich wird, sondern die Meinung der großen Mehrzahl Jener, die auf unseren deutschen Realschulen, Gymnasien und Universitäten gebildet sind und die sich in den öffentlichen Blättern ausspricht. Diese öffentliche Meinung ist von der des eigentlichen deutschen christlichen Volkes außer den Städten so weit entfernt, daß sie ihr gerades Gegentheil ist und deutsches Volk und deutsches Wesen gar nicht mehr versteht. Wie unter Kaiser Julian den christlichen Rhetoren und Grammatikern, wenn sie nicht zu dem Göttercultus übergingen, das Lehren der freien Künste verboten war, so ist auch jetzt die katholische Kirche als solche von den Lehrstühlen ausgeschlossen, während das moderne Heidenthum sie in der ausgedehntesten Weise in Besitz genommen hat. Hat ja die katholische Kirche der großen Anzahl mit allen Mitteln ausgestatteten protestantischen Universitäten gegenüber außer Oestreich keine einzige wirkliche katholische Universität. Jener Geist aber, der sich in Gervinus und Diesterweg ausspricht, der den Geist des Katholicismus den Feind des deutschen Geistes zu nennen wagt, der jedes Unrecht, jeden Verrath an Papst und Kaiser begangen, ‚wohlthätige Gewaltsamkeiten' nennt, wodurch diese Bollwerke der katholischen Kirche gebrochen werden mußten, dieser Geist herrscht auf unzähligen Lehrstühlen und bildet dort die öffentliche Meinung. O, hätte auch die Kirche ihre Anstalten, um eine Wissenschaft zu bekämpfen, die sich des Sieges über das Christenthum rühmt, weil dem Christenthum der Mund geschlossen, weil die Wissenschaft fast ein Monopol des Unglaubens geworden ist."

Wenn sich der Protestantismus als solcher im westphälischen Frieden zu einem ehrlichen Vertrag mit der alten Kirche entschlossen hatte, so wurde dieser Vertrag doch von der modernen Aufklärung nicht mehr anerkannt und eine mächtige Coalition, gemischt aus Protestanten und Katholiken selbst, sanktionirt von Joseph II. und Napoleon, geleitet vom liberalen Despotismus der Ministerien, zum Fanatismus entflammt auf Universitäten und Schulen und durch die Presse, und Propaganda machend unter den Ungebildeten durch die Schulmeister und Lokalblätter, hatte nichts Geringeres in petto, als die katholische Kirche allmählig aufzureiben, diese verwitterte Ruine der Vorzeit vollends verfallen zu lassen und dann gelinde mit ihr aufzuräumen, ihren Schutt mit dem großen Besen ganz aus dem neunzehnten Jahrhundert hinauszukehren. Ein großer Theil des Clerus war mit in dieser Coalition begriffen. Auf katholischen Universitäten wurden Dinge gelehrt, die eine Auflösung der alten Kirche in nahe Aussicht stellten. So z. B. von Amman, H. Schreiber und Reichlin-Meldegg in Freiburg, welche katholische Universitätsstadt bekanntlich auch der Heerd der Rottek-Welker'schen Flammen war. Wie in Schlesien so im badischen Oberlande bildeten sich unter den Priestern förmliche Vereine gegen den Cölibat. Man behandelte die katholische Kirche durchgängig wie der russische Kaiser in neuester Zeit „den kranken Mann", und wie dieser mächtige Kaiser gegen Lord Seymours Zweifel unwillig die Worte schleuderte, „wenn er noch nicht sterben will, so muß man ihm sterben helfen," so gab es auch Viele, ja Unzählige, die da meinten, wenn die katholische Kirche nicht von selber aufhören wolle, so müsse man ihr aufhören helfen. Man nahm nur noch einige Rücksicht auf das dumme Landvolk, man wollte nur diese Massen nicht zur Unzeit aufregen. Man wollte noch abwarten, bis auch der fromme Bauer durch Schulmeisterei und Leserei und Wühlerei verdorben genug seyn würde, um keiner Kirche mehr zu bedürfen. Bei allen höher stehenden Katholiken, selbst bei ihren Priestern setzte man stillschweigend voraus, sie seyen aufgeklärt und es gab in der That nur zu viele unter ihnen, die sich beleidigt fühlten, wenn man es nicht von ihnen voraussetzte.

Gegen den Uebermuth der Aufklärungspartei ist die katholische Kirche von Staatswegen nicht geschützt worden. Der Staat überhob sich dieser Pflicht, nicht sowohl im eigenen Interesse, denn er fürchtete nicht einmal mehr etwas von der so tief abgeschwächten Kirche, als vielmehr im Sinn der öffentlichen Meinung. Deshalb beurtheilt der Bischof von Mainz die Bureaukratie, welche die Kirche schon auf Abbruch verkaufen zu müssen meinte, mit Nachsicht: „Wir kennen die Geschichte und die Gewalt irriger Zeitrichtungen auf den einzelnen Menschen, der ein Kind seiner Zeit ist, zu gut, um Fehler, die begangen sind, sofort dem bösen Willen der Einzelnen zuzuschreiben. Wir kennen auch die Menschen zu gut, um nicht zu wissen, wie viele es gibt, die in ihren Pri-

vatverhältnissen die größte Redlichkeit, die ängstlichste Gewissenhaftigkeit, die treueste Pflichterfüllung vereinen, während sie irregeführt von der Gewalt des Zeitgeistes im öffentlichen Leben Grundsätzen huldigen, die ihnen unbewußt allem Rechte und aller Moral widerstreiten. Es hat Gott sey Dank, nicht Alles, was von Menschen Böses geschieht, in menschlicher Bosheit seinen Grund, und deßhalb konnte der Herr selbst von der größten Sünde, die Menschen begangen haben, sagen: Sie wissen nicht, was sie thuen!"

Allein als die Zeit gekommen war, in welcher erleuchtete Priester, mächtig unterstützt von den dem alten Glauben treu gebliebenen Landbevölkerungen, die unveräußerlichen Rechte des Glaubens und der Kirche wieder geltend machten, dieselbe Zeit, in welcher andrerseits der in Atheismus und Cummunismus culminirende Unglaube schmählichen Bankerot machte und selbst unter den durch die Revolution erschreckten Philistern die Meinung herrschend wurde, man sey in der kirchenfeindlichen Richtung zu weit gegangen, in diesem Zeitpunkt konnte auch die Staatsgewalt nicht mehr im Zweifel darüber seyn, daß es ihr zukomme, eine lange versäumte Pflicht gegen die Kirche endlich zu erfüllen. Auch begriff man in den größeren Staaten überall, daß ein weiteres Vorschreiten der legitimen Regierungen mit der Revolution im Bunde gegen die Kirche nicht mehr an der Zeit sey und traf demnach Maßregeln, die mehr oder weniger der Kirche zum Schutz gereichten. Was auch in Frankreich und Oestreich künftige Regierungen etwa beabsichtigen würden, um im Sinne der Ghibellinischen Kaiser oder Philipps des Schönen die Kirche in Abhängigkeit vom Staate zu erhalten, oder was Preußen und England als protestantische Großstaaten etwa künftig thun mögen, um die unirte und anglikanische Kirche gegen die wiedererstarkende katholische Kirche in gehörige Verfassung zu setzen, so ist doch über allen Zweifel gewiß, daß es keiner der genannten Großmächte einfällt, an der Lebensfähigkeit und wirklichen Lebendigkeit, am Geist und an der Macht der alten Kirche zu zweifeln, daß keine mehr josephinische Täuschungen in dieser Beziehung hegt.

In einigen kleinen Staaten des alten Rheinbunds, zumal in Baden, scheint es schwerer zu halten, zu der Einsicht zu gelangen, die in den Großstaaten schon seit Jahren herrscht. Es ist hier viel und lange gegen die katholische Kirche gefehlt worden. Man hat ihre Lehranstalten vernachlässigt und dann über ihre Unwissenheit gescholten. Man hat die Katholiken zurückgesetzt und dann über ihre Unfähigkeit die Achsel gezuckt. Man hat die katholischen Landestheile, die man unter Napoleon zum alten protestantischen Stammland erwarb, mehr oder weniger Helotenthum fühlen lassen. Man hat auf die höhern katholischen Lehrkanzeln Lehrer gesetzt, die entschieden akatholisch lehrten und von denen nachher einer zu Ronge, der andere zum Protestantismus überging (H. Schreiber und v. Reichlin-Meldegg). Man hat die wichtigsten bischöflichen Funktionen der Staatsgewalt (dem Oberkirchenrath) zugewiesen und dem Bischof, wie ein Unterzeichner der diesfälligen Punktationen spöttisch ausrief, nur noch einen „Salber" bleiben lassen. Vergebens reclamirte schon der greise Erzbischof von Freiburg, der achtzigjährige Bernhard, der keinerlei Recht in Baden finden konnte weder gegen Kuenzer, noch gegen die Professoren in Freiburg und den Papst flehentlich um Enthebung vom Amte bat. Der Tod erlöste ihn. — Der gegenwärtige Erzbischof hat dem Staat die größte Treue bewiesen in den Jahren 1848 und 1849, während die durch den lang gepflegten Unglauben verwilderte Menge und ein großer Theil der Bureaukratie selbst zur Revolution schwor. Auch die jetzt in der Hungerzeit so hart gemaßregelten frommen Bauern im Odenwald und Taubergrund blieben damals dem Großherzog treu. Wenn nun der Erzbischof jetzt endlich und mit Ernst darauf dringt, daß die Bureaukratie ihr altes dem Staate selbst so verderbliches System aufgebe, so erfüllt er nicht nur seine Pflicht als Hirt der Kirche, sondern auch als weltlicher Unterthan und hat ein Recht de male informato principe ad melius informandum zu appelliren so gut als je ein Reformator hatte de m. i. papa ad m. i. papam zu appelliren.

In dem Interesse, das Volk wieder fromm zu erziehen und durch kirchliche Mittel die so lange im Staatskörper angehäuften corrosiven Stoffe der Revolution aufzulösen, sollte der Staat sein Hauptinteresse sehen und die Kirche lieber ermuntern, als sie hemmen. Das formelle Recht ist dabei Nebensache. Wenn die Kirche jetzt Formfehler begeht, wer hat sie denn provocirt als der Staat selbst, der sie in der Rheinbundszeit gewaltthätig in diese Formen einschnürte? Solche Dinge lassen sich überhaupt nicht in den Proceßweg leiten. Nur staatsmännische Einsicht und Verträge können darüber entscheiden, bis einmal der alte Reichsschutz der Kirche als Bundesschutz wiederauflebt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/3 Thaler.

Mittwoch, N° 53. 5. Juli 1854.

Politik.

Aktenstücke der russischen Diplomatie. Herausg. und eingeleitet von Fr. Paalzow. Zweite Lieferung. Berlin, Franz Duncker, 1854.

Die zweite Lieferung ist nicht minder interessant, wie die erste war. Vgl. Nr. 40 unserer diesjährigen Blätter.

Der Herausgeber schickt eine sehr wahre Bemerkung voran. „Der Krieg, welchen Rußland gegen die Türkei eröffnet hat, als das unter den Befehl des Fürsten Gortschakoff gestellte Corps am 2. Juli 1853 den Uebergang über den Pruth begann, ist nichts weiter, als ein neuer Schritt auf einer alten Bahn, welche die Petersburger Politik ab antiquo verfolgt. Aus den russischen Denkschriften und Depeschen, welche sich auf den russisch-türkischen Krieg von 1828 und 1829 beziehen, ersieht sich leicht, daß nicht sowohl die eiserne Konsequenz, als die stereotype Einförmigkeit dieser Politik zu bewundern ist, die mit denselben Phrasen, denselben Scheingründen, denselben leeren Schreckmitteln immer wieder nicht ein und das nämliche, aber stets ein ihr gleich vortheilhaftes Resultat zu erreichen bedacht ist und bisher leider erreichen zu dürfen noch immer in dem Falle gewesen ist. Auch der Krieg, welchen am 26. April 1828 das Newa-Kabinet der hohen Pforte erklärte, war von langer Hand her vorbereitet." Rußland hat immer gewußt, was es wollte, aber den übrigen Kabinetten Sand in die Augen gestreut. Ein wunderbares Glück hat es darin begünstigt, daß den auswärtigen Kabinetten fast immer die richtige Einsicht in die russische Politik und die Erinnerung an frühere Vorgänge gebrach. So konnte Rußland immer dasselbe Spiel wieder spielen und fand immer neue Unwissenheit und Leichtgläubigkeit vor, die sich hintergehen ließ. Unausgesetzt hat es erobert und immer machte es wieder glauben, es wolle nur den Frieden. Unaufhörlich hat es Nachbarländer verschlungen und immer machte es glauben, es wolle dieselben nur beschützen. Nie ist es von dem Plane abgewichen, alles um sich her staatlich zu russificiren und kirchlich zu gräcisiren und immer machte es glauben, es hege ganz andere Absichten. Als es Polen theilte, ließen sich die Engländer überreden, es geschehe im Interesse des Protestantismus und der Aufklärung, um Polen vom jesuitischen Einfluß zu befreien. Indem es die Türkei erobern will, sehen die Kreuzritter an der Spree in Rußland nur Schutz und Waffe gegen die Revolution von Westen her. Nie hat es den russischen Fuchspredigten an Gänsen gefehlt, die andächtig zuhörten, obgleich der Redner eine Gans nach der andern am Kragen ergriff und auffraß.

Die vorliegende Lieferung enthält zuerst einen „wortgetreuen Auszug aus der Sr. Majestät dem Kaiser Nikolaus von Rußland bei Seiner Thronbesteigung überreichten Darstellung der seit dem Jahre 1821 zwischen der Regierung Sr. Kaiserlichen Majestät und der ottomanischen Pforte aufgekommenen Differenzen," sodann die „vertrauliche Depesche des General Pozzo di Borgo, derzeitigen russischen Botschafters am französischen Hofe an den Reichskanzler Grafen Nesselrode vom 4/16. Oktober 1825." Diese Actenstücke sind als Einleitung zu dem Kriege von 1828 und 1829 zu betrachten und enthüllen die Absichten Rußlands, die damals keine andere waren, als sie es noch heute sind. Hier den ganzen Plan: „Bezüglich der Türkei müßte man also Alles in Bereitschaft haben, um allenfalls bis zur Hauptstadt vorzudringen, wenn wir gezwungen würden, jenen Entschluß zu fassen. Die Schnelligkeit der Operation würde deren Gefahren vermindern und die Combination unserer Gegner vereiteln. Mir schiene gleicherweise unerläßlich, in diesem Falle die Serben und überhaupt alle Christen

zu benützen, die irgend geneigt wären, sich uns anzuschließen. Sobald der Entschluß, die Provinzen zu besetzen, gefaßt wäre, ist kein Grund mehr vorhanden, um nicht in Beziehungen mit den Griechen zu treten. Alle Souveraine der Allianz haben dergleichen bereits angeknüpft, und keiner von ihnen kann sich beklagen, daß wir nach vier Jahren einer beispiellosen Schonung derart auftreten. Indem ich diese Ansicht unterbreite, will ich nicht einen Schritt anrathen, der die Anerkennung dieses Volkes oder Verpflichtungen irgend einer Art nach sich zöge. Es würde genügen, ihnen durch nicht öffentlich anerkannte Agenten beizubringen, daß ihr Heil von dem durch Seine Majestät den Kaiser gefaßten Entschlusse abhängt; daß sie sich vorbereiten müssen, nach seiner Leitung dem Laufe der Ereignisse zu folgen, und daß sie unterdessen sich gegen die Türken durch die in ihrer Macht stehenden Mittel und mit um so mehr Erfolg vertheidigen können, als die Stellung Rußlands die Pforte hindern wird, alle ihre Kräfte gegen sie zu richten. Unsere Armee in Gorgien muß sich ebenfalls in Bereitschaft halten. Im Falle wir genöthigt wären, einen Krieg bis aufs Aeußerste gegen die Pforte zu führen, so wäre es nützlich, Persien, wenn möglich, an demselben zu betheiligen."

Von den christlichen Großmächten besorgte damals Rußland so wenig Widerstand, als es in der That gefunden hat. Es beurtheilte ihre innere Schwäche und vorzüglich ihre Zwietracht sehr gründlich. Es durfte bei der damaligen Sachlage etwas wagen, hat es gewagt und im Frieden von Adrianopel große Vortheile errungen. Es bediente sich damals hauptsächlich Preußens, um Oestreich in Schach zu halten. Pozzo di Borgo bemerkt schon 1825: „Da Preußen weniger eifersüchtig und folglich unpartheilicher ist, hat es stets durch seine Ansichten gezeigt, daß es den richtigen Begriff von der Natur und Wichtigkeit der Angelegenheiten des Orients habe, und hätte der Wiener Hof dessen Gesinnungen und gute Absichten getheilt, so liegt es außer allem Zweifel, daß der Plan des Kaiserlichen Kabinets in Erfüllung gegangen wäre. Wenn man also annimmt, daß es Rußland allein unternähme, eben jene Zwangsmittel in Anwendung zu bringen, denen der Fürst Metternich nicht beistimmen wollte, so berechtigt alles zu glauben, daß der Berliner Hof sich keineswegs entgegen stemmen wird, und daß im Gegentheile seine zugleich freie und freundschaftliche Stellung die der andern sehr geniren und sie dahin stimmen wird, einen Abschluß zu wünschen, der, ohne für sie nachtheilig zu seyn, sich doch mit der Würde und den Interessen Rußlands vertrage. Diese Erwägungen deuten genügend an, wie sehr uns daran liegt, das preußische Kabinet so zu sagen in unser Vertrauen einzuweihen und ihm auch die Ueberzeugung beizubringen, daß die Rolle, die wir ihm anweisen, wirksam zur Aufrechthaltung der gemeinsamen Beziehungen, seiner eigenen Ehre und der Zunahme der glücklichen Eintracht beitragen wird, die bereits zwischen beiden Souverainen und Höfen besteht." Denselben guten Dienst hat Preußen im Jahr 1831 den Russen in Polen geleistet.

Rußland durfte damals wenig besorgt seyn, denn die übrigen Kabinette waren nicht einig und begnügten sich, einen Friedensschluß zu unterstützen, der die Russen wenigstens über den Balkan zurückmanövrirte, drückten aber ein Auge zu über die gefährliche Position, die sich Rußland in eben diesem Frieden von Adrianopel eroberte, eine Stellung, von der aus es bei nächster Gelegenheit das unterbrochene Werk der orientalischen Eroberung nur eben bequem fortsetzen durfte. Wie Rußland die Versprechungen, die es bei jenem Frieden den vermittelnden Mächten und namentlich Oestreich gemacht hatte, einhielt, davon ein Beispiel. „In Europa sollte nach Artikel 3 auch ferner der Pruth die Grenze machen. Es ward aber noch besonders ausgemacht, daß auf dem rechten Donauufer das Terrain (Delta) welches zwischen dem St. Georgs- (Kedrille) Arm der Donau und deren Sulina-Arm belegen ist bis auf Entfernung von zwei Stunden vom Strome unangebaut zu bleiben habe, und daß keinerlei Etablissement irgend einer Art darauf errichtet werden dürfe, sowie daß auf den Inseln, welche im Besitz Rußlands verblieben, mit Ausnahme der dort zu errichtenden Quarantaine-Anstalten, keinerlei andere Niederlassung oder Befestigung errichtet werden dürfe." Also schien der Handel Oestreichs ins schwarze Meer vollkommen gesichert. Aber was that Rußland? „Einige Jahre nach diesem Abschluß gewann der Handel nach der unteren Donau von Deutschland wie von England her einen großen Aufschwung. Am 7. Februar 1836 erließ Rußland das Quarantainereglement für die Donaumündungen, kraft des Vorbehaltes, den es in dem Traktat „beseelt von der lebhaftesten Sorge für den Gesundheitszustand Europa's" gemacht hatte. Jedes Schiff, das von England kommend die Donau passirt, hat seitdem für jedes Frachtstück an den russischen Consul zwei Rubel Silber, außerdem Gebühren für Plomben, Siegel u. s. w. zu entrichten, so daß ein Frachtschiff, wie sie dort zu gehen pflegen, für jede Ladung so ein 100 Pfund Sterling zu zahlen hat. Das Schiff, welches die Zahlung leistet, passirt ungehindert als gesund; Schiffe, die nicht zahlen, werden nach Odessa gebracht, um dort Quarantaine zu halten."

Den bezeichneten älteren Aktenstücken folgt 3) das Memorandum des Grafen Nesselrode, worin schon im Jahr 1844 England eingeladen wurde, sich mit Rußland über die Zukunft der Türkei zu verständigen und 4) die schon durch alle Zeitungen bekannt gewordene Correspondenz des Lord Seymour, berichtend über dessen Gespräche mit dem Kaiser Nikolaus, aus denen die zwei Grundgedanken hervorleuchten, einmal: die Türkei ist ein kranker Mann und wenn er nicht bald stirbt, so muß man ihm sterben helfen. „Ich habe, schreibt Seymour, kaum nöthig, Ew. Lordschaft zu bemerken, daß diese kurze Unterredung, die ich hier gedrängt, aber genau wiedergegeben habe, Stoff zu sehr ernstem Nachdenken darbietet. Es kann kaum anders seyn, als daß der Souverän, der mit solcher Hartnäckigkeit den bevorstehenden Fall eines Nachbarstaates behauptet, in seinem Geiste festgesetzt haben muß, daß die Stunde gekommen ist, nicht seine Auflösung zu erwarten, sondern sie zu provociren." Und der zweite Grundgedanke: Rußland hält sich im Bunde mit England für stark genug, alles abzumachen. Wie einst sein Bruder Alexander zu Erfurt mit Napoleon die Welt theilte, so will sie jetzt Nicolaus mit England theilen. „Wenn es gelingt, sagt er zum Lord, daß wir, England und ich, uns über diese Sache verständigen, so ist mir an dem Rest wenig gelegen. Es ist mir gleichgültig, was die andern thun oder davon denken." Frankreich wird dabei ausdrücklich ausgeschlossen, von Oestreich mit Geringschätzung gesagt, es habe kein anderes Interesse als Rußland, und Preußens wird gar nicht einmal erwähnt.

Es ist, wenn man auch das Hauptergebniß schon kennt, doch sehr lohnend, diese Actenstücke sämmtlich im Detail durchzulesen. In den älteren, wie in den neueren Akten beurkundet sich überall dieselbe Sicherheit, mit welcher Rußlands geübte Diplomatie die Dinge behandelt, Uneinigkeiten unter den übrigen Kabinetten geschickt benützt oder hervorruft, die einen erschreckt, die andern lockt, gelegentlich alle liebkost, alle aber nur wie die Tasten eines Claviers behandelt, als ob ganz Europa zu nichts mehr da sey, als daß der Czar darauf spiele und russische Melodien einübe.

Wir sind weit entfernt, hieraus Rußland einen Vorwurf zu machen. Wir finden im Gegentheil, es hat in seinem Recht und klug und genial gehandelt, seine Diplomatie hat eine Ueberlegenheit über alle anderen beurkundet. Nur den übrigen Diplomatien muß ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß sie sich so lange und immer wieder haben einseifen und barbiren lassen. Nur der europäischen Presse muß der Vorwurf gemacht werden, daß sie den russischen Versicherungen immer wieder Glauben geschenkt und Vertrauen zu erwecken geeifert hat. Nicht wer den Fuchs machte, nur die, welche sich zur Rolle der Gänse hergaben, müssen angeklagt werden.

Europa ist auf eine neue Probe gestellt. Wenn Europa, wenn nur ein einziges Kabinet jetzt noch sich überreden ließe, die Augen von der russischen Gefahr abzuwenden, andere Fragen z. B. die mögliche Wiederrevolutionirung Frankreichs und Italiens, das maritime Uebergewicht Englands, die östreichische oder preußische Hegemonie, die bayrische Trias ꝛc. für wichtiger und dringender zu halten, so wäre die europäische Politik unverbesserlich und zur gerechten Strafe der russischen verfallen. Wenn dagegen noch ein Funke gesunder Verstand in Europa übrig ist, so wird es nicht ruhen und werden alle Kabinette darin einverstanden seyn, die Waffen nicht niederzulegen, als bis Rußland schlechterdings außer Stand gesetzt ist, wie bisher zu verfahren, wie bisher alles um sich her erobern, wie bisher allein herrschen und gebieten, den Continent allein bevormunden zu wollen. Ein neuer Friede, welcher, wie der von Adrianopel, den Russen nur eine Frist gewährte, sich wieder in bessern Stand zu setzen und bei einer günstigen Gelegenheit die Donau, den Balkan abermals zu überschreiten und Constantinopel dennoch zu erobern, ein solcher Friede würde die Bankeroterklärung der europäischen Diplomatie seyn. Die Zeit ist gekommen, in der man nothwendig einmal begreifen muß, daß es mit solchen Friedensschlüssen nicht gethan ist, daß sie nur Abschlagszahlungen und Abfindungen des russischen Nimmersatt sind und daß derselbe, wie der Menschenfresser Oger, wenn man ihn lange genug mit fremden Kindern gefüttert hat, uns zuletzt unbarmherzig auch die eigenen abfordert.

In den Jahren 1828 und 1829 ist den Russen zwar die Eroberung Constantinopels fehlgeschlagen, aber sie haben doch damals mehr Boden gewonnen, sind Constantinopel näher stehen geblieben, in einer viel festeren Position als sonst, konnten mithin die Eroberung wieder versuchen, wie sie es im vorigen Jahre wirklich begonnen haben. Sollten nun alle Anstrengungen, Truppenaufstellungen und enorme Ausgaben Europa's nur dahin führen, Rußland einen neuen Frieden wenn nicht in einer noch bessern, doch in der alten Position zu gönnen? Kann man Europa für so verblendet halten, daß es sich abermals so unverrichteter Sache werde heimschicken und von der russischen Diplomatie auslachen lassen?

Und doch wird es an Federn nicht fehlen, welche den Frieden um jeden Preis anpreisen werden. Und nicht an Sophisten, welche die Erhaltung eines starken und übermächtigen Rußlands anempfehlen werden als

Beschützer Deutschlands gegen die Revolution und gegen England, und als Beschützer der Kleinstaaten gegen die Großstaaten. Und auch nicht an empfindsamen Seelen, die, wenn dem Bären das blutende Reh aus den Klauen gerissen wird, nicht das Reh, sondern den Bären beklagen werden. Denn Rußland hat an unsrer Blasirtheit, an unsrer Selbstbelügung noch treuere Alliirte, als an unsrer Uneinigkeit. Das war indeß zur Zeit des Napoleonischen Uebergewichts in Europa ganz eben so. Jede Gewalt findet ihre Sophisten und sogar ihre Schwärmer unter denen, die sie bewältigt. Das ist der Sclavenzug in der menschlichen Physiognomie, der Gott sey Dank edlere Züge nicht ausschließt. Wir hoffen, ja wir glauben dessen gewiß zu seyn, diesmal wird sich Europa gegen Rußland ermannen, und wenn es zaudert und schwankt, wenn es Rußland siegreich aus den gegenwärtigen Wirren hervorgehen läßt, alsdann ist es eben so gewiß, daß der unglücklichen und misrathenen Coalition gegen Rußland ununterbrochen andere Coalitionen folgen werden, wie dereinst gegen Napoleon, bis Rußland dennoch sein unnatürliches Uebergewicht verlieren wird.

Gedichte.

1) Todas las poesias de San Juan de la Cruz y de Santa Teresa de Jesu, public. par W. Storck. Menastero, Theissing, 1854.
2) Sämmtliche Gedichte des h. Johannes vom Kreuze und der h. Therese, gesammelt und übersetzt von W. Storck. Münster, Theissing, 1854.

In diesen kleinen Büchlein von nur 73 und 84 Seiten ist ein Schatz zarter Poesie enthalten. Wie in spanischen Heiligenbildern so macht sich auch in diesen spanischen Liedern eine eigenthümliche tiefe Gluth innigster Andacht bemerklich. Hier einige Proben aus den Gedichten des h. Johannes:

Die ewige Quelle.

Wie gut weiß ich den Quell, der strömt und eilet,
Wenn's gleich bei Nacht ist;

Den ew'gen Quell, der im Verborg'nen gehet,
Wie gut weiß ich, wo seine Wohnung stehet,
Wenn's gleich bei Nacht ist.

Ich weiß, kein Ding kann gleiche Schönheit haben,
Und daß in ihm sich Erd' und Himmel laben,
Wenn's gleich bei Nacht ist.

Wohl weiß ich, daß kein Grund in ihm sich findet,
Und Keiner ihn mit Namen jemals kündet,
Wenn's gleich bei Nacht ist; rc.

Der Aufschwung.

Von der Liebe Schwung getragen
Und an Hoffnung nicht geringe,
Stieg so hoch, so hoch die Schwinge,
Daß den Fang ich faßt' im Jagen.

Und in diesem heil'gen Streite
Meine Beute zu ersiegen,
Mußt' ich solche Höh' ersliegen,
Daß mein Ich mir schwand in's Weite;
Und gleichwohl in diesem Wagen
Blieb mein Fliegen nur geringe,
Doch ging hoch der Liebe Schwinge,
Daß den Fang ich faßt' im Jagen.

Als ich höher mich gehoben,
Ward mein Angesicht geblendet,
Und der Sieg ward erst vollendet,
Als mein Auge Nacht umwoben;
Doch von Liebesschwung getragen —
Wie in blinder Nacht ich springe,
Stieg so hoch, so hoch die Schwinge,
Daß den Fang ich faßt' im Jagen. rc.

Die tiefste Sehnsucht spricht sich in den Liedern der h. Therese aus, so daß man sie eine christliche Sappho nennen darf.

Ach! wie lang' muß ich mich betten,
Ach! wie hart in fremdem Lande!
O des Kerkers und der Bande,
Die die Seele mir umketten!
Nur die Hoffnung auf Erretten
Gibt mich Schmerzen heim, so herben,
Daß ich sterbe im Nichtsterben.

Ach! des Lebens voll Gefährden,
Wo man sich des Herrn nicht freut!
Lieb' ist süß, doch Bitt'res beut
Langes Sehnen hier auf Erden;
Nimm, o Gott, mir die Beschwerden,
Die wie Kerkerlust entfärben,
Daß ich sterbe im Nichtsterben.

All' mein Leben ruht alleine
In des Todes Zuversicht,
Weil die Hoffnung mir verspricht,
Daß er mich dem Leben eine;
Lebensbringer, Tod! erscheine!
Durch dich hoff' ich's zu erwerben,
Daß ich sterbe im Nichtsterben. rc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Sonnabend, N° 54. 8. Juli 1854.

Sprachkunde.

1) Erläuterung der Keilinschriften babylonischer Backsteine. Von Schulrath Dr. Grotefend. Hannover, Hahn, 1852. 4°.
2) Erläuterung einer Inschrift des letzten assyrisch-babylonischen Königs aus Nimrud von demselben. Daselbst, 1853. (4°. Beide Schriften mit Zugaben und je einer Steindrucktafel.)

Fünfzig Jahre nach seinen ersten Versuchen in der Entzifferung der Keilinschriften erlebte Herr Grotefend die Freude, der k. Societät der Wissenschaften in Göttingen noch seine wirklichen Entzifferungen vorlegen zu können.

Die alten Könige, von deren Inschriften es sich handelt, werden unsre Leser nicht viel interessiren. Um so mehr aber die Auseinandersetzung, die der Verfasser in der zweiten und neuesten Schrift von der ältesten Art, zu zählen und zu rechnen, gibt. Er glaubt nämlich, das Bedürfniß, zu rechnen, sey noch dringender gewesen, als das zu schreiben. Die weichen Backsteine aber, mit denen man baute, boten sich von selbst als Schreibmaterial dar. „In diesem Lande bestand das älteste Schreibmaterial in Backsteinen aus Thon, in welchen man mit einer Art von Griffel Striche ritzte, und durch einen kleinen Querstrich am obern Ende eines senkrechten Striches oder am vordern Ende eines Querstriches die Richtung bestimmte, in welcher die Schrift gelesen werden sollte. Daraus entstand mit der Zeit die Form des senk- und wagerechten Keiles, denen man auch die Verbindung zweier Schrägkeile zu einem rechtshin offenen Winkel als dritten Grundzug aller Keilschrift beigab. Mit diesen drei Grundzügen begnügte man sich zur Bezeichnung der Zahlen, welche das Bedürfniß bei Berechnungen zuerst systematisch auszubilden zwang. Ein senkrechter Keil deutete als Zeichen eines Fingers die Einer, der Winkel als Zeichen zweier verbundenen Hände die Zehner an. Um die Zahl dieser Keile und Winkel leicht zu überschauen, schrieb man nicht über drei neben einander, sondern begann mit der Ueberzahl eine neue Reihe, so daß die Neunzahl durch dreimal drei senkrechte Keile angedeutet wurde, um nicht eben so drei Reihen Winkel schreiben zu müssen, bezeichnete man die Zehner nur bis zur Fünfzigzahl durch lauter Winkel. Für höhere Zahlen ließ man den senkrechten Keil als Fünfzigzahl gelten, so daß die Neunzigzahl durch vier Winkel nach einem senkrechten Keile bezeichnet wurde, während man die Hundertzahl durch einen Querkeil nach dem senkrechten andeutete. Da man diese Bezeichnung der Hundertzahl nicht wie die einfachen Einer und Zehner vervielfachen wollte, so behandelte man das Zeichen der Hundertzahl als ein Nomen, welchem man die Zahl derselben vorsetzte, wodurch sich als Regel ergab, daß die Einer und Zehner vor der Hundertzahl dieselbe vervielfachten, während sie nach der Hundertzahl nur hinzugezählt wurden. So galt ein Winkel nach dem Zeichen der Hundertzahl als 110, vor demselben aber als 1000 ꝛc." Es ist uns unmöglich, die ausführliche Erörterung der Addition, Subtraction, Multiplication ꝛc. hier zu verfolgen. Am merkwürdigsten erscheint das s. g. Zauberquadrat, ein Schema, dessen sich jene alten Culturvölker zu verwickelten Rechnungen bedienten und aus welchem das Damen- und Schachbrett hervorgingen. Die Erklärung erfordert zu viel Raum, als daß wir sie hier wiedergeben könnten, wir wollen aber Freunde des Schachspiels und Forscher über die Civilisation der Völker darauf aufmerksam gemacht haben.

Hier findet man S. 27 auch eine neue Erklärung des Rochen im Schach. Das Wort Roch bedeutet nämlich einen Wagenlenker, weil ursprünglich der Offizier im Schachspiel, den wir gegenwärtig den Thurm

nennen, und der im Orient der Elephant heißt, ein Wagenlenker war. Herr Grotesend macht auf den Wagenwechsel Gefahr laufender Könige (1. Könige 22, 34. 2. Chronik 18, 33. 35, 23) aufmerksam und hätte noch ferner an das berühmte pompejanische Mosaikbild (die Alexander- oder Marcellusschlacht genannt) erinnern dürfen, auf dem ein solcher Wagenwechsel dargestellt ist. Allerdings liegt ein Wechsel der Wagen näher als einer der Elephanten, um das Rochiren im Schachspiel zu erklären.

Die erste der vorliegenden Schriften wirft Licht auf die alte Sternkunde der Babylonier und ist insofern auch für deutsche Mythologie nicht unergiebig, als der hier auf S. 21 charakterisirte „bärtige Blitzgott", unter Sternen thronend, ziemlich viel Aehnlichkeit hat mit dem zu Upsala in Schweden mit sieben (oder zwölf) Sternen thronenden Donnergott Thor (Ericus Upsal. hist. Suo-Goth. 1. Olaus Magnus, de gent. sept. III. 3). Dem höchsten Gott geziemte der Thron im Siebengestirne, dem einzigen, was noch Homer nie im Ozean untertaucht, dem Nordpole am nächsten, um welches der ganze Himmel sich bewegt. Vom indischen Indra an läßt sich durch den babylonischen Blitzgott und durch den griechischen Zeus bis zu jenem schwedischen Thor eine Verbindung finden, und da in Schweden wie auch noch an einigen andern Orten Thor dem Odin voransteht, so läge es nahe, zu vermuthen, daß dem ausgebildeten Odins- oder Wodanscultus ein älterer Thorcultus wenigstens in der Art vorangegangen seyn mag, daß der eine früher mehr galt als der andere, wenn auch beide von jeher in ein und dasselbe Göttersystem eingeschlossen waren.

Nicht minder merkwürdig ist der direkte Gegensatz zwischen dem Sternbild des Bären am Nordpol und dem des Orion.

3) Ueber den Ursprung der Sprache. Von Jacob Grimm. Aus den Abhandlungen der K. Akademie der Wissenschaften. Berlin. Dümmler, 1852.

4) Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. Von Dr. Steinthal. Daselbst, 1851.

Grimm argumentirt in folgender Weise. „War die Sprache erschaffen, so bleibt ihr erster Ursprung unsern Blicken eben so undurchdringbar, als der des zuerst erschaffenen Thiers oder Baums. Falls sie aber unerschaffen, d. h. nicht unmittelbar durch göttliche Macht, sondern durch die Freiheit des Menschen selbst hervorgebracht wurde und gebildet, so mag sie nach diesem Gesetz ermessen, ja von dem was uns ihre Geschichte bis zum ältesten Stamm hinauf ergibt, darf über jenen unerfüllten Abgrund von Jahrtausenden zurück geschritten und in Gedanken auch am Ufer ihres Ursprungs gelandet werden. Der Sprachforscher braucht also nicht die Hand abzulegen, sondern kann weiter gehen als der Naturforscher, weil er ein menschliches, in unsrer Geschichte und Freiheit beruhendes, nicht plötzlich sondern stufenweise zu Stande gebrachtes Werk seiner Betrachtung unterwirft, da im Gegentheil alle erschaffnen unfreien Wesen gar keine Geschichte kennen und bis auf heute beinahe noch eben so sich verhalten, wie sie aus des Schöpfers Hand hervorgegangen sind."

Indem sich Grimm nun von vorn herein gegen die Annahme einer göttlichen Inspiration bei der Sprachbildung oder eines gebildeten Urvolks erklärt, nimmt er folgenden Entwicklungsgang an. „Das Auftreten der Sprache ist einfach, kunstlos, voll Leben, wie das Blut in jugendlichem Leib raschen Umlauf hat. Alle Wörter sind kurz, einsilbig, fast nur mit kurzen Vokalen und einfachen Consonanten gebildet, der Wortvorrath drängt sich schnell und dicht wie Halme des Grases. Alle Begriffe gehn hervor aus sinnlicher, ungetrübter Anschauung, die selbst schon ein Gedanke war, der nach allen Seiten hin leichte und neue Gedanken entsteigen. Die Verhältnisse der Wörter und Vorstellungen sind naiv und frisch, aber ungeschmückt durch nachfolgende, noch unangereihte Wörter ausgedrückt. Mit jedem Schritt, den sie thut, entfaltet die geschwätzige Sprache Fülle und Befähigung, aber sie wirkt im Ganzen ohne Maß und Einklang. Ihre Gedanken haben nichts bleibendes, stätiges, darum stiftet diese früheste Sprache noch keine Denkmale des Geistes und verhallt wie das glückliche Leben jener ältesten Menschen ohne Spur in der Geschichte. Zahlloser Same ist in den Boden gefallen, der die andere Periode vorbereitet. In dieser haben alle Lautgesetze sich vervielfacht und glänzend aufgethan. Aus prachtvollen Diphthongen und ihrer Ermäßigung zu Vocallängen entspringt neben der noch waltenden Fülle der kurzen wohllautender Wechsel; auf solche Weise rücken auch Consonanten, nicht mehr überall durch Vokale gesondert, aneinander und steigen Kraft und Gewalt des Ausdrucks. Wie aber die einzelnen Laute sich fester schließen, beginnen Partikeln und Auxiliare näher anzurücken und indem sich der ihnen selbst einwohnende Sinn allmählich abschwächt, mit dem Wort, das sie bestimmen sollten, sich zu einigen. Statt der bei verminderter Sinneskraft der Sprache schwer

überschaulichen Sonderbegriffe und unabsehbaren Wortreihen ergeben sich wohlthätige Anhäufungen und Ruhepunkte, welche das Wesentliche aus dem Zufälligen, das Waltende aus dem Untergeordneten vortreten lassen. Die Wörter sind länger geworden und vielsilbig, aus der losen Ordnung bilden sich nun Massen der Zusammensetzung. Wie die einzelnen Vokale in Doppellaute drängten die einzelnen Wörter sich in Flexionen, und wie der doppelte Vokal in dichter Verengung wurden auch die Flexionenbestandtheile unkenntlich, aber desto anwendbarer. Zu fühllos gediehnen Anhängen gesellen sich neue deutlicher bleibende. Die gesammte Sprache ist zwar noch sinnlich reich, aber mächtiger an Gedanken und allem, was diese knüpft, die Geschmeidigkeit der Flexion sichert einen wuchernden Vorrath lebendiger und geregelter Ausdrücke. Um diese Zeit sehen wir die Sprache für Metrum und Poesie, denen Schönheit, Wohllaut und Wechsel der Form unerläßlich sind, aufs höchste geeignet und die indische und griechische Poesie bezeichnen uns einen im rechten Augenblick erreichten, später unerreichbaren Gipfel in unsterblichen Werken. Da nun aber die ganze Natur des Menschen, folglich auch die Sprache dennoch in ewigem, unaufhaltbarem Aufschwung begriffen sind, konnte das Gesetz dieser zweiten Periode der Sprachentwicklung nicht für immer genügen, sondern mußte dem Streben nach einer noch größeren Ungebundenheit des Gedankens weichen, welchem sogar durch die Anmuth und Macht einer vollendeten Form Fessel angelegt schien. Aus dem Eindruck solcher wahrhaft übermächtigen Form trachtete der Sprachgeist sich zu entbinden, indem er den Einflüssen der Vulgaridiome nachgab, die bei dem wechselnden Geschick der Völker auf der Oberfläche wieder neubefruchtend vortauchten. Von den ehemaligen Reflexionen ging das meiste verloren und wird durch reichere, freiere Partikeln ersetzt, vielmehr überboten, weil der Gedanke außer der Sicherheit auch an vielseitiger Wendung gewinnen kann."

Es wird kaum möglich seyn, sich den Entwicklungsgang der Sprachen anders zu denken und ihn klarer zu bezeichnen. Allein Grimm ist dadurch doch noch nicht berechtigt, auf den Ursprung der Sprache überhaupt in der Art zurückzuschließen, wie S. 35, wo er sagt: „Auch erklärt sich der Sprache Ursprung viel leichter, wenn alsogleich zwei oder drei Menschenpaare, und bald ihre Kinder, an ihr bildeten, so daß alle Sprachverhältnisse auf der Stelle sich zahlreich vervielfachen konnten." Daß die Menschheit aus mehreren Paaren hervorgegangen sey, dürfte so leicht nicht zu entscheiden seyn.

Wenn der Entwicklungsgang der Sprachen nach unverkennbaren Gesetzen vorgeschritten ist, so dürfte doch aus diesen Gesetzen selbst auf den geheimnißvollen Ursprung der Sprache kein Schluß genügen.

Auch über das Ziel der Sprachentwicklung sind wir anderer Meinung, als der Verfasser. „Es ergibt sich, sagt er S. 46, daß die menschliche Sprache nur scheinbar und von einzelnen aus betrachtet im Rückschritt, vom Ganzen her immer im Fortschritt und Zuwachs ihrer inneren Kraft begriffen angesehen werden müsse." Namentlich in der englischen Sprache findet er den glänzendsten Beweis des Fortschritts. „Keine unter allen neueren Sprachen hat gerade durch das Aufgeben und Zerrütten alter Lautgesetze, durch den Wegfall beinahe sämmtlicher Flexionen eine größere Kraft und Stärke empfangen als die englische und von ihrer nicht einmal lehrbaren, nur lernbaren Fülle freier Mitteltöne ist eine wesentliche Gewalt des Ausdrucks abhängig geworden, wie sie vielleicht noch nie einer andern menschlichen Zunge zu Gebot stand. Ihre ganze überaus geistige, wunderbar geglückte Anlage und Durchbildung war hervorgegangen aus einer überraschenden Vermählung der beiden edelsten Sprachen des späteren Europa's, der germanischen und romanischen, und bekannt ist, wie im Englischen sich beide zu einander verhalten, indem jene bei weitem die sinnliche Grundlage hergab, diese die geistigen Begriffe zuführte. Ja die englische Sprache, von der nicht umsonst auch der größte und überlegenste Dichter der neuen Zeit im Gegensatz zur klassischen alten Poesie, ich kann natürlich nur Shakespeare meinen, gezeugt und getragen worden ist, sie darf mit vollem Recht eine Weltsprache heißen und scheint gleich dem englischen Volk ausersehn, künftig noch in höherem Maße an allen Enden der Erde zu walten. Denn an Reichthum, Vernunft und gedrängter Fuge läßt sich keine aller noch lebenden Sprachen ihr an die Seite setzen, auch unsre deutsche nicht, die zerrissen ist, wie wir selbst zerrissen sind, und erst manche Gebrechen von sich abschütteln müßte, ehe sie kühn mit in die Laufbahn träte: doch einige wohlthuende Erinnerungen wird sie darbieten und wer möchte ihr die Hoffnung abschneiden? Die Schönheit menschlicher Sprache blühte nicht im Anfang, sondern in ihrer Mitte; ihre reichste Frucht wird sie erst einmal in der Zukunft darreichen."

Abgesehen von aller Herrlichkeit des Shakespeareschen Geistes sind wir doch in Betreff der englischen Sprache der Meinung Kaiser Karls V. Die widerwärtigste aller Aussprachen kann unmöglich die edelste aller Sprachen begleiten und bezeichnen, noch vermag die gleichsam atomistische Auflösung der Sprache in einsilbige Laute,

wohin die englische eigentlich tendirt, uns ein Bild der Vollkommenheit darzustellen.

Nach einer alten tiefsinnigen Sage ist die Verschiedenheit der Sprachen überhaupt die Folge eines Fluches, die Strafe für eine Versündigung. Diese Sage ist wohl einiges Nachdenkens werth und Grimm hat gewiß nicht wohlgethan, indem er sie auf eine beinahe spöttische Weise S. 51 in ihr Gegentheil umkehrt. „Statt daß von den Stufen jenes babylonischen Thurms herab, der gen Himmel strebte, wie es ägyptische Pyramiden, griechische Tempelhallen und der Christen gewölbte Kirchen auch thun, alle Menschensprachen getrübt und zerrüttet ausgetreten seyn sollen, könnten sie einmal, in unabsehbarer Zeit, rein und lauter zusammen fließen, ja manches Edle in sich aufnehmen, was jetzt in den Sprachen verwilderter Stämme wie zertrümmert liegt."

Dieses der Sprachbildung gesteckte gewiß sehr schöne Ziel wäre vielleicht durch das Wunder harmonischen Zusammenwirkens aller Völker in Einem Geist auf dem Wege organischer Reconstruirung und Zurückführung aller Sprachranken durch alle Verzweigungen des Sprachenstammbaums auf die noch lebendig mit ihnen zusammenhängende Wurzel zu erreichen möglich, nimmermehr aber auf dem von Grimm durch das Beispiel der englischen Sprache näher bezeichneten Wege der mechanischen Sprachzerstörung, des Zerhackens und Durcheinanderwurstens der zuckenden Fleischtheilchen, der Auflösung in todte Atome, die nur durch Convenienz Zusammenhang und Scheinleben erhalten. Man kann sich allerdings denken, daß der lebendige Organismus der Sprache, nachdem er seine Lebenshöhe überschritten, allmählig wie alle organische Körper, den elementaren Mächten anheimfallen und in seinem Zerfall nur noch mechanischen Gesetzen gehorchen müsse, aber das ist eben der Tod der Sprache, nicht ihre letzte und höchste Entfaltung. Man kann ein solches Ende zugeben, muß es aber dann beklagen und darf es nicht als eine schöne Vollendung preisen. Inzwischen ist der Born des Lebens unerschöpflich in der Sprache, wie in andern Dingen. Wir wissen in der That noch nicht, ob, wenn auch Europa sich überlebt hätte, deswegen die ganze Menschheit als veraltet zu betrachten wäre. Heute überwiegt das Englische, wer weiß, welche Sprache in tausend, in zehntausend Jahren überwiegt?

Die Frage kann nicht blos durch Sprachforschung entschieden werden. Es handelt sich um das letzte Ziel der Menschheit auf Erden überhaupt, und das ist nicht so leicht gefunden, und es sind immer nur Reflexe des Optimismus und Pessimismus, die auf dem Nebel seiner Ferne sich schaukeln.

Die andere kleine Schrift von Steinthal gelangt auf etwas anderem Wege doch zu einem ähnlichen Resultate. Auch sie spricht dem Menschen allein die Ausbildung seiner Sprache von ihren ersten Anfängen an zu und setzt eine wachsende Vervollkommnung derselben voraus, ja sie geht noch weiter und beseitigt jeden Zweifel an der Vollkommenheit der Sprache wie der Menschen überhaupt durch die Behauptung, die Menschheit selber sey Gott. „Wie Wilhelm von Humboldt, heißt es hier S. 17, das gegenseitige Verständniß der Individuen und den Gegensatz des Sprechenden zur geworbenen Sprache durch die Einheit der menschlichen Natur erklärt, so gehen wir weiter und heben den Widerspruch des göttlichen und menschlichen Ursprungs durch die Einheit des menschlichen und göttlichen Geistes. Es ist hiermit in Wahrheit nicht einmal mehr geschehen, als Humboldt selbst schon gethan hat. Denn die Einheit der in der Erscheinung getrennten Individuen hat ihn ja schon über die menschliche Natur hinaus zum einheitlichen Urquell alles Geistes, zu Gott, geführt."

Es scheint uns eine etwas kühne Behauptung zu seyn, daß die Einheit aller menschlichen Individuen eins sey mit Gott und der menschliche Geist eins mit dem göttlichen. Wir kennen ja nur den einen Faktor, nicht den andern. Wie mögen wir uns einbilden, nur vergleichen, geschweige identificiren zu können! So wenig einst zur Heidenzeit die vortreffliche Organisation der Natur zum Cultus dieser uns allein bekannten irdischen Natur berechtigte, so wenig berechtigt uns die vortreffliche Organisation des Menschengeistes zur Identificirung desselben mit dem Geiste Gottes. Die Offenbarung drückt sich darüber wenigstens viel bescheidener aus, indem sie nur von einem Bilde Gottes spricht. In die unermeßliche Tiefe des göttlichen Geistes dringt nun einmal die menschliche Betrachtung nicht hinein und dem Begriff des Göttlichen involvirt schlechthin diese Unbegreiflichkeit, als eben das Göttliche, denn wozu brauchten wir sonst Göttliches und Menschliches nur überhaupt zu unterscheiden? Der moderne Cultus des Menschen- oder Menschheitsgeistes ist ein ganz eben so grober Götzendienst, wie es ehemals der Naturcultus war; aber er ist noch ungleich verwerflicher, weil er egoistisch ist, während der Naturcultus wenigstens eine demüthige Hingebung des Menschen an die Außenwelt in sich schloß und insofern edler war.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 55. 12. Juli 1854.

Politik.

Joseph von Görres, Politische Schriften. Herausgegeben von Marie Görres. Zweiter Band. München, in Commission der literarisch-artistischen Anstalt, 1854.

In diesem zweiten Bande sind ausschließlich Aufsätze aus dem berühmten Rheinischen Merkur vom Juli 1814 bis April 1815 aufgenommen. In dieser Zeit vom ersten Sturz Napoleons und ersten Pariser Frieden bis zur Wiederkehr Napoleons und zum Schlusse des Wiener Congresses war Görres Wortführer und Anwalt nicht etwa blos der damaligen öffentlichen Meinung in Deutschland, obgleich sie ihm zustimmte, sondern auch der, von der öffentlichen Meinung vorher nicht so klar erkannten, wahren Interessen des Volks. Denn er brachte eine Menge Dinge zur Sprache, die den s. g. Gebildeten keineswegs geläufig, nun zum erstenmal in die Tiefen des immer schweigenden Volkes blicken ließen. Ja er hob den Gegensatz zwischen den Gebildeten und dem eigentlichen Volk aufs schärfste hervor.

Nicht als ob nicht aller Uebel Ursprung in der alten Zwietracht innerhalb der deutschen Nation und aller ihrer Stämme und Classen zu suchen wäre, also daß wir am Ende immer an unsrem Unglück zuerst selber Schuld gewesen, und zwar wir alle, hoch und niedrig, weil jeder Bauer den Glaubens- und Provinzialhaß gegen den Nachbar und Namensbruder theilt, — so ist doch in neueren Zeiten nicht zu verkennen, daß die gebildeten Klassen in der Selbstvergessenheit, in der Charakterlosigkeit und im eigentlichen Vaterlandsverrathe viel weiter verirrt sind, als das Landvolk. Wie das fromme und ehrliche Landvolk weder an der Nicolai'schen Aufklärerei unter Friedrich dem Großen, noch am Josephinismus in Wien Theil genommen, so war es auch unschuldig an den argen Dingen, die in der Rheinbundszeit vorgekommen sind. Davon spricht Görres sehr schön und wahr S. 12: „Als in der jüngstverflossenen Zeit Deutschland in tiefer Erniedrigung gelegen, als die Fürsten dienten, der Adel nach fremden Ehren lief, die Geistlichkeit mit ihren Grundsätzen unterhandelte, die Gelehrten den eingebrachten Götzen opferten: ist das Volk allein, das im weiten Sinne wieder den Kern aller Stände in sich begreift, und nur den Pöbel aller Art von seinem Begriff ausschließt, sich selber treu geblieben, und hat sein eignes Wesen und seine angestammte Gesinnung sorgsam und wohl gehütet. Als darum der Sturm vom Himmel herabgekommen, der den giftigen Nebel weggetrieben, der auf allen Landen lag, hat es sich gefunden, daß die alte deutsche Eiche immer noch stammhaft in den Tiefen wurzelte; daß all die böse Zeit sie nicht versehrt, und daß sie wie in den geweihten Hainen der Götterzeit den ganzen harten Winter durch gegrünt. Das Volk hat in dem vergangenen Kampfe unverändert als dasselbe sich bewährt; es hat gesiegt und ist nicht übermüthig worden; es hat alle Greuel gesehen, und ist fromm geblieben; es hat alles gethan, und den Lohn sich nicht genommen; selbst erlaubte Rache hat es sich verbieten lassen."

Im Sinn und zum Besten dieses Volkes redet nun Görres zu den Mächtigen der Zeit und legt ihnen ans Herz, wie sehr es in ihren Pflichten und in ihrem eigenen Interesse liege, den bescheidenen Wünschen dieses Volks nachzukommen und der Nation gerecht zu werden, die alles für ihre Fürsten gethan und alles von ihnen dulde, einer Nation, wie bräver wohl kaum eine gefunden werde und die zu misbrauchen daher doppelter Frevel wäre. Er redet viel von der deutschen Verfassung, er mahnt an das alte Reich und an die alte Kirche, an die Zeiten der Macht, des Wohlstandes und des Ruhmes deutscher Nation unter den Kaisern, ehe

die wundervolle Organisation des Reichs und seiner Gliederung zerstört worden. Er miskennt aber auch nicht die mannigfachen Interessen der Gegenwart, die theils aus dem Besitz, theils aus der Meinung und den Vorurtheilen fließen und läßt in einem meisterhaft geschriebenen Gespräch „der Kaiser und das Reich“ die Vertreter der verschiedenen Ansichten über das, was Deutschland Noth thue, sich gegenseitig aussprechen, ein Gespräch, das sich vierzig Jahre später Herr von Radowitz für seine berühmten „Gespräche aus der Gegenwart“ zum Muster genommen hat.

Wir entnehmen diesem interessanten Gespräch vom Jahr 1814 nur einige Worte, die für den gegenwärtigen Conflict mit Rußland erheblich sind. Einige der am Gespräch Theilnehmenden beschweren sich bitter darüber, daß Deutschland nach den größten Opfern, die es gebracht, und nach dem herrlichsten Siege, gleichwohl schwächer aus dem Kampf hervorgehen solle, als es im Jahr 1792 vor dem Kampfe gewesen sey, daß es nicht einmal den burgundischen Kreis (Belgien) wiederbekomme, daß Frankreich mehr von Deutschland behalte, als es vorher gehabt habe rc., und daß nur Rußland noch begünstigt werde durch die (wieder nur uns als Nachbarn gefährliche) Eroberung Polens. „Während Rußland auf Kosten der Deutschen gegen Frankreich Großmuth ausgeübt, will es jetzt, wo es seinen Vortheil gilt, solchen edelmüthigen Gedanken in keiner Weise Raum geben, und besteht auf dem Besitze Polens. Keiner der Verbündeten hat eine Eroberung gemacht, es allein will ein großes Reich mit sich vereinigen, und verweist kläglich die deutschen Fürsten zu ihrer Entschädigung auf Deutschland selber an. Deutschland soll wieder, wie es seit Jahrhunderten der Fall gewesen, allen kriegführenden Theilen zur Ausgleichung dienen. Franzosen, Spanier, Italiener, Dänen, Schweden, Engländer, Holländer, Schweizer und Russen haben sich nacheinander Stücke herausgebissen und den Rumpf zappelnd liegen lassen. Und das ist mit Recht geschehen, denn ein Thier, das so stupid oder furchtsam ist, daß es nicht aufschreit und um sich beißt, wenn es mishandelt und zersetzt und zerrissen wird, verdient nicht, daß es das Leben habe. Es ist zu hoffen, daß uns jetzt endlich die Zähne nachgewachsen sind, und daß wir etwas mehr gelernt, als blos, den Schafen gleich, mit den Füßen zu stampfen und zu trommeln, wenn die Gefahr uns naht. Wollte Rußland eine Entschädigung haben, von Frankreich mußte es sie verlangen, weil es von ihm herausgefordert worden; hat es sie ihm erlassen, wohl, so mag es sich mit dem status quo begnügen; es wird noch glücklicher als Deutschland seyn, das ihn mit all seinem Muth und seiner Anstrengung und seinen Opfern sich nicht einmal erstritten hat.“

Bekanntlich war das ganze Weichselgebiet mit Warschau vor 1807 preußisch gewesen und hätte nun billig wieder preußisch werden sollen, sofern man doch das alte unabhängige Königreich Polen nicht wiederherstellte. Aber Rußland legte die Hand darauf und versprach Preußen dafür Sachsen. Als nun Preußen auf dem Wiener Congreß in allem Ernst und mit großem Eifer sich Rußland zur Seite stellte und ans Schwert schlug, um Rußland Polen zu erwerben und Rußland nun wirklich Polen gewann, da war es Rußland, welches sein Versprechen an Preußen auf einmal vergaß und Sachsen nicht d. h. nur halb an Preußen kommen ließ. Das ist die russische Freundschaft, für die so viele Leute in Berlin noch schwärmen und Rußland kniefällig Hände und Füße küssen möchten. Auch Bialystok und Grodno, die früher zu Preußen gehörten, blieben seit 1807 in russischer Gewalt und Rußland dachte nicht daran, sie seinem preußischen Alliirten wiederzugeben. Posen ausgenommen, fiel alles was Preußen von Polen gehabt hatte, jetzt Rußland zu und Rußland schob seinen Keil zwischen Schlesien und Westpreußen vor bis nach Kalisch. Darüber läßt Görres in jenem Gespräch einen preußischen General also sich vernehmen: „Eine Million Polen aber soll der preußische Adler abschütteln, ohne eine kahle Stelle an seinen Flügeln, ohne ein Sinken im Flug zu merken. Rußland soll soviel dicht am Herzen des preußischen Staates erhalten, und dieß soll doch noch Brustwehr gegen Rußland seyn. — Sachsen soll für das verlorene Polen entschädigen. Aber die Preußen bei Dresden, Culm, Nollendorf u. s. w. gaben ihr Blut nicht, um sich das Land Sachsen zu erobern, sondern um Deutschland frei zu machen. Auch heißt's, weil in Polen so viel verloren wird, muß landeinwärts eine gleiche Summe wieder genommen werden. Aber warum hat Preußen zu Rußlands Gunsten in Polen nachgegeben? Dies war nur dann kein Fehler, wenn dies unglückliche Reich hergestellt worden wäre. Die Theilung Polens war Sünde und Makel, darüber kann keine bekannte oder noch aufzudeckende Intriguenerzählung das gesunde Urtheil irre machen, und es wäre uns jetzt allerdings von großem Heil, wenn das Land unabhängig zwischen uns und den Russen stünde. Aber was haben die andern Deutschen mit diesem Versehen zu thun? Ueberdem, wird denn Preußen stärker dadurch, daß es Deutsche bekömmt, die doch schon Deutsche waren? Vergrößerung wie Eroberung hat hier keinen Sinn.“ Rußland erreichte einen doppelten Zweck, indem es sich

Polen aneignete, und zugleich wegen Sachsen die Deutschen selber hintereinanderhetzte. Das hätte um jeden Preis vermieden werden müssen. Das sagte damals Görres und wies auf die schweren Folgen hin. Aber die da Macht hatten zu entscheiden, hörten ihn nicht an.

Dieselbe Frage ist heute wieder an der Tagesordnung. Jetzt oder nie ist die Zeit gekommen, uns den Dorn wieder aus dem Fleisch zu ziehen, den uns die Russen eingestochen, indem sie Warschau, Modlin, Zamosk und Kalisch besetzen durften. Wird Deutschland nun beim etwaigen Friedensschluß von 1854 oder 1855 auch noch so blind seyn wie 1815 und den Russen wieder alles überlassen? Wird Preußen, als zunächst betheiligt, nicht besser aufmerken? — Wenn man einen Blick auf die Karte von Europa wirft, so fällt der mächtige Keil auf, den Rußland zwischen Preußen und Oestreich hineingetrieben. Zieht man eine gerade Linie von der preußischen Grenzstadt Memel bis zur östreichischen Grenzstadt Brody, so liegt jenes ganze russische Bollwerk in Polen westlich von dieser Linie, und man sieht, wie es Preußen und Oestreich gleichsam auseinanderdrückt, im Norden Ost- und Westpreußen, im Süden Schlesien und Galizien beherrschend. Eine strategische Position, wie sie günstiger für Rußland und nachtheiliger für Preußen und Oestreich nicht gedacht werden kann. Es bedurfte in der That im gegenwärtigen Kriege der gesammten Militärkraft Europa's, um Rußland auf allen Seiten zu beschäftigen, seine Streitkräfte zu theilen und somit jenes polnische Bollwerk weniger gefährlich zu machen, als es seyn würde, wenn Rußland, im Süden und Norden unangefochten, seine ganze Kraft nach Westen hin concentriren könnte. Daß Görres diese Gefahr begriff und es laut aussprach, wird man heute besser zu schätzen wissen, als zu seiner Zeit.

Uebrigens wurde damals durch die Schwäche und Uneinigkeit der deutschen Diplomatie das deutsche Interesse nicht nur an Rußland, sondern auch an England Preis gegeben. Aeußerst wahr und geistvoll war die Auffassung dieser Dinge in einem Aufsatz von Görres, datirt vom 3. März 1815. „Englands Verhältniß zu Deutschland ist ohngefähr dasselbe, wie das, in welchem es im zwölften und dreizehnten Jahrhundert und später zu Frankreich gestanden. Wie damals das Stammland seiner Könige, die Normandie, so beherrscht es das Gleiche gegenwärtig in Hannover; seine übrigen Provinzen und Bundesgenossen umziehen die preußischen Besitzungen, wie dort die Könige von Frankreich, durch Guienne, Anjou, Bretagne sich eingeschlossen fanden. Doch besteht der große Unterschied, daß die englischen Könige sich für diese Besitzungen als lehnspflichtig der Krone Frankreich betrachteten, und darum jeder beim Antritt seiner Regierung persönlich dem Könige den Huldigungseid leistete, was in Deutschland nicht der Fall seyn soll, indem er dort einer der fünf Regenten seyn wird. — Dem englischen Handelseinfluß in Deutschland sind alle Thore weit aufgethan, und man vernimmt mit Erstaunen, daß auch dies im Pariser Frieden sey ausgemacht worden; das Reich, politisch mit Holland nicht verbunden, soll doch für den Verkehr als eins mit ihm, und durch dies Zwischenglied mit England, betrachtet werden. Das System ist freilich durch die Abtretung Ostfrieslands nicht begründet, nur vollendet worden; auch ist keineswegs zu leugnen, daß Pommern für Preußen wichtiger ist, als jene ferne Küste; allein fürs Reich ist die Abtretung dreier Flußmündungen an eine fremde Macht ein wesentlicher Verlust. Es ist wahr, daß es dieser Macht in ihre Gewalt gegeben ist, durch ihre Ueberlegenheit auf der See, diese Mündungen mit allen andern zu schließen; allein indem das Reich die Küsten aufgibt, hat es zugleich die Möglichkeit aufgegeben, wenn es durch die Sperrung der Ausfuhr angegriffen ist, durch die Verhinderung der Einfuhr Repressalien zu brauchen, deren Wirksamkeit die letzte Zeit erwiesen. Es möchte schwer seyn, Holland von Emden bis zur Mosel mit einer Mauthlinie zu umgeben; zieht man aber keine solche Linie an den Gränzen, dann müssen die einzelnen Staaten des Reichs mit stärkerm Aufwand und vermehrter Gehässigkeit sich damit umgarnen; und hält man jene dem Geiste der Zeit und dem eignen wohlverstandnen Vortheil fremd, dann müßte Deutschland hoffen, daß man um so mehr jene feindseligen innerlichen Ketten, die keine seidnen Fäden sind um Rosengärten hergezogen, zerreißen werde. Wo der englische Einfluß aufhört, soll der dänische beginnen, und Deutschland hat mit Betrübniß vernommen, wie darüber ein Streit entstehen konnte, ob eine der ersten Hansestädte des Reichs, die die Freiheit muthig sich verdient, dieser Macht übergeben werden solle. Was neulich von dorther zur Rechtfertigung früherer Handlungsweise gesagt worden, hat niemand überzeugt, daß Deutschland auch die Mißgriffe dieser Regierung mit zwei Pfund Fleisch aus seinem Leib auslösen, und wieder gutmachen soll."

Genug um den Geist zu bezeichnen, in welchem der Rheinische Merkur die auswärtigen Verhältnisse ins Auge faßte. In Bezug auf das Innre schwebte ihm ein Ideal deutscher Treue und Biederkeit vor in wechselseitigem Vertrauen zwischen Regierungen und Regierten gegründet auf die feste Gliederung von Ständen und Provinzen, wodurch jeder natürlichen Besonderheit, jedem im Leben und in der Wirklichkeit begründeten Interesse

im höhern Organismus des Ganzen sein Recht gewährleistet würde. Aber die Zeit war zum Empfängniß so tiefer Rechtsideen nicht empfänglich. Das oberflächliche Geschlecht begriff nur Despotismus, Bureaukratie und Polizei auf der einen, rhetorischen, deklamatorischen Liberalismus und papiernes Verfassungswesen auf der andern Seite.

Ganz besonderes Gewicht legte Görres damals schon auf die Kirche. Gewiß nur wenige dachten damals so viel an die Kirche als Görres und hatten eine Vorstellung von dem, was die Kirche dem größern Theil des deutschen Volks (den ungebildeten Klassen) noch immer war. So ging denn auch der erste Gedanke der Vollendung des Kölner Dombaus vom rheinischen Merkur aus, in welchem Görres der Sache eine warme Fürsprache widmete (S. 174).

Die innige Verbindung des Patriotismus mit der Kirchlichkeit, die bei Görres so eigenthümlich hervortrat und heute noch von vielen nicht begriffen wird, ist gerade das, was ihn nicht nur am meisten auszeichnet, sondern womit er auch das nationale Bedürfniß in seiner tiefsten Wurzel erfaßte. Es kann keine Wiedergeburt der Nation geben, die nicht zugleich eine kirchliche wäre. „Trauernd schwebt die Idee des Meisters über diesem Dome, er hat sie vom Himmel herab beschworen, aber den Leib haben alle Geschlechter, die an ihr vergangen sind, ihr nicht ergänzen können, und so flattert sie halb Geist und halb verkörpert, wie beim Sterbenden oder Ungebornen, um die gewaltige Masse, und kann nicht sich ablösen und wiederkehren, noch auch zur Geburt gelangen, um ein viel tausendjähriges Alter auf Erden durchzuleben. Ein ewiger Vorwurf steht der Bau vor unsern Augen, und der Künstler zürnt aus ihm hervor, daß so viele Menschenalter nicht zur Wirklichkeit gebracht, was er allein, ein schwacher sterblicher Mann, in seines Geistes Gedanken getragen hat. Auch ist ein Fluch darauf gesetzt gewesen, als die Bauleute sich verliefen, und also hat der zornige Geist geflucht: so lange soll Deutschland in Schande und Erniedrigung leben, preisgegeben eigenem Hader und fremdem Uebermuthe, bis sein Volk sich wieder der Idee zuwendet, von der es sich, der Eigensucht nachjagend, losgesagt, und bis es durch wahrhaftige Gottesfurcht, gründlich treuen Sinn, festes Zusammenhalten in gleicher Begeisterung, und bescheidene Selbstverleugnung, wieder tauglich worden, solche Werke auszuführen, wie es sie jetzt in seiner Versunkenheit aufgegeben.“

Der Rheinische Merkur nahm immer, wenn er gleich für ganz Deutschland schrieb, besondere Rücksicht auf die Rheinprovinzen und wirkte mit großer Energie dem Franzosenthum entgegen, dem das Elsaß bereits verfallen war, dem auch die nördlichen Rheinprovinzen hätten anheimfallen sollen. Hier eine Schilderung der französischen Administration in den weiland deutschen Erzbisthümern Trier und Köln. „Es ist kläglich anzusehen, wenn man das Verzeichniß der aufeinanderfolgenden Verwaltungen betrachtet, wie diese Länder zerregiert worden sind, und wie man über sie geschaltet nicht gewaltet. Die verschiedenen Volksrepräsentanten, erst Bourbotte, dann Frecine, weiter Gilbert, Jaubert, Neuveu eröffnen den Zug; alle sind auf den Stelzen großer, hoher Worte über die Gränzen gestiegen kommen, haben Freiheit und Glück versprochen, und Geld und Gut genommen. Ihnen folgte eine Centralverwaltung in Aachen mit mehreren Bezirksverwaltungen in Bonn, Blankenheim, Trier, Coblenz, die das Aussaugen zuerst systematisch zu treiben anfingen. Aus einer sind dann zwei geworden, indem sich in Trier die Generaldirection Bella's erhoben, in Aachen aber die andere unter Bruneau die Krallen streckte. Sodann wurde dem General Hoche die Oberverwaltung übergeben, der in Bonn eine Mittelcommission errichtete, die mehrere Regierungen unter sich befaßte. Nun folgte eine Schaar von Regierungscommissären, proconsularische Mächte: Thronen, Mächte, Fürsten, Cherubim, alle in Lucifers Reich, einer den andern ablösend, zuerst der schwach gutmüthige Rudler von oben geschilderten Schelmen umgeben, der unbedeutende Marquis, der ziemlich wohlmeinende, aber halb wahnsinnige Lakanal, der schändliche, giftige, nichtswürdige Jollvet, Jean-Bon-St. André mit dem Geschmeiße um sich her. Es kam nun ein vel quasi stehender Zustand in der Vereinigung unter den Präfekten; fünf oder sechs Umkehren aller Dinge, die über Nacht gekommen, wurden nicht geachtet, weil doch die Namen blieben. Die Schilderung alles dessen, was unter diesen verschiedenen Regierungen vorgefallen, wozu, wie wir wissen, jemand die Belege sammelt, wird ein Gemälde von Erpressung, Diebstahl, Raubsucht, Schamlosigkeit und schandbarer Verworfenheit geben, das seit den ausgearteten Römerzeiten seines Gleichen nicht gehabt.“

So hat Joseph Görres von Koblenz, einer der mächtigsten Geister, die je auf deutscher Erde gewirkt, und eine der ehrwürdigsten Erscheinungen, welche die Niedertracht des jüngeren „gebildeten“ Geschlechts zu verhöhnen sich erlaubt, immerdar für deutsche Ehre gekämpft nach allen Richtungen hin, ritterlich durch und durch.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 56. 15. Juli 1854.

Kunstgeschichte.

1) Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie des deutschen Mittelalters von Heinrich Otte, Pastor in Fröhden. Dritte umgearbeitete Auflage. Mit 13 Stahlstichen und 362 Holzschnitten. Leipzig, T. O. Weigel, 1854.

Die beiden früheren Auflagen waren sehr kleine Bücher, die dritte ist wenigstens viermal so umfangreich geworden. Herr Otte hat sich redlich bemüht, über alle Theile der kirchlichen Kunst im Mittelalter Aufschluß zu suchen und zu geben. Indessen ist dieses Kunstgebiet außerordentlich weit ausgebreitet und schwer zu übersehen, in manchem seiner wesentlichsten Theile dem Geist der neueren Zeit überhaupt unverständlich, dem Interesse gleichgiltig geworden, so daß man von einem Sammler und Ordner nicht gleich alles verlangen, noch ihm Vorwürfe machen darf, wenn er noch nicht alles leistet.

Die Baukunst ist von Herrn Otte am ausführlichsten behandelt worden. Hiefür gab es auch die zahlreichsten Vorstudien. Er behandelt zuerst die Kirchengebäude nach allen ihren Bestandtheilen, verfolgt sodann die Ausbildung der Baukunst in ihren verschiedenen Stylen und gibt endlich Uebersichten über alle noch erhaltenen berühmten Kirchen Deutschlands aus allen Zeiten und Stylen. Das gewährt eine überaus klare und reiche Uebersicht des Stoffs und wird gewiß dem noch weniger eingeweihten Leser zur besten Orientirung dienen und zu Dank verpflichten. Eine große Menge Abbildungen erleichtern das Verständniß.

Sculptur und Malerei sind ebenfalls sehr fleißig behandelt und wird man Reichthum der Anschauung nicht vermissen. Doch erkennt man hier noch die engeren Grenzen, die sich der Verfasser in der früheren Auflage gezogen hat und gerade in einem der wichtigern Theile, dem symbolischen, bemerken wir keine Erweiterung. Es sieht fast aus, als habe der Verfasser das Werk nach einem größern Plane begonnen, hintendrein aber den Rahmen des Handbuchs zu eng gefunden und also in die zweite Hälfte, besonders aber ins letzte Drittel noch gewaltsam alles zusammengedrängt, was er, wenn er weniger auf Raumersparniß hätte sehen müssen, wohl besser ausgeführt haben würde.

Die kirchliche Bildertypik ist zu flüchtig behandelt. Wenn er auch nur Didrons manuel in wenigen Bogen ausgezogen hätte (was möglich war), würde er eine klarere und sicherere Uebersicht jener Typik gewährt haben. Sie ist unerläßlich, um sich in der kirchlichen Bildnerei des Mittelalters zu orientiren. Sie wurzelt aber nicht in der Kunst-, sondern in der Kirchenseite der kirchlichen Kunst. Die Kunst mußte jene festen Regeln von der Kirche annehmen. Nun scheint aber der Verfasser ein zu guter Protestant und zu sehr in den Gewohnheiten der modernen Kunsthistoriker befangen zu seyn, um auf jene kirchliche Gesetzmäßigkeit noch den Werth zu legen, der ihm gleichwohl und unstreitig gebührt, wenn man mittelalterliche Kunst recht verstehen und aus dem Standpunkt des Mittelalters selbst erkennen will. Die Typik selbst hatte ihre Entwicklungsperiode von den Katakombenbildern, Mosaiken, Miniaturen an, im Morgenland, im Abendland. Das alles will gesondert und richtig übersehen seyn. In den Bildwerken ist durchgängig die kirchliche Bedeutung die Hauptsache, die künstlerische Ausführung Nebensache. Nur während weniger Blüthenperioden in der Entwicklung der einzelnen Künste und Style durchdrangen sich die heiligen Ideen und die künstlerische Schönheit. In älterer Zeit kam des Künstlers schwache Hand der Größe der Idee nicht nach. In späterer Zeit emancipirte sich des Künstlers Hand von der Idee und brachte weltliche, ja heidnische Motive in die heiligen Räume hinein. Der Kunst-

archäolog hat nun die Aufgabe, diese Gegensätze richtig zu würdigen und im Verlauf der ganzen kirchlichen Kunstgeschichte zu charakterisiren.

Man hat in einer gewissen schwärmerischen Periode gar zu viel Absicht und Bedeutung in sehr unschuldige architektonische Formen und malerische Spielereien gelegt. Wir wollen dieses Haschen nach Bedeutsamkeit, wo keine ist, eben so weniger bevorworten, als die Allegoriensucht des siebzehnten Jahrhunderts. Wo aber die alten Künstler, einer Idee der Kirche dienstbar, wirklich symbolisch arbeiteten, sollte man es auch nicht verkennen.

Läßt das vorliegende Werk in Bezeichnung des Geistes und innern Zusammenhangs im specifisch Kirchlichen der Kunst noch manches zu wünschen übrig, so ist es doch in andern Beziehungen reichhaltig. Unter andrem zieht es auch die Epigraphik und Heraldik herbei und erklärt die Sprache der Inschriften, das Alter der Wappen 2c. Manches hätte der Verfasser wohl noch aus Kreusers schönem Werk über Kirchenbaukunst aufnehmen können. In diesem katholischen Werke ist auf das specifisch Kirchliche und seinen Ausdruck in der Kunst überall mehr Rücksicht genommen. Um nur ein kleines Beispiel anzuführen, so wird von Kreuser der berühmte Frauenschuh der deutschen Baukunst richtig erklärt, während Otte S. 349 zwar diesen Frauenschuh in einem Holzschnitt vollkommen richtig abbildet, aber als eine „gewöhnliche lilienartige Verzierung" erklärt, was ein wenig obenhin geurtheilt ist und dem Augenschein selber widerspricht. Die Steinblume hat die bekannte, keinerlei Zweifel oder Mißverständniß ausgesetzte Form des Frauenschuhs, der Blume, die Jedermann kennt und die niemals mit einer Lilie verwechselt werden kann. Zudem hat der Frauenschuh auf gothischen Kirchen eine sinnbildliche Bedeutung, an die Herr Otte gar nicht gedacht hat, und die wiederum mit der Lilie nichts zu schaffen hat.

Der Verlagshandlung gebührt wegen der schönen Ausstattung des Werkes alles Lob.

2) Aesthetik der christlichen bildenden Kunst des Mittelalters in Deutschland, verfaßt von Dr. G. M. Dursch. Tübingen, Laupp, 1854.

In diesem Werk ist der kirchliche Standpunkt festgehalten. Es handelt nicht nur ausschließlich von der kirchlichen Kunst des Mittelalters, sondern geht auch von dem Grundgedanken aus, daß alle Kunst zur Kirche hinführe, daß sogar die heidnische Kunst nur Sehnsucht nach dem gewesen sey, dessen Erfüllung erst im Christenthum möglich war. „Wenn die Kunst überhaupt im Zusammenhang mit der Religion steht, und die Religionen des Alterthums keinen andern Zweck hatten, als zur Erkenntniß des Göttlichen zu gelangen und sich mit dem Göttlichen zu vereinigen, diente die Kunst nur dazu, die Begriffe des Göttlichen zu befestigen und zu läutern und die Vereinigung mit dem Göttlichen zu befördern. Nachdem nun aber das Christenthum die Sehnsucht der heidnischen Religionen erfüllt und sie in ihrem Zwecke aufgehoben hat, kann die Kunst nicht mehr dieselbe Bedeutung und Bestimmung haben. Die christliche Kunst geht von dem von Irrthum und Sünde erlösten Geiste aus, kann nur ein geistig wiedergebornes Leben zur Anschauung bringen, und dadurch das reinste Wohlgefallen erwecken und die subjective Erlösung befördern. Die christliche Kunst ist eine fortdauernde Auferstehungsfeierlichkeit."

Den Uebergang aus der antik heidnischen Architektur in die christliche charakterisirt der Verfasser S. 212: „Hätte die Architektur bei dem Kirchenbau nur der Zweckmäßigkeit dienen wollen, so hätte sie sich mit einem einfachen nach allen Richtungen geschlossenen Raume begnügt. Der romanische Bau ist aber schon der Art, daß die Nützlichkeit ob der architektonischen Schönheit in den Hintergrund tritt. Treten wir in eine romanische Kirche ein, so ergreift uns gleichsam in einem langen, hohen und breiten geschlossenen Raume eine zweifache Strömung, die eine vorwärts, die andere aufwärts. Die Vermittlung dieser entgegengesetzten Richtungen ist die Aufgabe der höhern Architektur und die Wirklichkeit derselben eine hohe Schönheit. Diese innere Schönheit des Gebäudes war der alten Welt unbekannt, da sie erst durch den romanischen Styl in vollkommener Weise erreicht wurde. — Je länger die Kirche ist, desto höher muß sie auch seyn. Wie die Längenrichtung sich mit einer Wölbung, der Chornische, abschließt, so die Höhenrichtung mit den Gewölben der Schiffe. Das Streben der Architektur das Gerade mit dem Krummen, das Eckige mit dem Runden durch sanfte Uebergänge zu verbinden, hat nothwendig die flache Bedeckung der innern Räume entfernt und mit Gewölben versehen, und hierin einen großen Fortschritt gemacht. Der innere Raum der romanischen Kirche erscheint uns nun schon als ein Abbild des Kosmos, indem hier die Pfeiler und Säulen den Bergen entsprechen, welche das Himmelsgewölbe tragen. Wenn auch das Ideal des romanischen Baustyls sich wohl nicht auf ein Nachbild des Weltalls bezieht, so gründet es sich doch auf das allgemeine Organisationsgesetz, auf dem das Weltall beruhet."

Eine noch höhere Vollendung findet der Verfasser erreicht im deutschen Baustyle S. 265: „Mit der Anwendung des Spitzbogens hatte die Architektur den Weg

und die Mittel gefunden, ihre höchste Aufgabe zu erfüllen, nämlich ein Gebäude darzustellen, das nicht nur die Realität eines mathematischen Ideals ist, sondern dem lebensvollen Organismus nahe kommt, oder nicht nur die allgemeine Gesetzlichkeit der Natur, sondern auch die organische Lebendigkeit derselben darstellt. Wenn nun auch die Architektur von einem stereometrischen Gedanken ausgeht und auf diesem beruht, so steht es doch noch in ihrem Bereiche, ihren Körper in allgemeiner Nachahmung des vegetabilischen Lebens und Organismus so weit und so vielfach zu gliedern, zu gestalten und zu beleben, als er noch eine der allgemeinen Naturgesetzlichkeit entsprechende Einheit darstellt. Das Gebiet der Natur von dem Unorganischen bis zu der animalischen Organisation steht dieser Kunst zu allgemeiner Nachahmung zu Gebote, und wie dort das Unorganische sich mit dem vegetabilischen Organismus verbindet, so darf die Architektur in Gestaltung des unorganischen Stoffes bis zu der Darstellung des organisch Belebten, d. h. des Pflanzenartigen fortschreiten. Die höhere Architektur soll und darf keine Pflanze darstellen, sondern nur die formlosen Stoffe pflanzenartig gestalten, vertheilen und verbinden, oder die Natur in ihrem Pflanzenreiche im Allgemeinen nachahmen. Die Architektur erreicht daher ihre höchste Aufgabe, wenn es ihr gelingt, ihre mathematische Idee unter der Gestalt eines Pflanzenartigen darzustellen, oder diese innerlich und äußerlich so auszugestalten, daß sie als etwas aus sich, d. h. aus einem eigenen Lebensprincip Entwickeltes oder Gewachsenes erscheint."

In Bezug auf Plastik und Malerei weist Herr Dursch nach, wie sie mit der Baukunst in inniger Vereinigung zusammengewirkt haben. Alle dienten der Idee der Kirche. Es kam nicht blos auf das Bild, es kam auch auf den Platz an, wo es angebracht war, und auf den Zusammenhang des Ganzen. Um nur ein Beispiel zu geben, so charakterisirt der Verfasser die Bildwerke am Portal des Freiburger Doms S. 349: „Betrachten wir die christliche Kirche als die Vermittlerin des Heils, welches der Sohn Mariens der Welt bereitet hat, so wird uns auch die Bedeutung der bildlichen Darstellung leicht einleuchten. Beim Eintritt in die Halle erscheint uns Maria mit dem Christkinde, als Ziel der Verheißung und als Morgenstern des Heils. Im Bogenfelde erblicken wir die Geschichte Christi als die Ursache unseres Heils dargestellt, womit zugleich angezeigt ist, wo wir unser Heil suchen sollen. Als Mittelpunkt der heilsamen Wirksamkeit Christi erscheint uns hier Christus am Kreuze in größerer Dimension, wie er nämlich für die Sünden der Welt seinem himmlischen Vater gehorsam war bis zum Tode am Kreuze. Der Glaube an den welterlösenden Kreuzestod Christi bildet von nun an eine Scheidung in der Welt, welche einerseits durch die Seligen, andererseits durch die Verdammten um das Kreuz dargestellt ist. Die subjektive Scheidung der Geister, welche hier der Glaube bildet, wird durch den Richterspruch am jüngsten Tage eine objektive und ewig dauernde. Die östliche Wand dieser Eingangshalle stellt uns daher die Wirkungen des Christenthums oder der christlichen Kirche in der Zukunft dar, während die plastischen Werke der rechten und linken Wand das Verhältniß der alten Welt, das Heiden- und Judenthum zu der Erlösung versinnbilden. Die Einen erwarteten in dem Messias den Erlöser der Welt und fanden in ihm ihr Heil, während die Andern sich von ihm abwenden und in Eitelm ihr Heil suchen. Diese bildliche Darstellung versinnbildet recht deutlich die Universalität des Christenthums und die hohe Bedeutung der christlichen Kirche, Vermittlerin zwischen Gott und den Menschen zu seyn."

In Bezug auf die Malerei faßt Herr Dursch den Hauptgegensatz also auf S. 482: „Nachdem von der typischen Darstellungsweise abgegangen war, stellte man sich die Gegenstände auf eine Weise vor, welche dem wirklichen Leben entspricht. Stellte man z. B. Maria mit dem Christkind früher gewöhnlich sitzend dar, so band man sich nicht mehr an diese Situation, sondern erlaubte sich auch, sie stehend sich vorzustellen und darzustellen, und während das Christkind früher auf ihrem Schooße sitzend sich ferne von ihr hielt, dachte man sich Maria auch in dem Verhältniß mütterlicher Zärtlichkeit, in welchem sie ihr geliebtes Kind an sich drückte und dieses sich an sie schmiegte. — Wollte ein Künstler die hl. Familie darstellen, so suchte er aus dem gewöhnlichen Familienleben eine Situation, welche sich hiezu eignete; er war hierin frei, weil er dieselbe nicht mehr nach einer traditionellen Darstellung behandeln, sondern nach seiner Anschauung und Erfindung verfahren durfte. Die Freiheit der Auffassung führte die Malerei auf das wirkliche Leben zurück und brachte sie der Gefahr nahe, in der gemeinen Wirklichkeit unterzugehen und den Charakter einer freien und schönen Kunst zu verlieren. Dieser Gefahr entging die Malerei nur dadurch, daß sie ihre freie Auffassung künstlerisch behandelte. Weil die gemeine Wirklichkeit nicht von dem edelsten und reinsten Geiste gesättigt ist, mußte der Künstler jede Individualität, jeden Charakter und jede Situation veredeln, alles Unedle, Unreine und Unschöne daraus entfernen und dieselbe zum Ausdrucke eines schönen und reinen Geistes erheben." Das ist im Allgemeinen vollkommen richtig,

hätte aber etwas schärfer ausgeführt werden sollen in der Kritik der zu den Extremen verirrten Kunstrichtungen. Die „Veredlung des Freien" ist eine etwas zu vage Bezeichnung. Herr von Wessenberg hat in seinen christlichen Bildern diese Forderung auch gestellt, aber der Freiheit zu sehr das Wort geredet, das altkirchlich Typische zu leicht weggeworfen. Wir hätten gewünscht, daß Herr Dursch, dessen Werk in allen übrigen Beziehungen kirchlicher ist, als das von Wessenberg, mit mehr Festigkeit das Typische hervorgehoben und vertheidigt hätte. Daß es sich nicht um eine Vertheidigung der Schablone in der griechisch-russischen Kirche handeln kann, versteht sich von selbst; allein man braucht nicht in diese Geist- und Leblosigkeit, gleichsam Mumifirung der Kunst zu verfallen und kann und soll gewisse heilige und hergebrachte Typen nicht verlassen. Die freiere Behandlung mit ihrer reizenden und liebenswürdigen Natürlichkeit und selbst mit dem Adel ihres Ausdrucks verabsäumt doch gerade oft das Wichtigste, nämlich heilig zu erscheinen. Wie viele Künstler der italienischen und auch noch der neueren deutschen und französischen Schule trachteten nach hohem Adel der Christus- und Marienköpfe, und doch haben ihre Bilder nur etwas Theatralisches und nichts Heiliges.

Das Heilige, worauf es bei Kirchenbildern vor allem ankommt, liegt nun allerdings nicht im Typischen allein, aber auch nicht in der s. g. „Naivetät" und in dem „lyrischen Charakter" allein (S. 491). Jene Maler, die eine h. Jungfrau immer nur nach einem innigen Gebete zu malen begannen und selbst während sie malten, andächtig auf den Knien liegen blieben, unterscheiden sich sehr von den doch erst später auftretenden christlichen Genremalern, die so gern idyllische Motive und lyrischen Ausdruck in die heiligen Gruppen und Familiengemälde brachten. Jene blieben auch dem heiligen Typus treuer und legten nur eine eigene Gluth und Wärme hinein, während diese den Typus aufgaben, um sich durch neue Abfassungen und Effekte als Künstler auszuzeichnen.

Gar manches als naiv berühmte Bild der deutschen Schule im Beginn des Reformationszeitalters gehört schon dieser koketten Manier an, geschweige denn die akademischen Galeriebilder der Italiener. Ueberhaupt scheint es uns, die Kirche dürfe von den Künstlern und Kunstschulen, die sich willkührlich von ihr abgelöst und auf eigene Hand gesetzt, nur insofern Notiz nehmen, um ihre falsche Richtung zu charakterisiren und davor zu warnen, während es ihr zukommt, fort und fort nur die kirchlichen Ideen und deren unabänderlichen Typen zu vertheidigen. Man kann unmöglich christliche Gegenstände in christlichem Geist künstlerisch darstellen, ohne überall auf die heilige Typik zu stoßen und deren Gesetz sich unterwerfen zu müssen, wenn auch allerdings nicht nur derselbe Typus steif und geistlos oder lebendig und schön aufgefaßt werden kann, sondern auch in der Ausbildung des Typus selbst ein Fortschritt wahrnehmbar ist und zuweilen ein Schwanken (wie im Dogma). Es scheint uns nun alles darauf anzukommen, daß der kirchliche Typus festgehalten, aber lebendig und geistvoll aufgefaßt werde in der ihm möglichen reinsten und vollendetsten Entwicklung. Nie kann das Christlich-Kirchliche künstlerisch ganz neu aufgefaßt werden, immer hängt die Kunst von der Tradition und vom Herkommen ab, aus dem sie mehr machen kann, als früher daraus gemacht worden ist und zu dem sie zurückkommen kann, wie sie davon verirrt war, das sie aber nie anders machen kann.

Unsere Anschauungsweise fällt daher mit der des Verfassers wieder genau zusammen, wenn er am Schlusse die mittelalterliche Kunst als die bezeichnet, die sich vorzugsweise christlich und kirchlich bewährt und zu deren Form und Geist man nothwendig zurückkehren müsse, wenn anders die Rückkehr der neuen Generation zur Kirche überhaupt, die Wiederdurchdringung der Menschheit mit christlicher Gesinnung eine Wahrheit werde: „Der Abfall von der alten Kirche hat die Blume geknickt, die im deutschen Garten blühete, hat die Wurzel der Lilie und des Veilchens herausgerissen, und statt derselben die der brennenden Liebe und der stinkenden Hoffart gelegt. Die neue Richtung, welche die Kunst in Deutschland nahm, die Richtung auf die Welt, wurde nicht nur von den Abtrünnigen gepflegt und ausgebildet, sondern bemächtigte sich auch der Treugebliebenen oder wurde eine allgemeine in der Kunstwelt. Da nun die Zeit gekommen ist, in welcher wir uns ermannen, von der falschen Kunstrichtung emancipiren, und wieder einer wahren christlichen Kunst Aufnahme und Liebe bereiten sollen, mag es wohl am zweckmäßigsten seyn, wenn wir zu der mittelalterlichen Kunst zurückkehren, sie in ihrem Wesen und ihrer wahren Bedeutung zu erkennen suchen, und wieder Sinn und Geschmack für dieselbe erwecken, denn sie war in Wahrheit eine christliche Kunst. Soll eine neue nationale christliche Kunst in Deutschland entstehen, so muß man da anfangen, wo die alte stehen geblieben ist und diese mit all' den Mitteln unserer Zeit weiter ausbilden."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 57. 19. Juli 1854.

Kunstgeschichte.

3) Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte von Franz Kugler. Mit Illustrationen und andern artistischen Beilagen. Zweiter Theil. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1854.

Abermals ein starker Band (740 Seiten in groß 8°) wie der erste, über den wir in Nr. 5 unsrer diesjährigen Blätter Bericht erstattet haben. Diesmal sind es hauptsächlich Kritiken, Reiseberichte und Kunstnotizen, früher in verschiedenen Zeitschriften, hauptsächlich aber im Kunstblatt gedruckt und jetzt zum erstenmal gesammelt. Die Materien sind nun freilich sehr bunt durcheinander geschüttet, inzwischen hat der Verfasser wenigstens seine Kunststudien am Rhein und Mosel von S. 183—353 zu einem Ganzen geordnet.

Die erstaunliche Manigfaltigkeit von in ganz Deutschland und in den Nachbarländern zerstreuten und oft tief genug versteckten oder bei Seite liegenden Kunstdenkmälern, in denen sich der Kunstgeschichtschreiber und Kritiker umsehen muß, die Neuheit des Studiums, das noch manigfach sich bemerklich machende Schwanken in den Principien, in der historischen Sicherheit (z. B. in Betreff der Echtheit einzelner Bilder, des Namens ihrer Meister ꝛc.) und im Geschmack erschweren die Forschungen auf diesem Gebiete sehr; es gereicht aber den Männern, welche mit so ausdauerndem Muthe alle Schwierigkeiten überwinden, das Zerstreute immer mehr sammeln, das Vergessene ans Licht ziehen, über das Unbekannte oder falsch Aufgefaßte immer mehr Klarheit verbreiten, zu um so größerer Ehre. Zu diesen verdienten Arbeitern im Kunstgebiet gehört Kugler, ja er ist wohl einer der fleißigsten und regsamsten. Wenn man auf die letzte Periode von dreißig Jahren zurückblickt, kann man doch mit einiger Befriedigung sagen, der Fleiß und Geist dieser Männer hat viel zu Tage gefördert. Die Kenntniß, namentlich der vaterländischen Kunst, steht heute auf einer viel höheren Stufe als zu Anfang des Jahrhunderts.

Doch bleibt noch sehr viel zu thun übrig. Unter den Desiderien, die hin und wieder in dem vorliegenden Werke vorkommen, ist uns besonders das auf S. 395 Gesagte beachtenswerth erschienen: „Wenn der Architekt heutiges Tages auf Reisen geht, so geschieht es allerdings oft genug, daß er seine Skizzenbücher mit allerlei interessanten, pittoresken und romantischen Dingen, unter denen gelegentlich auch gothische Architekturstücke vorkommen, anfüllt. Dies kann indeß wohl nicht mit dem Namen des Studiums bezeichnet werden. Die Werke, in welchen wir ausführliche Darstellungen gothischer Gebäude besitzen, werden von den Architekten selten aufgeschlagen, gewöhnlich nur, wenn es darauf ankommt, rasch irgend eine bildliche Darstellung zu skizziren, um danach irgend eine gothische Dekoration, etwa für ein Grabmonument oder für einen Ofen, entwerfen zu können; zum Studium, d. h. zum Eindringen in den Organismus der Formen, in deren Zusammenhang, gegenseitige Bedingung und Ausbildung, werden diese Werke nur überaus selten benutzt. Aber es ist freilich auch zu bemerken, daß diese Werke nur selten Gelegenheit dazu geben; und hier komme ich auf den eigentlichen Punkt, auf den ich hinauswollte: — es fehlt uns noch immer fast gänzlich an einem Werke, welches uns in die Eigenthümlichkeiten der gothischen Architektur auf so umfassende und zureichende Weise einführte, wie wir deren genug zum Studium der griechischen Architektur besitzen! Hiemit soll wahrlich den verdienten Männern, denen wir die Mehrzahl der Werke über die mittelalterliche Kunst verdanken und die dieselben oft mit so großer Aufopferung hergestellt haben, kein Vorwurf gemacht werden; ihre Absicht konnte in den meisten Fällen

nur die sein, den Gesammtcharakter der Werke bekannt zu machen, durch gefällige Darstellung auch das größere Publikum darauf hinzuleiten, und etwa nur das Wichtigste von den Einzelnheiten je nach ihren Mitteln zur näheren Anschauung zu bringen, — mit einem Worte: mehr anzuregen, als die eröffnete Untersuchung sofort auch abzuschließen. Zum vollkommenen Studium aber gehören, natürlich nächst den Darstellungen des Ganzen und seiner Haupttheile, auch Darstellungen all und jedes Details (die der architektonischen Gliederungen im Profildurchschnitt), und zwar in solcher Größe, daß man alle Besonderheiten der Formation aufs Genaueste verfolgen könne. Die Werke über griechische Architekturen (wie die von der Gesellschaft der Dilettanti herausgegebenen und Inwoods Erechtheion), in denen uns z. B. die feinsten Nüancen der Säulenkapitäle gegeben werden, sind als die schicklichsten Vorbilder zu bezeichnen. Solche Werke haben wir auch, und noch dringender, über gothische Gebäude nöthig, und vornehmlich über die, in denen sich die reinste Entwickelung des Styles ausspricht. Die ungleich größere Manigfaltigkeit des Details im Gothischen würde dabei natürlich eine ungleich größere Ausbreitung erforderlich machen; es würden aber die Kosten der Herstellung in sofern nicht über das erschwingbare Maaß hinausgehen, als es nicht auf schattirte Abbildungen, sondern nur auf Umrißzeichnungen ankäme, welche letzteren für ein strenges Studium vollkommen genügen und meistentheils sogar wegen ihrer größeren Deutlichkeit vorzuziehen sind."

Wir können nur hinzufügen: wenn die sichtbare Kirche in ihrem Grundriß bis zu den letzten Ornamenten richtig durchgefühlt und verstanden werden will, so soll es vor allem auch die unsichtbare Kirche in ihren Grundideen und allen ihren Consequenzen seyn. Eines ist kaum ohne das andere möglich, wie auch die steinernen Kirchen gar nicht existiren würden, hätte sie nicht die Kirche aus ihrem Geist erbaut.

Die kirchlichen Reclamationen sind den Kunstkritikern mißliebig, werden aber gleichwohl beachtet werden müssen. Herr Kugler wirft S. 624 einen ungnädigen Seitenblick auf die Männer der Kirche, die sich erlauben, in Angelegenheiten der kirchlichen Baukunst, Bildnerei rc. ein Wort mitreden zu wollen. „Es gibt heutiges Tages eine besondre Partei, die mit Macht und Leidenschaft, wohl verbollwerkt durch eine gründliche Gelehrsamkeit, für den mittelalterlichen Spiritualismus der Kunst ficht und ihr Anathem gegen die Andersgläubigen, die ‚Sensualisten‘, hinausschleudert. Indeß wohnt der Kern der Partei doch etwas seitab, in Frankreich, wo alte und neue Kunstsünden, u. A. wohl das effektvoll Materialistische in der heutigen Kunst Frankreichs, zu einer solchen bußepredigenden Aesthetik, zu dieser viel ernsthafteren Reaction, als es unsre gutmüthige Romantik war, getrieben hat. Wir in Deutschland haben nur einzelne gesprengte Vorkämpfer dieser eifernden Schaar; ich glaube, daß diese mehr Worte machen, als sie sonst Inhalt haben, und wenn sie sich auch anderweit gar mit dem starrsten Ultramontanismus verbinden, — unsern Anfängern von unbefangener Kunst und unbefangenem Kunsturtheil, die beide, so Gott will, auf festem Boden stehen, droht durch sie keine Gefahr." Das scheint uns ein Ausbruch ungerechten Unwillens zu seyn. In der kirchlichen Kunst sind so viele Dinge so rein kirchlichen Ursprungs, daß das s. g. unbefangene Kunsturtheil nicht ausreicht, sie zu begreifen und zu würdigen, am wenigsten, wenn die Unbefangenheit und Unbekümmertheit um die unerläßlichen Forderungen der Kirche gemeint ist. Die von Herrn Kugler und so vielen andern ästhetisch gebildeten Protestanten so sehr bewunderte Kunst des Mittelalters ist durch und durch eine Schöpfung der Kirche und zwar der katholischen Kirche, ist aus ihrem Geist und Leben hervorgegangen, durch und durch von ihren Ideen beherrscht. Wenn nach und nach diese kirchliche Kunst entartete, so geschah es nur in dem Maaß, in welchem die Kirche an Ansehen und innerer Würde und Lauterkeit verlor, in dem Maaß, in welchem der strengkirchliche Geist des Mittelalters durch die moderne Bildung und durch die klassischen Studien überwunden wurde. Wenn nunmehr die alten Kirchen geplündert, wenn ihre Kunstschätze verschleudert, an Juden verschachert, endlich von Kunstfreunden wieder gesammelt und in Galerien aufgestellt wurden, so sind sie, wie viel Dank auch den Sammlern gebührt, doch hier nicht an ihrem rechten Platz, sondern sie gehören wieder in die Kirchen, aus denen sie stammen. Eifrig katholische Priester aber, die in jeder andern Beziehung wieder im alten Geist ihrer Kirche leben und wirken und die Renaissance endlich überwunden haben, sind unzweifelhaft berechtigt, die überall zerstreuten Reste der kirchlichen Kunst des Mittelalters als geistiges Eigenthum der katholischen Kirche zu vindiciren. Mag der Jude ein altes Madonnabild baar bezahlt haben und sein gutes Eigenthum nennen; mag der protestantische Kunstkritiker das Bild insofern für seine eigene geistige Errungenschaft halten, als er den Meister desselben ausgekundschaftet und Styl und Schule zuerst richtig beurtheilt hat, so bleibt es nichts destoweniger gewiß, die Madonna gehört weder dem Juden, der sie bezahlt, noch dem Protestanten, der sie erklärt, sondern dem Katholiken, der sie in die Kirche gestiftet hat, mit einem

Worte, sie gehört der katholischen Kirche an und bleibt ihr, mag sie durch der Zeiten Ungunst verschlagen werden, wohin immer.

Wir sehen nicht ein, warum die protestantische Kunstkritik dies nicht anerkennen, vor einer so unleugbaren Wahrheit sich sträuben sollte. Bleibt ihr doch ein grobes Verdienst, welches ihrerseits die gläubigen Katholiken freudig anerkennen sollten. Während die katholische Welt, von der Renaissance beherrscht, die schönsten Werke der mittelalterlichen Kirche vernachläßigte oder zerstörte, waren es protestantische Romantiker und Kunstforscher, die zuerst wieder auf den Werth jener vergessenen Werke aufmerksam machten und zu ihrer Erhaltung nicht nur, sondern auch zu ihrem bessern Verständniß beitrugen und gar vielen blind gewordenen Katholiken erst wieder die Augen öffneten. Suum cuique.

Wir stoßen im vorliegenden Werk S. 41 auch auf einen Streit über den Kölner Dom. Es erschien über dem Dombau im Jahr 1840 eine sehr verständige Brochure, die Herr Kugler kritisirt. Kugler tadelt, daß der Verfasser jener Brochure „den Dom von vornherein und vorzugsweise als ein Denkmal des Katholicismus, und zwar als das bedeutendste Denkmal desselben, bezeichnet. Eine solche Ansicht faßt aber die Bedeutung des Domes gar einseitig auf. Vor allen Dingen ist der Kölner Dom ein Denkmal des deutschen Geistes, ist er das Zeugniß der erhabensten Vollendung, welche die Architektur, und zwar durch diesen deutschen Geist, gefunden hat, so lange überhaupt die Menschen gestrebt haben, durch sinnliche Formen das Uebersinnliche auszudrücken. Ein katholisches Werk ist der Dom nur, weil er zugleich ein christliches ist, und weil er in jener Zeit gegründet war, da im Christenthum verschiedenartige Auffassungsweise noch nicht äußerlich auseinander getreten war. Oder verleugnen wir, die wir Protestanten genannt werden, die Vorzeit unsrer Geschichte? oder wiegt unser Gefühl für den erhabenen Sinn unsrer Väter und für das Land unsrer Väter, wenn ihr es auf die Wagschaale leget, auch nur um einen Gran weniger? Nein! der Dom von Köln ist ein deutsches Werk, es ist das höchste aller Werke, welche Deutschland im Bereiche sichtbarer Formen geschaffen hat, es ist das Werk, welches den Stolz Deutschlands vor allen Nationen der Erde ausmacht; er ist das Bundeszeichen, um welches alle Völker deutscher Zunge sich vereinigen müssen, und ganz Deutschland hat die Pflicht, dies Werk, wie es seinem Meister offenbart ward, der Vollendung entgegenzuführen!“ Das ist eine schöne patriotische Begeisterung, die nur gepriesen werden kann, die aber nicht wahr macht, was über die protestantische Betheiligung bei dem Bau gesagt wird. Der Kölner Dom ist kein deutsches Pantheon, an dem die Protestanten zu participiren hätten. Man kann zwar ein solches daraus machen. Man kann ihn ganz vollpfropfen mit Portraiten und Wappen von sämmtlichen deutschen Fürsten und Ministern, man kann am Ende auch allen berühmten deutschen Geistern, dem großen Dichter Göthe und dem großen Philosophen Hegel samt Gefolge Denkmäler darin setzen. Das wäre alles möglich, aber es würde eben nur eine Entstellung und Entweihung seyn. Der Kölner Dom ist eine katholische Kirche und hat als solche mit dem Protestantismus nichts zu schaffen. Wenn Protestanten daran bauen helfen, so thun sie es im Dienst der katholischen Kirche. Das Nämliche haben wir schon im Literaturblatt von 1843 Nr. 2 gesagt. „Es ist ohne Zweifel für jeden Protestanten interessant, sich das Verhältniß seiner Confession zum Kölner Dombau, zu dem Bau, durch welchen die Wiedererbauung unsrer Nationaleinheit vorgebildet werden soll, klar zu machen. So viel uns bekannt, ist nur die evangelische Kirchenzeitung tiefer in die Frage eingegangen; aber auch sie adoptirt die Ansicht, daß der Bau ein Nationalunternehmen sey. Nur wünscht sie, daß dem Protestanten doch wenigstens die Genugthuung werden müßte, seinen Kultus neben dem katholischen im Kölner Dom ausüben zu dürfen, wenn dieser Bau wirklich eine deutsche Kirche und ein Symbol der deutschen Einheit, mit Görres zu reden, ein Allerdeutschenhaus seyn solle? Gleichwohl will gedachtes Organ einer ansehnlichen und sogar strengen protestantischen Partei auch dann, wenn dem evangelischen Kultus diese Gunst niemals werden sollte, den Kölner Dombau mit Liebe und Eifer auch von protestantischer Seite gefördert wissen, weil es in dem Gebäude ein rein deutsches Werk erkennt, ja so ein rein deutsches, wie es die Reformation selbst war. Es ist etwas Wahres in diesem frappanten Satze, allein er beweist zu viel, er läßt sich nicht durchführen. Die Katholiken werden sich mit Recht dagegen verwahren, daß etwas, was allerdings rein deutsch ist, deßhalb auch nur entfernt protestantisch seyn müsse, und es wird ihnen nicht schwer fallen, zu beweisen, daß der Baumeister, der die gothischen Thürme licht und durchsichtig schuf, dabei an das protestantische Licht nicht gedacht hat. — Es ist vollkommen unmöglich, weder auf der einen Seite die Kluft auszufüllen, welche den Kölner Dom als katholische Kirche von den Protestanten trennt, noch auf der andern Seite das Band zu zerreißen, welches den Kölner Dom, obgleich ein rein deutsches und nicht römisches Werk, durch die kirchliche Gemeinschaft mit

Rom verbindet." Es scheint uns nicht überflüssig zu seyn, diese vor 11 Jahren niedergeschriebenen Worte jetzt zu wiederholen.

4) Abbildungen von Mainzer Alterthümern. Mit Erklärungen herausg. von dem Verein zur Erforschung der rhein. Geschichte und Arterthümer. V. Der Palast Karls des Großen in Ingelheim und die Bauten seiner Nachfolger daselbst. Mainz, Druck von Th. von Zabern, 1852. 4°.

„Der Saal von Ingelheim liegt auf einem Hügelvorsprung, der nach Norden sanft zum Rheinthal und nach Osten ebenso in eine kurze Thalmulde abfällt, welche sich weiter nach dem Saalgraben und dem Selzbach hinzieht. Auf der Süd- und Westseite durch einen tiefen Graben vom Dorf Niederingelheim getrennt, bildet der Saal in seiner Hauptform ein Viereck vor 300 Schritt Länge und 230 Schritt Breite. Die Westseite nehmen die Grundstücke und Gebäude des Palasts ein, die vorzugsweise ‚im Saal' genannt werden; daran schließt sich rechts die alte Befestigungsmauer — Rentmauer genannt — an, vor welche auf der Südwestecke ein runder Thurm, der Bolander, heraustritt. Auf der Südseite ist sie stellenweise noch gut erhalten, hat aber an der Südostecke, die ‚der Zuckerberg' heißt, eine Bresche, welche wahrscheinlich durch die Zerstörung eines dem Bolander ähnlichen Thurmes geöffnet worden ist. Auf der Ostseite, die zwei vorspringende Rundungen bildet, ist die Mauer oft ganz verschwunden, wird aber bei dem Thorthurme, durch den der Weg nach Heidesheim und Mainz führt, wieder leicht kenntlich. — Die Nordseite hatte, nach der Aussage alter Leute, eine ähnliche Thorbefestigung, die den Eingang vom Rheinthal darauf deckte, gegenwärtig aber bis auf eine deutliche Mauerecke verschwunden ist. Der Anschluß der nördlichen Umfassung an die Palastfront ist in einer Terassenmauer erhalten, aus welcher, nahe der Nordwestecke, gleichfalls ein runder Thurm vortritt. Die Mitte des ganzen hier umzogenen Raumes nimmt die Kirche ein." Da wo der eigentliche Kaiserpalast stand, ist jetzt — der Judenkirchhof.

Das Geschichtliche ist in Folgendem gegeben: „Schon vor 742 bestand in Ingelheim eine königliche Villa und eine dem heiligen Remigius geweihte Kapelle. Karl der Große baute daselbst zwischen 768 und 774, jedoch schwerlich mehr nach 792, weil er von da an bleibend in Aachen wohnte. Nach dem Jahr 784 kann er Marmorsäulen von Ravenna erhalten und in Ingelheim verwendet haben. Das Verlangen nach denselben scheint eher für Ingelheim als für Aachen entstanden zu seyn, da der Aachner Münster erst 796 gegründet wurde. Seine Nachfolger bis ins 14. Jahrhundert sind oft und in Pracht zum Empfang von Gesandten, zu Turnieren in Ingelheim gewesen, anfangs allerdings häufiger als später. 953 schien Ingelheim dem Kaiser Otto nicht fest genug gegen feindlichen Ueberfall, er feierte deshalb das Osterfest in Mainz. Wir vermuthen, daß der Saal damals überhaupt nicht befestigt war. Kaiser Friedrich I. Barbarossa (der auch anderwärts viel und fest baute [Gellenhausen, Seligenstadt, Kaiserslautern rc.] und die Mauern in Mainz 1163 schleifen ließ) erbaute Ingelheim 1154 wieder neu. — Fest steht, daß der Saal ums Jahr 1249 befestigt war, denn er wurde in diesem Jahr von Wilhelm von Holland belagert und genommen. Obschon er 1270 wieder belagert und verbrannt wird, so muß er 1337 doch nicht mehr zerstört gewesen seyn, da in diesem Jahr ein Turnier daselbst gehalten wurde. 1354 erneuerte, wie gesagt wird, Kaiser Karl IV. den Palast und die Kirche und stiftete im Saal ein Kloster. — Daß er wirklich viel gebaut habe, steht zu bezweifeln, denn erstlich findet, außer einigen eingesetzten gothischen Fenstern in der Kirche, in ganz Ingelheim auch nicht die Spur eines Profils oder sonstigen Merkmals dieses Styls." Das Stift wurde zwar erst 1576 aufgehoben, aber schon vorher verfiel der Kaiserpalast und wurden seine Säulen verschleppt, von denen sich noch einige in Heidelberg und Mainz vorfinden.

Die vorliegende Beschreibung ist reich illustrirt mit Zeichnungen der noch vorhandenen Ueberreste und mit dem Grundriß des Ganzen.

Wir werfen bei diesem Anlasse noch einen kurzen Blick auf die früheren Vereinshefte zurück. Das zweite enthielt Beschreibung und Abbildung vom „Schwert des Tiberius", dem am Rhein gefundenen Ehrengeschenk eines römischen Offiziers, das dritte und vierte aber Grabfunde aus deutschen Gräbern der nächsten Jahrhunderte nach der Völkerwanderung, worunter sich besonders die prächtigen „Gewandnadeln" von Bronze auszeichnen, die in ihren manigfaltigen Formen mit seltener Treue und Eleganz nach ihrer natürlichen Größe und in Farben wiedergegeben sind. Ueberhaupt ist der Mainzer Alterthumsverein nicht nur einer der thätigsten in Deutschland, sondern hat auch in Bezug auf die Abbildungen vorzugsweise Geschmack bewährt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, **Nº 58.** 22. Juli 1854.

Kunstgeschichte.

5) Nürnbergs Kunstleben in seinen Denkmalen dargestellt von R. von Rettberg. Ein Führer für Einheimische und Fremde. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1854.

Eigentlich eine zweite Auflage der „Nürnberger Briefe", aber so umgearbeitet, mit Zusätzen vermehrt und durch Holzschnitte illustrirt, daß ein neues Werk daraus entstanden ist. Der Verfasser hat das schöne Nürnberg im Verlauf der Jahre immer gründlicher studiert, immer mehr Vergessenes aufgefunden, und immer klarer in den eigenthümlichen Charakter seiner Kunst hineingeschaut. In letzterer Beziehung läßt er die frühern oft Mißverständnisse veranlassenden Stylunterscheidungen fallen und nimmt nur eine deutsche Kunst an, die sich auf verschiedenen Stufen ausgebildet habe: altdeutsch, mitteldeutsch, neudeutsch.

Im „Vorwort" verzeichnet er theils die Werke, die schon über Nürnbergs Kunst und Alterthum geschrieben sind, theils die schon vorhandenen Abbildungen derselben, soweit dadurch die dem vorliegenden Werk beigegebenen ergänzt werden müssen. Sodann folgt eine Uebersicht der Geschichte von Nürnberg und eine detaillirte Beschreibung der wichtigsten Bauten und Kunstwerke in dieser Stadt nach der Zeitfolge, in der sie entstanden sind. Mit der Charakterisirung ihres Styles und Werthes stehen biographische Notizen über die großen Nürnberger Meister immer in Verbindung und eine Menge in den Text gedruckter Holzschnitte, meist nach Originalzeichnungen, helfen der Beschreibung nach.

Zwei Elemente herrschen in der Nürnberger Kunst überall vor, das kirchliche und das bürgerliche, jenes mehr in den älteren, dieses mehr in den neueren Jahrhunderten; jenes hier wie anderwärts, dieses dagegen hier mehr eigenthümlich ausgeprägt. Der bürgerliche Geist ordnete sich ursprünglich mit tiefer Demuth dem kirchlichen unter, also daß selbst die reichsten Patricier von Nürnberg höchstens ihre Portraits als Stifter auf Kirchenbildern anbringen ließen, in knieender und durchaus untergeordnet betender Stellung, es aber noch keinem einfiel, sich mit majestätischer Miene in der Allongeperücke und mit einer Actenrolle als Marschallstab in der Hand über den Sopha seines Salons malen zu lassen. Als nach und nach die bürgerliche Macht wuchs, trat ein Gemeinsames von Reichthum, praktischem Geschick und Bequemlichkeit hervor, was eine höchst wohlthätige Gesammtwirkung äußerte und auf ein wohlgeordnetes Gemeinwesen schließen ließ. Man kann es nicht besser bezeichnen, als wenn man eine russische Stadt, etwa Smolensk oder Moskau dagegen hält. In Nürnberg sind die Gassen von derselben Höhe, der Styl der Häuser wenig verschieden, ein gleichförmiger Reichthum ist über die ganze Stadt ausgebreitet und beweist, daß hier gleichberechtigte Genossenschaften neben einander wohnen, während in jenen russischen Städten nur glänzende bunte Kirchen oder Adelspaläste aus einem Meer elender Hütten hervorragen.

Herr von Rettberg entwirft folgendes ausgezeichnete Bild von dem bürgerlichen Baustyl Nürnbergs: „Im Allgemeinen fällt, wenn gleich manches Zierwerk aus der kirchlichen Baukunst herübergenommen wird zum Schmucke von Thoren, Brunnen, größeren Hallen und Rathhäusern, doch namentlich bei den schlichteren Wohnhäusern das Emporstrebende weg, da der häusliche Verkehr mehr auf eine behagliche Ausdehnung in die Breite hinweist; dennoch findet man hier, wie überhaupt in den alten Städten, die sich innerhalb ihrer gegen die Plackereien des Raubadels schützenden Mauern zu halten genöthigt waren, zur Ersparung des Flächenraumes enge Gassen und hohe, oft vier- und fünfstockige, schmale,

jedoch tiefe Häuser. Daher die Giebelseite meist nach der Straße gewendet ist und ein treppenartiges Aufsteigen der verschiedenen Geschoße übereinander, und zwar in umgekehrtem Verhältnisse, so daß jedes höhere Geschoß das untere nach der Straßenseite hin oft sehr auffallend überragt. Es versteht sich übrigens, daß hier das Bedürfniß bald diese, bald jene Anordnung, und dieser angemessene Form hervorbrachte. — Zugleich will ich nicht unerwähnt lassen, wie unsre Väter, (schon in früheren Zeiten und bis hin zu denen des dreißigjährigen Krieges) ein und derselbe Kunstgeschmack in den geringsten Zierwerken und den einfachsten Hausgeräthen durchdrang; es ist wahrhaft rührend, zu sehen, wie sie sich so behaglich und gemüthlich in ihre vier Wände einzunisten wußten, wie sie so geschickt waren, überall sich selbst und ihr häusliches Treiben wiederzufinden, auf eine geschmackvolle, sinnige Weise gleichsam einzurahmen und sich in Schönheit zu versenken. Nicht in den Kirchen allein bewundern wir den feinen Sinn und die geschickte Hand des Bildners in Stein und Holz, Elfenbein und Erz, an Kanzeln, Altären, Chorstühlen und andern Geräthen; auch in der einfachen Behausung des einfachen Bürgers. Ueberall nehmen wir die künstlerisch gebildete Hand wahr in dem größten, wie an dem geringsten Hausrath, an Tischen und Stühlen, Schränken und Kästchen, Schlössern und Thürklopfern. Werke der höheren Kunst aber finden wir noch nicht für den bürgerlichen Bedarf in Anspruch genommen, sie werden allerdings von den Einzelnen gestiftet und beschafft, aber sie gehören — der Kirche! Die Kirche ist ihr Museum, ihre Kunstsammlung! und selbst das Familienbildniß, in dem jetzt jeder Dütendreher nebst Frau Gemahlin sich wohlgefällig selbst bewundern, wenn es vornehm von der Hauptwand über dem Sopha herablächelt, gehört der Kirche an, untergeordnet einer höheren Beziehung. Erst später erscheinen die prächtigeren, steinernen Herrenhäuser. Hinter den Nürnbergischen Häusern liegt oft ein kleiner Hofraum, der durch ein Hintergebäude geschlossen wird; ja manchmal dahinter noch ein zweiter Hof mit Hintergebäude, das dann zugleich von einer andern Straße her zugänglich ist. In den Kaufhäusern ist (wie in Venedig, an das überhaupt manche Einrichtung, selbst in der Verfassung erinnert) das Erdgeschoß ausschließlich für den Handelsbetrieb und ausgedehnte Waarenlager eingerichtet; in den oberen Stockwerken ist für eine meist große und doch verhältnißmäßig eng beisammengehaltene Haushaltung, eine Menge von Kammern hergerichtet, einige Sääle und Stuben sind meist schmal, aber tief und nicht hoch, mit schwerem, oft schön geschnitztem Täfelwerk gedeckt, der Fußboden oft auf venezianische Art mit Gips und eingedrückten Steinchen hergestellt, die dann glatt geschliffen und geölt wurden. — Zur Förderung des inneren häuslichen Verkehrs sind viele Treppen, große und kleine, mit schön durchbrochenen Stein- oder Holzgeländern hier und dort angebracht, ebenso dem Zwecke gemäß, große Vorplätze; um den Hof offene mit Geländern versehene Gänge u. s. w. Gleichwie im Innern die Einrichtung dem Bedürfniß entspricht, so auch die äußere Form. Um möglichst viel Licht zu gewähren, dienen viele Fenster, die, obgleich regelmäßig vertheilt, doch nicht langweilen, da die Giebelseite an sich schon mehr Wechsel darbietet als eine rechtwinklichte Längenseite. (Um hinwiederum der Kälte zu begegnen, welche durch die vielen Fenster eindringt, dienen große Kachelöfen, die viel Feuerung in sich aufnehmen und vermöge ihres Stoffes gut und nachhaltig wärmen). — Wie der Giebel ist auch die obere Gruppe der Fenster spitzsäulenartig angeordnet und der Giebel selbst oft treppenförmig ausgeschnitten, zuweilen auch die einzelnen Stufen mit aufstrebendem Zierwerk geschmückt oder nur einfach mit Pfeilern, die ein Dächlein haben wie an dem alten Zinnengiebel im Hofe des jetzt als Kaserne benützten Deutschordenhauses, welches 1290 gebaut wurde (bei der Deutschhauskirche. Um außerdem die Wandfläche manigfaltiger zu unterscheiden, treten oft senkrecht aufstrebende Reihungen, Stäbe, Streife u. s. w. aus ihr hervor; auch sind die Fensterfelder vertieft in die Mauer eingelassen, einzeln, paarweise oder zu dreien, mit mehrfach eingezogenen oder auch einfachen Bögen überspannt, selbst mit einer flachen Bedeckung. Bei Fenstern mit zwei Nebenflügeln ist meist das Mittelfenster das höhere und dem angemessen dann auch die Umrahmung. — Häufig sieht man in Nürnberg die Häuser mit malerischen, behaglich auf die Gasse schauenden Erkern — sogenannten Chörlein — versehen, die denn auch einen mehr oder minder reichen bildnerischen Schmuck gestatten; ferner an Eckhäusern oft auf einem Tragstein ein Standbild errichtet."

Mit gleicher Liebe und Gründlichkeit charakterisirt der Verfasser die Kirchen, die Burg, alle einzelnen bedeutende Gebäude Nürnbergs, ferner die verschiedenen Schulen der bildenden Kunst und ihre großen Meister Wohlgemuth, Adam Kraft, Veit Stoß, Albrecht Dürer 2c. Zum letztern macht er S. 117 die interessante Bemerkung: „Kein deutscher Maler hatte die Kraft der Empfindung und den sittlichen Höhenpunkt, den Reichthum der Einbildungskraft und die Fülle der Gedanken wie Albrecht Dürer. Nur Einer kam ihm nahe, aber erst dreihundert Jahre später, unser herrlicher Cornelius:

er hat ihn ganz verstanden, weil er seines Gleichen war, er hat etwas Tüchtiges von ihm gelernt und er hat der deutschen Kunst durch ein richtiges Anknüpfen an Dürer wieder einen Zusammenhang und eine Folge gegeben."

Seit drei Jahrhunderten ist leider in Nürnberg, wie überall in Deutschland, unendlich viel zerstört worden. Die Reformation duldete schon vieles nicht mehr, die Renaissance und Aufklärung riß noch viel schonungsloser ein. Hier eine kleine Probe, welchem Schicksale berühmte Nürnberger Kunstwerke unterlagen. Der „englische Gruß" von Veit Stoß wurde in seiner hohen Schönheit von der Bürgerschaft geschont, wenn auch die reformirten Prediger dagegen eiferten. „Es ist viel darüber gewitzelt worden, daß dieser englische Gruß früher in einem Sacke hing, daß man ihn nicht sehen konnte; doch trug vorläufig wohl die Schuld der gute zänkische Osiander, der gegen das an einer kunstreichen Kette im Chor herabhangende Schnitzwerk gewaltig eiferte und die Maria nur ‚die goldene Grasmagd' nannte: da umhüllte man sie denn, ihm zu gefallen, mit einem grünen Tuch, worauf das Tucherische Wappen, und diesen Sack schnürte man unten zusammen. Uebrigens mußte Ehren-Osiander auch manchen Schabernak leiden. So hatte man beim letzten Schembartlaufen 1539 (— Umzug der Metzger mit allerlei Fastnachtspossen, so genannt von Schembart oder Schönbart, d. h. Larve, Mummerei —) einen Priester, der ihm täuschend nachgeahmt war, in die Mitte zwischen einen Doctor und einen Narren gesetzt, was unser geistlicher Seelenhirt so übel nahm, daß er Lärm schlug und dadurch die gänzliche Abschaffung jenes ergötzlichen Volksfestes veranlaßte. — Später fand die Kette im Verlaufe der Zeit einen besonderen Liebhaber und wurde durch einen Strang ersetzt; nachdem aber der englische Gruß in die Kaiserkapelle, dann in die Frauenkirche und endlich wieder in die Lorenzkirche geschafft worden, hatte man ihn nicht gehörig befestigt, das Werk stürzte fünfzig Fuß hoch herab (1817) und wurde so völlig zertrümmert; doch wurde es durch die Gebrüder Rotermund vortrefflich wieder zusammengesetzt und aufgefrischt. Nur die mächtige Krone, die wir noch in Doppelmayrs übrigens höchst ungenügender Abbildung sehen, wurde nicht wieder hergestellt."

Trotz der Zerstörungen, trotz des „Zopfes" der modernen Bauten hat sich in Nürnberg gleichwohl viel mehr Altes erhalten, als in irgend einer andern Stadt Deutschlands. Seine Kunstfülle war nicht zu erschöpfen. Auch begannen in der geschmacklosesten und schlechtesten Zeit doch patriotische Sammler manches als Curiosität aufzubewahren, was sonst untergegangen wäre. Neben den wackern und einsichtsvollen Männern aber, die im laufenden Jahrhundert zuerst auf den hohen Werth der Alterthümer Nürnbergs aufmerksam machten und dem zum Theil amtlichen Zerstörungswerk Einhalt thaten, steht der Antiquar Börner voran; dann wirkte unter König Ludwigs für Kunst und Alterthum segensreichen Regierung hauptsächlich Heideloff für Erhaltung und Restauration des Alten, ja es ist endlich so weit gediehen, daß man auch im Publikum angefangen hat, die alte Kunst für schöner zu halten als die moderne und daher wieder im ältern Style baut. Herr von Rettberg macht hiezu eine praktische Bemerkung: „Aus dem Bedürfnisse soll die Baukunst ihre ungezwungene Fortbildung erhalten, nicht blos aus der Einbildung oder aus dem Musterbuche, wodurch einer natürlichen Entwickelung immer Gewalt angelegt wird. Ganz verkehrt ist es ferner, wenn man meint, mit deutschem Zierwerk schon deutsch bauen zu können, denn das Zierwerk ist die letzte Blüthe des Bauwerkes, nicht seine erste Forderung und es soll sich aus den Neubauten eben so natürlich entwickeln, wie es sich aus den alten Bauten natürlich entwickelte. Es kann nicht unbedingt dasselbe seyn wie früher, weil unsre Bauwerke nicht dieselben seyn können und diese können es nicht, weil unsre Bedürfnisse, um deren Befriedigung willen wir bauen, nicht dieselben sind. Also können, sollen wir nicht deutsch bauen?! Allerdings! aber in unserer Weise, nicht gedankenlos und nicht blos mit altdeutschen Formen — von fremden ist natürlich gar keine Rede — wie wir auch deutsch reden, aber nicht blos mit altdeutschen Redeformen."

Allen die Nürnberg besuchen, wie allen, die um deutsche Kunst sich bekümmern, wird das vorliegende Buch von großem Nutzen und Interesse seyn. Wir empfehlen es auch Historikern, da hier die Kunstgeschichte tief in die Kultur- und Sittengeschichte eingreift.

6) Marienburg, das Haupthaus des deutschen Ritterordens in dem ehemaligen und in dem gegenwärtigen Zustande. Von August Witt. Mit zwei Ansichten. Königsberg, W. Koch, 1854.

Das berühmte Ordenshaus Marienburg, Residenz des Hochmeisters, Hauptsitz des deutschen Ordens wurde schon im 13. Jahrhundert angelegt und nach und nach zu einem bewunderungswürdigen und in seiner Art einzigen Werke der Baukunst vollendet und aufs reichste innerlich ausgeschmückt, kam aber schon im 15. Jahr-

hundert in die Gewalt der Polen, die übel mit diesen Räumlichkeiten umgingen und im Jahr 1772 an Preußen. Damals herrschte unter Friedrich dem Großen das Nützlichkeitssystem und eine grenzenlose Verachtung gegen alles Mittelalterliche. Hatten nun schon die Polen aus altem Haß gegen den Orden das Prachtgebäude verfallen, auf alle Art mishandeln und mit so viel Schmutz und Schutt erfüllen lassen, daß z. B. aus den umfangreichen Kellerräumen später Tausende von Fudern Schutt weggefahren werden mußten, die alle aus der polnischen Zeit herstammten, so setzte die preußische Bureaukratie und die Industrie das Werk der Zerstörung noch viel gründlicher fort. Das „hohe Schloß“ wurde in eine Kaserne umgewandelt. „Der Kapitelsaal, einer der schönsten Säle des Schlosses, wurde durch eine Zwischendecke in zwei Stockwerke getheilt und zu Wohnungen für die Offiziere eingerichtet. Im südlichen Flügel wurde ein Thor nach der Stadt durchgebrochen und mit geschmacklosen, modernen Verzierungen versehen, und das Alterthümliche der Außenseite des Schlosses wurde dadurch vollständig vernichtet, daß die Schießlöcher und die alterthümlichen Fenster vermauert, neue Fenster eingesetzt und die Mauern mit einem Kalkanwurfe überzogen wurden.“ Im Jahr 1801 machte man aus der Kaserne ein Kriegsmagazin. „Um so viele Bodenräume als möglich für Getreide, Mehl 2c. 2c. zu gewinnen, wurden sämmtliche Gewölbe, selbst das bis dahin noch erhaltene herrliche Gewölbe des Kapitelsaales, eingeschlagen, der vom Kapitelsaale nach dem Eingange zur Schloßkirche führende Kreuzgang niedergerissen und die beiden Granitpfeiler, welche diesen Kreuzgang trugen, wie auch die uralte Thüre des Eingangsthores auf der Nordseite zertrümmert. Die Fenster wurden entfernt und statt deren kleine, hölzerne Speicherluken angebracht.“ Im s. g. Prachtgeschoß befand sich der Remter. „Dieser prachtvolle Remter, in dem einst der Hochmeister fürstliche Gäste und fremde Gesandtschaften empfangen und glänzende Festmahle gegeben, war, als man die Wiederherstellung des Schlosses begann, gänzlich verwüstet und von aller früheren Herrlichkeit desselben war keine Spur mehr zu erblicken. Denn im Jahr 1785 war dieser Saal auf Anordnung der preußischen Regierung durch den Kriegsrath Müller zu Wohnräumen und Arbeitszimmern für Baumwollenweber eingerichtet, und zu diesem Zwecke war der Raum des Saales durch eine Zwischendecke in zwei Stockwerke und durch eine Kreuzscheidewand, in deren Durchschnitt der Pfeiler vermauert stehen blieb, in acht Stuben eingetheilt. Die Wände und selbst die sich senkenden Gewölbegurten waren zerhackt, die großen Fenster theils ganz, theils halb vermauert und durch Entfernung der steinernen Fensterkreuze den kleineren Räumen anpassend gemacht, die steinernen Sitzbänke weggebrochen und durch das kunstreiche Gewölbe vier Schornsteine in die Höhe geführt.“ Diese Schilderungen reichen hin, um sich einen Begriff davon zu machen, wie man mit dem ehrwürdigsten Alterthum, welches Preußen aufzuweisen hat, in der Zeit der Aufklärung umging.

Inzwischen hat man doch nicht alles eingerissen und vieles ließ sich in seiner alten Gestalt, anderes wenigstens annähernd herstellen. Schon im Jahr 1803 zeichnete ein gewisser Gilly die Ueberreste des Schlosses von Marienburg genau ab und ein gewisser Friedrich Frick edirte diese Zeichnung mit einer Beschreibung, worauf noch in demselben Jahr der patriotische Dichter Max von Schenkendorf im Freimüthigen dringend aufforderte, mit der weiteren Zerstörung des herrlichen Baues einzuhalten. Aber erst im Jahre 1815 konnte Herr von Schön, Oberpräsident von Preußen, den Gedanken einer Restauration fassen und zur Ausführung bringen. Es fehlte anfangs an Geld, der Staat konnte, noch vom letzten Kriege erschöpft, nicht viel aufwenden. Bald aber bot nicht nur der Staat reichere Spenden an, sondern erlaubte auch den Collegien, Genossenschaften, Familien und Privaten, den Wiederaufbau und die Wiederausschmückung des Ordenshauses zu unterstützen. Alle Stände wetteiferten in patriotischen Gaben und das Werk gedieh überraschend schnell. In vorliegender kleiner Schrift wird ausführlich gezeigt, wie ein Theil des Baues nach dem andern wiedererstanden, ein Saal oder Zimmer nach dem andern neu ausgeschmückt worden sey und alle Geber werden dabei genannt. In der Regel ließen dieselben ihre Wappen in den Räumlichkeiten anbringen, die durch ihre Unterstützung hergestellt worden waren und da es sich von einem Ritterhause handelte, in welchem ehemals unzählige Wappen prangten, so erscheint diese Wappendecoration gerechtfertigt und haben die Familien der Wiederhersteller ohne Zweifel auch Anspruch darauf, daß gerade ihre Wappen die Wände zieren. Sonst möchten wir das Anbringen moderner Dinge in so alten Räumen der Vorzeit nicht gutheißen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, | N° 59. | 26. Juli 1854.

Universitätswesen.

Geschichte der Pädagogik von Karl von Raumer. Vierter Theil. Unter dem besondern Titel: die deutschen Universitäten. Stuttgart, S. G. Liesching, 1854.

Mit diesem Bande schließt das geschätzte Werk, dessen frühere Theile wir sämmtlich in diesen Blättern besprochen haben. Es schließt mit den Hochschulen, als der höchsten Stufe, bis zu welcher die Pädagogik gelangte. Der ehrwürdige Verfasser legt den Accent darauf, daß die Hochschulen immer noch Schulen sind, weil man in neuerer Zeit ihren pädagogischen Zweck nur zu sehr außer Augen zu setzen pflegt und mehr nur Zwecke der Gelehrsamkeit und des Privatruhmes daselbst verfolgen möchte, unbekümmert um den Lehrzweck, oder sich einbildet, die Universitäten seyen um der Professoren willen allein da, und nicht wegen der lehrbedürftigen Studenten.

Herr von Raumer beginnt mit einem Ueberblick über die Geschichte der Universitäten und begegnet sich hier vielfach mit Tholuck, dessen ausgezeichnetes Werk über die Universitäten wir vor kurzem unsern Lesern vorführten. Herr von Raumer hebt gelegentlich mehr hervor, daß die damals überhaupt allmächtige französische Mode auch auf unsere Hochschulen merklich eingewirkt habe, wie sehr auch die deutsche Studentenrohheit der glatten französischen Hoffitte zu widersprechen scheint. Man darf nur die Memoiren aus der Zeit Ludwigs XIV., z. B. die Briefe der deutschen Prinzessin Elisabeth Charlotte lesen, um sich zu überzeugen, wie viel entsetzliche Rohheit sich auch in Frankreich unter höfischeren Formen verbarg. Man darf nur die Gedichte der zweiten schlesischen Schule lesen, um wahrzunehmen, daß in den nach allen Rechten der französirten Gartenkunst aufs zierlichste zugeschnittenen Blumenbeeten der Poesie ganze Heerden Schweine liefen. Endlich bewiesen auch die französischen Floskeln und Manieren, die bereits im dreißigjährigen Kriege unter der verwilderten Soldateska aufkamen, wie leicht die deutsche Barbarei den französischen Schliff annahm. Darnach muß man nun auch die deutsche Studentenwirthschaft des siebzehnten Jahrhunderts beurtheilen, daraus allein ist sie zu erklären.

Man hätte freilich erwarten sollen, die Reformation, in einer sittlichen Entrüstung geboren, werde nachhaltig genug auf die Sitte und Charakterbildung gewirkt haben, um das Versinken der studierenden Jugend in den tiefsten Sumpf der Gemeinheit und in die französische Lüderlichkeit zu verhindern. Allein es geschah nicht. Die Reformation, ein Riese und Herkules gegen Rom, war ein Zwerg und schweifwedelnder Höfling gegen die Territorialfürsten geworden, und da diese gerade damals alle den Götzen Ludwig XIV. in Paris anbeteten, so war auch in der deutschen Theologie und Wissenschaft keine Kraft mehr, die studierende Jugend vor dem Modedämon zu schützen. Der deutsche Student war damals im Durchschnitt ein alles edleren deutschen Sinnes und Strebens entkleideter, zum Vieh herabgesunkener roher Kerl, der die Renommisterei der französischen Musquetaire nachäffte, während die feineren Akademiker mehr der italienischen Mode folgend poetische Schäfereien trieben, den deutschen Sinn aber eben so gründlich verloren hatten.

Man bezeichnet gewöhnlich die tiefste Corruption der damaligen Universitäten mit dem Namen Bachantenthum oder Pennalismus. Die Bachanten und Pennalen waren, was man jetzt Füchse nennt, neue Studenten, die von den alten auf alle mögliche Art misbraucht und verdorben wurden. Die alten Studenten, in die entsetzlichste Faulheit und Lüderlichkeit versunken, lebten vom Vermögen und von den Sclavendiensten der neuen. Ueberall gab es alte Studenten, die zu keinem bürger-

lichen Amte fähig, als Säufer, Spieler ꝛc. Jahrzehnte lang auf derselben Universität hockten und eine Generation von Studenten nach der andern tyrannisirten. Der Name Bachant hat keinen Sinn, er ist nur entstellt aus dem französischen bec jaune, Gelbschnabel. Philander von Sittewald erzählt: „,Es wimmelte voller Studenten. Die vornehmsten saßen an einer Tafel und soffen einander zu, daß sie die Augen verkehrten als gestochene Kälber. Einer brachte dem andern eines zu aus einer Schüssel, aus einem Schuh, der eine fraß Gläser, der andere Dreck, der dritte trank aus einem Geschirr, darin allerhand Speisen waren, daß einem davor übel wurde. Einer gab dem andern die Hand, fragten sich unter einander nach ihrem Namen, und versprachen sich ewige Freunde und Brüder zu seyn, mit angehengter dieser gewöhnlichen Clausel: Ich thue was dir lieb ist, ich meide was dir zuwider ist: bande je einer dem andern einen Nestel von seinen Lodder-Hosen an des andern zerfetztes Wammes. Die aber, denen ein anderer nicht Bescheid thun wollte, stellten sich theils als Unsinnige und als Teufel, sprangen vor Zorn in alle Höhe, und raufften aus Begier solchen Schimpff zu rächen sich selbst die Haare aus, stießen einander die Gläser in das Gesicht, mit dem Degen heraus, und auf die Haut bis hie und da einer niederfiel und liegen bliebe: und diesen Streit sahe ich auch unter den Besten und Blutsfreundten selbst mit teuffelischem Wüten und Toben geschehen. Andere waren da, die musten aufwarten, einschenken, Stirnknuppen, Haarropfen aushalten, neben andern vielen Cerimonien, da die andere auf diese als auf Pferde oder Esel sassen, und eine Schüssel mit Wein auf ihnen aussoffen, etliche Bacchus Liedlein dazu sangen, Bacchus-Meß lasen: O vitrum gloriosum! Resp. Mihi gratissimum! Welche Aufwarter von denen andern genandt wurden Bachanten, Pennäl, Haußhahnen, Spulwürme, Mutter-Kälber, Säuglinge; denen sie endlich, bei Beschließung selber Cerimonien und Gesängs, das Haar abschoren, als den Nonnen, so Profeß thun wollen: dannenhero diese Schoristen, Agirer, Pennalisirer heißen, die sich aber unter einander fröhliche, freie, redliche, tapfere und herzhafte Studenten tituliren. Andere soffen einander zu auf Stühl und Bänken, auf Tisch und Boden durch den Arm, durch ein Bein, auf den Knien, den Kopf unter sich, über sich, hinter sich und für sich. Andere lagen auf dem Boden, und liessen sich einschütten, als durch einen Trichter. Bald gieng es über Thür und Ofen, Trinkgeschirr und Becher, und mit demselben zum Fenster hinaus mit solcher Unsinnigkeit, daß mir grausete: Andere lagen da, speyeten und kotzeten als die Hunde.' Eine zweite Schilderung dieses scheußlichen Studentenlebens theilt Schöttgen aus einer Gießener Schrift mit, welche meldet, daß die Schoristen bei Pennalischmausereien, wenn sie genug gefressen und gesoffen hatten, Mobilien, Bücher, geschriebene Sachen, Kleidung und was sie sonst gefunden, mitgenommen, und noch darzu allerhand Insolentien getrieben, nämlich Ofen, Thüren, Fenster, Tische und Kasten zu zerschlagen sich unterstanden. Ferner hat man die jungen Studenten gebraucht zu Abschreibung allerhand Schriften, zur Aufwartung, zu Verschickung, auch wohl auf 10, 20 und mehr Meilen."

In dem Ceremoniell des Comment, den Duellgesetzen ꝛc. tritt der französische Einfluß am deutlichsten hervor. „Der Comment, bemerkt Klüpfel, ist vermuthlich dem Ceremoniell des spätern Ritterthums und Hoflebens, wie es sich am Hofe Ludwigs des Vierzehnten entwickelt hatte, nachgebildet. Die meistens dem Französischen entnommenen technischen Ausdrücke deuten auf diesen Ursprung.' Dahin gehören viele zum Theil verunstaltete Worte: Comment, Comment suspendu, Satisfaction, Avantage, Touche, Secundieren, Renommieren, Renonce, Maltraitationen, Chargierte u. a. Auch kam, nach Klüpfel, der Stoßdegen mit tellerförmigem Stichblatt von Frankreich herüber."

Der Geist auf deutschen Universitäten besserte sich ein wenig, als Philosophie und Poesie einen neuen Aufschwung nahmen, eine neue Begeisterung erweckten, doch blieb im Hintergrunde immer noch sehr viel von der alten Rohheit, durch welche sich einige Universitäten namentlich auszuzeichnen fortfuhren. Erst die Jahre 1813—1815 brachten eine tiefe sittliche Erschütterung in die deutsche Jugend und weckten sie aus der Versunkenheit. Da entstand die „christlich-deutsche Burschenschaft", die jenes veraltete französische Herkommen von den deutschen Universitäten verbannte und einen ganz neuen Grund für das Studentenleben legte. Herr von Raumer erlebte diese Zeit als junger Universitätslehrer und es macht ihm Ehre, daß er nicht wie so viele Andere aus Aerger über die mancherlei Täuschungen und Thorheiten, die damals mit unterliefen, jene Zeit verunglimpft und bespöttelt, sondern immer noch die sittliche und nationale Begeisterung anerkennt, festhält und zur Geltung bringt, welche damals die Mehrheit der Studenten durchdrang. Er erzählt uns von seinen Erlebnissen auf der Universität Breslau, vom Wartburgsfest, von der Gründung der allgemeinen Burschenschaft im Jahr 1818 zu Jena, von Sand ꝛc.

Den Schluß seines Werks bilden verschiedene Abhandlungen über die neuen Universitätszustände und Desiderien. In einem dieser Aufsätze vertheidigt Herr

von Raumer die kleinen Universitäten und bringt einen Gegenstand zur Sprache, der uns sehr erheblich scheint. Er spricht von der Sucht, die Universitäten aus kleinen in große Städte zu verlegen. „Besonders berufen sie sich auf die bedeutenden Institute der größern Universitäten, auf ihre reichen mineralogischen und zoologischen Sammlungen, auf botanische Gärten, physikalische Apparate, chemische Laboratorien, große Krankenhäuser, Anatomieen u. s. w. Man schaut vornehm auf die kleinen Universitäten herab, welche sich, wie man zu sagen pflegt, in allen diesen Dingen nach der Decke strecken, bei weit geringeren Einkünften überall nur Mäßiges leisten könnten. Ja man meint: schon um ihrer beschränkten Einnahme willen sey es ihnen versagt, Männer ersten Ranges zu den Ihrigen zu zählen; führte der Zufall ihnen solche zu, so sey meist das Bleiben derselben kurz, da die Ausgezeichneten bald auf größere Universitäten berufen würden. Ehe wir nun näher auf Vergleichung des Werthes größerer und kleinerer Universitäten eingehen, müssen wir gegen den Begriff von Universität auftreten, welchen jene Präconen größerer Universitäten aufstellen. Universitäten sind keineswegs einzig zur Förderung der Wissenschaften an sich gestiftet. Dies bezwecken die Akademien, während die Universitäten Lehranstalten sind. Wenn jene das gegenwärtige Vermögen der Wissenschaft nur als Mittel betrachten, immer mehr zu erwerben, als den terminus a quo zu größerer Bereicherung, wenn sie nur darauf bedacht sind, die Grenzen des wissenschaftlichen Reichs mehr und mehr zu erweitern, jede Disziplin feiner auszuarbeiten, tiefer und fester zu gründen, so ist dies Alles nicht nächster, directer Zweck der Universitäten, sie sind, ich wiederhole es, Lehranstalten. Dem Lehrer liegt zunächst ob: das was in seiner Wissenschaft bis zur Klarheit und Gewißheit ausgebildet ist, fest ins Auge zu fassen, und dieses Klare und Gewisse seinen Schülern mitzutheilen. Er soll ihnen nicht Most einschenken, in welchem noch mancherlei Unreines durcheinander gährt, sondern ausgegohrenen reinen Wein. Dem Akademiker ist also die Wissenschaft an sich Zweck, dem Universitätslehrer das Lehren der Wissenschaft. Dies Lehren ist seine amtliche Aufgabe, er darf sie nie aus den Augen verlieren. Man klagt mit Recht über Gymnasiallehrer, die mit Hintansetzung des schulgemäßen Lehrens ihren Schülern Kathedervorträge halten und eitel der Universität vorgreifen; aber ebenso tadelnswerth sind solche Universitätslehrer, welche mit Hintansetzung ihrer eigentlichen Aufgabe sich eitel durch stets rein wissenschaftliches Arbeiten der Akademie anschließen wollen und über dem Streben nach Celebrität ihr Lehramt aus den Augen verlieren."

Die größte Gelehrsamkeit geht nur zu oft Hand in Hand mit einer gänzlichen Unfähigkeit zum Lehramt und überhaupt mit einem unpraktischen Wesen. Der Akademiker, der weiland gelehrte Chorherr und Canonicus sollte daher mit dem Professor nie verwechselt werden. Nun gibt es aber keine Stiftungen mehr, in denen große, aber unpraktische Gelehrte versorgt und ihren Studien überlassen werden könnten, und so müssen sie ein Lehramt übernehmen und Professoren werden, wozu sie nicht taugen. Andre, besonders jüngere Professoren wollen sich mit ihren Lehrgaben nicht begnügen, sondern sich höher hinaufschrauben und wenn nicht alle Akademiker, doch um so gewisser Hof- und Staatsmänner werden. Es ist ein Wettrennen entstanden nach Hofraths-, geheime Hofraths-, geheimen Rathstiteln, Orden, Mitgliedschaften an k. Akademien ꝛc., oder aber im Gegensatz dagegen ein Wettrennen auf der Oppositionsseite, Kammermitglied zu werden, eine politische Rolle zu spielen ꝛc. Alles, was zur Universität gehört und darin verbleiben sollte, will über sie hinaus. Damit verbindet sich denn allerdings nothwendigerweise auch die Tendenz, aus dem kleinen Universitätsverhältniß weg in die Residenz zu kommen, um dort sein Licht leuchten zu lassen.

Es gibt nur ein einziges Mittel, diesen Uebelständen entgegenzuwirken, aber Herr von Raumer führt es nicht an. Wir glauben, das Uebel liegt hauptsächlich in dem Umstande, daß die Universitäten je mehr und mehr ausschließlich Staatsanstalten geworden sind. Sie haben ihren ursprünglichen Charakter als Kirchen- und Stiftungsanstalten, als reiche und selbständige Corporationen verloren. Es wäre unnatürlich, sofern einmal der Staat allein die Lehrer besoldet, um für den Staat allein Beamte zu unterrichten und abzurichten, den Universitäten die Sympathie zu verdenken, die sie unwiderstehlich in die Residenzen zieht. Denn was vom Staat ist, strebt auch zum Centrum der Staatsgewalt. Dieses Jagen der Gelehrsamkeit nach der Staatslivrée würde gar nicht stattfinden, die Lehrer sammt den Studenten würden gern auf kleinen Universitäten bleiben und hier glücklich seyn, wenn die letztern noch einen von der Bureaukratie unabhängigen Fonds und Geist hätten.

Kunstgeschichte.

7) Jobst Amman, Zeichner und Formenschneider, Kupferätzer und Stecher. Von C. Becker. Nebst Zusätzen von R. Weigel. Mit 17 Holzschnitten und Register. Leipzig, Rudolph Weigel, 1854.

Amman war einer der bedeutendsten Kupferstecher und Formenschneider des 16. Jahrhunderts, gebürtig aus

Zürich, aber eingebürgert in Nürnberg. Er hat lange gelebt und ganz erstannlich viel producirt, namentlich in Illustrationen zu den gelehrten und populären Werken, die in seiner Zeit erschienen. Mit dieser Fruchtbarkeit aber verband er Naturtreue und Eigenthümlichkeit. „Beobachtet man Amman in seinen Entwürfen, so spiegelt sich der Stand der Kunst und der Geist seines Zeitalters vollständig bei ihm ab. Er ist der Hans Sebald Beham seiner Zeit und manches diesem Meister Eigenthümliche mag durch Virgil Solis, welcher sich hauptsächlich nach ihm gebildet zu haben scheint, auf Amman übergegangen seyn und einen fruchtbaren Boden gefunden haben. Seine Darstellungen aus dem classischen Alterthum, mit den heidnischen Gottheiten und Allegorien, seine biblischen Geschichten mitunter, sind größtentheils manierirt und nicht selten langweilig. Die naive Darstellungsweise, die Götter, Heiligen und Helden im Costum der Zeit erscheinen zu lassen, war vorüber und das antike Wesen war dem Meister fremd. Sein eigentliches Feld ist seine Zeit, mit den sinnlich frohen Darstellungen des gewöhnlichen Lebens, worin er es zur Meisterschaft gebracht hat. Seine Bauern, Landsknechte, Jäger, Bettler, Strolche, Lumpenmusikanten, Männer, Frauen und Kinder im Putze der Zeit, die Schildhalter im Stamm-, Wappen- und Gesellenbuch, besonders die mitunter leichtfertigen Bilder im Kartenspielbuch und die humoristischen Darstellungen im Reinecke Fuchs, sind mit der keckften Laune und mit tiefer Naturwahrheit entworfen."

Zum erstenmal erscheint hier ein vollständiges Verzeichniß seiner Werke, ein räsonnirender Katalog mit historischen Notizen und kritischen Bemerkungen, eine in ihrer Art meisterhafte Monographie.

8) Ueber den Dolichenus-Cult von Custos J. G. Seidl. Wien, in Commission bei Braunmüller, 1854. Mit 6 Tafeln.

Herr Seidl stellt hier erstmals alle Bildwerke und Inschriften zusammen, die von dem Gott Dolichenus handeln. Dieser Gott gehört dem spätern römischen Kaiserthum an und erscheint insgemein als römischer Imperator mit Attributen theils des Jupiter, theils des persischen Mithras aufrecht stehend auf einem Stiere. Die in Rede stehende Zeit liebte solche Vermengungen der Culte, Vermittlungen zwischen Orient und Occident. Römische Legionen, Kaufleute, Priester drangen als Eroberer in Asien ein, brachten ihre Ideen dahin und assimilirten sich alles Verwandte. Andrerseits kamen die Besiegten wieder mit ihren Ideen nach Rom, erbeutete Götterbilder ꝛc. Das Fremdartige interessirte, hatte den Reiz der Neuheit. Es lag im Interesse der Regierung selbst, sich die Unterworfenen zu verbinden. So entstanden orientalische oder halborientalische Götzen, Tempel und Culte in Rom. Einige derselben hatten das Glück, Mode und allgemein verbreitet zu werden. Darunter hauptsächlich der Mithrascultus als das im Sonnencultus concentrirteste und vergeistigtste Heidenthum überhaupt, der Orpheuscultus als das dem Christenthum am meisten sich nähernde, ihm vielleicht heimlich schon hingegebene Heidenthum, und der Dolichenuscultus als die Auflösung des Götterdienstes in die Vergötterung der Kaiser. Der Mithrasdienst glorificirte die Vorzeit mit dem letzten Sonnenblick des scheidenden Heidenthums, der Orpheusdienst bereitete die christliche Zukunft vor, der Dolichenuscultus aber war nur das Interesse der Gegenwart, ein politischer Cult des Nutzens und der Furcht. Alle drei vereinigt charakterisiren vorzugsweise die spätere Kaiserzeit vor der Völkerwanderung und vor dem Siege des Christenthums.

Herr Seidl spricht ausschließlich von Dolichenus, den er von der Stadt Doliche in Syrien herleitet, einem geeigneten Ort, um den jovischen Cult des Römerreichs dem des persischen Mithras zu vermitteln. Der Gott ist Jupiter, durch Blick und Adler und wallendes Haupthaar kenntlich, trägt aber zugleich die spitzige Haube des Mithras und hat unter sich den Stier, wie Mithras, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht auf dem Stiere kniet, sondern steht. Diese Stellung ist eben so bedeutsam, wie das Imperatorenkleid des Gottes. Es wird dadurch, wie Herr Seidl sehr richtig bemerkt, die siegreiche und überwiegende Macht des römischen Kaisers ausgedrückt, in welcher sich alle ältere Macht der Götter des Abend- und Morgenlandes vereinigen. Es ist ein Cult der Legionen. Dieser Lagercult breitete sich über das ganze römische Reich aus, daher wir Dolichenusbilder und Inschriften in Menge finden, unter andrem auch im südlichen und westlichen Deutschland, wo Römer hinkamen. Zu den auf S. 32 verzeichneten Denkmälern gehört auch eine Inschrift aus Remagen. Archäol. Zeitschr. 1852 S. 255.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Sonnabend, **Nº 60.** 29. Juli 1854.

Kunde der h. Orte.

Die Erdkunde von Carl Ritter. Theil XVI. Erste Abtheilung. Erdkunde von Asien. VIII. 2. Abth. Vergleichende Erdkunde der Sinai-Halbinsel, von Palästina und Syrien, III. 1. Abth. Berlin, Reimer, 1852.

Dieser neue Band der großen Erdkunde Ritters ist, obwohl van 1852 datirt, doch erst kürzlich ausgegeben worden. Er handelt von der Stadt Jerusalem und ihren nächsten Umgebungen mit so vollständiger Benutzung der Quellen und so gründlicher Kritik, wie wir es van C. Ritter gewohnt sind. Ueberall beachtet der Verfasser die Naturverhältnisse des Landes, das Gealogische und Meteorologische, die Minerale, die Flora und Fauna, Ackerbau, Verkehr, die physische und sittliche Beschaffenheit der Einwahner, ihre Zustände, Verfassung, Cultur; sodann das Histarische, ältere Geschichte und alte Denkmale des Landes, Herkommen des Volks rc. Da nun Jerusalem und das h. Land ein Centralpunkt erster Classe in der Völkergeschichte ist und da von den ältesten Zeiten an so viel darüber geschrieben ist, kann man sich vorstellen, welche Fülle von höchst interessantem Stoffe in diesem Bande zusammengedrängt ist.

Daß der Name Palästina mit dem Namen der Philister und der Plethi (Krethi d. i. Kreter van der Insel Kreta, und Plethi werden oft neben einander gestellt) identisch ist, wird vielleicht mancher Leser nicht wissen. Aus der vorjüdischen Periode erscheint vornehmlich der ältere cananitische Bergcultus von Interesse. „Zu des Propheten Elias Zeit spielte der Berg Karmel eine für die Völker noch wichtige religiöse Rolle, da hier der reine und entschiedenste Jehovadienst noch mit der dort einheimischen alten Bergverehrung der Cananiter (und daher auch der Phönicier) verbunden war, wie in ältester Zeit, da Abraham auf dem heiligen Berge Maria seinen Altar baute (1. B. Mose 22, 2 u. 9), dem David auf der Tenne Arafna des Jebusiters (s. ab. S. 364) gefalgt ist. Aber auch wie früher zn Mase Zeiten, da Sinai und Hareb, und auch noch zu Elia Zeiten (1. B. Kön. 19, 8), ‚Berge Gottes‘ waren. In den Zeiten der Debara war der Tabar der heilige Berg, der zu Volksversammlungen diente (Richter 4, 6 u. 12), wie zu Samuels Zeiten Mizpa's Höhe zum Richtplatz und zur Buße des Volks diente, zur Bekehrung zu Jehovah (s. ob. S. 108). Wahnte doch, nach dem Prapheten Micha 7, 14, ‚Jeharah selbst nach einsam im Walde, mitten auf Karmel,‘ wa Elia ihm einst den Altar erbaut hatte.“

Von der älteren blühenden Cultur des Landes hat sich aus der Zeiten Sturm wenig erhalten. Jetzt haben sich Deutsche im Wadi-Urtas, den vormaligen Gärten Salomo's, angesiedelt, einem einsamen paradiesischen Thal. Zwischen Bergen und tiefen Thälern, zwischen Meer und Wüste gibt es dort überall noch fruchtbare Landstrecken genug, die nur einer höheren Cultur entgegenharren.

Das Hauptinteresse ruht auf den historischen Erinnerungen. Fast kein Fußbreit Erde in und um Jerusalem ist ahne eine heilige Erinnerung. Ritter, der in diesem wissenschaftlichen Werke stets nur mit frommer Ehrfurcht von den h. Dingen spricht, sieht sich doch genöthigt, einen scharfen kritischen Schnitt zu thun, um die manigfachen Fabeln von dem, was wahr und haltbar ist, auszuscheiden. Denn die orientalische Wundersucht und das Interesse der mit einander wetteifernden Sekten haben Jerusalem mit Denkmalen überfüllt, deren Echtheit verdächtig ist und denen die h. Schrift nicht selten direkt widerspricht. So wird z. B. die Krippe in einer Höhle gezeigt, zu der man auf einer engen Treppe hinabsteigt, auf der unmöglich ein Ochs oder Esel hätten hinab-

kommen können (Seite 292). Die interessanteste und am lebhaftesten besprochene Streitfrage betrifft aber das h. Grab selbst, welches sich mit der Schädelstätte unter einem Dache befindet. „Die gleichzeitigen Angaben der Evangelisten über den Ort der Kreuzigung und die Grabstätte, so unzureichend sie auch für den topographischen Nachweis seyn mögen, stimmen doch alle darin überein, daß sie außerhalb des Thores der alten Stadt, nahe bei derselben, also außerhalb der Stadtmauern, aber in der Nähe derselben zu suchen sind. So heißt es Hebr. Ep. 12, 12: ‚Darum auch Jesus, auf daß er heiligte das Volk durch sein eigen Blut, hat er gelitten außen vor dem Thor.‘ Ev. Matth. 27, 32: ‚Und indem sie hinausgingen, funden sie einen Menschen von Kyrene, mit Namen Simon, den zwangen sie, daß er ihm sein Kreuz trüge an die Stätte Golgatha.‘ Ev. Joh. 19, 17: ‚Und er trug sein Kreuz und ging hinaus zur Stätte, die da heißet Schädelstätte, auf hebräisch Golgatha.‘ Und V. 20: ‚die Ueberschrift über dem Kreuz, Jesus von Nazareth der Juden König, lasen viele Juden, denn die Stätte war nahe bei der Stadt, da Jesus gekreuzigt ist.‘ Und V. 41: ‚Es war aber an der Stätte, da er gekreuzigt ward, ein Garten, und im Garten ein neues Grab, in welches niemand je gelegt war; daselbst hin legten sie Jesum um des Rüsttags willen der Juden, dieweil das Grab nahe war.‘ Schon die heutige Lage von Golgatha und dem heiligen Grabe in der Mitte der Stadt scheint jener Angabe zu widersprechen; doch ist dies nur Schein, wenn man die gänzlichen Zerstörungen der Stadt und ihren Neubau bedenkt, der eben an dieser Nordwestseite der Stadt so großen Wechseln unterworfen war, daß die Lage der heutigen Stadt kein Criterium gegen die Lage der alten Stadt abgeben kann. Dagegen hat es wohl eher etwas Bedenkliches, wie Robinson sagte, daß beides, Stätte der Kreuzigung und Grabstätte, heutzutage unter dem Einen Kirchendach so dicht beisammen gefunden und nur durch verschiedene Kirchenwände getrennt werden, wenn schon ausdrücklich die Nähe des Grabes bei Golgatha bezeichnet ist.“

Die betrübendste Erscheinung am h. Grabe ist die Uneinigkeit der Christen, die es verehren. Schon zur Zeit der Kreuzzüge war es vom Uebel, daß die lateinische Christenheit, die es eroberte, eine griechische Minderheit zur Opposition hatte. Jetzt aber sind die Christen nicht einmal mehr Herrn der h. Stätten, sondern zanken sich, in eine Menge von Kirchen und Sekten gespalten, unter den Augen der herrischen Muhamedaner herum und werden gelegentlich von denselben mit Peitschenhieben zur Ruhe gewiesen. „Die ewigen Zänkereien der verschiedenen christlichen Parteigänger unter sich, die unchristlichen Festfeiern von Ostern, Pfingsten und den andern heiligen Tagen der Kirche, die Unwissenheit, der Aberglaube, die Eifersucht, die Gewinnsucht und die Freundschaft mit den Ungläubigen, um den Haß gegen andere christliche Confessionen desto nachdrücklicher, wie z. B. die Griechen gegen die Lateiner u. A., verfolgen zu können, sind hier wie zu Bethlehem (s. ob. S. 293 u. f.) zu bekannt, von allen Beobachtern längst gerügt, und zu unwürdige Erscheinungen, um noch einmal sie zur Anschauung bringen zu wollen. Die daraus fort und fort hervorgehenden Scandale sind um so mehr zu beklagen, da sie immer mehr und mehr dazu beitragen müssen, die Verachtung der Diener des Koran gegen die Christen zu steigern und sie in dem Wahn ihrer eigenen Vortrefflichkeit zu verhärten, zumal da ihnen die Obermacht zur Seite steht. Die orientalischen Confessionen der Christen zerspalten sich in die Griechen, Georgier, Armenier, Syrer oder Jakobiten und Kopten; die occidentalischen in die Lateiner, die protestantische amerikanische Congregation und die englisch-deutsche evangelische Mission.“

Unter der kurzen ägyptischen Verwaltung befanden sich die Christen wohl. Mit der Rückkehr des türkischen Pascha fingen die Plackereien wieder an. Der Sultan hat nun zwar dem Pascha den s. g. Medschlis, d. h. den Municipalrath von Jerusalem zur Controle an die Seite gesetzt, diese Behörde übertrifft aber den Pascha noch an Habsucht und Bestechlichkeit. So haben sie noch unlängst den armen Kopten unter den ungerechtesten Vorwänden den Brunnen versagt und sogar ihre Häuser confiscirt und die reichen Armenier mußten sie mit einer bedeutenden Summe loskaufen.

Den Juden geht es noch schlechter wie den Christen. Eines ihrer ältesten Heiligthümer ist die Stadt Hebron, älter als Jerusalem. Dahin zu den Gräbern der Patriarchen ziehen viele reiche Juden mit ihrer ganzen Familie, aber der Anblick der Gräber bleibt ihnen versagt. „Im Jahr 1837 lebten über 60 jüdische Familien in Hebron, deren viele aus Polen und Rußland dahin gezogen waren; auch sollten unter den 600 jüdischen Seelen viele aus Spanien seyn. In dem sehr reinlich gehaltenen rabbinischen Quartiere war es nach so langer Wüstenreise eine Wonne, sich auch nur der einfachsten bisher entbehrten Bedürfnisse des täglichen Lebens wieder einmal bedienen zu können und auszuruhen. Diesen Juden war es nur zu gewissen Zeiten gestattet, zu einem kleinen Loche in der massiven Mauer, links vom Haupteingange des Haram, zum Innern des Kellergeschosses hinabzublicken, und auch dieses Loch war nach v. Schu-

dert vergittert, nach Robinson sogar von innen durch eine Klappe verschlossen; dennoch sah er hierselbst mehrere jüdische Frauen, meist Spanierinnen, die ihre Gebete herlasen und wehklagten. An diesem verschlassenen Kellerloche verrichten die Juden überhaupt heute noch regelmäßig ihre Andacht; im 16. Jahrhundert, zur Zeit Jichus ha-Abot, theilten sie da ihre Almosen, Fleisch und Brod im Namen Vater Abrahams aus, und gaben ihre Klagen und Freuden durch Gesänge mit Chören und unter Trommelschlag kund.“ Auch in Jerusalem leben sehr fromme Juden, die oft aus weiter Ferne herkommen. „Die Juden kommen überhaupt alle aus devoten Absichten nach Palästina; sie verachten daher jedes Gewerbe und treiben fast gar keine Art von Geschäft; wenige haben einen Kram, ein einziger war Steinschneider, die mehrsten treiben jüdisch-gelehrte Studien und verrichten für ihre Brüder in der weiten Welt Gebete, da nach dem Talmud die Welt zum ursprünglichen Chaos zurückkehren würde, wenn nicht wenigstens zweimal in jeder Woche in den 4 heiligen Städten Palästina's, in Jerusalem, Hebron, Safet und Tiberias, zu Gott gebetet werde. Dafür werden die frommen Gelehrten von ihren Glaubensbrüdern durch Geldspenden unterstützt, welche durch Agenten vom heiligen Lande, eigentlich durch den Oberrabbiner der spanischen Juden, kollectirt werden. Krafft sagt, daß der jüngste dieser Abgesandten 4 Jahre auf der Almoseneinsammlung außerhalb Palästina's blieb, und mit der Summe von 46,000 Franken heimkehrte, davon die spanischen Juden zwei Drittel, die Deutschen ein Drittel, die Khasidim aber gar nichts erhielten. — Die Weiber dieser frommen Juden zeigen sich desto emsiger in ihren häuslichen Arbeiten, sorgen gut für ihre Kinder; sie stehen auf einer weit höhern Stufe der Ausbildung als die moslemischen Frauen; die Juden sind auch stolz auf sie; viele derselben kleiden sich ganz stattlich. Ihre Hauptangelegenheit ist der Besuch des Ortes der Wehklage an der Westmauer des Haram, ‚Berg des heiligen Hauses‘ genannt, dessen Bau die Juden von jeher als das Werk ihrer Väter angesehen haben.“ Dieses Benehmen der Juden ist würdiger als das vieler Christen.

Außer der h. Geschichte und außer der wunderbaren Natur Palästina's, dessen Thäler zum Theil tief unter der Meeresfläche liegen, erregen auch die syrischen, römischen und muhamedanischen Alterthümer, so wie die der Kreuzfahrer vielfaches Interesse. Durch die Indolenz der Einwohner ist manche Ruine von Werth noch erhalten. Aber es ist schwer, Ausgrabungen zu veranstalten. Die Einwohner bilden sich ein, man grabe nach Schätzen und wollen das nicht dulden. Als die berühmte Lady Stanhope einmal graben ließ, fand sie die schöne wohlerhaltene Marmorstatue eines Imperators, sah sich aber gezwungen, sie in tausend Stücke zerschlagen zu lassen, weil die Einwohner sich in den Kopf gesetzt hatten, die Statue sey inwendig mit Gold ausgefüllt.

Man kann der gegenwärtigen großen kriegerischen Strömung des Abendlandes ins Morgenland nicht folgen, ohne daß der Blick unwillkührlich nach Palästina hingezogen würde. Ein Sieg des katholischen und protestantischen Abendlandes wird nicht nur der russischen Barbarei eine Schranke setzen, sondern auch die türkische entwaffnen und, dessen sind wir gewiß, den h. Orten zu Statten kommen. Würden dieselben, was Gott verhüte, ausschließliches Eigenthum der griechischen Kirche, so dürfte sicherlich auch kein anderer Cultus dort mehr gepflogen werden, als der griechische.

Politische Schriften.

Anti-contrat social oder rationelle Begründung des historischen Rechts von Dr. Rauh in München. Augsburg, in Commission bei Pilon u. Comp., 1854.

In diesem Buche steht sehr viel Wahres. Der Verfasser gehört zu denen, die in tiefem Gefühl der in der modernen Gesellschaft zur andern Natur gewordenen Unnatur, zur wahren und einzigen Natur sich zurücksehnt und zurückstrebt. Wenn er im politischen Gebiet die am meisten zur Herrschaft gelangten Vorurtheile auf Rousseaus contrat social zurückführt, so hat er gewiß nicht Unrecht, unter der Voraussetzung, daß Rousseau selbst nicht Urheber einer neuen Zeit und Gesinnung, sondern nur ihr Ausdruck gewesen ist. „Unter allen politischen Systemen, welche das 18. Jahrhundert in Frankreich zu Tage förderte, hat keins die große Wichtigkeit erlangt, wie Rousseau's Lehre vom Contrat social. Die darin zu Grund gelegten Prinzipien — wornach die Freiheit eine regellose ist, die keine moralischen Gesetze anerkennt — der Rohe dem Unwissenden und der Unmoralische dem Gebildeten gleich gestellt wird — wurden der Leitstern der französischen Revolution, sowie der deutschen Rechtsphilosophie, und bilden noch jetzt die — Grundlage des allgemeinen philosophischen Staatsrechts. — Ueberhaupt ist dieses Buch, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Machiavell der Staatskunst des Volks.“ S. VII. der Vorrede, und am Schluß S. 226: „Rousseau's allergrößter Fehler war, daß er glaubte, den Faden der Entwicklung zerreißen, mit der Geschichte brechen zu können; weßhalb denn auch später, nachdem eine Verfassung nach seinen Ideen in Frankreich eingeführt

worden war, alles wieder von vorn angefangen werden mußte." Darauf kommt der Verfasser immer wieder zurück: „Der Gesetzgeber soll nicht glatte Tafel machen, die Welt auf den Kopf stellen, durch ein Salto mortale das, was seitdem die Welt steht mit der Menschheit vorging, destruiren, als nicht vorhanden ansehen und wieder von vorn anfangen lassen; sondern ꝛc."

Herr Rauh hätte das Uebel leicht weit über Rousseau hinaus in frühere Jahrhunderte verfolgen können. Rousseau wandte auf die Organisation des Staates nur an, was schon zwei Jahrhunderte vorher mit der Kirche experimentirt und was inzwischen auch Princip der Philosophie und Palladium der Universitäten geworden war. Die Autorität war schon lange vor Rousseau geleugnet und aus der Selbstbestimmung allein alles Recht hergeleitet worden.

Indem der Verfasser die Theorie von der gleichen Befähigung, wie Berechtigung Aller zum Mitstimmen und Mitbesitzen im Staat ad absurdum führt und gegen so leere Abstraktionen die lebendige Fülle der Natur und des historisch Gewordenen im Völkerleben geltend macht, hat er überall Recht, vergißt aber nur Eins, was man nicht vergessen darf, wenn man den Contratsocialisten nicht unwillkührlich wieder Recht geben will.

Das, was er vergißt, sind die Leiden der Menschheit, die aus dem Misbrauch der natürlichen Autorität, aus dem Missbrauch des göttlichen Rechts, Erbrechts ꝛc. entspringen. Die Menschen sind nicht so verteufelt, daß sie nur aus Uebermuth und Langerweile, oder um ein wenig zu experimentiren, die Kirchen schändeten und niederrissen, Könige uralten Stammes köpften, den ritterlichen Adel des Landes mitraillirten ꝛc. Wenn sie es so weit trieben, wie Robespierre, so sind sie dazu nur sehr allmählig erhitzt und verbittert worden durch die Laster, die Altar und Thron eingenommen. Der wildeste Wahnsinn der Revolution und die unsinnigste Theorie, mit welcher man in so aus den Angeln gehobener Zeit die alte gesunde Natur ersetzen möchte, sind immer nur die fieberhafte Reaction der Natur selbst gegen die Vergiftung, die im vorangegangenen Misbrauch der Gewalt lag. Wenn man daher heutzutage die Verirrungen und Thorheiten der Demokratie satt wird, so sollte man sich ja nicht selbstgefällig in der Erinnerung an die alte unumschränkte Autorität betten wollen, ohne zugleich all die Faulheit, Nichtswürdigkeit und Gottlosigkeit zu verdammen, die in der Hierarchie, Monarchie und Aristokratie schamlos sich prostituirend, eben erst die Völker dahin gebracht hat, zu revolutioniren. Es genügt nicht, auf die Autorität hinzuweisen, man muß auch zeigen, unter welchen Bedingungen die im Besitz der Autorität Befindlichen allein derselben würdig sind.

Der Verfasser rühmt, wie oft im Volk ein sicheres und untrügliches Gefühl den liberalen Theorien widerspreche. Das ist gewiß. Wo die liberale Criminaljustiz bis zur Kotzebuelade sich abschwächt und lächerlich wird, verlangt das Volk unerbittlich und mit Recht die ganze Strenge des Schwertes. Wo die liberale Legislatur für Judenemancipation schwärmt, hat das Volk ganz andre Intentionen. Wo Kammerschwätzer und die Demokratenpresse von der vox dei reden, die das verlange, was sie verlangen, handelt es sich oft um Dinge, die dem eigentlichen Volk ganz fremd sind oder die es gerade nicht haben will. Der aufgeklärte Despotismus wetteifert nun schon an hundert Jahre lang mit der Oppositions- und Revolutionspartei, dem Volk dergleichen Neuerungen zu octroyren, zu denen gar kein Bedürfniß vorhanden war, die im Volk ewig unpopulär bleiben, nie bei ihm festwurzeln werden. Das alles ist gewiß, aber nicht minder gewiß ist, daß derselbe Volksinstinkt und natürliches Gefühl sich auch gegen die alte Autorität auflehnt, wenn dieselbe durch unwürdige Träger entehrt wird. Ist es Unnatur und wird es vom gesunden Volkssinn als Unnatur erkannt, dem Pöbel mit Souverainetät zu schmeicheln, so ist es nicht minder Unnatur und wird nicht minder als solche erkannt, wenn Priester ihre Eide brechen und in schandbare Lüste versinken, wenn Könige sich zum Thier erniedrigen und die Enkel der alten Ritter als gemeine Kuppler und Intriguanten der Antichambre sich unter dem Bedientenvolk verlieren.

Zwischen den Extremen einer unnatürlichen Autorität und einer eben so unnatürlichen Emancipation von aller Autorität in der Mitte hat sich kein welthistorisches Volk so lange zu behaupten gewußt, wie das deutsche. Nur zu oft wurden an ihm Erschütterungen seiner guten eingebornen Kraft versucht, aber immer hat es sich wieder zu helfen gewußt und wir dürfen nicht zweifeln, daß auch die gewaltigen Meinungskämpfe der Gegenwart zu einer heilenden Krisis führen werden. Es liegt nämlich im deutschen Naturell das Bedürfniß einer heilig geachteten Autorität, aber eben so stark die männliche und strenge Forderung, daß die Inhaber der Autorität tüchtig und nicht unwürdig seyen. Sind sie unwürdig, so werden sie früher oder später wie ein Krankheitsstoff von der Nation ausgeschwitzt. Ist andrerseits die heilige Autorität verachtet, so wird sie eben so gewiß wieder hergestellt. Das ist der Geister altes Ringen im deutschen Vaterland.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **Nº 61.** 2. August 1854.

Politische Schriften.

1) Die Aufgabe Preußens 1854 von Wolfgang Menzel. Stuttgart, Metzler, 1854.
2) Preußen und Rußland. Leipzig, Hirzel, 1854.

Zwei Flugschriften von durchaus übereinstimmender Tendenz. Die erstere erschien bereits im April d. J., die zweite erst vor kurzem. In der erstern wurde Preußen schon im Frühjahr gemahnt, den russischen Einflüsterungen nicht länger Gehör zu geben. „Was alle Gemüther erfülle, ist nicht blos der gekränkte Nationalstolz, der endlich Deutschland einmal wieder frei sehen will vom russischen Einfluß, sondern ein Gefühl, das viel tiefer greift und im Innersten aufregt, nämlich der Instinkt des Erhaltungstriebes, die Ahnung einer ungeheuren Gefahr. Es handelt sich jetzt nicht mehr davon allein, was uns Rußland bisher zu Leide gethan hat, sondern viel mehr von dem, was uns erwartet, wenn es sein Vorhaben durchsetzt und die Türkei mit seinem schon ohnehin so kolossalen Reiche vereinigt. Nur die ärgste Verblendung oder Vaterlandsverrath von Rußland erkaufter Federn kann jetzt noch behaupten wollen, Rußland sey im Recht, Rußland wolle nur das Recht, Rußland gefährde die Nachbarn nicht, des Kaisers Billigkeit und Friedensliebe sey den Nachbarn sichere Bürgschaft. Rußland ist principiell ein Raubstaat, wie das alte Rom. Es erobert ununterbrochen fort. Es hat seit anderthalb Jahrhunderten weit über seine natürlichen Grenzen hinaus alle seine Nachbarländer unterworfen und geknechtet. Um den alten Kern Großrußlands her lagern jetzt bereits die eroberten Länder in einer den Umfang desselben weit übertreffenden Ausbreitung: Finnland, Ingermannland, Esthland, Kurland, Livland, Litthauen, Polen, die Ukraine, Bessarabien, die Krimm, Transkaukasien. Um diese Länder zu erobern, brauchte Rußland bald Arglist, bald Gewalt und trat jedes Recht der Nachbarvölker mit Füßen. Wie verfuhr es 1772 mit Polen? wie 1809 mit Finnland? Nie ist größeres Unrecht mit grausamerem Hohn begangen worden! — Es gibt keine Nationalität und Kirche mehr in Europa, die nicht fürchten müßte, endlich auch ihrerseits in den Bereich jener unbarmherzig um sich greifenden Macht Rußlands zu gerathen und gleich den vorangegangenen verschlungen zu werden. Die nächsten Nachbarn Rußlands sind aber die am meisten bedrohten. Daraus erklärt sich der unerwartete Aufschwung der Türken, daraus nicht weniger die Sehnsucht aller Bevölkerungen von Oestreich und Preußen nach einer Kraftanstrengung, stark genug, die vordringenden Gewaltmassen des Czaren zurückzuwerfen. Die Völker folgen hiebei nur einem dunkeln, aber untrüglichem Instinkt. Auch in den Dörfern, in den Kasernen, wo man nichts weiß von den Enthüllungen des blauen Buches, ist jede Aeußerung antirussisch. Das ist ein Gemeingefühl, es liegt in der Luft. Die Völker fühlen aus weiter Ferne die unerträglichen Bande, mit denen sie gefesselt werden würden, den Tod, den ihre Nationalität, ihr religiöses Leben, ihre bürgerliche Existenz erleiden würde, wenn Rußland in dem bevorstehenden großen europäischen Kampfe triumphirte. Oestreich könnte gar nicht mehr zu Athem kommen, wenn Rußlands zweitgeborner Großfürst, der siegenden Russen Liebling, seinen Thron im alten Byzanz aufschlüge, wenn die Donaumündungen in Rußlands Gewalt blieben, von nun an doppelt gesichert durch die russische Macht im Süden des schwarzen Meeres wie im Norden. In der Donau wäre die Lebensader der östreichischen Monarchie für immer durchschnitten. Ihre slavischen und griechischen Unterthanen wären der Verführung durch das übermächtige Rußland ausgesetzt, wie dieselben Bestandtheile der Bevölkerung jetzt in der Türkei. Die nie ruhende Eroberung würde die Donau aufwärts

gehen, und wie die Russen vor Widdin, nahe dem eisernen Thore stehen, würden sie in wenigen Jahren vor Wien stehen. — Dem glücklich vorschreitenden Rußland würde der Besitz des Sundes nicht weniger gelingen, wie der Besitz der Dardanellen. Die Ostsee würde eben so ausschließlich ein russisches Gewässer werden, wie das schwarze Meer und der Archipel. Der preußische Handel würde von Rußlands Gnade leben müssen. Polen würde ein noch viel furchtbareres Bollwerk Rußlands werden, als es jetzt schon ist, wie ein Keil zwischen Preußen und Oestreich eingeschoben, beide bedrohend. Zu spät würde Preußen sich dann erst aufraffen und gegen die russische Uebermacht zu schützen versuchen. Es würde diesen Todeskampf unter viel ungünstigeren Umständen beginnen müssen, wie jetzt."

Im Angesicht dieser Gefahr wird der Kreuzzeitungspartei ihre unpatriotische Stimmführung vorgeworfen. „Man kann sich des Mitleids mit der evangelischen Kirche kaum erwehren, wenn man die Männer, die ihre Kraft und Stütze seyn sollten gegen den Osten, im Voraus dem russischen Interesse sklavisch dienen sieht, Werkzeuge einer dem evangelischen Norden feindseligen, ja der furchtbarsten Macht, die ihm jemals gedroht hat. Männer voll Frömmigkeit, Geist, Gelehrsamkeit, die das Salz der evangelischen Kirche seyn sollten, die aber nicht merken und merken wollen, daß Rußland, welches Millionen Katholiken im alten Polenreiche und wenigstens Tausende von Protestanten in den Ostseeprovinzen mit Gewalt und List gräcisirt hat und aus Staatsraison Propaganda macht, nimmermehr das Asyl seyn kann, wo der Protestantismus Schutz zu suchen hat. — Soll die evangelische Kirche Preußens unter der conservativen Politik des russischen Cäsaropapismus Schutz suchen, so heißt das so viel, als sich selber in den Tiegel stürzen, in dem man geschmolzen werden soll. Wäre Preußen nur erst der militärische Vasall Rußlands geworden, würden die Evangelischen daselbst so gewiß, wie in den Ostseeprovinzen, der bärenhaften Umarmung des Popenthums unterliegen." Rußlands ganzes Verfahren gegen Preußen wird analysirt, ein Verfahren voll Mißachtung und Hohn, das in jedem preußischen Herzen nur tiefes Erzürnen wecken kann.

Die zweite anonyme Flugschrift „Preußen und Rußland" weist nach, daß der Uebermuth, mit welchem Rußland im vorigen Jahr über die Türkei hergefallen, sich unmittelbar an den Uebermuth angereiht hat, den es gegen Preußen im Jahr 1850 geübt hat. „Die Intervention Rußlands im Jahre 1849 in Ungarn, darauf berechnet, Oestreichs Stellung in Ungarn unter Ausschließung jedes Abkommens mit den alten und verfassungsmäßig verbrieften Rechten dieses Landes gewaltsamer und verhaßter als früher zu machen und dadurch Oestreich im Innern zu schwächen, gab Rußland zugleich ein Recht, sich als den Wiederhelfer Oestreichs zu betrachten. In dem 1850 zwischen Oestreich und Preußen ausbrechenden Streite warf sich Rußland zum Schiedsrichter auf: Preußen sollte für seine Politik in Schleswig-Holstein und den Unionsversuch gezüchtigt, es sollte der Sympathien Deutschlands beraubt und zugleich von seinen inneren Reformen zurückgeschreckt werden. Nachdem Preußen Rußlands schiedsrichterliche Stellung acceptirt hatte, erklärte sich Kaiser Nikolaus unbedingt für alle Forderungen Oestreichs; er zwang Preußen, dieselben anzuerkennen, indem er Preußens Weigerung für einen casus belli für sich selbst erklärte. Etwa gleichzeitig mit dem sogenannten östreichischen Ultimatum notificirte er in Berlin, daß er zunächst zum Schutze seiner Grenzen Ostpreußen bis zur Weichsel besetzen werde und stellte das Verlangen an England, die englische Flotte mit der bereits in der Ostsee kreuzenden russischen Escadre von zehn Linienschiffen gegen Preußen zu vereinigen. Preußen fügte sich. Nach diesen Erfolgen nahm Rußland eine Stellung ein wie zuvor. Kaiser Nikolaus hielt es für geboten, diese Constellation zu benutzen, um seine Regierung, welche nur Erfolge, aber kein Mißlingen aufzuweisen hatte, mit einer letzten und größeren Erwerbung als alle früheren zu krönen."

Wie in der erstgenannten Schrift, so wird auch hier wieder nachgewiesen, daß Rußland sich stets der Revolution bedient habe, um erst Polen und Schweden, jetzt die Türkei zu schwächen und zu unterwerfen. Es verfuhr aber nach Umständen. Wo die Regierungen schwach waren, stand Rußland der ständischen Opposition und den Revolutionsparteien bei, wo sie stark genug waren, suchte es sie zu absolutistischer Härte zu verleiten und den Völkern verhaßt zu machen. „Regte man in Schweden und Polen den Adel oder unterdrückte Classen und Völker gegen die bestehenden Regierungen auf, so verlockte man in Deutschland die Regierungen zu Mißtrauen gegen ihre Völker und veranlaßte Maßregeln der Unterdrückung, indem man hoffte, daß hierdurch Kämpfe im Innern und Widersetzlichkeit hervorgerufen und die Regierungen zur Anlehnung an Rußland genöthigt seyn würden. Das Spiel begann mit dem Memoir des Fürsten Stourdza im Jahre 1819. Man gebrauchte damals das Schreckbild der Demagogie, um die Fürsten zu Repressivmaßregeln zu verleiten. Man erreichte seinen Zweck. Je mehr man die deutschen Staaten, namentlich Preußen, in ihrer Entwickelung hemmte und in

innere Kämpfe verwickelte, um so abhängiger wurden die deutschen Regierungen von Rußland."

Mit besonderer Schärfe hebt der ungenannte Verfasser die Affektation der russischen Orthodoxie hervor. Er sieht in ihr lediglich eine politische Arglist. „Das Kreuz Christi ist der Hebel, mit welchem er die Türken aus den Angeln zu heben hofft. Von solcher Herabwürdigung des Gekreuzigten zum Deckmantel des Ehrgeizes und der Eroberungslust, von solcher Ausbeutung des Christenthums zu Gunsten der Politik muß sich jedes christliche Gemüth mit Abscheu hinwegwenden! Nicht um das heilige Grab zu retten, welches allen Religionen offen steht, ziehen die russischen Truppen nach der Donau; es ist ein Unterschied zwischen Tankred und Fürst Mentschikoff, zwischen Gottfried von Bouillon und Admiral Nachimoff."

Sodann wird gezeigt, wie die preußische Politik von jeher antirussisch und demzufolge türkenfreundlich gewesen ist, was Friedrich der Große desfalls gethan und offen ausgesprochen hat, und wie noch Friedrich Wilhelm III. trotz seinem intimen Verhältniß zu Rußland die gesunde Politik Preußens nicht verleugnet hat. Dieser Fürst misbilligte den Krieg Rußlands im Jahr 1828: „Nur mit Mühe gelang es dem Kaiser Nikolaus durch fortgesetzte und feierliche Versicherungen, daß er keine Gebietserweiterungen suche, den König einigermaßen zu beruhigen — Versicherungen, welche nicht gehalten wurden. Um es dem Sultan möglich zu machen, eine neue Armee zu bilden und sich gegen den Aufstand Mehemet Ali's von Aegypten zu behaupten, sendete König Friedrich Wilhelm III. einige ausgezeichnete Stabsofficiere seiner Armee nach Constantinopel, denen späterhin eine Anzahl aus den unteren Chargen folgte. Die gegenwärtige türkische Artillerie, die beste Waffe des Heeres, ist ausschließlich von preußischen Officieren (Kuczkowsky, Malinowsky, Blum, v. d. Decke, v. Goßler u. s. w.) organisirt und gebildet, wie denn überhaupt das türkische Wehrsystem in Linie und Landwehr, in der Eintheilung in Armeekorps, ja sogar in deren Zusammensetzung und Stärke, genau nach preußischem Muster eingerichtet ist. Die Türkei verdankt ihre gegenwärtige, gewiß unverächtliche Streitmacht der Theilnahme und der Unterstützung Friedrich Wilhelms III."

Nichts ist schmählicher als die Behandlung, welche Preußen im Jahr 1850 von Rußland erfahren hat. „Im März 1850 wiederholte Rußland die Drohung der Besetzung Ostpreußens, wenn Preußen nicht unbedingt auf die dänischen, d. h. die russischen Bedingungen, Frieden mit Dänemark schließe. Preußen widerstand und wahrte im Frieden vom Juni 1850 wenigstens seine Ehre. In den Conferenzen von Warschau Ende Oktober 1850 verlangte der Czar, daß Preußen wider die Stipulationen des von Preußen selbst geschlossenen Friedens seine Waffen gegen die Herzogthümer kehre. Es war dies nichts als eine muthwillige Demüthigung, welche der Czar Preußen zumuthete. Graf Brandenburg erlag den Beleidigungen, welche er in den letzten Oktobertagen 1850 in Warschau erfahren hatte. Von Rußlands Verfahren in der Unionsfrage ist schon gesprochen. Es machte auch hier nicht etwa einen mehr oder minder freundlichen Vermittlungsversuch — es war durchaus nicht besorgt, Preußen einen ehrenvollen Rückzug von der einmal eingenommenen Position zu öffnen; es dictirte Preußen die Bedingungen, welche Oestreich verlangte. Kaiser Nikolaus drohte wegen eines Streites, der sich zwischen Preußen und Oestreich wegen einer innern deutschen Frage, einer Verfassungsfrage des deutschen Bundes, entzündet hatte, Preußen mit Krieg zu überziehen. Im Jahr 1853 lud Nikolaus Louis Napoleon ein, sich für Rußlands Erwerbungen im Orient an Preußen schadlos zu machen. Das ist die Freundschaft Rußlands für Preußen!"

Und für das alles soll, nach der Ansicht der Russenfreunde in Berlin, Preußen noch dankbar seyn und alles anwenden, um Rußland zu unterstützen?

Mit Recht sagt die Flugschrift: für die Westmächte handelt es sich nur um eine Machtfrage, für Preußen aber um die Selbsterhaltung. Preußen ist aus der Reihe der selbständigen Staaten ein für allemal ausgestrichen, sobald es Rußland gelingt, seinen Plan auf den Orient durchzusetzen. Es wird Herr von ganz Mitteleuropa, so wie es Oestreich von Südosten her umfassen und über das adriatische Meer hinüber auf Italien drücken kann. Schweden und Dänemark können dem übermächtigen Rußland dann noch weniger Widerstand leisten, als sie in der letzten Zeit vermochten und Preußen wäre sofort thatsächlich zum Vasallen Rußlands herabgedrückt. Wenn demnach Preußen versäumt, in dem allgemeinen Kampf gegen Rußland mitzuwirken, begeht es einen politischen Selbstmord.

Mit Unwillen bemerkt der Verfasser, wie lächerlich es sey, wenn die Russenfreunde in Berlin den Patriotismus von 1813 für sich ausbeuten wollen. Wie damals alles voll Franzosenhaß war, so jetzt alles voll Russenhaß. Wie damals alle guten Preußen gegen Frankreich aufstanden, weil von dorther die Gefahr kam, so glühen sie heute alle gegen Rußland aufzustehen, weil jetzt von dorther die Gefahr kommt. „Es war die nationale Partei jener Tage, welche die Emancipation Preußens von Frankreich verlangte, es waren

die Prinzen Ferdinand, Blücher, Hardenberg, Stein, Vincke, Schladen. Die, welche wollten, daß Preußen mit Frankreich ginge, waren die Haugwitz, Lombard, Möllendorff, Kalkreuth, Zastrow, Köckeritz, Knobelsdorf, Massenbach. Diese Herren buhlten damals um die Gunst Frankreichs, wie die Herren von Gerlach, Niebuhr u. s. w. heute der Macht Rußlands huldigen! Da jene damals die Verbindung mit Frankreich nicht durchtreiben konnten, begnügten sie sich endlich mit der Neutralität. Ebenso steht es heute. Es war die französische Partei jener Tage in Preußen, es waren die Lombard und Möllendorf, welche mit dem Gesandten Frankreichs, dem Herrn de la Forêt, intriguirten und cabalirten und die Intentionen Preußens den Franzosen verriethen. — Wer war im November 1850 im vertrautesten Umgange mit den Herren von Prokesch und Budberg? Wer spielt heute die Mobilmachungspläne und die Denkschriften preußischer Gesandten den Russen in die Hände?"

Preußen ist durch die russische Uebermacht so sehr bedroht, durch Rußlands bisherige Politik so tief beleidigt, daß es Niemand Wunder nehmen würde, wenn Preußen allen andern europäischen Staaten im Kampf gegen Rußland vorangegangen wäre und voranginge. Seine Stellung im Nordosten Europa's als nächster Nachbar Rußlands ist anderntheils so wichtig, daß es von dem gegen Rußland vereinigten Europa die sichersten Bürgschaften für eine glorreiche Zukunft verlangen könnte, wenn es rechtzeitig in den allgemeinen Kampf eingriffe, während es sich durch längeres Schwanken und faktisch neutrales Verhalten sich in die ungünstigste Lage bringen müßte, wie in der Zeit seiner unglücklichen Neutralität von 1795—1806.

Schließlich warnt der Verfasser vor einer Kriegführung mit halbem Herzen, unter beständigen Hemmungen und Verwahrungen, wie in den Jahren 1792—1794.

Es ist gewiß nothwendig, daß man an solche Dinge erinnert und einer traurigen Vergangenheit die Warnungen entlehnt, die für die Gegenwart praktisch sind. Inzwischen geht unsre Besorgniß nicht so weit, daß wir die Andersgestaltung der Umstände in unsern Tagen miskennen sollten. Das gegenwärtige preußische Ministerium ist nicht identisch mit der Russenpartei. Es hat auch nicht ein bereits bestandenes Freundschaftsverhältniß zu Oestreich wie das Ministerium von 1795 aufgelöst, sondern im Gegentheil ein nicht bestandenes allmählig eingeleitet. Darauf sollte man denn doch das größte Gewicht legen. Die für Deutschland in jeder Beziehung segensreiche Vereinbarung Preußens mit Oestreich war, außer im Jahr 1813, noch nie so innig, wie heute. Darin liegt die stärkste Bürgschaft für Deutschlands Zukunft, und der Beweis, daß es heute besser steht, als vor sechzig Jahren.

Erzählungen.

Sammlung ausgewählter Schriften von Heinrich Conscience. Aus dem Vlämischen. 11—15tes Bändchen. Münster, Aschendorff, 1853.

Conscience, der trotz des Franzosenthums der s. g. gebildeten Belgier ein Vlaming, und trotz des irreligiösen Charakters der modernen Bildung und schönen Literatur ein frommer Katholik geblieben ist, hat eben durch diese seltenen Eigenschaften und durch die einfache, edle Naturwahrheit seiner Gemälde aus dem Volksleben einen weitverbreiteten und verdienten Ruf erlangt. Unter den hier vorliegenden Einzelwerken (sämmtlich kleine Romane und Erzählungen) zeichnet sich „der Bauernkrieg" als ein höchst lebendiges Gemälde aus der Ueberwältigung der östreichischen Niederlande durch die erste französische Revolution, und „der arme Edelmann" durch den zarten Reiz und Adel der Charakterbildung aus. Wir haben schon ausführlich vom erstern in unsern Blättern von 1853 Nr. 50 und vom letztern 1852 Nr. 15 gehandelt. Die beiden übrigen Bändchen enthalten den „Geizhals", die Geschichte eines gewissen durch schmutzigen Geiz verrufenen Onkel Jan, der durch einen Erbschleicher von seiner Familie abwendig gemacht wird, denselben zum Erben einsetzt, ihm aber doch zu lange lebt und deshalb von ihm erwürgt wird. Aber eine treue Magd entdeckt das Verbrechen, der Onkel lebt noch und gibt sein Vermögen den rechtmäßigen Kindern. Der Bösewicht wird bestraft. Ferner die Erzählung „Baas Gansendonck", ein eben so unerquickliches Bild. Baas ist ein alter Bauer und eitler Narr, der sich einbildet, ein Baron, der seiner Tochter nachstellt, wolle dieselbe heirathen. Die Sage endet gar tragisch. Ein junger Bauer, der das Mädchen gleichfalls liebt, greift ihren adeligen Verführer thätlich an und kommt in Ketten und Banden. Als er wieder frei wird, findet er die Geliebte schon von Kummer gebrochen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, №. 62. 5. August 1854.

Griechische Mythologie.

1) Griechische Mythologie von Eduard Gerhard. Erster Theil: die griechischen Gottheiten. Berlin, Reimer, 1854.

Der berühmte Archäolog Eduard Gerhard, welcher bisher nur Werke über antike Kunstdenkmäler herausgab, in denselben aber seit einer langen Reihe von Jahren seine unermeßliche Belesenheit wie in allen Classikern, so insbesondere in der die Mythologie betreffenden alten Literatur kundgegeben hat, stellt nun hier zum erstenmal ein förmliches System der griechischen Mythologie zusammen. Was Studium auf breitester Grundlage, Unbefangenheit, Vorurtheilslosigkeit, eine feine Unterscheidungsgabe und gewissenhafte Rücksicht auf alles in Frage kommende dabei zu leisten vermochten, das hat er geleistet. Wer sein Buch blos zum Vergnügen liest, muß zuweilen wünschen, es möchte weniger reich, weniger ängstlich gewissenhaft und rücksichtsvoll seyn, um den Leser mehr gleichsam bei der Brust zu packen. Wer aber für eigenes Studium Belehrung und Orientirung sucht, dem wird dieses Buch die wesentlichsten Dienste leisten, eben weil es den Vortheil, einer Lieblingsidee mit aller Macht Eingang zu verschaffen, von vorn herein freiwillig aufgibt und den verschiedenartigsten und entgegengesetztesten Auffassungsweisen Rechnung trägt, sofern dieselben nicht erst bei den neueren mythologischen Forschern, sondern schon im Alterthum selbst manigfach divergirten.

Die charakteristischen Gegensätze und wesentlich verschiedenartigen Bestandtheile der griechischen Mythologie lassen sich in der Regel auf ursprüngliche Stammverschiedenheit und fremden Einfluß aus entgegengesetzten Regionen her nachweisen und diese Nachweisung ist als ein Hauptvorzug des vorliegenden Werkes zu betrachten. Der historische Faden wird nie abgerissen und hält noch fest in den Beschreibungen der einzelnsten mythischen Persönlichkeiten. Eine allgemeinere Orientirung wird der Leser aus folgender Stelle des Werkes S. 41 entnehmen: „Haben wir nun bei solchem Ueberblick der an Griechenlands Sage und Geschichte betheiligten Volksstämme einen durchgängigen Gegensatz europäischer und asiatischer, hellenischer und ausländischer, reiner und gemischter Elemente verfolgen können —, einen solchen wie einerseits aus den Pelasgern erwachsen die echten Hellenen, namentlich Minyer, Achäer und Dorer, anderseits Thraker und Phryger, Dardanaer, Aeoler und Jonius ihn uns gewährten —, so ist am Schluß dieser ethnographischen Darstellung, zum Vortheil unsrer nächstfolgenden Betrachtung des griechischen Götterwesens, auch noch der innere Gegensatz festzustellen, der, wie im Namen des Göttergebirges Olymp oder Ida, einerseits vom dorischen Zeus, anderseits von der allmählich ihm beigesellten Göttermutter ausgeht —, dort die reinsten hellenischen Dienste, namentlich Apoll und Athenens, aus sich heraustrieb und wiederum in sich aufnahm, hier zum Ge- und Demeterdienst ausländische Dienste des Poseidon und Dionysos, der Artemis und Aphrodite, gern sich anknüpfen ließ —, dort meist vom Binnenland aus in lebenskräftiger Fortbildung des einfachsten altüberlieferten Glaubens, hier im Gedränge des Handels und Seeverkehrs in empfänglicher, sinnlich und sittlich unruhiger, Neigung zu jener Fülle neuer Eindrücke, Gestalten und Sitten sich fortbewegte, die einerseits Griechenlands Polytheismus, anderseits aber als religiöse Schutzwehr gegen denselben, den einheitlichen Götterdienst der Mysterien hervorrief und kräftigte."

Wir heben aus der Götterreihe nur Einen hervor, an dessen Beispiel sich am kürzesten zeigen läßt, wie der Verfasser die Mythen aus der Abstammung und Verbreitung des Cultus erklärt: „Seiner Herkunft nach ist

Ares als höchster Gott desjenigen thrakischen und thrakisch gemischten Stammes zu betrachten, welcher mit Verdrängung der orchomenischen Minyer hauptsächlich in Theben und Athen den Ruhm dieses Gottes verkündete, und, zumal von Theben aus, in Argolis und Lakonien, im arkadischen Tegea und sonst im Peloponnes, Heiligthümer desselben einsetzte, durch welche die Einreihung dieses im Ganzen seltenen Gottes in die Zwölfgötterzahl begreiflicher wird. Fast unbetheiligt von seinem Dienst sind auch Kleinasien und die Inseln, dagegen seine altgriechische Geltung bei italischen Mamertinern und Bruttiern, noch mehr im sabinisch-barbanischen Mavors Latiums und Etruriens sich wiedererkennen läßt." S. 368. „In der beträchtlichen Anzahl von Ares geliebter Frauen ist theils ein Blick auf die ihm ergebenen Stämme und Landschaften, namentlich thrakische, böotische, ätolische, attische, arkadische, eleische, bithinische, römische, theils manche Andeutung uns gewährt, welche nächst der Hinweisung auf Urzeit, Volksruhm und Macht, wie Protogeneia, Demonike, Astyoche sie ausdrücken, den Naturbezügen des Gottes auf Landbau und Nährkraft, Strömung und Lufthauch sich anschließt, wofür Agraulos, Althäa, Kallirrhoe, Chryse und Aerope, in Rom Rea-Silvia Belege geben." S. 375.

So löst der Verfasser die verwickelte, den Dionysoskult betreffende Frage im Wesentlichen einfach S. 476: „Dionysos ist kein pelasgischer, wohl aber ein vielleicht gleich alter oberster Gott thrakischer, namentlich der südthrakischen Stämme, die vom pierischen Olymp ausgewandert zwischen Parnaß und Helikon wohnten. Von den äolischen und jonisch-attischen Nachbarstämmen ward sein orgiastischer Dienst bald und weit verbreitet, dagegen Achäer und Dorier ihm widerstrebten. Wie er jedoch auch bei diesen durch Anschluß insonderheit an die verwandten Kulte von Zeus und Apollon, seine hauptsächlich auch aus Delphi bekannte Verehrung fand, erwuchs ungleich leichter in den jonisch-attischen Staaten durch Hinzutritt des Demeterdienstes ein cerealisch-bacchisches Göttersystem, wie es vornehmlich von Eleusis her in peloponnesischen, italischen und sicilischen Kulten bis nach Etrurien und Rom sich verfolgen läßt, zugleich aber auch von Asien aus durch die Vermischung der lydisch-phrygischen Göttermutter mit Demeter in gleicher Richtung empfohlen ward. Nicht weniger schließen denn auch die ägyptischen Analogien des Isis- und Osirisdienstes dem griechischen Dionysosdienst in einem Grade sich an, der uns dessen herodotische Ableitung aus Aegypten begreiflich macht."

Inzwischen vergißt der Verfasser nicht, dem echten Hellenenthum Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, sofern es sich auch ursprünglich fremde Götter, wenn wir den Ausdruck gebrauchen dürfen, zurechtzumachen wußte zum Staats- und Hausgebrauch. Er zeigt, wie alte Naturgötter immer mehr ins ethische, zum Theil vorzugsweise patriotische Gebiet hinübergezogen wurden. Er läßt endlich auch den Dichtern und Mysterienstiftern den ihnen gebührenden Antheil an der Mythenbildung und Göttercharakteristik und bringt somit alle Beziehungen des Objects zu den verschiedenen Tendenzen seiner Auffassung und Fortbildung zur Geltung. Nur in Bezug auf die künstlerische Vollendung der Göttercharakteristik vermissen wir den Winckelmann'schen Geist, da gerade im Kunstgebiet Herr Gerhard die umfassendste Autopsie besitzt und von ihm in der Geltendmachung der plastischen Ideale der Hellenen jedenfalls mehr zu erwarten war. Wie es scheint, glaubte er in Rücksicht hierauf schon in seinen früheren Werken das Wichtigste geleistet zu haben und beschränkte sich demgemäß im vorliegenden Handbuch mehr auf das Kultgeschichtliche.

2) Griechische Götterlehre von Emil Braun. Hamburg und Gotha, Fr. und Andr. Perthes, 1854.

Die ästhetischen Spitzen, die wir im vorigen Werk unerwartet abgebrochen fanden, sind hier auf eine eben so überraschende Weise kunstreich zusammengeflochten zu einem Diadem für den Genius Altgriechenlands, strahlender, als es uns je vorgekommen ist.

Herr Braun bringt kein Citat, keine Note. Sein ganzes Buch ist ein einziger Fluß begeisterter Rede. Er beschränkt sich aber auch absichtlich und eigenständig auf die Summitäten der hauptsächlich im Spiegel der Kunst hervortretenden Humanitätsideale der alten Griechen. Der Ursprung der Götterlehre, die Verzweigung des Cultus, das Lokale ꝛc. interessirt ihn dabei nicht. „Ihre Götter, sagt er S. 3, verdanken die Griechen dem tiefsinnigen Ausspruch des Vaters der Geschichte zufolge dem Homer und Hesiod. Beide haben in einem sehr verschiedenen, ja sogar einander entgegengesetzten Sinne die Charaktere derselben festgestellt. Zu der erhabensten Anschauung dieser idealen, aber leibhaftig in der Naturanschauung und Geschichtsauffassung der Hellenen wurzelnden Welt gelangen wir durch Pindar. An diesen schließen sich die beiden älteren der uns erhaltenen Tragiker in der Weise an, daß diese der homerischen Weltanschauung folgen, während Pindar eine Fortsetzung des Hesiodos liefert, den die Musen im Gegensatz zu dem schönen Lügengewebe des jonischen Sängers Wahrheit gelehrt hatten. 5. Ueber den Kreis der Ideen, welcher in diesen Dichtern abgeschlossen vorliegt, sollte der Anfänger

vorerst nicht hinausgehen. Denn jenseits desselben beginnt scheinbar eine Verwirrung der Begriffe, deren nur derjenige Herr werden kann, welcher in jenen einfacheren Verhältnissen heimisch geworden ist und der alle Abänderungen und Umgestaltungen der Sage auf die dialektischen Verschiedenheiten zurückzuführen im Stande ist, die durch eine so reich gegliederte Nationalität wie die hellenische veranlaßt seyn mußten. Auch hierbei kömmt es weniger darauf an, den Umfang der Kenntnisse zu erweitern, als die Grundanschauung zu vereinfachen. Das Verständniß der alten Mythologie hat mit der Häufung des gelehrten Stoffes sichtlich abgenommen, und als man weniger wußte, war man weiser."

Der Verfasser beginnt mit den Göttern des Hesiod und charakterisirt sie in der That meisterhaft. Es ist ihm ausschließlich darum zu thun, in diesen alten Naturgöttern den erkennbaren Charakter nachzuweisen, wie ihn Dichter und Künstler der Hellenen entwickelt und durchgeführt haben. Am ausführlichsten behandelt er die Meergottheiten, wie sie denn auch die zahlreichsten sind. Man sieht daraus, wie fein die Griechen das sie rings umfluthende Meer beobachtet, wie sie jede Nuance des bald zürnenden, bald lächelnden Elementes aufzufassen und für Poesie und Kunst zu personificiren verstanden haben.

Wir werfen einen Blick in die Nereidengruppe. Hier charakterisirt der Verfasser jede einzelne Nereide, findet sie aber immer in kleinere Gruppen gegliedert. Nachdem er die ersten Paare als Meereswellen in verschiedener Bedeutung bezeichnet hat, fährt er S. 47 fort: „Einen sinnvolleren Anfang können wir kaum erdenken, als der ist, mit welchem diese zweite Reihe eröffnet wird. Pherusa, das liebliche Bild der sanft daher gleitenden, ruhig tragenden Woge, tritt in Gegensatz mit der Brandung unwiderstehlicher Kraft, welche Dynamene ausdrucksvoll bezeichnet. Wir befinden uns bereits in der Sphäre des concreten, sinnlich faßbaren Daseyns. Das bald liebliche, bald furchtbar rauschende Spiel der Wogen geleitet uns an wirthsame Küsten und von da wieder zurück zu meerumspülten Inseln. Hiermit gelangt die Meeresherrschaft an höhere Wesen, wir sehen im Geist das erste Schiff die nassen Pfade durchschneiden, worauf Protomedeia, die Erstbeherrschende, anzuspielen scheint. Sie schließt den Dreiklang, welchen Aktaia, die Küstenbewohnerin, und Neseia, die Insulanerin, mit ihr bilden, zur bedeutungsreichen Harmonie ab. Das Leben auf einem Eiland macht den Verkehr mit dem gegenüberliegenden Küstenland zur Nothwendigkeit und die Frage der Wogenherrschaft zu einer Lebensfrage. Daher steht auch Nesaia nicht umsonst voran, sowie man denn überhaupt in dieser ganzen Reihe kein Glied versetzen kann, ohne das ganze so zart gefügte Ideengewebe zu zerstören. 81. Mit dem Küsten- und Inselverkehr beginnt der Reichthum, die Schifffahrt gewährt die köstlichsten Gaben, sie eröffnet das Reich der Freiheit, sie ermöglicht den Austausch der Erzeugnisse der fernsten Länder, die ohne sie unter der Wucht des eigenen Segens schmachten und dabei doch darben würden. Daher tritt bei dem Erscheinen der nächsten Gruppe Doris, die Gabenfrohe, voran. Ihr gesellt sich vieldeutig, aber in jedem Sinne als untrennbare, willkommene Gefährtin Panope, die Allerspähende, die Alles überschauende, die mit kühnem, weithin tragenden Seemannsblick begabte, bei. Gedeihen aber gewährt Galateia, welche uns den Begriff der Windstille in einer weit höheren Steigerung vor Augen führt, als dies bei der Galene, die uns aus einem ganz anderen Zusammenhang entgegengetreten war, der Fall seyn konnte. 82. Das ganze Wesen der Seefahrt aber wird uns mit ebenso einfachen als treffenden Zügen durch das ausdrucksvolle Zwillingspaar vergegenwärtigt, welches zwischen so viel dreigliederige Gruppen wie ein Stein eingesprengt ist, welcher dem Geologen zum Verständniß des Bildungsprozesses der ganzen Masse verhilft. Die Rosseschnelle und die Rosseklugheit, Hippothoe und Hipponoe, bezeichnen auf das geistvollste, auf welche Weise sich der Mensch der raschen Tragkraft der Wogen bemächtigt."

In dieser geistreichen Weise werden nun alle Elemente behandelt. Dann geht der Verfasser zu den organischen Bildungen über. „Aphrodite bezeichnet den Moment des Uebergangs von der unorganischen zu der organischen Natur. Mit ihr treten ganz neue Weltmächte in das Daseyn." Aus dem elementaren Bann heraus ringt die Natur nach Freiheit, die stufenweise in immer höheren Entwicklungen zum Vorschein kommt. Sie schreitet durch die Pflanzen, durch die Thierwelt, durch die barbarischen, satyresken bis zu den höchstgebildeten hellenischen Menschenkreisen fort. Die Bändigung und Reinigung der thierischen Menschheit ist im dionysischen System dargestellt. Hier der plastisch vollendete Satyrtypus: „Wir lernen verstehen, welcher Läuterungsprozesse es bedurfte, um solche Riesennaturen von ihren angeborenen wilden Trieben zu befreien und auch diese Creaturen, welche sich gegen jede Art von Sittengesetz rebellisch und unversöhnlich zu erweisen scheinen, der Menschlichkeit zu gewinnen. Der Gedanke einer solchen Veredelung einer von Grund aus verderbten Natur ist prachtreich durchgeführt. Nicht blos die Gesichtszüge lassen jene Reinigung der Leidenschaftlichkeit

wahrnehmen, auf die es dabei zunächst und ausschließlich ankommt, sondern dieselbe Verklärung ergießt sich auch über alle noch erhaltene Körpertheile." Der göttliche Dionysos verfährt aber, um die Läuterung des Menschen vom Thier zu erwirken, nicht gewaltthätig, sondern gibt sich scheinbar ganz dem Thierischen hin. „Indem er sich jenen orgiastischen Culten gegenüber durchaus hingebend verhält, durchdringt er die niederen Kreise des Daseyns, ohne denselben zu verfallen. — Auf den ersten Anblick läßt der kräftig gebaute Götterjüngling eine Weichlichkeit des Behabens wahrnehmen, die an Zerfahrenheit gränzt. Da er sich kaum auf seinen zarten Füßen halten kann, steht ihm fast immer ein dienstbarer Satyr zur Seite, der die Wucht seines Körpers meist mit sichtlicher Anstrengung unterstützt. Oft ist es, als ob er mit dem nächsten Athemzug seine Seele aushauchen sollte. Auch ist ihm das Leben selbst trotz aller Hingebung an den Sinnengenuß scheinbar eine Last. Sobald wir aber seinem ernsten, tiefsinnigen Blick begegnen, erfaßt uns eine Ahnung von seiner geheimnißvollen Göttermacht. Wir lernen begreifen, wie sein erhabener Geist die ganze Natur zu beherrschen und gerade in dieser scheinbaren Nachgiebigkeit die Hoheit seines Wesens zu entfalten vermag. Es bedarf nur einer äußern Veranlassung, einer Aufforderung, um sich als den Sohn des Zeus zu offenbaren und geltend zu machen. Sobald er aus seinem traumartigen Zustand aufgerüttelt wird, erscheint er rasch und thatkräftig wie Apollo, dem er überhaupt vollkommen polarisch gegenübertritt. Wenn bei diesem der ideale Charakter vorwaltet und daher alles von der geistigen Thätigkeit des Bewußtseyns seinen Ausgang nimmt, ist bei Dionysos jede Lebensregung durchaus gemüthlicher Natur."

Aus diesem Kreise tritt auch Herakles hervor, sich durchkämpfend aus dem Sinnlichen ins Sittliche. „Der Durchbruch echt heldenhafter und edler Gesinnung ist in dem Maße glorreicher, in welchem die sittliche Natur mit dem Widerstand zu kämpfen hat, welchen ihr die sinnliche darbietet. Dieser Sieg des besseren Theils der Menschlichkeit gibt sich im Herakles als tiefe Gemüthlichkeit und edle Großherzigkeit tausendfältig kund."

Herakles wird unter die Olympier aufgenommen, die unter dem Vorsitz des Zeus die zur Freiheit herangereifte und herangeschulte Menschheit regieren. Ueberall handelt es sich hier um Emancipation und Veredlung, um das Heraustreten einer schönen und freien Menschlichkeit aus dem Rohen und Unschönen und aus dem Banne der Naturgewalten. Den höchsten Zauber aber über die von Geist durchdrungene Menschheit übt Athene. „Ihr ist es, sagt der Verfasser S. 413, beschieden, in die Angelegenheiten der Sterblichen in einer Weise einzugreifen, wie kaum eine andere Gottheit, nicht etwa gewaltsam und mit Benachtheiligung der Rechte des Geschicks, sondern durch das Lenken der Gedanken derjenigen, die unter ihrem Schutze stehen. Homer, der diese Form der Wunderwirkung mit besonderer Vorliebe in Anwendung bringt, veranschaulicht sie durch den mythologischen Ausdruck der Verwandlung. Wenn die Tochter der Weisheit einem ihrer Lieblingshelden guten Rath ertheilen oder Muth einflößen will, so stimmt sie ihm einen aus dem Kreise der ihm zunächst stehenden bedeutenderen Persönlichkeiten günstig, was dadurch geschieht, daß sie von seiner Gestalt gleichsam Besitz nimmt oder sich in ihn verwandelt. Diese Weise der Motivirung menschlicher Handlungen ist nicht blos sehr sinnvoll und erhaben, sondern auch wahrheitsgemäß. Ohne die genaue Beachtung derartiger feiner Unterschiede, die den griechischen Dichtern der besseren Zeit geläufig sind, muß selbst die göttliche Darstellung des Homer den Eindruck eines Zaubermärchens auf uns machen, während doch bei ihm alles tief rationell begründet ist. Nichts vermag uns eine so klare Einsicht in das Reich der Freiheit und in das Verhältniß, in welchem es zu dem der Nothwendigkeit steht, zu verschaffen, als eine aufmerksame Vergleichung der Handlungsweise der Athene und der des Zeus, wie sie sich uns in den Gesängen der Ilias und Odyssee darstellt. Der Vater der Götter und Menschen ist zwar der Begründer der Geistesfreiheit, allein er selbst ist den unabänderlichen Satzungen des Verhängnisses so zu sagen verhaftet, während seine jüngste Tochter erst zu dem unmittelbaren Besitz jenes köstlichsten aller Güter gelangen kann, welches er errungen und ihr vorbereitet hat. Sie ist in Wahrheit frei, nicht in ungebundener Zügellosigkeit, sondern durch die völlige Unabhängigkeit von jedem eigenliebigen Wunsch und Willen. Rastlos sehen wir sie auf Erden walten, stets eifrig bemüht, durch die allseitige Verbreitung echter Cultur nach und nach die gesammte Menschheit der sittlichen Vollendung zuzuführen."

Obgleich wir uns hier nur auf die Bezeichnung weniger Grundzüge beschränken können, wird der Leser doch daraus ersehen, was der durch Herrn Brauns Werk durchgehende Gedanke ist. Das Hauptverdienst dieses Werks, wie des früher erschienen über die Museen Roms, beruht in der scharfen und feinen Charakteristik der antiken Kunstwerke in Bezug auf ihre geistige Bedeutung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 63.** 9. August 1854.

Alterthumskunde.

1) Schriften des historischen Vereins für Inner-Oestreich. Erstes Heft. Gratz, Tanzer, 1848. (Nicht mehr erschienen.)
2) Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark. Erstes bis viertes Heft. Gratz, in Commission bei A. Hesse, 1850—1853.

Die historischen und Alterthumsvereine breiten immer mehr ihr Netz bis an alle deutschen Grenzen aus. Die an den Slavengrenzen im Südosten dürfen wir mit besonderer Freude begrüßen, weil hier wohl noch am meisten zu thun übrig und noch Unentdecktes in reichem Maaß zu finden ist.

In der ersten uns hier vorliegenden Schrift bespricht die wichtigste Abhandlung, von Reinhard Knabl verfaßt, die reichen Ausgrabungen auf dem Leibnitzerfelde, dem wahrscheinlichen Flavium solvense des Plinius. Man hat aber hier nicht blos römische Reste, sondern auch noch ältere der Pannonier gefunden, und unstreitig ist die Frage nach diesen älteren Bewohnern des Landes interessanter, als es die Reminiscenzen der Römerherrschaft sind, die im Ganzen doch nur Bekanntes darbieten. Es freut uns, daß der Verfasser der Annahme, die Pannonier seyen Slaven gewesen, entgegentritt. Er bemerkt, daß sich dafür aus den Denkmälern des Leibnitzerfeldes nicht die geringste Spur ergebe. Die ganze Voraussetzung ist überhaupt nur von den gelehrten Panslavisten ausgegangen, die, bewußt oder unbewußt, die Jagd- und Spürhunde der russischen Universalmonarchie gemacht haben und eine Menge alte keltische und anderartige Völker willkürlich zu Slaven gestempelt haben, um dem Slavismus sc. Rußland ein Scheinrecht auf die Länder, die sie einst bewohnten, zu improvisiren.

Eine zweite Abhandlung des Jos. von Ankershofen betrifft „den historischen Anlaß zur Sage von den Verheerungszügen der Margarethe Maultasch in Kärnthen". Es geht daraus hervor, daß einige geringfügige historische Thatsachen von der Sage vergrößert und ausgeschmückt und andrerseits auch Dinge, die gar keinen historischen Anhaltspunkt haben, sagenhaft erzählt worden sind. Auf die Quellen, aus welchen die unhistorischen Bestandtheile der Sagen geflossen, läßt sich der Verfasser nicht ein. Sie verdienten eine besondere Behandlung. Wir bemerken hier nur, daß sich der Name der Margaretha Maultasch und die eine solche üppige und bösartige Frau betreffenden Sagen auch außerhalb von Kärnthen und Tirol finden, namentlich Sagen von der schwarzen Margarethe in Dänemark und von der Grete mit dem großen Maul in Schottland. Alle diese Sagen weisen zuletzt auf ein heidnisches Wesen zurück.

In den Mittheilungen aus Steiermark begegnen uns gleichfalls interessante Abhandlungen. Im ersten Heft eine Biographie des für die historische Wissenschaft zu früh verstorbenen von Muchar, ferner ein guter Aufsatz von Scheiger über das Zeughaus in Grätz unter Beziehung auf das vortreffliche Werk v. Lebers über das Zeughaus in Wien. Herr Scheiger macht auf gar Manches aufmerksam, was man bisher nur zu wenig beachtet hat. Die Zeughäuser wurden, soweit sie alte nicht mehr übliche und in Gebrauch befindliche Waffen aufbewahrten, nur decorativ behandelt. Es genügte an Schaustellungen von Prachtwaffen und in die Augen fallenden Curiositäten. Aber das wissenschaftliche Interesse wurde bei Seite gesetzt. Die tausend kleinen Werkzeuge untergeordneter Art, die einst zum Kriegsgebrauch gehörten, wurden vergessen. Es war z. B. Herrn Scheiger trotz der sorgfältigsten Nachforschungen unmöglich, noch alte Holzpatronen für die Musketen, Luntenspieße sc. aufzutreiben.

Besondere Aufmerksamkeit verdient im 3ten Heft der Aufsatz von Robitsch über Ausgrabungeu bei Judenburg. Hier fand man unter andrem einen kleinen „Wagen von Bronze" mit vielen sehr seltsamen Figuren. das Ganze 12 Zoll lang, 7½ breit, 9 hoch. „An den 4 Ecken dieses Wagens sind, — gleichsam die Stelle einer Deichsel vertretend, — an den schmäleren Seiten, parallel mit dem Laufe der Räder, Thierköpfe, mit in der Form eines S gebogenem Halse angebracht, Sie gleichen Pferdeköpfen, jedoch mit längeren Ohren und dünnem Halse. Auf diesem Wagenboden ist nun folgende interessante Figurengruppe dargestellt, wobei zu bemerken ist, daß der Wagen nach vor- und rückwärts die gleiche Gestalt hat, folglich zum Hin- und Herfahren bestimmt war. In der ersten Reihe, auf dem Achsengestelle angenietet, steht ein Hirsch, welchen zwei Männer bei den unverhältnißmäßig großen Geweihen in ihrer Mitte halten. Taf. III. Fig. 1. Hinter denselben befindet sich eine männliche Figur cum phallo erecto, ein Beil in der Hand schwingend, Taf. III. Fig. 2, und daneben eine weibliche, an welcher leider eine Hand abgebrochen ist, Taf. III. Fig. 3; die andere ist, wie bei der männlichen, flach ausgestreckt. Dann kommt, in der Mitte des Wagens auf der Sonnenscheibe stehend, eine zur Hälfte über die Umgebung herausragende sehr schlanke weibliche Figur (Taf. IV.) mit breitem Gürtel und stark bezeichneten Geschlechtsattributen, was übrigens auch bei den andern beiden weiblichen Figuren der Fall ist. Diese ist die Hauptfigur des Wagens, sie hat beide Hände bis etwas über den Kopf emporgehoben, und stützte damit ein auf ihrem Kopfe anliegendes, nur in mangelhaften Bruchstücken vorhandenes Gefäß, von der Form und Größe eines Tellers, an welchem nach unten Spuren von da gewesenen Stützstäben sich befinden. Auch hatte diese tellerartige Scheibe offenbar oben noch einen weitern Aufsatz, welcher nicht zu ermitteln ist. Im Rücken dieser Hauptfigur kommen wieder die oben beschriebenen zwei Reihen: der Mann mit dem Beile neben dem Weibe, und zu äußerst der Hirsch mit den Männern, alles nach auswärts gekehrt. Ju den Flanken des Wagens sind je zwei Reiter aufgestellt, mit den Hinterseiten einander gegenüber, wovon jedoch von jeder Seite einer unwiederbringlich verschleppt worden ist. Alle Figuren sind völlig nackt, nur die Reiter haben eine flachspitzige Kopfbedeckung — wahrscheinlich eine Mütze nach Art der Morlachen und kein Helm. Diese Reiter (Taf. V.) sind mit Schild und (abgebrochenem) Speer ausgerüstet, so daß jeder der beiden vorhandenen den Schild nach Außen hin, also der eine in der rechten, der andere in der linken Hand hält." Nachdem der Verfasser an die häufig vorkommenden Götterwägen der alten Perser, Germanen, Slaven erinnert hat, bemerkt er mit vielem Scharfsinn: „Wenn man aber den Umstand berücksichtigt, daß die Hauptfigur unseres Wagens ein Gefäß auf dem Kopfe trug, so könnten wir einen Anhaltspunkt anderer, jedoch verwandter Art in Homers Ilias XVIII. 372—379 finden. Dort wird beschrieben, wie Vulkan 20 Dreifüße mit Henkeln und mit goldenen Rädern schmiedet, die für den Tisch der Götter bestimmt waren, auf welchem sie aus ‚eigenem Triebe' hin und zurück rollen sollen. So viel uns bekannt, sind in den neuesten Zeiten zwei räthselhafte Wägen aufgefunden worden, die jedoch von den unserigen sich sehr unterscheiden. Der eine, vierräderig, in einem Kegelgrabe bei Schwerin 1843, welcher auf einem jochartigen Gestelle eine Vase getragen haben soll; von einer Figur ist dabei keine Rede. Der andere ist in den Jahrbüchern des Vereins für mecklenburgische Gesch. und Alterth. Jahrg. 1851 als ‚Frankfurter Wagen' beschrieben. Er hat drei in einer Achse laufende Räder und ist mit Figuren von Vögeln besetzt. — Von großer Wichtigkeit ist der weitere Umstand, daß unser Land die Bruchstücke noch eines andern Exemplars dieser Gattung besitzt. (Siehe die Mittheilung der Hrn. Doctors Krautgasser in diesem Hefte.) Dieselben befinden sich im Schlosse Freudenau und sind in einem Tumulus bei Radkersburg, hart an der ungarischen Grenze, — also ziemlich tief in Pannonien, — ausgegraben worden. Die dort befindlichen Wagenbestandtheile sind, wie der Verfasser sich durch eigene Anschauung überzeugt hat, den unserigen nicht nur ähnlich, sondern, namentlich die Räder, fast ganz gleich. Nur ist sicher, daß dieser Wagen nicht mit Figuren besetzt war, sondern am Achsengestelle waren Bronzstäbe angenietet, die vielleicht auch ein Gefäß trugen, wovon die beiliegenden Blechfragmente herrühren können."

Im vierten Heft ist uns ein merkwürdiges Bild der vier Elemente im Schlosse Strechau aufgefallen (beschrieben von Prof. Dr. Göth). „Diese Bilder gleichen von der Ferne angesehen vier männlichen Bruststücken, bei näherer Betrachtung aber bestehen sie aus allerlei Gegenständen, die das vorzustellende Element näher bezeichnen. So z. B. ist bei dem Elemente Erde der Oberkörper aus Erdklumpen gebildet, Hacken und Spaten unter den Armen haltend, das Gesicht ist aus mehreren Erdfrüchten zusammengesetzt, die Haare sind Blätter und die Nase eine geschickt angebrachte Rübe. Beim Wasser ist der Oberkörper ein Fischbärn, auf dessen ovaler Holzeinfassung eine Schüssel mit Fischen, Schnecken u. s. w. steht: der weiße Rand der Schüssel formirt die

Halskrause, Schnecken die Augen, Forellen die Wangen und ein Krebs mit langen Fühlhörnern bildet die Nase mit dem Schnurrbarte. Bei dem Elemente Luft ruht ein grüner Jägerhut auf einem passend benützten Blasebalg, dessen Ausgangsrohr die Nase und dessen Lufteinströmungsöffnungen die Augen darstellen, das Kleid ist ein Vogelnetz und die bunte Halskrause eine Reihe von an den Schnäbeln hängender Vögel. Das Feuer endlich wird durch einen geharnischten Mann abgebildet, dessen Gesicht aus einer Kanone besteht, die eben abgefeuert wird, die Räder sind die Wangen, der hintere Theil der Lafette die Haare, das Kanonenrohr der feuersprühende Mund."

Es ist uns nicht möglich, hier noch alle übrigen Abhandlungen der vorliegenden Hefte zu besprechen. Sie enthalten eine Menge schätzbare Mittheilungen außer über römische Grabfunde insbesondere über die Geschichte Steiermarks. Die Vermischung von historischen Untersuchungen über kirchliche und politische Verhältnisse des Mittelalters und der neueren Zeit mit solchen über die uralte Heidenzeit und ihre Grabfunde ist hier, wie bei allen historischen Alterthumsvereinen, unvermeidlich gewesen. Es wird wohl noch langer Zeit bedürfen, bis es einmal vergönnt seyn wird, in übersichtlichen Werken oder gar Sammlungen die Studien über die heidnische Vorzeit unvermischt beisammen zu finden.

Länder- und Völkerkunde.

Nordwestliche Bilder von F. Otto. Schwerin, Oertzen und Schlöpke, 1854.

Ein kleines Buch von nur 11 Bogen, worin aber allerlei interessante Dinge stehen. Der Verfasser ist sehr übel auf die Speculanten zu sprechen, die Nordamerika über alle Gebühr preisen, um „in Auswanderung zu machen". Um ihnen einigermaßen das Gegengewicht zu halten, weist er auf die Schattenseiten des Lebens in den vereinigten Staaten hin, vor allem auf die alleinige Anbetung des Mammon und die davon unzertrennliche Gemeinheit. Er sieht das freie Volk ganz durchdrungen von dieser Gemeinheit, dadurch entmenscht, das Ebenbild Gottes hier tiefer als irgend anderswo in der Welt entheiligt und bricht S. 133 in die Worte aus: „Wo der Rohheit, der Unsittlichkeit und der schmutzigsten Selbstsucht allein noch das Feld zu gegenseitigem Wetteifer überlassen ist, wo die Tugend lächerlich geworden und die Armuth ein Verbrechen ist, wo sich das misere speculans plebs blindlings forttreiben läßt von dem schmutzigen Strome, dem die modeangebenden Dollarbesitzer seine traurigen Bahnen anweisen — da kann es kein Gedeihen geben, da kann das Wahlsystem, das vielgerühmte selfgovernement der Fäulniß keinen Damm entgegensetzen, da kann nur nach die scharfe Schneide asiatischer Despotie die Heilung bewirken."

Geld und Eigennutz, sagt er, regieren in Amerika allein. „Politische, religiöse und andere Parteigebilde dienen nur als Fahnen, unter denen sich die materiellen Interessen gegenseitig bekämpfen. — Wie bei den Wahlen, so herrscht bei der Gesetzgebung — Senat und Repräsentantenhaus — und in der Verwaltung das Geld. — Verächtliche Umtriebe bei den Wahlen, geheimes Einverständniß mit den öffentlichen Beamten, memmenhafte Ausfälle auf die Gegenpartei vermittelst der Dolchstiche feiler Federn und unter dem Schirme gemeiner Zeitungsblätter, schmähliche Kriecherei gegen käufliche Schurken, die keinen andern Anspruch haben, als das Geschäft, alle Tage und Wochen durch ihre gedungenen Lettern neue Ernten von Verderben zu säen — eine Saat, in Allem den Drachenzähnen des Alterthums gleich, nur nicht in der Schärfe; Unterstützung jeder verkehrten Richtung des Volksgeistes und künstliche Unterdrückung jeder guten Regung; derartiges — mit einem Worte, die schändlichste Parteiwuth blickt in ihrer häßlichsten und schamlosesten Gestalt aus jedem Winkel des überfüllten Versammlungssaales hervor. Sah ich dort die Intelligenz und Bildung — das treue, redliche, patriotische Herz Amerika's? Hie und da einige Tropfen seines Blutes und Lebens, aber sie färben kaum den Strom der verzweifelten Abenteurer, die den gleichen Weg um des Gewinnes und Lohnes willen eingeschlagen haben. Es ist der Zweck dieser Männer und ihrer schändlichen Organe, die politischen Streitigkeiten so sehr in den Schlamm der Gemeinheit herab zu ziehen, daß alle Achtung und Würde mit Füßen getreten wird und jeder gefühlvolle und redliche Mann ihnen das Schlachtfeld überlassen muß, auf dem sie ihre selbstsüchtigen Absichten nun ungehindert und siegreich verfolgen. Und also dauert dieser gemeinste aller Kämpfe unaufhörlich fort, und Diejenigen, welche in andern Ländern vermöge ihrer Intelligenz und Stellung den größten Anspruch auf einen Sitz in der gesetzgebenden Versammlung haben, schaudern hier eigentlich vor einer solchen Erniedrigung zurück. Ja wohl, so ist es! Fast alle sind und werden bestochen." 2c.

Das traurigste Bild entwirft der Verfasser von der Presse in Amerika. Sie entbehrt jeder Würde. Sie ist nur der Kloak von Gemeinheiten aller Art. Der Zeitungsschreiber darf keine eigene Meinung haben, er muß nur alles aufnehmen, was die Partei, was seine Abonnenten wollen und so enthalten die Blätter neben prahlerischen Annoncen der Partei nur wüthendes und gräßlich gemeines Geschimpfe auf die Gegenpartei und alles wird

ins persönlichste Gebiet hinabgezogen. Am schlechtesten aber steht es mit der deutschen Presse, die fast ausschließlich von verdorbenen Buchdruckergesellen und ähnlichen Menschen des niedrigsten Bildungsgrades geleitet wird.

Die Gerichte sind bestechlich, die Zeugen käuflich, die Gesetze lax. Mord kann mit Geld, oft mit wenig Geld gesühnt werden. Erschießt ein Angloamerikaner einen Deutschen, so liegt nicht viel daran, er zahlt 100 Dollars. Erschießt er aber einen Negersclaven, so muß er den vollen Werth desselben, oft 1000 Dollars bezahlen. Das ist echt amerikanisch. Ist man stark genug, so hilft man sich selbst, daher das so allgemein beliebte s. g. Lynchgesetz, nach welchem das Volk, wenn es ihm beliebt, einen Schuldigen oder auch Unschuldigen, je nachdem es ihn nicht leiden kann, an den nächsten Baum henkt.

Eine Polizei, Gensdarmerie x. existirt nicht, daher die Spitzbuben, Räuber und Mörder freiestes Spiel haben. Man zählt in New-York allein über 30000 Spitzbuben, die blos von der Ausplünderung der Einwanderer leben. „Wenn ein Auswandererschiff mit seinen, durch lange, stürmische Seereise ermüdeten Passagieren in einer der atlantischen Seestädte anlangt, namentlich in New-York und New-Orleans, und der Auswanderer das langersehnte Land, den ‚freien Boden' der ‚großen Republik' noch hoffnungsvoll zu betreten im Begriffe steht, sieht er eine große Anzahl Menschen das Schiff mit dem regsten Interesse betrachten und, sobald es angelangt hat, mit großer Hast dasselbe von allen Seiten besteigen, trotz allen Abwehrens von Seiten des Schiffscapitains und seiner Leute. Es sind Loafer, Rowdie's oder short Boy's. Wie die Geier den verendenden Hirsch, so umschwärmen sie den Auswanderer, jeden Augenblick bereit, auf ihre Beute loszufahren. Ihr Geschäft besteht in Diebstahl und Raub auf alle mögliche Arten. Sie verfolgen den Auswanderer vom Schiffe in das boarding-house, deren Wirthe gewöhnlich ihre Verbündeten sind. Kommt er hier noch mit seinen Sachen fort, so verfolgen sie ihn auf Dampfschiffe und Eisenbahnen, deren Beamte nicht selten ebenfalls zu ihrer nobeln Zunft gehören, selbst hunderte von Meilen weit westlich, bis er sich eines schönen Morgens entweder alles oder doch des werthvollsten Theiles seines Eigenthums beraubt sieht."

Mit diesen Carrikaturen der menschlichen Gesellschaft wechseln in dem vorliegenden Büchlein auf anmuthige Weise schöne und großartige Bilder der einsamen wilden Natur ab. „Der Wald ist das einzige Stück Poesie in Amerika — aber es ist eine traurig ernste, stille Poesie, da ihr die Musik der gefiederten Bewohner des Waldes fehlt. Der Mensch liebt den verwandten lebendigen Odem, während ihn die ungeheuren todten Massen mit ihrer starren Oede erdrücken; die frische Lust des Lebens hat ihren Ausdruck nur in der Thierwelt, vor Allem aber in den melodischen Stimmen des munteren Volkes der Singvögel. Im Winter ist die Stimme des Windes die einzige, die man in diesen Einöden vernimmt, bald im Rauschen der Zweige, bald im Stöhnen und Aechzen der von ihm bewegten hohen Stämme; daneben ertönt nur hin und wieder das Brummen des Bären und der leichte Schritt des Rothwildes — Nachts das schauerliche Heulen der Wölfe. Im Frühjahre erscheint eine Menge Zugvögel, aber sie alle lassen entweder einen einfachen schrillen Ton oder gar keinen hören. Die Natur scheint ihnen das an Farbenpracht des Gefieders ersetzt zu haben, was sie ihnen an Stimme entzog. Da ist der amerikanische Truthahn oder turky mit seinen schönen grünen und im Kupferglanze prangenden Federn, bald pfeilschnell unter dem hohen Laubdome dahinlaufend, bald seinen Sitz in den luftigen Blätterkronen nehmend. Da ist eine große Menge wood-pickers von verschiedenen Größen und Farben zum Theil der schönsten Art. Eine derselben ist auch während des Winters hier: während er mit seinem langen Schnabel an alte hohle Bäume pickt, sich Insecten suchend, läßt er dadurch weit umher durch den stillen Wald ein Geräusch erschallen, das sehr den Schlägen der Axt ähnlich ist. Im Frühjahre glaubt der Fremde in diesen Wildnissen oft die Erde unter sich gehölt und dort ein Felsstück mit allmählig verhallendem Gepolter rollen zu hören. Aber der hier bekannte Jäger weiß, daß es der schöne Fasanenhahn ist, der auf einem hohlen umgestürzten Baume sitzend, diesen mit seinen Flügeln schlägt und dadurch jenes seltsame Geräusch hervorbringt. Eine Menge Kolibris mit prachtvollem Federschmuck, wie die Schmetterlinge, deren Größe sie auch nur haben, um die Blumen flatternd, blak birds und viele andere Vögel beleben den Wald. Während tief unten auf den Gewässern oft sehr schön befiederte Enten und allerlei Wasservögel umherschwimmen, der schwarze Waldwolf mit gesenktem Kopfe durch die tiefe Schlucht trabt und über ihm das muntere Eichhörnchen von Zweig zu Zweig setzt, zieht hoch oben über dem Lauboceane in den azurnen Lüften der blau und weiße Adler seine weiten stillen Kreise." x.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1²/₃ Thaler.

Sonnabend, N° 64. 12. August 1854.

Musica Divina.

Sive Thesaurus concentuum selectissimorum, omni cultui divino totius anni juxta ritum sanctae ecclesiae catholicae inservientium, ab excellentissimis superiorés aevi musicis numeris harmonicis compositorum; quos, é codicibus originalibus tam editis quam ineditis accuratissime in partitionam redactos ad instaurandum polyphonium vere ecclesiasticam, publice offert Carolus Proske. Annus primus. Harmonias IV. vocum continens. Tomus I. Liber missarum. Tomus II. Liber motettorum, lectio I. Ratisbonae, 1853. Sumtibus, Chartis et Typis Friderici Pustet. In 4°.

Ein außerordentlich verdienstvolles Werk, welches auch, wie das vorangedruckte lange Subscribentenverzeichniß beweist, große Anerkennung findet. In der Einleitung wird mit Wärme und Dank auf das Verdienst der Männer hingewiesen, welche, obgleich der Kirche fern stehend, doch zuerst „die Reinheit der Tonkunst“ im altkirchlichen Sinn und Geist aus dem musikalischen Tageslärm der Mode gerettet und gesichert, zuerst wieder die wundervollen Töne der ältern Kirchenmusik aus langem Schlafe der Vergessenheit geweckt haben. Dann aber wird diese musica divina, wie sich gebührt, der Kirche vindicirt und wird auf die Musik angewendet, was schon von allen andern Künsten, der Baukunst und den bildenden Künsten im Dienste der Kirche gilt.

Wir haben in diesen Blättern schon zu oft für die strenge Kirchlichkeit in der Kunst votirt, als daß wir uns nicht dem Grundgedanken des vorliegenden Buchs ganz und gar anschließen müßten. Die bildende Kunst ist entweiht worden, indem man die Heiligkeit vergaß und weltliche Leidenschaften und Reize wollte. Die Musik ist in gleicher Weise entweiht worden, indem sie in irdischen Gefühlen schwelgte und die himmlischen vergaß. Beide sind der Zucht der Kirche entwachsen und wenn wir ihnen ihre volle Freiheit bis zur Karrikatur des Teuflischen auf der weltlichen Seite gönnen, so muß doch die Kirchenmusik nothwendig wieder zu ihrer ersten Heiligkeit zurückkehren. Es ist ein wohlthuendes Gefühl, wahrzunehmen, wie gleichzeitig der wiedererweckte kirchliche Sinn zur Musik und die gereinigte musikalische Schule wieder zur Kirche hinstrebt, eine heilige Mutter und eine unschuldige Tochter, die sich wiedersehen, nachdem sie einander lange verloren hatten.

Ueber den Inhalt des Werks glauben wir einen Sachkundigen reden lassen zu sollen, den trefflichen Fetis, der in der révue et gazette musicale de Paris, 1854 Nr. 17. 12. Février Folgendes darüber sagt:

„Wenn auch die Geschichte der Musik unsern Vorgängern aus Ursache der Seltenheit an authentischen und Originalquellen fast unübersteigliche Schwierigkeiten bereitete, läßt sich doch nicht läugnen, daß, Dank den gewissenhaften Studien und dem unermüdlichen Eifer einiger Forscher, der größte Theil derselben nunmehr beseitigt ist. Vor allem war es Pater Martini, der zuerst, wenn auch nicht durchgehends mit streng geordneter Behandlung des Stoffes, die Nothwendigkeit des Studiums der Geschichte dieser Kunst vom Standpunkte der Harmonie und ihrer Fortbildung aus ins Auge faßte. In den von ihm herausgegebenen Fragmenten mischte er die verschiedensten Zeiträume durcheinander, ohne immer die wesentlichen Unterschiede derselben hervorzuheben. Ganz derselbe Vorwurf trifft auch Paolucci, dessen Sammlung an gleicher Unordnung in der Classifikation leidet. Viel besser wurde der Plan einer monumentalen Geschichte der harmonischen Musik von

Rath Sonnleithner aus Wien aufgefaßt, welcher ein Werk von nicht weniger als 60 Bänden in Folio zu bearbeiten gedachte. Für jene Zeit, wo so Wenige sich um alte Musik und deren Geschichte bekümmerten, war dieß ein wahrhaft riesiges Unternehmen. Doch Sonnleithner schreckte nicht zurück. Er hatte einmal Hand ans Werk gelegt und wendete sich, da er wohl einsah, daß er sein Vorhaben ohne den Beistand eines durch lange Studien gründlich vorbereiteten Mannes nicht wohl ausführen könnte, an Forkel, der gerade damals in seiner „allgemeinen Geschichte der Musik“ bis zu jener Epoche gekommen war, wo die harmonische Musik, ihrer ursprünglichen Beschränktheit entwachsen, den Namen einer Kunst zu verdienen anfängt. Die Geldmittel, welche ihm Sonnleithner zur Verfügung stellte, um das Dunkel zu zerstreuen, welches die Geschichte der Musik seit dem 15. Jahrhundert damals noch umhüllte, bestimmten diesen Gelehrten auch wirklich, sich dem von jenem angeregten Unternehmen zu weihen. Seine erste Arbeit bestand darin, alle jene Messen in Partitur zu setzen, welche sich in der kostbaren und äußerst seltenen Sammlung: „Liber quindecim missarum etc.“ befinden, deren reicher Inhalt 15 vollständige Messen von Ockhem, Obrecht, Isaak, Josquin, Deprés ꝛc. umfaßt. Sobald er diese Aufgabe gelöst, beschäftigte man sich in Leipzig mit der Herstellung der Druckformen, und die letzte der Platten war eben beendigt, als der Krieg von 1806 Sachsen und Preußen mit französischen Truppen überschwemmte. Durch ein unerklärliches Mißgeschick fiel die ganze kostspielige Arbeit in die Hände eines unwissenden französischen Offiziers, der die Platten einschmelzen ließ, um Kugeln daraus zu gießen. Dieses Unglück sowie die traurige Lage, worin sich Deutschland in den darauf folgenden Jahren befand, erstickten natürlich das schöne Unternehmen Sonnleithners schon im Entstehen. Man mußte sich glücklich schätzen, wenigstens einen Probedruck des Bandes zu besitzen, der Forkel so viel und so anstrengende Arbeit gekostet hatte, und jene ersten sorgfältig zusammengesuchten und nach der Bogenzahl geordneten Abdrücke existiren noch heute als ein großer Folioband in der königlichen Bibliothek zu Berlin, und bilden somit ein vereinzelndes, ehrwürdiges und kostbares Denkmal der Musik des 15. Jahrhunderts.

Die Arbeit Forkels rief bald noch weitere Sammlungen alter Musikdenkmäler hervor, welche mehr oder weniger gut ausgeführt wurden, größtentheils aber nur die Kunstwerke des 16. Jahrhunderts in ihren Bereich zogen. Das erste nennenswerthe Produkt dieser Art lieferte Rochlitz, ohne jedoch das Angefangene zu vollenden. Dieser mit feinem Geschmack und Kunstsinn begabte Mann besaß unzweifelhaft als Kritiker äußerst schätzbare Eigenschaften, doch mangelte ihm für diese Art von Arbeit jede spezielle Kenntniß und das aus seiner Sammlung Erschienene wimmelt noch überdieß von Druckfehlern, die dessen Lectüre anstrengend und ermüdend machen. Ebenso verdankt man dem Abbé Alfieri die Herausgabe einer gewissen Anzahl von Partituren aus den Werken Palestrina's, und wenn sich dieselbe auch in Hinsicht auf Genauigkeit nicht von jedem Vorwurf frei sprechen kann, so ist doch diese Sammlung von nicht geringerem Interesse, besonders für Solche, denen andere Quellen zum Studium der Werke des berühmten Gründers der römischen Schule nicht zu Gebote stehen. Auch Herr Comer aus Berlin publicirte vor einigen Jahren zwei gute Sammlungen, deren erste, der Herausgabe von Motetten aus der alten belgischen Schule gewidmet, auf Kosten der niederländischen zur Aufmunterung für Musik gegründete Gesellschaft gedruckt wurde, und deren andere die Werke verschiedener Schulen von Meistern des 17. und 18. Jahrhunderts enthält. Endlich bleibt uns noch übrig, des gelehrten Herrn Dehn aus Berlin zu erwähnen, welcher eine nicht unbeträchtliche Anzahl Motetten von Orlando di Lasso in Partitur setzte. Sind dieselben einmal gedruckt, so werden die Freunde der Musikgeschichte erst das unermeßliche Renommé begreifen, dessen sich der große belgische Künstler schon bei seinen Lebzeiten erfreute und das er sich auch noch in den folgenden Jahrhunderten erhielt.

Mehr aber als jede andere verspricht die zu Anfang dieser Zeilen stehende Edition die Wißbegierde aller wahren Kunstfreunde der Musik zu befriedigen, und wir wünschen nur, daß die Absicht des gelehrten Herausgebers vollkommen durchgeführt werden möchte. Dieser, Herr Carl Proske, Canonicus zu Regensburg, beschäftigt sich bereits seit mehr als 30 Jahren mit gründlichem Studium der Werke alter Meister aus der italienischen, belgischen und deutschen Schule. Er beschränkte sich nicht etwa blos darauf, eine bedeutende Anzahl jener Werke in seiner Bibliothek zu vereinigen, um Partituren daraus zu ziehen, sondern dehnte auch seine Forschungen ins Ausland aus und verweilte lange Zeit in Italien, wo er sich an Plätzen Zugang zu verschaffen wußte, welche die größten unedirten und bis zur Stunde unbekannten Kunstschätze bargen. Nachdem er sich des Genusses dieser Reichthümer lange selbst erfreut, faßte Herr Canonicus Proske den hochherzigen Entschluß, sie auch der Künstlerwelt mitzutheilen, und mag man aus Nachstehendem beurtheilen, in welch groß-

artigen Verhältnissen der Plan zu seinem Unternehmen entworfen wurde.

Die hier angeführte Sammlung wird nämlich die Compositionen der berühmtesten Meister vom Ende des 15. bis zum 17. Jahrhundert in sich aufnehmen, und dabei vor allem die Kirchenmusik von 4 bis zu 16 Stimmen im Auge haben. Sie soll in Jahrgänge getheilt werden, deren jeder aus 4 Bänden Partitur mit den zur Aufführung nöthigen Stimmenheften besteht. Jeder Band wird nur Werke von gleicher Gattung enthalten, wie z. B. der erste, den ich gerade vor mir habe, zwölf vierstimmige Messen bietet, während die demselben beigegebenen 12 Stimmenhefte dieser Messen dem Umfang der Partitur so ziemlich nahe kommen. Der folgende Band wird nur vierstimmige Motetten, ein weiterer die Magnificate, Litaneien 2c. bringen, gerade wie der zweite Jahrgang fünfstimmige Compositionen, ein dritter die von sechsstimmigen Messen, Motetten 2c., und die folgenden Jahre solche aufsteigend bis zu 16 Stimmen enthalten sollen. Jeder Band wird noch überdieß von bibliographischen und historischen Notizen begleitet, die, wie ich aus denen schließe, welche der gelehrte Verfasser dem ersten Bande vordrucken ließ und die nicht weniger als 70 Seiten in 4° einnehmen, von höchstem Interesse sind.

Von den 12 vierstimmigen Messen, die der erste Band enthält, sind drei von Palestrina, zwei von Lassus, eine von Vittoria, eine von Andr. Gabrieli, eine von Johann Leo Haßler, eine von Pitoni, eine von Loti, ein Requiem von Asola und ein anderes von Pitoni.

Die erste Messe Palestrina's, eine der am wenigsten bekannten dieses Meisters, ist die sogenannte Missa brevis, und wurde aus einer anno 1570 zu Rom von den Erben der Gebrüder Dorici gedruckten Stimmenausgabe in Folio genommen. Herr Proske hat da die alten Schlüssel (besonders jene, welche gegenwärtig nicht mehr angewendet werden, wie z. B. der ut Schlüssel auf der zweiten Zeile und der fa Schlüssel auf der dritten, beide von den Italienern früher chiavette genannt) in die Stimmschlüssel der neuern Musik umgeändert; gleichzeitig auch die Notation dem heut zu Tag angenommenen System angepaßt, und endlich nach dem Metronom die Bewegung angegeben, welche den einzelnen Stücken angemessen ist. Dieselbe Sorgfalt dehnt er auch auf die übrigen in diesem Werke enthaltenen Compositionen aus, und fügte allem diesem sogar noch einige Bemerkungen über das von jedem Stücke bedingte Zusammenwirken bei, sey es nun durch die genaue Unterscheidung dessen, was bald der Chor, bald die Solostimmen erheischen, oder sey es durch richtige Nüancirung des forte und piano.

Die zweite Messe „Iste Confessor" ist schon mehr bekannt, da davon bereits eine große Anzahl geschriebener Copien existiren. Man schätzt sie für eine der besten Arbeiten des Verfassers, und weiß, daß sich dieselbe in dem fünften Buche der existirenden Ausgabe seiner Werke befindet. Ich kenne nichts bewundernswertheres, als die vollendetste Kunst, in welcher Palestrina seine dem Kirchengesange entnommene Composition durchführt, und trotz des Zwanges der nachzuahmenden Formen alle Kräfte in dem geringen Zwischenraum von höchstens einer Octave benützt.

Die dritte Messe: Dies sanctificatus, wurde von älteren Verfassern musikalischer Lehrbücher selten erwähnt, und doch ist dieselbe aller Beachtung werth. So ist vorzüglich das Credo daraus ein wahres Meisterwerk; es kommt darin unter anderem ein Quatuor über das Crucifixus für zwei Soprane und 2 Contra-Alte vor, das sich eben so sehr durch tiefes Gefühl als durch die Art der Composition auszeichnet. Ein anderes Quatuor über das Benedictus ist ebenfalls eines jener Stücke, in denen Palestrina nie erreicht worden.

Die erste Messe von Lassus (im 8. Ton) ist von beschränktem Umfange, reinster Harmonie, jedoch ohne tiefere Bedeutung für das Studium. Ganz anders verhält es sich mit der folgenden Messe desselben Meisters. Ihre Melodie ist einem alten französischen Gesange entnommen, der mit den Worten anfing: Puisque j'ai perdu, und das Ganze mit derselben Ausführlichkeit behandelt, wie alle die feierlichen Messen der Epoche, worin der berühmte Autor gelebt. Der große Unterschied zwischen Lassus und Palestrina gibt sich schon in deren verschiedener Schreibart zu erkennen; denn findet man auch bei Ersterem weder dieselben gesuchten Kunstformen, noch die gleiche Geschicklichkeit, in die gewöhnlichsten Sätze und in anscheinend ganz gleichgiltige Dinge Episoden von größtem Interesse einzuflechten, so kann doch sicher nicht verkannt werden, daß Lassus bei weitem mehr Phantasie und Kühnheit entwickelte, und dadurch auch viel mehr Gesammteffekt erzielt. Hat er auch keinen so großen Reichthum der Imitationsformen in seiner Gewalt, als sein berühmter Zeitgenosse, so weiß er doch in den Fällen, wo er diese anwendet, ein Feuer hineinzulegen, dessen Wirkung hinreißend ist. Als Beleg meiner Behauptung führe ich nur das zweite Kyrie dieser Messe an, welches sich auf einen kurzen Satz stützt, aus dem der Componist auf die glücklichste Art Vortheil zu ziehen verstand. Doch gibt es auch noch eine andere Seite der Kunst, in welcher Lassus die

übrigen Meister seiner Zeit weit überragte; ich meine den Rhythmus. In allen Compositionen dieses Meisters tritt der Rhythmus bei weitem charakteristischer hervor, als in den Schöpfungen Palestrina's hauptsächlich darum, weil der Imitationsstyl, den Letzterer bevorzugte, die rhythmische Freiheit beschränkt. Darum läßt sich im Allgemeinen auch hier wohl sagen, daß Palestrina der Fürst der klassischen Musik ist, während Lassus in seinem Zeitalter für den Romantiker in der Kirchenmusik gilt; denn sein ganzes Wesen trieb ihn an, Neuerungen zu huldigen und nach Effekt zu streben.

Thomas, Ludowig von Vittoria, von dem Herr Canonicus Proske im vorliegenden Bande seiner Sammlung eine Messe im 4. Tone gegeben hat, einer jener spanischen Componisten, die gleich Escobedo und Morales im 16. Jahrhundert nach Rom gingen, um dort ihr Talent zu vervollkommnen, nachdem bereits die alten belgischen Meister diese Kunstformen in ihrem Vaterlande eingeführt hatten. Vittoria zeigt in dieser Arbeit, daß er mit den größten Meistern auf gleicher Stufe stehe: Gesang und Harmonie dieser Messe athmen die höchste Andacht, die Imitationen bewegen sich in einem ernst-feierlichen Style, und die Tonart — obschon im Charakter des 4. Kirchentones streng ausgeprägt — enthält nichts, was ein an die Erforderniſſe neuerer Kunst gewöhntes Ohr beleidigen könnte. Eines der beachtenswerthesten Stücke daraus ist das Agnus Dei zu 5 Stimmen, worin der erste und zweite Sopran gleichstimmig einen Canon zu singen haben, dessen Construktion so glücklich durchgeführt ist, daß man diese schwierige Parthie kaum bemerkt und dieselbe in der mächtigen Erregung eines melodischen, harmonischen und religiösen Gefühles gänzlich verschwindet.

Die kurze Messe von Abreas Gabriele, die siebente dieser Sammlung, macht sich besonders durch die Klarheit, Reinheit und Eleganz ihrer Harmonie bemerkbar. Der Nachahmungsstyl wurde vom Verfasser nur im Kyrie, im Christe, Sanctus, Benedictus und Hosanna angewendet. Das Gloria und Credo sind im Currendstyl gesetzt, jedoch rhythmisch gestaltet, eine wichtige Kunstbedingung, deren praktische Beachtung in harmonischen Gesängen schon von frühester Zeit an der venetianischen Schule, welcher Gabrieli angehört, zum besondern Verdienste gereicht, wenn man anders aus den frotole, welche am Schlusse des 15. Jahrhunderts entstanden, darnach schließen will.

Johann Leo Haßler (oder Hasler), Componist der achten Messe, war einer der bedeutendsten deutschen Musiker, welche zu Ende des 16. und am Anfange des 17. Jahrhunderts gelebt. Sein Styl ist gleich dem der meisten dem Süden Deutschlands angehörigen Künstler übereinstimmend mit dem der Meister aus venetianischer Schule und weicht wesentlich von den Formen und Richtungen ab, welche die Kunst jener Länder charakterisirten, in denen der Einfluß der lutherischen Reformation herrschend geworden. Zwanzig Jahre alt begab sich der in Nürnberg anno 1564 geborne Haßler nach Venedig, wo er der Schüler Andreas Gabrieli's wurde, von dem er auch die ganze Klarheit der Harmonie annahm. Seine über den Gesang Dixit Maria geschriebene Messe ist ein schönes ganz im Geiste seines Meisters vollendetes Werk. Der Nachahmungsstyl ist darin abwechselnd mit dem rhythmischen angewendet, und erzeugt dadurch eine Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, welche schon die nahe bevorstehende Umwandlung der Kunst andeutet.

Obgleich Pitoni, Meister der römischen Schule und Verfasser der Messe für Weihnachten (der neunten in dieser Sammlung) einer neueren Zeit als Haßler angehört, da er erst im Jahre 1743 starb, ist doch sein Styl bedeutend trockener und weniger mannigfach, wie auch die Tonart des Opus viel ausweichender und unbestimmter ist. Es ist dieses Werk sicher eines der wenigst interessanten in der ganzen Sammlung, und doch war Pitoni einer der geschicktesten Künstler der römischen Schule. Ich kenne von ihm Manches, das durch tiefe Gelehrsamkeit in der Kunst zu schreiben mit Bewunderung erfüllt und sind mir die Beweggründe unklar, welche Herrn Canonicus Proske veranlaßt haben mögen, unter allen Messen, die man von dem geschickten Autor besitzt, gerade diese gewählt zu haben, wenn er nicht etwa dadurch sich bestimmen ließ, daß diese die letzte Composition des Meisters war, was ich dann freilich hinlänglich gerechtfertigt fände.

Etwas neues tritt uns nun in der zehnten Messe, deren Schöpfer Lotti ist, entgegen. Dieser, ein venetianischer Componist und Schüler Legrenzi's, gestorben im Jahre 1740, war mehr als ein gelehrter Musiker. Er war wirklich ein Genie. Sein Styl gehört bereits den Formen der modernen Tonkunst an, sein Contrapunct stützt sich nicht mehr wie jener der Meister des 17. Jahrhunderts auf Nachahmung, sondern auf die Fuge, und die Wiederholungen der Melodien sind nicht mehr reelle, sondern tonale. Seine Harmonik endlich klar und rein wie die der berühmtesten Meister aus alter Schule, kann jüngeren Künstlern, welche sich im Styl der Fuge üben wollen, als bestes Musterdienen." (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stutgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, N° 65. 16. August 1854.

Musica Divina.

Sive Thesaurus concentuum selectissimorum, omni cultui divino totius anni juxta ritum sanctae ecclesiae catholicae inservientium, ab excellentissimis superiorés aevi musicis numeris harmonicis compositorum; quos, ó codicibus originalibus tam editis qnam ineditis accuratissime in partitionam redactos ad instaurandum polyphonium vere ecclesiasticam, publice offert Carolus Proske. Annus primus. Harmonias IV. vocum continens. Tomus I. Liber missarum. Tomus II. Liber motettorum, lectio I. Ratisbonae, 1853. Sumtibus, Chartis et Typis Friderici Pustet. In 4°.

(Schluß.)

„Das Requiem Asola's ist für Männerstimmen geschrieben. Der Autor, Priester zu Verona, lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, eine Epoche, die den stylitischen Charakter des Werkes genügend bezeichnet. Der ganzen Messe ist der römische Choral zu Grunde gelegt, und der Text Dies irae dazu bestimmt, mit dem Chore, welcher den gewöhnlichen Gesang anstimmt, abzuwechseln. Die ganze Arbeit trägt den Stempel eines ernsten und zur tiefsten Traurigkeit gestimmten Charakters. Bei weitem vorzüglicher als die Prachtentfaltung unserer modernen Dramen, die man mit dem Titel von Todtenmessen ausschmückt, ist das Werk Asola's der richtige und tief gefühlte Ausdruck der schmerzlichen und religiösen Resignation, wie sie die heiligen Texte verlangen. Als Nachklang hiezu hat Herr Canonicus Proske ein Adoramus the Christe, von Vincentius Ruffo gegeben, welches seiner Natur und seinem Character nach ganz mit Asola's Messe übereinstimmt.

Das Requiem Vitoni's, als letztes Werk des vorliegenden Bandes, ist in seiner Art ein Meisterwerk. Diese Schöpfung ist durch und durch Original, und so viel mir bekannt, von keinem andern Musiker noch nachgeahmt worden. Wohl bildet auch hier, gleich wie bei der Messe Asola's, der Choral die Grundbasis, doch mit dem Unterschiede, daß die in schönen und vollen Choral-Contrapunkt geschriebenen Absätze mit andern in Trio für einzelne Stimmen abwechseln, welch' letztere ganz frei in moderner Tonart und Harmonie componirt sind und deren Styl sehr viel Analogie mit dem einiger Psalmen Marcello's hat. Einige dieser Trio sind für Männerstimmen geschrieben, während in anderen die Soprane als Oberstimmen vorherrschen, und gibt es wohl nichts ausdrucksvolleres und zugleich religiöseres, als den Styl dieser herrlichen, bis jetzt der musikalischen Welt gänzlich unbekannten Schöpfung.

Die gedrängte Analyse, welche ich vorstehend von den Compositionen gab, die der erste Band der von dem Regensburger Gelehrten neu herausgegebenen Sammlung enthält, scheint mir genügend, um die Wichtigkeit deren Veröffentlichung darzuthun. Ihr Umfang überschreitet die Proportionen aller bisher unternommenen Sammlungen auf demselben Gebiete um ein beträchtliches und entspricht denen der Sammlungen von Bach und Händel, welche eben in Leipzig und London zum Druck vorbereitet werden. Herr Canonicus Proske hat sich übrigens schon seit langer Zeit für das nützliche Werk, welches er eben zur Ausführung bringt, vorbereitet. Die von ihm bis jetzt gesammelten Subscriptionen übersteigen bereits 600 Exemplare und sichern so die materielle Möglichkeit der Herstellung. Auch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß diese Anzahl sich nicht in Bälde noch bedeutender mehrt, denn es steht der

reelle Werth dieser Sammlung vom Standpunkte der Kunstgeschichte aus im reinsten Einklange mit der Schönheit typographischer Ausstattung und Billigkeit des Preises.

Herr Proske hat das Buchhändlerformat dem Musikformate, so wie den Druck mit beweglichen Lettern dem Stich vorgezogen, und man kann ihm dafür nur Dank wissen. Durch ein mir unbekanntes Vorurtheil sinkt der Verkaufspreis gestochener Musik, mag auch ihr Kunstwerth und die materielle Schönheit ihrer Ausführung noch so groß seyn, sobald sie das Magazin des Herausgebers verlassen, auf die niedersten Preise herab, während bei guten Büchern gerade das Gegentheil eintritt. Die zum Druck der Musica divina verwendeten Typen sind dieselben, wie sie Breitkopf früher graviren ließ. Wie bekannt ist ihr Schnitt ein für das Auge äußerst wohlthuender, besonders in der Bezeichnung der Vocalmusik, und läßt etwa nur noch bei den zusammenhängenden Noten der Instrumentalmusik eine größere Vollkommenheit zu wünschen übrig. In dem vor mir liegenden Werke verschwindet aber dieser Mangel gänzlich, und nur die Schönheit der einfachen Noten tritt uns entgegen. Eben so ist der Druck des Textes in jeder Weise entsprechend, und die Wahl des Papiers erhöht noch die Schönheit des Ganzen.

Ich erwähnte vorhin des wohlfeilen Subscriptionspreises und ergänze nur noch, daß in dieser Beziehung kein gleichartiges Unternehmen diesem an die Seite gestellt werden kann, wie man aus Nachstehendem selbst beurtheilen kann. Die zu jeder Messe eigens gedruckten Stimmen kosten in Umschlag per Bogen die geringe Summe von 5 kr., und der Preis für die Partitur, einen starken Band von 350 Seiten nebst den Stimmenheften, deren Paginirung fast ebenso hoch steigt, beträgt nur 7 fl. 20 kr.

Fétis, Vater.

Die Partitur I. I. kostet 4 fl. 36 kr. Die Stimmen I. I. 2 fl. 44 kr. Die Partitur I. II. 1. 1 fl. 48 kr. Die Stimmen I. II. 1. 1 fl. 16 kr."

Mythologie.

Die Mythologie der Slawen für Gebildete und die studierende Jugend, dargestellt von Konrad Schwenck. Frankfurt a. M. Sauerländer, 1853.

Ein Masse Stoff, dem keine rechte Uebersicht und Charakterisirung abzugewinnen ist. Wir können nur loben, daß Herr Schwenck, was ohnehin von ihm zu erwarten war, sich von Begeisterungen und Täuschungen fern gehalten hat, durch die z. B. Hanusch denselben Stoff interessanter zu machen wähnte. Aber Herr Schwenck konnte den alten Fluch nicht lösen, der auf der Vorzeit der slavischen Völker zu liegen scheint. Wir sehen da immer nur in ein wüstes buntes Gewirr von Namen hinein, um die sich nur selten ein ausführlicherer, sinnreicherer Mythus oder eine Dichtung von zarterem Dufte reiht. Was reiner Naturcultus bei den alten Slawen war, Cultus des Donnergottes, der Götter des Feldsegens, des Sommers und Winters auch einzelner Gewächse und Thiere, tritt wohl deutlich hervor, aber die sittliche Tiefe der gesammten religiösen Anschauung bleibt uns dunkel, wenn überhaupt eine vorhanden war. Das ist nicht so im Heidenthum der deutschen Völker, bei denen das Geistige und Sittliche viel energischer vertreten war.

Der Mangel des Systematischen und des tieferen Fundaments in dem, was wir von der slawischen Mythologie wissen, ist um so auffallender, als sich das Heidenthum bei den Slawen so gar lange erhalten hat und zum Theil noch erhält. Der Verfasser entlehnt aus v. Tettau und Temme (Volkssagen Ostpreußens S. 162) folgende Thatsache: „Den Litthauern war besonders der Berg Rombinus, schräge der Stadt Ragnit gegenüber, heilig. Er erhebt sich, fichtenbewachsen, mit vielen Spitzen und Löchern hart an der Memel, und oben war der große Opferstein des Perkunas, und von da aus ward Heil und Segen über das ganze Land verbreitet. Perkunas hatte ihn selbst hingelegt, und die Sage ließ eine goldene Schüssel und eine silberne Egge darunter vergraben seyn, weil Perkunas der Gott der Fruchtbarkeit gewesen sey. Bis in die späteste Zeit begaben sich die Litthauer zu diesem Berg und opferten dort, besonders junge Eheleute, um Fruchtbarkeit im Hause und auf dem Felde zu gewinnen. Es war eine alte Sage, daß das Glück nicht von dem Lande weichen würde, so lange der Stein noch stehe und der Berg unter demselben; der Berg aber werde zu Grunde gehen, wenn einmal der Stein von ihm genommen würde. Der deutsche Müller Schwarz zu Barten am Fuße des Rombinus wollte 1811 den Opferstein nehmen, um zwei Mühlsteine daraus zu machen, und als es die Bauern umher nicht leiden wollten, erhielt er die Erlaubniß vom Landrath, die trotz des Geschreies der Bauern benutzt ward. Als der Müller endlich drei Arbeiter für großen Lohn aus einer andern Gegend gewonnen hatte, begann das Sprengen des Steins. Dem, der den ersten Schlag that, sprang ein Stück vom Stein in das Auge, so

daß er noch an demselben Tage auf beiden Augen blind ward. Er lebt noch in Tilsit. Der zweite zerbrach sich nach dem zweiten Schlage den Arm. Dem letzten gelang es den Stein zu sprengen und in die Mühle zu schaffen, als er aber am dritten Tage darauf nach seiner Heimath Gumbinnen zurückkehrte, ward er unterwegs krank und starb. So rächte der Gott die Wegnahme des Opfersteins, an dem er mehr als tausend Jahre verehrt worden war. Die goldne Schüssel aber und die silberne Egge hat man vergeblich gesucht. Seit dieser Zeit fraß der Memelstrom unten in den Rombinus hinein und oben weht der Wind den Sand auseinander, so daß bald die Stelle nicht mehr ist, wo der Opferstein war. Dann wird, sagen die Litthauer, großes Wehe über das Land kommen. Im Anfange des Monats September 1835 hörte man in einer Nacht ein großes, weit schallendes Getöse, welches vom Rombinus kam. Am andern Morgen fand man einen großen Theil des Berges eingestürzt; in dem vorbeifließenden Memelstrome war dagegen eine große Erdzunge entstanden. Der Theil des Bergs, auf dem der Opferstein gestanden, ist für jetzt noch verschont geblieben. Die Litthauer fürchten aber jetzt wieder doppelt, daß auch er bald einstürzen und dann die unglücksvolle Prophezeihung in Erfüllung gehen werde."

Perkunus war der Donnergott und wie Jupiter Hauptgott. Ob vielleicht in dem Lichtgott Swantowit eine höhere geistige Potenz zu suchen ist, steht dahin; aus dem, was der Verfasser von ihm mittheilt, geht es nicht hervor. Ueberall stoßen wir nur auf Naturgötter, Personificationen der segensreichen Naturkräfte oder Schreckgespenster, aber auf nichts, was an die Ideale Griechenlands oder an die Charaktertiefe der nordischen Götter mahnte.

Viele Sagen sind verdächtig, weil sie erst spät aufgezeichnet im Lauf der Jahrhunderte von andern Völkern entlehnt seyn können. In dieser Beziehung übt Herr Schwenck mit Recht eine ziemlich strenge Kritik. „In Litthauen gibt es eine Sage von der sogenannten Sündfluth, die aber in ihrer Ausbildung wenigstens in kein hohes Alterthum hinaufreicht. Sie lautet bei Narbutta: ‚Als Pramzimas der höchste Gott aus einem Fenster seines himmlischen Hauses über die Welt schaute und lauter Krieg und Unrecht unter den Menschen gewahrte, sandte er zwei Riesen, Wandu und Wejas, d. i. Wasser und Wind, auf die sündige Erde, die zwanzig Nächte und Tage hindurch Alles verwüsteten. Pramzimas wiederum, während er himmlische Nüsse aß, herabschauend, warf eine Nußschale hinunter, die auf den Gipfel des höchsten Berges fiel, wohin sich Thiere und einige Menschenpaare geflüchtet hatten. Alle stiegen in die Nußschale, die nun auf der Alles bedeckenden Fluth herumschwamm. Gott aber richtete sein Antlitz zum dritten Mal auf die Erde und ließ den Sturm sich legen und die Gewässer wieder abfließen. Da zertheilten sich die geretteten Menschen, und nur ein Paar blieb in jener Gegend, von welchem die Litthauer abstammen. Sie waren aber schon alt und härmten sich. Da sandte ihnen Gott zum Tröster den Regenbogen, welcher ihnen den Rath gab, über die Gebeine der Erde zu springen; neunmal sprangen sie, und es entsprangen neun Paare, die Ahnen der neun lithauischen Stämme.' Deutlich tritt hier hervor," daß der Regenbogen aus der Bibel und die Steine aus der griechischen Sage von Deukalion und Pyrrha in diese Sage kamen, und dadurch wird es ganz ungewiß, ob überhaupt eine ausgebildete Sage von einer Alles überschwemmenden Fluth in Litthauen einheimisch war, oder ob die ganze Erzählung eine spätere durch Ausländisches veranlaßte Erdichtung sey." Der Verfasser hätte seine Kritik auch noch auf die Sagen aus dem Weichselgebiet von Danzig, von der Wanda, von Krakau und weiter auf die schlesisch böhmische von Rübezahl und von der Libussa ausdehnen dürfen, die mit der slavischen Götterlehre gar nichts zu schaffen haben und ältere lokale Erinnerungen aus einer vorslavischen Zeit zu enthalten scheinen, die nur von den Slaven adoptirt wurden.

Am eigenthümlichsten und daher auch werthvollsten ist in der slavischen Mythologie wie in den slavischen Volksliedern die zarte Weise, wie oft kleine geringfügige Dinge in der Natur, in Wald und Feld aufgefaßt und mit poetischem Reiz umkleidet werden. So unter den Kräutern die Raute, das Basilikum, unter den Thieren die Cicade, der Nachtschmetterling ꝛc. Das Naturgefühl äußert sich oft und sehr charakteristisch als Furcht. Außer im alten Testament bei den Juden hat die Furcht überhaupt nicht leicht so viel poetischen Ausdruck gefunden, als im Aberglauben der slavischen Völker. Wie sich in dieser Beziehung der letztere und der heitere Glaube der alten Hellenen gegenüberstehn, mag aus einer Vergleichung der slavischen Psyche mit der altgriechischen erhellen. „Im serbischen Volksglauben gilt die Zauberin, Wahrsagerin (vjeschtitza) für besessen von einem bösen Geist, der im Schlafe aus ihr heraus geht und als Schmetterling oder Henne erscheint. So lange dieser Geist die Zauberin verlassen hat, liegt der Leib leblos da, und wenn man sie so wendet, daß der Kopf an die Stelle kommt, wo die Füße waren, so kommt sie nicht wieder aus dem Todesschlaf. Sie strebt nach Leuten, besonders Kindern, die sie ißt. Einem

schlafenden Manne stößt sie eine Ruthe durch die linke Brustwarze, öffnet die Seite, holt das Herz heraus und ißt es, worauf die Brust wieder zuwächst. Was den Schmetterling betrifft, als eine Form des Geistes, so ist ursprünglich die Phaläne, die bei Nacht fliegt, als eine Erscheinung der abgeschiedenen Seele angenommen worden, und das nächtliche Fliegen war der Grund dieses Glaubens, nicht aber die Wahrnehmung, daß der Schmetterling sich aus der Raupe entwickelt, wodurch er ein Sinnbild der Seele ward." Wie grauenhaft düster, welch nordisches Nachtbild jene mörderischen Phalänen im Vergleich mit der zarten Geliebten des griechischen Eros!

Das Grauenhafte culminirt im Vampyr, einem ausschließlich slavischen Begriff, denn er kommt bei andern Völkern nicht vor, nur annähernd bei den Indern. Die deutschen Dichter, alle Welt plündernd, haben auch den Vampyr nur zu oft, um damit Effekt zu machen, ins Deutsche übersetzt. Die Slaven aber haben ein viel älteres und ausgebildeteres Gefühl für das Poetische im Vampyr und ihre Sagen variiren daher sehr. Er ist keineswegs immer die vollblütige Leiche, wie man sich ihn bei uns gewöhnlich vorstellt, er kommt auch, wie schon gesagt, als Nachtschmetterling vor. Die seltsamste Auffassung ist folgende: „Kascej oder Koscej gilt in der russischen Fabel, sagt Khyssarow (S. 60 flg.), als ein lebendiges Skelett. Junge Mädchen soll er sehr geliebt und sie ihren Vätern geraubt haben. Es verschwanden auch, wie die Fabel ferner anführt, bisweilen sogar die Schönen aus dem Brautbette, die dann zuletzt im Schlosse des Kascej gefunden wurden. Er führt den Beinamen des Unsterblichen, und in dem russischen Märchen von der schönen und wunderbar klingenden Leier hat er ein Reich mit vergoldeten Wohnungen, prächtigem Garten und eine geraubte Schöne ist bei ihm. Die wunderbar klingende Leier gehört ihm, aber jene Schöne lockt ihm das Geheimniß ab, wie er sterben könne, bewirkt dann durch ihren Geliebten Astrach Carolewitsch seinen Tod, und das liebende Paar zog mit der Leier von dannen. (Die ältesten Volksmärchen der Russen von Vogl. S. 1—20.)"

In demselben Bande bespricht Herr Schwenck auch den Glauben der Finnen, aber nur kurz und mit weniger Kritik als den der Slaven. In gelegentlichen Bemerkungen über den nordischen Mythus wiederholt er öfters, Odin sey der Sonnengott. Das soll er doch nicht so frischweg behaupten wollen. Es kommt uns ungefähr vor, als wenn ein chinesischer Gelehrter, von dem fernen Europa erzählend, behaupten wollte, Napoleon sey die Madonna.

Gedichte.

Hermen. Dichtungen von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz, 1854.

Paul Heyse besitzt einiges Talent, aber es berechtigt nicht zu so hoher Bewunderung, als man sie ihm in jüngster Zeit hat in München octroyiren wollen. Den Hauptinhalt der vorliegenden Sammlung bilden „Idyllen aus Sorrent", schwache Nachahmungen der berühmten römischen Idyllen von Göthe, die selbst nur Nachahmungen der altrömischen Erotiker sind. Wenn Göthe mit feinem Tact den Ton seiner Vorbilder einzuhalten wußte, so ist dies Herrn Heyse weniger gelungen. Er hat nämlich nicht blos frivol, wie es hier nicht anders seyn durfte, sondern auch sentimental seyn wollen. Er hat nicht blos unter der phallischen Herme mit koketten Nymphen gescherzt und ein hübsches Talent für verliebte Tändeleien bewährt, wie das hier die Manier erlaubt und fordert, sondern er hat sich dabei auch sein deutsches Gemüth und eine empfindsame Treue gegen die daheim in Deutschland zurückgebliebene Braut conserviren wollen. Das ist lächerlich. Man muß entweder sich ganz der römischen Octoberlust hingeben, ganz in den bacchisch-erotischen Kreis versinken, oder man muß ganz der ehrliche, treue, sittliche deutsche Jüngling Hölty, Ernst Schulze ꝛc. und überhaupt zu Hause bleiben. Man kann aber nicht beides mengeliren, mit beiden Effecten in demselben Gedichte abwechseln, mit muthwilligen Italienerinnen Satyr seyn und dann noch am Schluß desselben Gedichts seelenvolle Seufzer und Grüße an die Einzige in Deutschland abschicken wollen. Das ist unnatürlich und geschmacklos.

Unter den andern hier mitabgedruckten Dichtungen findet sich Urika wieder, welche schon früher einmal gedruckt erschienen ist, nach einem bekannten französischen Original bearbeitet die Geschichte der schönen Negresse, die trotz aller ihrer Tugenden wegen ihrer Farbe allein unglücklich wird. Auch ein Gedicht „Michel Angelo Buonarotti". Das Entstehen so zahlloser Dichtungen, deren Helden nur Maler oder Dichter sind, ist der sicherste Beweis von der argen Verweichlichung unserer Poesie. Die Künstler denken nur noch an sich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 66. 19. August 1854.

Naturkunde.

Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. 4. Leipzig, Ambr. Abel, 1854.

Wir empfehlen diese Sammlung, in der alle in der neuesten Zeit gemachten und wichtigen Entdeckungen im naturwissenschaftlichen Gebiet besprochen und dem gebildeten Publikum erklärt werden. Der erste Band behandelte die Galvanoplastik, galvanische Vergoldung, Photographie, Mosers Thaubilder, Generationswechsel im Thierreich. Der zweite: Entstehung der Mineralquellen, artesische Brunnen, thierähnliche Bewegungen im Pflanzenreich, Runkelrübenzucker, Eingeweidewürmer, die Electricität als Betriebskraft, Umdrehung der Erde. Der dritte: das Nordlicht, Gasbeleuchtung, Wasser als Brenn- und Leuchtmaterial. Der Preis ist billig. Vorliegender Band kostet einen preuß. Thaler.

Im vierten Bande begegnet uns zuerst eine Zusammenstellung der neuesten Forschungen über die Befruchtung der Pflanzen. Wenn man eine gewöhnliche Blume ansieht, so bemerkt man in der Mitte unten den Fruchtknoten, aus dem sich der Griffel erhebt, dessen oberes knopfartiges Ende gewöhnlich haarig oder feucht ist. Das ist das weibliche Organ, unten im Fruchtboden verbergen sich die Eier. Um diese Mitte her stehen gewöhnlich die Staubfäden mit den Staubbeuteln wie kleine Hämmer. In den Staubbeuteln (Antheren) ist der Pollen oder Samenstaub enthalten. Das ist das männliche Organ der Pflanzen. „Der aus der aufgesprungenen Anthere entlassene Pollen gelangt, sei es durch den Fall aus dem die Narbe überragenden Staubbeutel, sei es durch Beihülfe des Luftzugs oder der Insekten, auf die Narbe. Die Oberfläche derselben ist mit zahlreichen kurzen Härchen besetzt, aus denen sich eine schleimige, gewöhnlich auch zuckerhaltige Flüssigkeit absondert, welche schwach klebrig den Blüthenstaub zunächst fest hält. Bald aber wird das Anhaften inniger. Unter dem Einflusse der Narbenflüssigkeit beginnt eine höchst merkwürdige Lebensthätigkeit im Pollenkorne. Seine innere Haut hebt an zu wachsen. Sie durchbricht die starrere äußere an einer der durch die schon erwähnten Spalten und Risse vorgezeichneten Stellen, und verlängert sich zu einer langen engen Aussackung, dem Pollenschlauche." Dieser dringt nun durch den Griffel in den Fruchtknoten ein, um zu dem Ei unten zu gelangen und es zu berühren. Das geschieht durch Wegstoßen der im Griffel befindlichen Zellen auf die manigfachste Weise, da der Bau der Griffel, ihre Länge ꝛc. sehr verschieden ist. „Immer aber finden die Pollenschläuche den Weg zu den Mündungen der Eychen, sey deren Lage und Beschaffenheit auch welche sie wolle. Diese Erscheinung des sicheren Gelangens zum Ziele der Pollenröhren verliert Einiges von ihrem Wunderbaren, wenn wir betrachten, daß auch hier die Natur nach dem bekannten Gesetze der Vergeudung großer Massen operirt. In das Fruchtknotenfach eines Crocus z. B., das etwa zwölf Eychen enthalten mag, tritt in vielen Fällen eine Zahl von Pollenschläuchen, die mit Sicherheit mehr als hundert beträgt. Und doch bleiben hier von den wenigen Eiern immer noch mindestens die Hälfte unbefruchtet. Anderwärts ist das Verhältniß noch schlagender, so bei den Orangen, wo zwar die Zahl der Eychen überhaupt bedeutender, aber die der Pollenschläuche und der fehlschlagenden Eychen verhältnißmäßig noch weit größer ist. — Die Verfolgung des Wegs der Pollenschläuche, die Erkennung ihres Eintritts in das Ei ist das große Verdienst Schleidens. Im Eimunde angelangt, durchläuft der Pollenschlauch rasch denselben und gelangt so zum Eikern. Hat der Embryosack die übrigen Zellen von dessen oberem Theile vollständig verdrängt,

so legt das Pollenschlauchende der Außenwand des Embryosacks sofort sich an. Ist noch die obere Zellgewebspartie des Eikerns, eine Kernwarze vorhanden, so bahnt sich der Pollenschlauch durch diese seinen Weg, Zellen derselben zusammenpressend und zur Seite drängend. An der Außenwand des Embryosacks endet sein Vordringen. — Mit der Ankunft des Pollenschlauchs im Embryosacke ist die Befruchtung eingeleitet. Meist treten ihre Folgen sofort hervor in der Weiterentwickelung eines der Keimbläschen oder in Veränderungen des sonstigen Inhalts des Embryosacks; doch fehlt es nicht an Ausnahmen hiervon. Eine der weitgreifendsten sind die Holzpflanzen. Bäume und Sträucher der verschiedensten Familie, Ulme, Eiche und Buche, Wallnuß, Orange und Roßkastanie, Corneliuskirsche, Ahorn und unächte Akazie stimmen darin überein, daß nach dem Anlangen des Pollenschlauchs an seinem Ziele eine Lähmung der Entwickelung eintritt, daß mehrere Tage, bei der Eiche und Buche mehrere Wochen vergehen, bevor die durch die Befruchtung gegebene Anregung in der Weiterentwickelung des Eichens sich äußert. Ein anderes, mit dem Winterschlafe zusammenhängendes, merkwürdiges Beispiel gleicher Art gibt die Herbstzeitlose. Der oben geschilderte Antritt des Pollenschlauchs an den Embryosack erfolgt während des Verweilens der Blüthe, spätestens Anfang Novembers. Darauf dauert die Ausdehnung des Embryosacks noch bis zur Verdrängung und Auflösung der die Kernwarze zusammensetzenden wenigen Zellen. Dann tritt für 6 Monate völlige Ruhe ein. Erst zu Anfang Mai des nächsten Jahres entwickelt das befruchtete eine der drei Keimbläschen sich weiter. Noch schärfer sind analoge Verhältnisse bei den nordamerikanischen Eichenarten mit zweijähriger Samenreife ausgeprägt. Im Frühling des ersten Jahres verlauft die Befruchtung, wie bei unserem vaterländischen Waldbaume, bis der Pollenschlauch den Embryosack erreicht. Dann steht die Weiterentfaltung des befruchteten Eies still; erst im Juni des nächsten Jahres, nach Verlauf von beinahe elf Monaten wird sie wieder aufgenommen. — Die Veränderungen, welche nach der Ankunft des Pollenschlauchs am Embryosacke eintreten, und durch welche die erfolgte Befruchtung sich zu erkennen gibt, sind bei der Mehrzahl der Gewächse folgende. Eines der Keimbläschen nimmt an Größe, namentlich an Länge zu, während die anderen allmälig verschrumpfen, zu formlosen Klumpen körnigen Schleims sich auflösen und endlich verschwinden. Das heranwachsende Keimbläschen verbindet sich noch inniger als vorher durch sein Hinterende mit der Innenwand des Embryosacks, so daß es häufig dieser fest angewachsen erscheint. Binnen Kurzem theilt es sich durch das Auftreten einer Querwand in eine, gewöhnlich größere, obere Zelle mit vorwiegend wässerigem, und kleinere untere Zelle mit protoplasmareichem Inhalt.“ 2c. Und so entsteht und vergrößert sich der Keim.

Dies ist ins Kürzeste gezogen das Hauptergebniß der bisherigen Forschungen über die Pflanzenbefruchtung. Die Manigfaltigkeit der Nebenumstände und das verschiedenartigste Vorkommen bei den verschiedenen Pflanzenarten wird in der vorliegenden Abhandlung an sehr merkwürdigen Beispielen nachgewiesen.

Die zweite Abhandlung erörtert die neuesten Forschungen über die Atmosphäre, insbesondere über ihren Inhalt an Sauerstoff, Stickstoff, Kohlensäure, Wasserdampf, Ammoniak 2c. Cavendish behauptete zuerst die gleichförmige Zusammensetzung der Luft und Alexander von Humboldt mit Gay de Lussac bestätigten es, indem aus ihren Untersuchungen das Verhältniß des Sauerstoffs zum Stickstoff in der Luft sich constant wie 21 in 79 ergab. Erst in neuerer Zeit ist diese Lehre insoweit modificirt worden, als man bedeutende Schwankungen des Verhältnisses entdeckt hat. Die französische Akademie, hauptsächlich Regnault, haben großartige Versuche angestellt, um Luft aus allen Weltgegenden zu messen. Was den Sauerstoff betrifft, so wird über diesen und das Wirken des Magnetismus in ihm in einer späteren Abhandlung gesprochen. An den Stickstoff dagegen scheinen sich allerlei Stoffe anzuschließen, deren Natur und Wirkung uns noch räthselhaft bleibt, Miasmen 2c. „Obgleich der Stickstoff sich im Allgemeinen sehr indifferent, sowohl gegen Sauerstoff, wie auch gegen Wasserstoff verhält, so daß Verbindungen derselben direkt schwer herzustellen sind, so wissen wir doch seit Cavendish, daß sich jedesmal, wenn electrische Funken durch feuchte Luft schlagen, Salpetersäure — Stickstoff und Sauerstoff — und Ammoniak — Stickstoff und Wasserstoff — bilden. Die Gegenwart beider im Regenwasser bei Gewittern ist also leicht erklärlich, denn der Blitz ist ja der electrische Funke, durch den eine innige Vereinigung zweier sonst gegen einander gleichgültiger Elemente zu neuen Körpern bedingt wird. Unter den Tropen nun beobachtet man beständig electrische Entladungen der Wolken. Boussingault ist sogar der Ansicht, daß hier ein mit einem hinreichend feinen Gehör ausgerüsteter Beobachter unaufhörlich das Rollen des Donners hören würde, wie man auf den hohen Ebenen der Cordilleren in heiteren Nächten immer in der Ferne nach Westen hin eine unausgesetzte Reihe von Blitzen die Luft durchkreuzen sieht; ein Vorgang, der nicht ohne Einfluß auf die üppige Vegetation bleibt, wegen der

hierbei stattfindenden Bildung von Salpetersäure und Ammoniak. Man nimmt sogar an, erstere werde hier in einer solchen Menge erzeugt, daß von ihr ein großer Theil des Salpeters — salpetersauren Kali's —, der auf der Erde, namentlich in heißen Ländern gefunden wird, herrühre. In kälteren Gegenden treten die Gewitter nur zeitweise auf und nichts destoweniger haben Bence Jones und Barral zu allen Zeiten des Jahres salpetersaures Ammoniak im Regenwasser aufgefunden."

In der dritten Abhandlung wird das „Stereoskop und Pseudoskop" beschrieben. Das erste zeigt alle flachen Gemälde als plastische Körper, ein Miniaturgemälde z. B. als Büste. Das zweite zeigt alles verkehrt, das Convexe concav und umgekehrt, das Vordere hinten. Beide Instrumente sind Erfindungen von Wheatstone.

Viertens wird der „Diamagnetismus" besprochen. Diamagnetische Körper verhalten sich umgekehrt wie magnetische. „Hängt man z. B. zwei Würfel oder Kugeln von diamagnetischen Substanzen in der Richtung von Pol zu Pol auf, so daß die eine dem einen Pol, die andere dem anderen näher hängt, so werden beide abgestoßen und einander genähert, und es scheint, als ob sie sich einander anzögen. Hängt man sie in der äquatorialen Richtung auf, d. h. eine zu jeder Seite der Axe, so weichen sie beide zurück, sie scheinen sich also abzustoßen. Das einfache Resultat ist also eine Abstoßung von jedem Pol und eine Abweichung aus der Richtung von Pol zu Pol. Während die magnetischen Körper, wenn sie in länglicher Form im magnetischen Felde aufgehangen sind, das Bestreben zeigen, stets von Stellen schwächerer Magnetkraft zu Stellen stärkerer überzugehen, ist bei den diamagnetischen das Umgekehrte der Fall." Wie Eisen am meisten magnetisch, so ist Wismuth am meisten diamagnetisch. Besonders interessant ist der Diamagnetismus der Gase und Flammen.

Sofern in der Luft der Sauerstoff magnetisch ist und hier dasselbe darstellt, was in der Erde das Eisen, üben die magnetischen Strömungen einen großen Einfluß auf die Atmosphäre, was die Betrachtung zum Gegenstande der zweiten Abhandlung zurückführt. „Das Verhalten des Sauerstoffs in Gemengen mußte nun zu wichtigen Fragen Veranlassung geben, denn bei dem so merkwürdigen und hohen Grade von Magnetismus kann dieses Gas in der Luft, das hier dieselbe Stelle vertritt, wie das Eisen in der Erde, nicht existiren, ohne auf die Anordnung des Magnetismus der Erde einen wichtigen Einfluß auszuüben, besonders wenn man erwägt, daß seine Magnetkraft durch Veränderungen der Dichte und Temperatur so bedeutend verändert wird. Hierin glaubt Faraday die einzige Ursache der zahlreichen Veränderungen des tellurischen Magnetismus zu finden, die man seit geraumer Zeit auf den verschiedensten Punkten der Erde sorgsam studirt. Hierher gehören nicht allein die täglichen und jährlichen Veränderungen, sondern auch die plötzlich eintretenden Störungen, die besonders jetzt mehr hervortreten, seitdem die Beobachtungen der Magnetnadel durch eigene Vorrichtungen gleich photographisch abgebildet werden. Weiter kommt auch das Nordlicht in Betracht; und hier besonders dürfen wir hoffen, Aufschluß zu erhalten über Beziehungen, über die wir noch heute völlig im Unklaren sind."

Den Schluß macht eine Betrachtung über die „Steinkohlengebirge", in welcher es heißt: „Göppert, der unermüdliche und gründliche Forscher der untergegangenen Pflanzenwelt, wandte den Steinkohlen selbst Jahre lang die ernsteste Aufmerksamkeit zu. Er erkannte in den Kohlen selbst die Pflanzenstructur und fand die völlig verkohlten, platt gedrückten, auf einander gehäuften Stämme von Calamiten, Lycopodiaceen, Sigillarien, Araucarien u. a. Sein scharfer Blick unterschied bald die über einander folgenden Flötze nach den Pflanzenstämmen, aus welchen jedes einzelne vornämlich gebildet worden, die Sigillarienkohle von der Calamiten- und Lepidodendrohnkohle u. s. w. Die Stämme sind in vielen Flötzen an Ort und Stelle gewachsen und während ihrer Auflösung von Schlammschichten bedeckt. Die Ansicht, welche er aus seinen glänzenden Untersuchungen gewonnen, bestätigten künstliche Versuche. Er erhielt Jahre lang Vegetabilien in kochendem Wasser und sah sie sich in Braunkohlen verwandeln und durch Zusatz einer äußerst geringen Menge schwefelsauren Eisens auch in schwarze Steinkohlen. Auf dem sumpfigen morastigen Boden wucherten die Stigmarien, ihre starken kriechenden Stämme und Aeste nach allen Seiten hin ausstreckend, dazwischen schossen die rohrartigen Calamiten- und Sigillarienstämme in dichter Waldung empor; die Stämme vermoderten und neue Generationen erdrückten die alten. So bildete sich nach Art der heutigen Torfmoore eine gewaltige Anhäufung von Pflanzenmassen. Die nahen Meereswogen flutheten auf und bedeckten den lockern vegetabilischen Boden mit Schlamm und Sand, viele Pflanzenstengel, Blätter, Früchte, auch Muscheln und Fische in denselben mengend. Eine neue Waldung grünte bald auf dem frischen Boden empor, um das Material zu einem zweiten Flötze u. s. f. bis zum hundertsten und mehr zu liefern. Wir dürfen bei diesen Steinkohlenwäldern oder Mooren nicht an unsere Eichenwälder oder Moostorfe denken. Es waren schilfrohrähnliche Dickichte, die schnell empor sproßten und einander überwucherten. Unsere dichteste üppigste Waldung

würde zu Steinkohle zusammengepreßt nur ein Kohlenflötz von etwa einem halben Zoll Mächtigkeit bilden und 500 Generationen würden erst ein 20 Fuß starkes Flötz liefern, zu ihrem Wachsthum aber wohl 50000 Jahre bedürfen. Um mit unsern Wäldern und Bäumen Hunderte von Flötzen über einander zu lagern, wären also Zeiträume von vielen Millionen Jahren erforderlich. Das feuchte und warme Klima der niedrigen Inseln des Uroceans beförderte aber ungemein das Wachsthum der Sigillarien-, Calamiten- und Farrenwälder, so daß wir mit der Wachsthumszeit unserer Waldbäume die Zeitdauer der Kohlenepoche nicht bemessen dürfen."

Altenglische Geschichte.

Gottfrieds von Monmouth Historia regum Britanniae mit literar-historischer Einleitung und ausführlichen Anmerkungen, und Brut Tysylio, altwälsche Chronik in deutscher Uebersetzung. Herausg. von San-Marte. Halle, Anton, 1854.

Schon in der Schrift desselben Herausgebers über Merlin (vgl. Nr. 32 unsrer Blätter von diesem Jahr) ist nachgewiesen, wie fabelreich, absichtlich mit Fabeln geschmückt und gänzlich unkritisch die ältere englische Geschichte sey. Hier liegt uns wieder einer der berühmtesten alten Namen der englischen Geschichtschreibung vor, dessen Werk Herr San-Marte so scharf wie die Ueberlieferungen von Merlin sichtet und lichtet. Das zweite auf dem Titel genannte Werk Brut Tysylio ist eigentlich dasselbe, was Gottfrieds Chronik, nämlich dessen ältere Hauptquelle.

In diesen Werken wurde die altbrittische Geschichte absichtlich verfälscht, theils zum Ruhm der wälschen Nation, theils zur Ergötzung des englischen Adels und Hofes. Sie fielen in die Periode, in welcher die wälsche Race sich durch übertriebenen und erlogenen Ruhm der Ahnen und sogar durch ein erkünsteltes, rein poetisches Druidenthum Schwung zu geben suchte und andrerseits die ritterlichen Abentheuerlichkeiten und Märchen Hofpoesie und große Mode der Ritterschaft geworden waren. Das war der Zeitpunkt bald nach der Eroberung Englands durch die französischen Normannen. Die ganze neue literarische Erscheinung war zugleich eine Reaction gegen die angelsächsische Periode. Die Dichter und Erzähler speculirten auf diese Zeittendenzen. San-Marte sagt über das Werk des Gottfried: „Unermeßlich war das Aufsehen, welches dieses als reine wahrhaftige Historie hingegebene Werk machte. Die wälsche Nation sah sich darin in einer nie geahnten vormaligen Glorie dargestellt; ihre Geschichte war weit über Cäsar hinaus, bis zur Zerstörung Troja's in detaillirter Erzählung zurückgerückt; was abgerissen und vereinzelt in Liedern und Sagen des Volks lebte, fand hier historischen Zusammenhang; Märchenfiguren wurden plötzlich leibhafte historische Personen; die blühende lateinische Sprache gab dem Buche sofort weiteste Verbreitung außerhalb Wales im übrigen England und Frankreich; es ward eine Lieblingslectüre der Höfe beider Königreiche; es war eine romantische Geschichte, die nur der Versform bedurfte, um als vollendetes Epos aufzutreten. Auch diese erhielt es sehr bald durch Robert Waee." rc. Lange galten diese poetischen Zusammenschreibungen für wirkliche Geschichte, bis sich im sechszehnten Jahrhundert der kritische Geist echter historischer Forschung dagegen auflehnte.

Das Ueberflüssigste und Unnützeste in der Chronik Gottfrieds und im Brut Tysylio sind die aus classischer Lektüre hergeholten Geschichten vom trojanischen Kriege von Aeneas und Brutus. Ein Interesse und Nutzen stellt sich erst ein, wenn wir auf festerem brittischem Boden stehen und wenn auch nur Fabeln, doch echte Bruchstücke des alten Volksmythus finden. Später gesellen sich auch echte geschichtliche Thatsachen dazu. Das Einmischen classischer Studien, so wie biblischer, hat auch auf dem Continent überall im Mittelalter die Aufzeichnungen der älteren vaterländischen Erinnerungen mehr oder weniger verfälscht, von Hunibald bis zu Aventin.

Das vorliegende Werk enthält den lateinischen Text Gottfrieds, die deutsche Uebersetzung des Brut, eine kurze Inhaltsanzeige der in beiden enthaltenen Thatsachen und eine Menge sehr schätzbare Anmerkungen, die in Einzelnheiten eingehen. Zwanzig Exemplare dieser Schrift sind vom k. Preuß. Cultministerium gekauft und an höhere Lehranstalten vertheilt worden. Ein löbliches Beispiel! Wie viel wissenschaftlich werthvolle Forschungen können keinen Verleger oder nur einen schwachen Absatz finden, weil die Vornehmen in Deutschland dergleichen verachten und nicht kaufen mögen, die Gelehrten aber in der Regel zu arm sind und nicht kaufen können. Eine vom Staat ausgehende Vertheilung einer entsprechenden Anzahl von Exemplaren an Lokalbibliotheken erfüllt nun den doppelten Zweck, Verfasser und Verleger zu unterstützen und in den Lehranstalten gute Bücher niederzulegen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, **Nº 67.** 23. August 1854.

Geschichte.

Geschichte Englands während des dreißigjährigen Friedens von 1816—1846. Von Harriet Martineau. Aus dem Englischen übersetzt von C. J. Bergius. Vierter Band. Berlin, Franz Duncker, 1854.

Ueber die früheren Bände vgl. unsre Blätter Nr. 59 und 104 vom vorigen Jahre.

Die innere Geschichte Englands, insbesondere seiner Reformen, wird hier mit vieler Uebersicht, Klarheit und Unpartheilichkeit behandelt. Harriet Martineau erkennt den vollen Werth des Gesetzes, alten Rechts und Herkommens an, aber auch die Heilsamkeit und dringende Nothwendigkeit einer allmähligen, schonend vorschreitenden, naturgemäßen Reform; ferner den vollen Werth der Zähigkeit und Energie im englischen Charakter, aber auch das Nichtswürdige, Gefährliche, die Rache des Schicksals herausfordernde Härte des Egoismus, die in demselben Charakter liegt.

Am meisten Bewunderung wird den Staatsmännern gezollt, die ältere toryistische und whigistische Gewohnheiten und Vorurtheile überwindend, durch weise Reformen nach und nach das Gesetz mit dem Bedürfnisse der Gegenwart und Zukunft ausgeglichen oder auszugleichen wenigstens begonnen haben, vor allen Sir Robert Peel. Von seiner ersten Verwaltung wird gesagt: „Ueber vier Jahre hat die Nation auf seine weise Regierung sich gestützt — sich gestützt auf seine glückliche und geschickte Finanzverwaltung und auf seine erfolgreiche Wirksamkeit in allen Regierungsgeschäften: und er und seine Kollegen hatten uns überdies über eine Periode schwerer Bedrängniß und schrecklicher Unordnung hinübergeholfen; die Quellen unserer Manufakturen und unseres Handels wieder in Fluß gebracht; unsere Finanzen wieder hergestellt; Irland Wohlthaten erwiesen; das Princip und die Uebung religiöser Freiheit geheiligt; und das ganze System unserer Politik so befestigt und geordnet, als dies durch eine lebendige und geschickte Verwaltung der nationalen Angelegenheiten in beinah fünf Jahren geschehen konnte.“ Er trat ab, wurde aber sogleich wieder ins Ministerium berufen, um noch eine Hauptmaßregel durchzusetzen, die Aufhebung der Korngesetze, wobei ihm Richard Cobden die größten Dienste leistete. Peel charakterisirt seine Verwaltung selbst mit folgenden Worten: „Wenn ich auf die Prärogative der Krone blicke — auf die Stellung der Kirche — auf den Einfluß der Aristokratie — so kann ich mich nicht anklagen, irgend einen Weg gegangen zu seyn, welcher mit conservativen Principien nicht im Einklang oder darauf berechnet wäre, die Privilegien irgend eines Zweiges der gesetzgebenden Gewalt oder irgend eine Institution des Landes zu gefährden. So lange ich im Amt bin, war es mein innigster Wunsch, dem Volk dieses Landes die Ueberzeugung zu gewähren, daß die gesetzgebende Macht von dem aufrichtigen Bestreben beseelt sey, die Gesetzgebung auf die Grundsätze der Billigkeit und Gerechtigkeit zu stützen. Ich bin der festen Ansicht, das das wichtigste Ziel, welches wir oder irgend eine andere Regierung im Auge haben können, die Hebung der socialen Lage derjenigen Klasse des Volks ist, zu der wir in keiner unmittelbaren Beziehung durch die Ausübung des Wahlrechts stehen. Ich wünsche diese zu überzeugen, daß es unser Ziel gewesen ist, die Auflagen in solchem Verhältniß zu vertheilen, daß wir den Gewerbfleiß und die Arbeit von jeder übermäßigen Bürde befreien und dieselbe, so weit es mit dem öffentlichen Wohl verträglich ist, auf diejenigen übertragen, welche besser im Stande sind, sie zu übernehmen. Ich blicke auf den gegenwärtigen Frieden dieses Landes; ich erblicke keine Beunruhigung — keine Verfolgungen wegen aufständischer

Bewegungen; ich blicke auf die Ruhe, die in der öffentlichen Meinung waltet; ich erblicke keine Unzufriedenheit; ich blicke auf das vermehrte und wachsende öffentliche Vertrauen, welches in Folge dessen eingetreten ist, daß Sie den Handel von Beschränkungen und die Industrie von ungerechten Lasten befreit haben; und wo Mißmuth war, da sehe ich Zufriedenheit; wo Gährung war, sehe ich Frieden; wo Untreue war, sehe ich Treue."

Unter allen großen Regierungshandlungen Peels erregte keine so vielen und heftigen Widerspruch als die Maynothbill, durch welche dem katholischen Priestercollegium zu Maynoth eine Summe von 30000 Pfund Sterling bewilligt wurde. „Es erscheint als eine Sache bloßer Klugheit, in diesem Maße für die anständige Erziehung und ein annehmliches Leben einer Anzahl von 500 Priestern zu sorgen, von denen es sicher war, daß sie mehr Einfluß als alle anderen Menschen zusammen auf das Irländische Volk haben würden. Dennoch war die allgemeine Bestürzung außerordentlich. Die Dissenter erhoben eine Opposition, beinahe so laut und so furchtbar wie die über die Clauseln wegen der Erziehung der Fabrikenkinder. Oeffentliche Versammlungen, um gegen die Maßregel Vorstellungen zu machen, wurden im ganzen Königreich abgehalten — eine sehr ungestüme in der London Tavern machte den Anfang. Ueber hundert Kaufleute, Banker und Handelsleute von London unterzeichneten die Aufforderung zu dieser Versammlung. Die erste Resolution erklärte die vorgeschlagene Bewilligung für eine Verleugnung des Protestantismus, unter welchem das Reich geblüht hätte: und der Antragsteller maßte sich an, zu erklären, daß die Bewilligung ‚dem geoffenbarten Willen des Schöpfers direkt entgegen liefe'. Die Dubliner protestantische Arbeiter-Association verlangte die öffentliche Anklage des Premier-Ministers. Einige Mitglieder des Parlaments wurden von ihren Wählern aufgefordert, auf ihre Sitze zu verzichten: und die Tafel des Hauses seufzte unter der Masse von Petitionen gegen die Maßregel. Obgleich in Wahrheit diese Maßregel nichts Anderes war, als eine ausdrückliche Abhilfe gegen das ‚protestantische Uebergewicht' in Irland, so erweckte sie doch in England sogleich die Furcht der großen Menge der Dissenter vor Ausbreitung des römischen Glaubens und ihre Eifersucht auf religiöse Dotirungen seitens der Regierung. Nicht wenige Vertheidiger der Maßregel hörte man sagen, daß es nun nothwendig würde, alle Geistlichen jeden Glaubens und jeder Sekte zu dotiren. Die äußere Agitation fand ihren Wiederhall innerhalb der Wände des Parlaments in einer dreitägigen Debatte bei den Lords und in einer sechstägigen bei den Gemeinen, als die Bill zur zweiten Lesung kommen sollte. Dieselbe ging indessen am 16. Juni durch, unter Protesten von fünf Bischöfen und von drei Laien-Peers, die sich deshalb dagegen erklärten, weil sie die Mittel beschaffe zur Aufrechthaltung religiösen Irrthums und zum Widerstand gegen die Reformation, und weil sie die Meinung begünstige, daß religiöse Wahrheit eine gleichgültige Sache für den Staat wäre."

Auf „das große Ziel, den religiösen Haß in Irland zu mildern," war auch die Errichtung dreier neuer Collegien abgesehen, „in welchen eine liberale und umfassende academische Erziehung jungen Männern jeder religiösen Sekte ohne Unterschied geboten werden sollte." Begreiflicherweise gefiel diese Idee weder den Katholiken noch den Protestanten, denn wie gut die Meinung der Regierung war, ließ sich doch der Gegensatz der Confessionen so obenhin nicht ausgleichen. Harriet Martineau drückt ihre Verwunderung über die Hartnäckigkeit der Parteien aus und tadelt sie; die Erfahrung hat indeß auch in andern Ländern gezeigt, daß mit dem s. g. guten Willen, d. h. der Staatsklugheit der Regierungen nicht alles sich planiren läßt, was auf den kirchlichen Gebieten nun einmal Berg und Thal ist. England ist nicht zu mächtig, nicht zu reich, nicht zu vollkommen organisirt, von nicht zu weisen Staatsmännern regiert, daß es nicht die Uebel der Parität zu kosten bekommen sollte, wie andre auch. Die ganze Unnatur liegt hier wie dort in der Parität. Eine protestantische Regierung mag es machen, wie sie will, sie wird dem katholischen Volk nie ganz gerecht werden und vice versa eine katholische nie dem protestantischen.

Von O'Connel macht Harriet Martineau eine sehr gute, eben nicht günstige, aber wahre Schilderung und hebt mit Recht hervor, wie viel Geschrei und wenig Wolle in seiner Agitation war. Was er durchsetzte, war verzweifelt wenig. Irland ist heute noch so unglücklich wie vorher. Wer „die Smaragdinsel" einmal befriedigen wird, den wird man als einen noch größeren Staatsmann rühmen, als Sir Robert Peel war, heute aber scheint er noch nicht geboren zu seyn.

Wie Irland ein immerwährender Vorwurf für die englische Regierung und das englische Volk bleibt, so hat in den letzten Jahrzehnten nicht minder China Ursach gehabt, sich über die Entmenschung, ja man darf beinah sagen, Verteufelung des englischen Egoismus zu beklagen. Harriet Martineau beurtheilt die Opiumfrage vollkommen richtig, sucht jedoch die Schuld von der Regierung abzuwälzen: „Die Regierung hatte erklärt, ‚Ihrer Majestät Regierung kann sich nicht damit befassen, brittische Unterthanen in den Stand zu setzen, die Gesetze des Landes, in welchem sie Handelsgeschäfte

treiben, zu verletzen. Daher muß jeder Verlust, welchen solche Personen in Folge der strengen Handhabung der chinesischen Gesetze über diesen Gegenstand erleiden, von den Theilen, welche diesen Verlust sich durch ihre eigenen Handlungen zugezogen haben, getragen werden.' Dies ist deutlich genug: und es kann niemals zu sehr beklagt werden, daß Capitain Elliot von dem ganzen Geist und Zweck dieser seiner letzten Instruktionen abging, indem er sich und die Staatsgewalt, welche er bei dem Opiumschmuggeln, für dessen Unterdrückung die chinesische Regierung ihre Macht und ihre Würde jetzt aufs Spiel gesetzt hatte, vertrat, identificirte. Wenn er nicht umhin konnte, dies zu thun — wenn er durch irgend welche frühere Akte verbunden war, den Schmugglern beizustehen — so fällt der Irrthum nur auf eine frühere Zeit zurück. Die Sache war jetzt geschehen: Capitain Elliot hatte sich um eines schmählichen Handels wegen verpflichtet und hatte nach Indien gesandt um so viele Kriegsschiffe, als gewährt werden könnten." Diese Vorgänge entschuldigen aber die englische Regierung keineswegs, denn dieselbe hat den Capitain Elliot nicht zur Rechenschaft gezogen, sondern sein Verfahren gebilligt und unterstützt. Es ist notorisch, daß England, um vom Opiumhandel reichen Gewinn zu ziehen, den Chinesen das Opium aufgedrungen hat, obgleich Jedermann wußte, das Opium sey ein die ganze Nation entnervendes Gift und obgleich die chinesische Regierung und die öffentliche Meinung in China sich aufs äußerste der Einschleppung dieses Giftes entgegenstemmten.

Bei diesem Anlaß zeichnet H. Martineau eine Anerkennung der Chinesen aus, die ihrem Herzen alle Ehre macht. „Bei aller Einfalt hinsichtlich des Kriegs wurde dessen Schrecken niemals von braveren Männern empfunden oder erduldet. Hierüber sind die Zeugnisse durchaus übereinstimmend. Die verkehrtesten von unseren Landsleuten, welche diesen Krieg zu Hause und an Ort und Stelle vertheidigen — welche ihn einen ‚gerechten, nothwendigen und ehrenvollen Krieg' nennen, welche sich nicht scheuen, die Hülfe des Himmels gegen diejenigen, die wir unterdrückt haben, zu erflehen, oder für den Sieg zu danken, oder welche erklären, daß sie die Angelegenheit nach der Auffassung eines Missionärs betrachteten, und davon reden, die Chinesen zu der Erkenntniß und Liebe des Christenthums, welches wir in ihren Augen so erniedrigt haben, zu bringen — alle stimmen darin überein, daß höherer Muth und höhere Standhaftigkeit niemals bewiesen worden ist, als von den Chinesen, die auf dem Schlachtfelde, oder vor ihren kleinen Befestigungen, oder an der Schwelle ihrer Häuser fielen, welche sie gegen Angriffe für immer sicher hielten, weil ihre eigene Politik die des Friedens war. Brittische Offiziere mochten lachen, als sie Wälle aus Pappe, Männer aus Pappe und hölzerne Kanonen mitten unter die Truppen gemischt sahen, um Effekt zu machen und die Fremden in Schrecken zu setzen; und brittische Matrosen, wenig erkennend die Seelenpein, die sie zufügten, mochten mit Scherzen sich ihre Gefangenen sichern, indem sie dieselben zu sechsen an ihren Zöpfen zusammenbanden: aber es war Niemand, wie uns versichert wird, vom höchsten Offizier an bis zum letzten Gemeinen, der nicht bei den Scenen von Aufopferung gerührt wurde, wenn Bürger ihren Weibern und Kindern und dann sich selbst lieber den Hals abschnitten, als den furchtbaren Fremden wichen: und wenn Offiziere den Tod auf dem Schlachtfelde suchten, als alle Aussicht auf Sieg vorüber war. Sie stimmten ohne Zweifel den Worten ihres Kaisers bei: ‚Es ist nicht länger möglich, mit den Engländern es auszuhalten. Götter und Menschen sind über ihr Benehmen von Zorn erfüllt;' und da sie diese verhaßten Fremden siegen sahen, konnten sie das Leben nicht länger erdulden. Als sie nach dem ersten englischen Siege hörten, daß der Feind seinen Opiumhandel lebhaft betrieb, indem er 400 Kisten zu sehr hohen Preisen verkaufte, mochten sie in ihres Kaisers öffentliche Erklärung einstimmen, daß es jeder Anstrengung im Kriege und in Wachsamkeit würdig wäre, um das Eindringen jener schlecht machenden Religion, Christenthum genannt, zu verhindern. Sie konnten kaum irgend eine andere Meinung hegen, denn die einzigen Christen, die sie kannten, waren ja die Opiumschmuggler und die Beamten, welche zu deren Schutz den Krieg führten. Sie fochten in der That mit einem so herzlichen Haß gegen die Eindringlinge, als jemals die Sachsen vor Zeiten gegen die Normannen, oder die Mexikaner gegen die Armee der Vereinigten Staaten in unseren Tagen fühlten; und Niemand kann in Abrede stellen, daß sie Ursache dazu hatten."

Trotz dem Sprichwort „unrecht Gut gedeiht nicht", erfreut sich England bis jetzt der auf so rohe, unlautere, ja empörende Art gewonnenen Schätze und gedeiht in hohem Grade. Das vorliegende Werk nimmt auf die socialen Reformen Rücksicht, die aus dem Wohlstande hervorgegangen sind. „Vor dreißig Jahren dachte kaum Einer, wie wir es jetzt Alle thun, an reine Luft, gute unterirdische Abzugskanäle, hinreichende Zuleitung von Wasser, oder selbst persönliche Reinlichkeit. In den größten Häusern wurde wenig oder gar nicht an die Art von Boden gedacht, worauf das Haus gebaut war, oder wo die Wasserabzüge sich entleerten, oder wo die aufgebrauchte Luft der Zimmer bliebe, oder vielleicht

nicht einmal an die Nothwendigkeit des täglichen vollständigen Waschens: erst jetzt kommen diese Dinge im Interesse gerade der Aermsten zur Erwägung. Es gab vor dreißig Jahren mehr Spirituosentrinker unter den Mittelklassen, mehr Enggeschnürte unter dem weiblichen Geschlecht, mehr mit Arzenei überladene Kinder, mehr enge Zimmer, eine unvollkommenere Reinigung der Wäsche, weniger Leibesübung und kaltes Wasser im allgemeinen Gebrauch, weniger Abscheu vor engen Gassen, und große Städte ohne luftige Plätze. Jetzt haben wir Volksparke hier und dort; wir haben Bade- und Waschhäuser für die Armen — und nicht als Mildthätigkeitsanstalten, sondern als eine zu bezahlende Annehmlichkeit für solche, welche in kleinen Häusern oder engen Zimmern wohnen." rc. Diesen Behaglichkeiten und der Pracht in den englischen Palästen steht nun freilich das nackteste Elend in Irland gegenüber, und — die Arbeiterfrage ist auch in England noch nicht erledigt.

In dem vorliegenden reichhaltigen Buche wird auch eine persönliche Frage berührt. Es ist die Rede vom Ministerwechsel, der zum erstenmal auch einen Wechsel des Hofstaats nach sich zog: „Am Donnerstag, den 2., brachte die Königin ihren letzten Abend mit ihrem Hofstaat zu, von welchem sie erklärt hatte, daß er ihr so theuer wäre. Kaum ein Wort wurde während des Mittagsmahls gesprochen; und als sie nachher mit ihren Damen allein war, bezeigte sie ihnen mit wenig Zurückhaltung unter Thränen ihr Bedauern. Ihre Bewegtheit war aufrichtig und liebenswürdig. Es war nicht ihr Fehler — oder der ihrer Damen — daß ihre Verbindung von der Stellung der politischen Parteien abhängig gemacht worden war. Die Schuld war anderswo, obgleich sie darunter litten. Jedermann bedauerte die junge Königin und sah und fühlte das Harte; aber Viele sahen froh einer sich nähernden Zeit entgegen, wo sie eine neue Befriedigung kennen würde, — die Befriedigung, sich auf eine Administration zu stützen, die wahrhaft stark, wirksam und vom Lande gehalten ist, und auf einen Hofstaat, zusammengesetzt aus Personen, unter denen sie sich Freunde machen konnte, ohne Besorgniß, sich von ihnen aus anderen Gründen, als ihren oder deren eigenen Wünschen, zu trennen." Hier wird das Wohl des Landes den persönlichen Sympathien gegenübergestellt und die douce violence gerechtfertigt. Wenn man an die Camarilla der Königin Isabella von Spanien denkt, die dem Lande zum Fluch gereichte und eine Revolution hervorrief, so muß man allerdings das englische Ministerium glücklich preisen, das sich ein für allemal von dem Camarillaeinfluß frei gemacht hat. Inzwischen heißt es doch die constitutionellen Rechte verantwortlicher Minister zu hoch spannen, wenn man die königlichen Personen bis zu den Grade, wie in England, einschränkt. Das monarchische Princip hat in England so wenig Bedeutung, wie das demokratische; nur das aristokratische regiert allein. Indem die Lords sich nach und nach immer mehr reelle Rechte der Krone angeeignet und derselben nur die glanzvollen Scheinrechte übrig gelassen, ist es ihnen zugleich gelungen, ihre Reihen auch von unten zu recrutiren und der Demokratie ihre besten Talente und Vermögen zu entziehen, saugend von oben wie von unten.

Seit dem unglücklichen König Georg III., den die Lords wahnsinnig gemacht haben und der in seiner einsamen Zelle immer nach der deutschen Heimath in Hannover seufzte, hat kein König in England mehr eine andere Rolle spielen dürfen, als essen, trinken und unterschreiben, was die Lords ihm vorlegten. Der Herzog von York war der letzte englische Prinz, dem man ein Commando anvertraute und dessen geringe Talente seitdem zum Vorwand dienen müssen, wenn die Prinzen zum Müßiggang verurtheilt werden. Wie ist der Vater der künftigen Könige von Großbritannien gestellt? Titularkanzler einer Universität darf er werden, Bänder und Sterne darf er tragen, so viel er will, aber um die Regierung des Landes soll er sich nicht kümmern dürfen, das Wohl und die Ehre seiner Gemahlin soll ihn nichts angehen dürfen?

Zugegeben, daß die aristokratische, mit allen reellen Rechten der Monarchie ausgestattete und aus den frischen Kräften der Demokratie beständig recrutirte Parlamentsregierung in England naturgemäß aus den Eigenthümlichkeiten und aus der Geschichte des Volks herausgewachsen ist und daß sie mit ihrem heiligen Herkommen, mit ihrer alten Praxis, mit ihrer Popularität, mit ihren glänzenden Talenten und mit ihrer Energie alle dem vorbeugt, was aus der zufälligen Persönlichkeit selbstregierender Herrn an Mißregierung und Systemswechseln vorzukommen pflegt, so ist sie doch eine ungeheuerliche Satyre gegen das Königthum, das man mit dem Köstlichsten mästet und mit abgöttischem Ceremoniel umgibt, während man ihm nicht die geringste eigene Willensäußerung erlaubt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, N° 68. 26. August 1854.

Biographie.

Leben des Prinzen Ruprecht von der Pfalz, Anführers der Cavaliere gegen die Puritaner. Von A. v. Treskow. Berlin, Schneider und Comp., 1854.

In wunderbaren Gegensätzen bewegt sich das Geschlecht der Wittelsbacher durch die Weltgeschichte. Wie in neuerer Zeit fast mit mathematischer Gewißheit der Thronfolger das entgegengesetzte System von dem annimmt, dem der Vater anhing, und in regelmäßiger Wiederkehr der Urgroßvater sich der rechten, der Großvater der linken, der Vater wieder der rechten, der Sohn der linken Seite zuwendet, so ist dieser seit hundert Jahren in der Zeitfolge sich kundgebende Gegensatz in den vorhergehenden Jahrhunderten vielmehr räumlich auseinandergetreten und hat das altbayrische Haus constant die rechte, das Pfälzer Haus die linke Seite eingenommen. Und zwar hat sich der schroffeste Gegensatz im gesammten germanischen Völkerleben in den beiden Wittelsbacher Häusern gleichsam personificirt, denn im Beginn des dreißigjährigen Krieges war Herzog Maximilian von Bayern als Haupt der Ligue auch Vorkämpfer und Lenker der ganzen katholischen Partei, sein Vetter, der Pfalzgraf Friedrich hingegen als Haupt der Union Vorkämpfer und Lenker der protestantischen Partei. Hätten beide Vettern ihre Macht, anstatt sie feindlich gegen einander zu wenden, vereinigen können, so würde nicht Habsburg, sondern Wittelsbach die Kaiserkrone davongetragen und behauptet haben. Allein sie konnten sich nicht vereinigen, sie standen beide zu tief im unvereinbaren Parteiwesen.

Der Held vorliegenden Buchs war ein Wittelsbacher und zwar der Sohn des genannten Pfalzgrafen Friedrich, also in der reformirten Partei geboren. Sein Leben erscheint abentheuerlicher, als das irgend eines andern deutschen Prinzen je gewesen. Im Sturm der Zeit geboren, vom Sturm umhergeworfen bis ins Alter, in gewisser Beziehung nichts als ein verlorner Sohn und Abentheurer, gewissermaßen ein königlicher Proletarier, bewahrte er doch in allem Mißgeschick hohen Heldenmuth und unbeugsamen Geist, wie sein Ahnherr, der s. g. böse Fritz, und wie sein nach ihm geborner Vetter, König Karl XII., der schwedische Eisenkopf.

Ruprecht wurde in dem verhängnißvollen Jahre 1619 zu Prag geboren, als sein Vater eben dort von den Böhmen zum König gekrönt worden war. Sein Vater war ein Enkel des berühmten Wilhelm von Oranien (von der Mutterseite) und glaubte gleich diesem sich berufen, an die Spitze der reformirten Partei zu treten unter Umständen, die ihm die günstigsten schienen. Erzherzog Ferdinand war von den Böhmen als ihr König entsetzt und von den Deutschen noch nicht zum Kaiser gewählt worden. In Oestreich selbst stand dem Erzherzog eine protestantische Partei entgegen. In Ungarn hatte sich Bethlen Gabor gegen ihn erhoben. Auf der Pfälzer Seite stand dagegen der ganze reformirte Norden. Eine englische Prinzessin war seine Gemahlin. Und die Lutheraner, wenn auch eifersüchtig auf die Reformirten, schienen ihnen doch gegen die Katholiken beistehen zu müssen. Frankreich endlich war aus alter Eifersucht gegen die Habsburger und mit dem Pfälzer in gutem Vernehmen.

Unter diesen glücklichen Auspicien nun wurde unser Ruprecht geboren. „Da überstieg der Enthusiasmus der Böhmen alle Grenzen, — war doch seit über hundert Jahren kein Prinz in Prag geboren. Die Thore des königlichen Schlosses wurden geöffnet und Jederman ohne Unterschied erhielt Gelegenheit, den Neugebornen zu sehen und Glückwünsche, heilverkündende Prophezeihungen und Geschenke aller Art darzu-

bringen. Diese Gelegenheit wurde reichlich benutzt, — das Schauen und Bringen nahm kein Ende. Die Stadt übersendete 150 Goldstücke, jedes 3 Dukaten schwer, in einer silbernen Schaale; — die Bürgerfrauen brachten eine köstliche Wiege aus Ebenholz mit vergoldetem Silber beschlagen und mit Edelsteinen besetzt, — eine Truhe von demselben Holze mit Kindbettzeug u. s. w. Es war sogar davon die Rede, den Neugeborenen zum Nachfolger seines Vaters in Böhmen zu ernennen. Der Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, auf dessen Gunst es den königlichen Eltern ganz besonders ankam, und viele andere Fürsten und Herren wurden zu Gevatter gebeten, und man schritt zur feierlichen Taufe, in welcher der neugeborene Prinz zu Ehren eines seiner Vorfahren, des Kaisers Ruprecht von der Pfalz (1400—1410) den Namen Ruprecht erhielt. Graf Thurza, der Repräsentant des Fürsten von Siebenbürgen, erschien bei der heiligen Handlung, sowie alle übrigen Taufzeugen, in voller Rüstung. Er empfing den Prinzen aus den Händen der Erzburggräfin, ersten Dame der Königin, und reichte ihn, nachdem er ihn auf seinen beschienten Armen über die Taufe gehalten, den Abgeordneten der Stände von Schlesien, Mähren und der Lausitz, die das zarte Kind nun aus einer gepanzerten Hand in die andere wandern ließen, ohne daß es die geringste Spur von Waffenscheu gezeigt hätte. So erhielt Prinz Ruprecht mit der kirchlichen zugleich die Waffentaufe, und das Waffengeklirr, welches seine Wiege umgab, hat ihn begleitet bis an seine Bahre. Auf die Taufe folgte acht Wochen hintereinander eine Reihe der glänzendsten Feste."

Aber der neue Böhmenkönig triumphirte vor dem Siege, vernachläßigte über den Festen die großen Geschäfte, wurde von seinen Bundesgenossen aus Neid im Stich gelassen, mußte sehen, wie Ferdinand zum Kaiser gewählt wurde, wie sein eigener Vetter, der bayrische Maximilian, demselben zu Hilfe zog, und erlitt die furchtbare Niederlage am weißen Berge. Als damals alles über Hals und über Kopf aus Prag entfloh, wurde das vorher so hochgefeierte Knäblein Ruprecht gänzlich vergessen. „Was war in diesem Wirrwarr, bei welchem ein Jeder nur an seine eigene Rettung dachte, aus unsrem kleinen Prinzen geworden? Er hatte während der tumultuarischen Vorbereitungen zur allgemeinen Flucht ruhig im Schooße seiner Amme gelegen und wundervoll geschlafen. Als das Geschrei von dem Herannahen der Kaiserlichen das Schloß durchlief, glaubte die Amme, die Pflicht der Selbsterhaltung erfüllen zu müssen; ohne sich viel zu besinnen, legte sie das schlafende Kind, nachdem sie einige Zimmer mit ihm durchlaufen hatte, als ein Hinderniß ihrer Flucht auf die Erde und eilte davon. Zum Glück für Ruprecht mußte der Kammerherr des Königs, Baron von Dohna, noch einmal in die königlichen Gemächer zurückkehren, um eine vergessene Cassette zu holen; dieser fand das Kind, welches in seinem Steckkissen ruhig weiter schlief. Zu großen Umständen war keine Zeit, er nahm die Cassette unter den einen, den Prinzen unter den andern Arm, und beflügelte seine Schritte. Es glückte ihm, den letzten Hofwagen zu erreichen, als die Pferde eben im Begriff standen, davon zu galoppiren. Schnell riß er den Schlag auf, und ohne ein Wort hinzufügen zu können, warf er seinen Fund hinein, wie ein Packet zu anderen Packeten; dann schwang er sich auf das für ihn bereit stehende Pferd und folgte dem Könige. Erst als die Kisten und Kasten im Wagen durch die schnelle Fahrt über Stock und Block in Bewegung geriethen und dem armen Prinzen unsanft auf den Leib fielen, erwachte er mit einem lauten Klagegeschrei. Verwundert hob man ihn auf und legte ihn beim nächsten Halt in die Arme seiner Mutter."

Alle protestantischen Fürsten versagten dem unglücklichen Pfälzer ein Asyl, aus Furcht vor dem Kaiser und aus altem Neid. Nur die Republik Holland nahm sich edelmüthig seiner an. Nun gingen die jungen Prinzen zu Leyden in die Schule. Ruprecht hatte jedoch mehr Lust an ritterlichen Künsten, als an der Gelehrsamkeit. Erst sechszehn Jahre alt machte er seinen ersten Feldzug in den Niederlanden und kam unmittelbar darauf nach England, wo seiner Mutter Bruder, König Karl I., ihn ausnehmend lieb gewann. Als er aber mit einem kleinen englischen Hilfsheer wieder nach Deutschland kam und mit den Schweden unter Königsmark vor Lemgo lag, fiel er in die Gefangenschaft der Kaiserlichen und wurde in einen festen Thurm zu Linz an der Donau eingesperrt, im Jahr 1637.

Hier nun mußte der feurige, achtzehn Jahre alte Prinz in engem Gewahrsam unter der Hut eines alten Grafen von Kufstein aushalten, dessen schöne Tochter seine Gefangenschaft deswegen nicht angenehmer machte, weil sie ihn zum katholischen Glauben zu bekehren bemüht war. Der Kaiser selbst bot ihm Freiheit und Ehren die Fülle an, wenn er überträte; aber er wies alle solche Anträge mit Entrüstung von sich. Der Kaiser wollte ihn freilassen, wenn er ihn nur um Verzeihung bäte, daß er als deutscher Fürst gegen den deutschen Kaiser die Waffen geführt habe. Aber auch dessen weigerte sich der Trotzkopf, der nun zur Strafe noch enger eingesperrt und von seinem liebreichen Engel getrennt wurde. Erst nach fünf Jahren erhielt Ruprecht

seine Freiheit wieder durch eifrige Verwendung des Königs von England.

Dieser unglückliche König war nämlich damals in Conflict mit seinem Volk und Parlament gerathen, welches bereits gegen ihn waffnete, und er brauchte einen tapfern Führer für die ihm treuen Cavaliere. Es ist nicht uninteressant, sich den jungen Prinzen in dieser Situation zu denken. Karl I. wurde von seinem Volk beschuldigt, kryptokatholisch zu seyn. Das katholische Irland hatte sich damals gegen seine protestantischen Bedränger empört und 50000 derselben umgebracht. Die geheime Mitschuld dieses gräßlichen Mordes wurde (fälschlich) dem König aufgebürdet. Und nun sollte unser Ruprecht, der fünf Jahre lang in katholischem Kerker geschmachtet und seinen reformirten Glauben mit äußerster Zähigkeit festgehalten hatte, an die Spitze einer als katholisch verrufenen Partei in England treten, den Thron der Stuarts gegen das englische Volk vertheidigen!

Er that es und zu seinem unvergänglichen Ruhm. Er blieb Sieger in einer Menge Schlachten und was ihn endlich stürzte, war weniger Cromwells Feldherrntalent, als die Schwäche und das ewige Schwanken des Königs. Als Ruprecht die Führung der Cavaliere übernahm, war er erst 23 Jahre alt. Damals hat ihn der berühmte Vandyk gemalt: „Dem Porträt nach konnte er für das Muster eines ‚Cavaliers' gelten. Seine hohe Gestalt würde etwas Imposantes gehabt haben, wenn nicht Grazie und Geschmeidigkeit vorherrschend in ihr gewesen wären. In seinen Gesichtszügen mischte sich der Ausdruck von Entschlossenheit mit dem einer offenen Menschenfreundlichkeit und Milde. Er blickte mit klugen Augen, überwölbt von schwarzen, scharf gezeichneten Augenbraunen, in die Welt hinein. Eine fein geschnittene Nase und ein frischer, aber stolzer Mund vollendeten das Ganze. Sein langes Haar fiel in reichen Locken auf den Spitzenkragen; sonst trug er, gegen die Sitte der damaligen Zeit, weder Schnauz- noch Kinnbart; dagegen waren aber seine von der Sonne gebräunten Wangen und das Kinn mit Grübchen verziert. Im Ganzen bildete er für Frauen die anziehendste, für Puritaner aber die abstoßendste Erscheinung, welche je durch Van Dycks Pinsel verewigt wurde."

Die Puritaner schleuderten folgendes Libell gegen ihn: „Du bist ein fliegender Drache, Prinz, — du fliegst im Lande hin und her und bringst denjenigen den Tod, welche dir früher das Leben fristeten. O du undankbare Viper, — du bist viel undankbarer als die in der Fabel! Denkst du etwa, für diese Thaten heilig gesprochen zu werden? Ja, es soll geschehen, aber in der Hölle. Das Unterhaus wird deiner Thaten eingedenk seyn, du Mordbrenner; schnelle Rache ereile dein verfluchtes Haupt! Wie viele Städte hast du verbrannt, wie viele fromme Geistliche erschlagen? Wie viel Tausende treuer Unterthanen Sr. Majestät hast du geplündert, — wie viel Unschuldige erwürgt? Wie viel Flüche hast du ausgestoßen gegen Gott und sein Volk? Hast du dich nicht mit dem Fette dieses Landes gemästet und ganze Grafschaften in Wüsteneien verwandelt? Wie kamst du in dieses Land? Verpesten die üblen Rathgeber deines Onkels es nicht genug, ohne daß du ihnen dabei noch behülflich bist? Du besaßest einst ein Fürstenthum und bist nun wohl gar lüstern auf ein Königreich? Ist dies das Ziel, wonach du strebst? Du willst wohl König von Irland, König der papistischen Rebellen, König der Jesuiten werden?" u. s. w. In einigen Schmähschriften sagte man ihm nach, er lasse alle Kinder niedermetzeln, in andern sogar, er verzehre sie, nachdem er sie habe abschlachten lassen." Ruprecht vertheidigte sich dagegen öffentlich und berief sich auf die Treue, mit der er jederzeit an der Confession seiner Eltern festgehalten habe.

Wir übergehen die ausführliche Erzählung seiner Kriegsthaten, seiner ersten Siege und späteren Niederlagen. Genug, er war die Seele der königlichen Partei, wie Cromwell die der Parlamentspartei, bis der König sich an die Schotten ergab, die ihn seinen Henkern auslieferten.

(Schluß folgt.)

Philosophie.

Ursprung und Wesen des Bösen nach der Lehre des h. Augustinus. Eine philosophisch-theologische Abhandlung von J. Nirschl, Dr. der Theologie. Regensburg, Pustet, 1854.

Im Zeitalter der Aufklärung wurde das Böse gleichsam escamotirt. Der Teufel verschwand als ein Gespenst des Mittelalters. Das Böse im menschlichen Willen wurde beschönigt als Naturtrieb, als Schwäche oder als Stadium der Bildung und Entwicklung, als Durchgangspunkt, als Experiment einer genialen Natur. Ueberall wurde die Straffälligkeit geleugnet. Das hauptsächlich, dieser Grundgedanke des Gedichts, und nicht seine meist unverstanden gebliebene Geistreichigkeit im Einzelnen war die Ursach, warum Göthe's Faust

der Generation eitler Sünder so überaus imponirte und wohlgefiel.

Dem hierin ausgesprochenen Extrem der Blindheit gegen alles Böse ging freilich ein anderes vorher, die Sucht, alles schwarz zu sehen, die ganze menschliche Natur gleichsam zu verteufeln. Im vorliegenden kleinen Buche sind diese Gegensätze gut auseinandergehalten. Ueberhaupt werden die falschen philosophischen Erklärungen des Bösen hier zusammengestellt. „Grundfalsch sind die beiden extremen Richtungen, von denen die eine das Böse als ein Nichts und Nichtseyendes, die andere als etwas Substantielles, als die Natur und Wesenheit des Menschen ansieht; denn während die eine die endliche Umwandlung Satans in einen seligen und herrlichen Engel zugeben muß, wird die andere zu dem schauerlichen Gedanken fortgetrieben, oder richtiger, geht aus ihm hervor, daß Gott zu dem Bösen nicht blos mitwirke, sondern es allein wirke, und zwar, nicht mit den Kräften der Creatur etwa blos, sondern mit seiner göttlichen, absolut schöpferischen Macht.

„Ebenso verwerflich ist die Auffassung des Bösen als die bloße Sinnlichkeit, die Naturseite des menschlichen Wesens. Denn das Böse wurzelt nicht in der sinnlichen Sphäre der menschlichen Natur, sondern beruht auf dem Princip der Freiheit und gehört dem Gebiete des Geistes an. Wäre das Böse die Sinnlichkeit, so würde mit dem Leibe das Böse begraben, der Unterschied zwischen Guten und Bösen würde nur bis zum Grabe dauern; der Geist bliebe vom Bösen gänzlich unberührt, die Lehre vom Geistersturze wäre ein Irrthum. Um diese materialistische Ansicht vom Bösen zu stützen, wurde ein anderer Irrthum benützt, man betrachtete den Geist als die Blüthe der Natur, als die selbst erwachte Natur. Aber der Geist ist nicht die zum Bewußtseyn gekommene Natur, sondern von ihr qualitiv verschieden und über sie auf unendliche Weise erhaben. So ist der zweite Irrthum noch größer als der erste.

„Verkehrt ist die Auffassung des Bösen als Durchgangspunct, als nothwendiger Faktor zur Entwicklung des Guten in der Creatur, und zur vollen Entfaltung der Schönheit des Weltalls. Das Gute, die Creatur bedarf des Bösen als eines ihre Entwicklung vermittelnden und bedingenden Gegensatzes nicht, sondern trägt in sich schon die Bedingungen der Bethätigung und Vervollkommnung. Das Böse ist auch nicht die andere Seite, an der sich das Gute spiegelt, sondern es ist vielmehr die Störung und Verkehrung des Guten, ist die Finsterniß, das Häßliche und Mißfällige, das an die Stelle des Schönen und Wohlgefälligen getreten ist. Wäre das Böse zur Harmonie und vollendeten Schönheit des Universums nothwendig, dann könnten wir nach dem Weltapostel (Rom. III. 5—8.) einander zurufen: ‚Laßt uns Böses thun, damit die Schönheit um so schöner sich zeige.‘ Dadurch würde aber nach demselben Apostel das Gericht Gottes über die Sünde aufgehoben, die Persönlichkeit des Menschen preisgegeben, der Mensch nur ein Mittel zum Zwecke, das weggeworfen wird, sobald der Zweck erreicht ist, um dessen willen er da war.

„Ganz zu verwerfen ist die Auffassung des Bösen als die endliche Form des Daseyns, als die bloße Geschöpflichkeit, Negativität und Beschränktheit der menschlichen Natur.

„Jene Speculation endlich, die, um nur den Menschen von der Schuld der Sünde und des Bösen zu erlösen, dieses in die göttliche Wesenheit selbst verlegt, verdient, mag sie nun Theosophie oder Philosophie heißen, und letztere immerhin einem genialen Geiste entsprungen seyn, mit vollstem Rechte den Namen einer sakrilegischen und keine weitere Widerlegung. Schon der alte Sänger hatte so viele Ehrfurcht vor seinen Göttern, daß schon die ersten Worte, die er Zeus in der Versammlung der olympischen Götter an diese richten läßt, einen feierlichen Protest gegen dergleichen Ansinnen von Seite der Sterblichen enthalten. Denn so beginnt Zeus seine Rede:

Wunder, wie sehr doch klagen die Sterblichen wider die Götter!
Nur von uns sey Böses, vermeinen sie; aber sie selber
Schaffen durch Unverstand, auch gegen Geschick sich ihr Elend.“

Wie jeden Menschen sein Gewissen und wie die h. Schrift lehrt, ist das Böse einfach nichts anderes, als was der große Kirchenvater Augustinus davon lehrt, ein aversio (Abkehr von Gott) im Gegensatz gegen die conversio. „Das Principale des bösen Acts ist die aversio.“ Das ist das Thema, welches der Verfasser hier näher erörtert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, | N° 69. | 30. August 1854.

Biographie.

Leben des Prinzen Ruprecht von der Pfalz, Anführers der Cavaliere gegen die Puritaner. Von A. von Treskow. Berlin, Schneider und Comp., 1854.

(Schluß.)

Ruprecht mußte England verlassen und diente dem König von Frankreich in Flandern, dann kehrte er zurück, um den Befehl über die englische Flotte zu übernehmen und einen Restaurationsversuch Karls II. zu unterstützen. Aber das Parlament schickte ihm eine Flotte unter Blake entgegen, die ihn aus den europäischen Gewässern vertrieb. Nun hoffte er die Sache des Königs von England in den Colonien aufrecht erhalten und unterstützen zu sollen, aber auch hier verfolgte ihn das Unglück. „Ruprecht beabsichtigte, von Madeira aus eine Expedition nach den Westindischen Inseln zu machen, wo die Engländer bereits angefangen hatten, ihre Macht auszubreiten, denn es gehörte ihnen damals schon Barbadoes, Nevis, Antigua und St. Christoph. Diese Inseln für den König in Besitz zu nehmen, wäre eine der königlichen Flotte würdige Aufgabe gewesen, die der Prinz sich auch zunächst stellte; seine Officiere und Leute waren jedoch anderer Meinung: sie sehnten sich nach England zurück und wollten wo möglich mit reichen Prisen dort anlangen. Als Ruprecht daher, nachdem er von Madeira abgesegelt war, seine Absicht rücksichtlich Westindiens kund that, zeigten Officiere und Mannschaften unverhohlen ihre Mißstimmung. Lange widerstand der Prinz und versuchte durch allerlei Maßregeln die geheimen Zusammenkünfte auf den Schiffen zu hintertreiben, in denen der offene Widerstand gegen ihn beschlossen wurde; endlich aber sah er sich dennoch genöthigt, von dem Wege nach West-Indien abzulenken und nach den Azoren zu segeln. Hier fing er an, sich von Neuem zu verproviantiren, um alsdann nach der west-afrikanischen Küste zu gehen, wo er hoffen durfte, an den von Indien um das Cap der guten Hoffnung nach England gehenden Schiffen reiche Beute zu machen. Noch waren die angekauften Lebensmittel nicht eingeschifft, als ein heftiger Sturm ihn nöthigte, mit seiner Flotte die offene See zu suchen. Kaum aber hatten sich die Schiffe von der Küste entfernt, so bekam das Admiralschiff einen Leck und fing an, so stark Wasser zu ziehen, daß die angestrengte Arbeit sämmtlicher Schiffspumpen das allmälige Sinken nicht zu hindern vermochte. Das Meer ging dabei so hoch und der Sturm blies so heftig, daß die andern Schiffe weder im Stande waren, sich dem sinkenden Admiralschiffe zu nähern, um seine Mannschaft aufzunehmen, noch ihm Boote zu Hilfe zu senden. Endlich kappte man die Masten und warf nach und nach sämmtliche Geschütze über Bord; doch das Schiff sank und sank, und die Bemannung sah ihren unvermeidlichen Tod vor Augen. Es war am 31. September 1651. Prinz Ruprecht, entschlossen mit seinen Kameraden zu sterben, trat auf das Kastell seines Schiffes und machte dem Prinzen Moritz ein Zeichen, sich ihm mit seinem Schiffe zu nähern, damit er ihm seinen letzten Willen kund thäte. Moritz gab sogleich den Befehl zu dem erforderlichen Manöver, seine Officiere widersetzten sich jedoch einstimmig der Ausführung desselben, indem sie erklärten, bei dem furchtbaren Sturm sey ein Zusammenstoß beider Schiffe unvermeidlich und anstatt den Prinzen Ruprecht zu retten, würde man nur sich und ihn ins Verderben stürzen. Die beiden Brüder versuchten jetzt, sich vermittelst des Sprachrohrs zu verständigen, der heulende Sturm spottete jedoch ihrer Anstrengungen. Wind und Wogen hatten das Admiralschiff aller Rettungsmittel beraubt, bis auf einen kleinen gebrechlichen Nachen. Man beschwor den Prinzen,

sich in diesen zu werfen und den Versuch zu wagen, das Schiff seines Bruders zu erreichen; Ruprecht lehnte es entschieden ab. Mit einbrechender Dämmerung ging der Schiffskaplan in allen Räumen des sinkenden Fahrzeugs umher und bezeichnete den Ort, wo er sich, wenn das letzte Stündlein gekommen, zur Spendung des heiligen Nachtmahls bereit halten würde. Hierauf entschloß sich die Bemannung zu einem letzten Rettungsversuch. Es wurde ein Theil des Proviantes, 120 Stücke rohes Rindfleisch, genommen, in den mit Wasser angefüllten Raum geworfen und mit Stangen zwischen den Kisten und Kasten festgestampft; man hegte die Hoffnung, auf diese Weise vielleicht den Leck von innen zu verstopfen. Als das Schiff aber auch nach dieser Operation fortfuhr, immer mehr und mehr Bord zu verlieren, sprangen plötzlich vier handfeste Männer auf den Prinzen zu, nahmen ihn bei den Armen und Beinen und trugen ihn trotz seines Sträubens in das bereits niedergelassene und mit einigen kräftigen Ruderern bemannte Boot, welches sie mit einem heftigen Stoß den empörten Wogen übergaben. Der Prinz erreichte wie durch ein Wunder das Schiff seines Bruders, seine edlen Retter aber kehrten in dem gebrechlichen Nachen zu ihren Gefährten zurück, um mit ihnen zu sterben. Mit einbrechender Nacht zündeten die Unglücklichen als letzten Scheidegruß auf dem Kastell des Schiffes ein Feuer an, — mit athemloser Erwartung blickten ihre fernen Gefährten auf seinen hellen Schein, — als dieser erlosch, hatten 333 Menschen ihren Tod in den Wellen gefunden. Der entsetzliche Verlust von so viel treuen Freunden und Dienern machte auf den Prinzen einen erschütternden Eindruck, des Umstandes nicht zu gedenken, daß ihm mit dem Admiralschiff alles versank, was er an Hab und Gut besaß; er zog sich in die Kajüte zurück und ließ viele Tage lang Niemand vor sich. Am nächsten Morgen legte sich der Sturm und der Prinz kehrte nach den Azoren zurück."

Er etablirte sich mit seinen Cavalieren sofort auf einer der kleinen Antillen, deren Hauptahfen noch jetzt die Ruprechtsbai heißt. Von hier aus machte er noch viele Streifereien, bei denen aber ein Schiff mit seinem jüngern Bruder Moritz zu Grunde ging.

Mit dem Rest seiner Errungenschaften und vielen Negern, Indianern, Affen und Papageien rc. lief er endlich im Jahr 1651 in einen französischen Hafen ein und wurde von König Ludwig XIV. mit Güte und Auszeichnung aufgenommen, von den Damen des Pariser Hofes vergöttert. Er entriß sich aber ihren Schlingen, besuchte seine Mutter in Holland, machte eine Reise nach Wien und ließ sich dann in Mainz nieder, um mathematische und chemische Studien zu treiben, wozu er schon in seinem Kerker in Linz einen Anfang gemacht hatte.

„Er erfand eine neue Mischung des Schießpulvers, durch welche dieses, wie die Royal Society später in ihren Berichten anführte, um das Zehnfache an Kraft gewann; ferner verbesserte er das Gewehrschloß, construirte Feuerwaffen, die sehr schnell hintereinander mehrere Geschosse schleuderten, und gab eine leichtere Methode zum Schrotgießen an. Zu seinen chemischen Leistungen gehört auch die Herstellung des sogenannten Prinzenmetalls; endlich verdankt man ihm die Verbesserung des Quadranten für den Schiffsgebrauch und die Construction einer hydraulischen Maschine zum Wasserheben. In den Tagen der Ruhe und Sammlung zu Mainz scheint er auch den Plan einer Selbstbiographie entworfen zu haben, denn unter seinen nachgelassenen Papieren finden sich Notizen, die in jener Zeit entstanden sind. Die wichtigste Frucht seiner Studien und seiner Muße zu Mainz war jedoch die Erfindung der ‚Schwarzkunst' oder der Mezzotintomanier für Kupferstiche. Diese Erfindung wird ihm von vielen Seiten bestritten, doch legen drei Kupferstiche in der geschabten Manier, welche noch gegenwärtig im British Museum zu London aufbewahrt werden, Zeugniß für den Prinzen ab. Das erste Blatt, wahrscheinlich eine eigene Composition Ruprechts, stellt einen Bettelmönch vor, ganze Figur, in einer Landschaft mit einer Stadt, einem Fluß und einer Gruppe von fünf Soldaten und andern Figuren, mit dem Monogramm des Prinzen ‚Rup. Pr. f.' und der Jahreszahl 1657. — Das zweite Blatt zeigt einen Bettler, ganze Figur, ohne Datum, — das dritte endlich eine Landschaft, ebenfalls mit der Jahreszahl 1657. Der Prinz soll in folgender Weise auf diese Erfindung hingeleitet worden seyn. Als er im Jahre 1647 einst vor den Thoren Brüssels spazieren ging, traf er einen Soldaten, der mit dem Putzen seines Gewehrs beschäftigt, aufmerksam den leinenen Lappen betrachtete, mit welchem er den Gewehrlauf abgerieben hatte. Der Prinz fragte den Soldaten, was seine Aufmerksamkeit in dem Grade errege, und erhielt zur Antwort, das Gewehr habe die Nacht über im Freien gestanden und sey naß geworden, — jetzt aber, nachdem er den Lauf abgerieben, finde er auf dem Leinenlappen eine Zeichnung, die einer Brüsseler Spitze gleiche. Der Prinz nahm den Lappen in die Hand und sah, daß die eingerosteten Regentropfen auf dem Lappen dunkle Stellen hervorgebracht, während die dazwischen liegenden blanken Stellen den Lappen weiß gelassen hatten. Dies führte ihn auf die Idee, eine Kupferplatte mit Druckerschwärze zu überziehen und sie ganz oder zum Theil da

wieder fortzunehmen, wo er beim Abdruck ganz helle oder weniger helle Stellen zu erhalten wünschte. Ruprecht theilte seine Idee dem Brüsseler Maler Vaillant gegen das Versprechen der Verschwiegenheit mit und machte mit ihm eine Reihe von Versuchen, welche den Maler zu einem glücklichen Ziele führten, während Ruprecht damals nicht Zeit hatte, die Sache weiter zu verfolgen. Vaillant hielt auch sein gegebenes Versprechen, der Sohn desjenigen Mannes jedoch, der ihm die Kupferplatten lieferte und den er in seinen Dienst nahm, plauderte das Geheimniß aus. Erst zehn Jahre später, in Mainz, fand der Prinz Muße, die Sache wieder aufzunehmen, und daß dies mit Erfolg geschah, beweisen die erwähnten Blätter. Diejenigen, welche die Erfindung der Schwarzkunst dem hessischen Oberstlieutenant v. Siegen (1629) oder dem berühmten englischen Architekten (Christoph Wren (1662) zuschreiben, dürften daher wohl im Irrthum seyn."

Im Jahr 1660 wurde Karl II. auf dem Throne hergestellt. Ruprecht folgte dessen Einladung nach England und wurde Gouverneur vom Schloß Windsor (gegenwärtig Lieblingsaufenthalt der Königin Victoria). Hier vermählte er sich noch 1665 mit der schönen Lady Bellamont zur linken Hand und hatte von ihr einen einzigen Sohn (der erst zwanzigjährig in seiner ersten Schlacht in Ungarn umkam). Ruprecht selber mußte noch einmal auf die Weltbühne treten, um mit der englischen Flotte die holländische zu verjagen. Dann starb er im Frieden im Jahr 1682.

Mythologie.

Die Fabeln von Amor und Psyche nach Appulejus, lateinisch und deutsch metrisch bearbeitet von Dr. Joh. Christian Elster. Mit Urtext und Anhängen, sowie 7 Holzschnitten. Leipzig, Weigel, 1854.

Der Verfasser, vor Kurzem im 63. Lebensjahre verstorben, hat mit unsäglicher Liebe den prosaischen Text des Appulejus in lateinische und deutsche Hexameter umgeschmolzen, um das seinem Inhalt nach so tiefpoetische Werk von Amor und Psyche auch formell zur Poesie zu erheben. Wir ehren eine solche Liebhaberei, müssen aber doch bemerken, daß die neuern lateinischen Dichter ihre letzte Ausgabe nicht erreichen können, weil sie eben doch nicht unmittelbar im Alterthum geboren sind und daher auch nie die Geltung der Classiker gewinnen können.

Wichtiger als die Form ist uns das Wesen. Das Märchen des Appulejus gehört zu dem Schönsten, was uns aus der römischen Poesie erhalten ist. In einem lateinischen Commentar und in einem deutschen Anhang wird es hier erläutert mit Bezug auf die bereits in großer Zahl vorhandenen Abhandlungen über Amor und Psyche, unter denen die von Jahn und E. Gerhard besonders hervorgehoben werden. Diese ausgezeichneten Gelehrten streiten noch immer über die eigentliche Bedeutung des Märchens. Der Eine sagt: „Eros weckt mit dem Kusse das schlummernde Leben der Seele (Psyche) und Eros in seiner Vereinigung mit Psyche wird Symbol des geistigen Lebens in glücklicher Entfaltung seiner Kräfte." Der Andere denkt an die Mysterien des Eros zu Thespiä, an Tod und Unsterblichkeit. Wir ziehen die Erklärung von Hildebrand und Scholl vor, wonach die Seele in ihrer ersten Unschuld und Naivetät die Güter des Lebens bewußtlos genießt, worauf sie durch die Liebe zur Schuld verführt das Elend des Lebens durchmachen muß, bis sie durch Prüfungen und Buße geläutert, zum Genuß ihres vorigen Glücks mit Bewußtseyn zurückkehrt. Das ist nicht nur der Inhalt jedes nicht ganz niedrigen Menschenlebens, sondern entspricht auch der ältesten Vorstellungsweise des Orients vom Sündenfall, von der Buße und Versöhnung, eine Lehre, die bekanntlich schon im alten Indien sehr reich ausgebildet war.

Im vorliegenden Buche wird ein indisches Vorbild genannt, nämlich die schöne Radha, die den göttlichen Krischna liebt, aber von ihm sich verachtet glaubend verzweifeln will, bis er sie versöhnt. (Inhalt des berühmten Gedichtes Gita Govinda.) Allein Radha ist ohne Schuld und Krischna allein als Allbuhler der Schuldige. Die Vergleichung der Psyche mit Radha ist daher unpassend. Ueberhaupt personificirt der indische Mythus die Seele nicht in einer psycheähnlichen Gestalt, weil die Inder an eine Buß- und Strafwanderung der Seele durch viele Körper glauben, während die Seele selbst immer gestaltlos bleibt.

Sehr zu verwundern ist, daß keiner von den gelehrten Herrn an unsre deutschen Volksmärchen von der Aschenbrödel dachte, die dem Psychemythus so nahe verwandt ist.

Länder- und Völkerkunde.

Beschreibung der Moldau und Walachei von Dr. J. F. Neigebaur. Zweite Auflage. Breslau, U. Kern, 1854.

Wir haben schon die erste Auflage zur Anzeige gebracht. Der Verfasser lebte Jahrelang als preuß. Consul in den Donaufürstenthümern und kennt sie genau. Sein Werk kommt jetzt gerade à propos, um zur genauen Kunde des Kriegsschauplatzes an der untern Donau bei-

zutragen, denn er nimmt wie auf die geographische Lage, Boden, Clima, so auf Geschichte, Eigenthümlichkeit, Sitte und Zustände des Volks gleiche Rücksicht.

Vor allem ist bemerkenswerth, daß die Bevölkerung der Walachei und Moldau keine slavische, sondern eine romanische ist, die noch gleich den Italienern, Spaniern und Franzosen von den Römerzeiten her eine romanische Mundart bewahrt, und daß auch noch ein großer Theil der Siebenbürger, so wie die Bessarabier der gleichen Nationalität angehören. Wären sie vereinigt, so würden sie ein schönes Königreich bilden, gleich Ungarn zwischen Süd- und Nordslaven (Bulgaren und Kosaken) eingeschoben und als Fortsetzung Ungarns und des Donauthals von der Versetzung selbst zum Appendix des östreichisch-deutschen Kaiserreichs bestimmt.

Der Verfasser rühmt die Türken, deren Joch sehr sanft auf den Walachen lastet. Erst wenn man seine Schilderungen liest, erklärt man sich, warum die russische s. g. Civilisation den Walachen so tief verhaßt ist, warum das russische Wesen in so hohem Grade auch in jenen Gegenden unpopulär ist. „Die Zollgesetze der Türken sind Zeugnisse der größten Humanität gegen die Fremden. Die Osmanen fragen nie, woher der Fremde komme, und öffnen ihre Märkte den Kaufleuten aller Nationen, aller Glaubensbekenntnisse. In der Zeit der höchsten Macht bewiesen die Türken Achtung gegen das Familienleben und die innern Staatsverhältnisse der Fremden; sie ließen ihnen ihre eigenen Gesetze und Richter, und auch die richterliche Gewalt der Consuln in der Levante, welche manche für ein Werk der europäischen Diplomatie und für ein den Türken abgedrungenes Zugeständniß betrachten, verdankt man einzig ihrem Grundsatze, daß die Privatrechte der Fremden nicht gekränkt werden dürfen. Die jetzige Abgabe von 3 Procent für alle eingehenden Waaren ist ganz unbedeutend und wird im Sinne des Gesetzes nach sehr liberalen Grundsätzen erhoben; nur die christlichen und jüdischen Zollpächter haben sie nach und nach drückender gemacht. Darum ist der Handel in dem türkischen Reiche so bedeutend, weil er so wenig beengt ist. Er scheint bei den Türken noch jetzt unter dem Schutze der Religion zu stehen, wie er bei den Griechen mit dem Gottesdienste verbunden war; die großen Märkte waren zugleich große Opferfeste und die Tempel oft wahre Handelsbanken. Das Christenthum setzte dies fort zu einer Zeit, wo noch keine Prohibitivgesetze und Schutzzölle stattfanden; daher sogar der Name der heiligen Messe auf die Märkte übergegangen ist. Ueberall hat die orientalische Despotie viel weniger auf dem Handel, als auf dem Ackerbau gelastet, wie denn überhaupt die Tyrannei des Orients viel weniger die Masse des Volkes drückt, als früher im Abendlande die Menge kleiner Feudalherrn und noch jetzt in manchen Ländern die Bureaukratie."

Die Donaufürstenthümer haben sich unter der türkischen Hoheit noch Urzustände erhalten, die nicht genug zu schätzen sind gegenüber den Lastern, die in den Nachbarländern erst durch die hochweise moderne Gesetzgebung und Bureaukratie eingeführt worden sind. Denn wenn auch dem Adel die meiste Schuld des Volksverderbens zur Last fällt, so kam doch auch der Adel selbst aus seinem alten patriarchalischen Verhältniß erst heraus durch die moderne Cultur und Legislation. „Unter den Walachen," sagt der Verfasser S. 314, „sind alle Elemente vorhanden, diesem Volke eine schöne Zukunft zu bereiten. Es fehlt nicht an geistigen Anlagen und der Volkscharakter ist gutmüthig, und so wie ein paar Tausend Bojaren, die französisch sprechen, nicht das Volk ausmachen, so können auch die bei diesen stattfindenden Fehler übereilter Erziehung nicht auf das ganze Volk bezogen werden. Besonders erfreulich ist die Reinlichkeit und Arbeitsamkeit der moldau-walachischen Bäuerinnen, welche bei der größten Armuth ihr Haus sehr rein halten, und selbst wenn sie ausgehen fleißig spinnen; man sieht sie, wenn sie ihre Kinder tragen, ja sogar bisweilen zu Pferde spinnen. Im Vergleich mit Deutschland, besonders aber mit Polen, findet man in diesen Ländern wenig Betrunkene. Aber leider legen die Bojaren schon die erwähnten großen Branntweinbrennereien an, deren Erzeugniß größtentheils im Lande verbraucht wird. Es kann daher wohl mit der Zeit kommen, wie in Polen, wo der Gutsherr ebenfalls das Recht zum Branntweinschank hat, und früher oft der Pfarrer sein Branntweinpächter war, so daß beide den größten Vortheil davon hatten, wenn die Unmäßigkeit zunahm. Da pflegte der Gutsherr den Pfarrer zu fragen: Saufen die Bauern tüchtig? Wenn die Antwort war, 100 Tonnen sind erst ausgeschenkt, so hatte der Pfarrer 10 Tonnen verdient, das nannte man Schwadlan. Erst nach der Theilung Polens wurde dieser Branntweinschankpacht der Geistlichen in dem preußischen Antheil verboten. Ueberhaupt haben die frühern polnischen Verhältnisse viel Aehnlichkeit mit den hiesigen, und Galizien bietet noch jetzt dasselbe Bild der Armuth, wie die Moldau und Walachei, weil man die alte Verfassung beibehält. Die Zeit wird lehren, wie man die Erfahrungen von 1846 benutzen wird."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **N° 70.** 2. September 1854.

Physiologie.

Der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Ode. Eine Reihe experimenteller Untersuchungen ꝛc. von Karl Freiherrn von Reichenbach, Dr. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, Cotta'scher Verlag, 1854.

Freiherr von Reichenbach hat bekanntlich das Studium, welches Justinus Kerner Nervengeist nennt, unter dem Namen Od (hergeleitet von Odin, Wodan, Wehen, Odem) einer näheren Untersuchung unterworfen nnd in seiner Erscheinung Gesetze nachgewiesen, die unabhängig vom Magnetismus demselben nur verwandt erscheinen. Diese ganze neue „Odwissenschaft“ ist von Andern verlacht und als eine Selbsttäuschung, wo nicht Charlatanerie bezeichnet worden. Insbesondere hat sich der berühmte Münchner Chemiker, Freiherr von Liebig, stark dagegen ausgelassen. Freiherr von Reichenbach widmet daher die Vorrede seines Werks diesen Gegnern und vorzugsweise Liebig. Er hat ohne Zweifel Recht in zwei Hauptsachen. Einmal soll man nicht über redliche Forschungen, die schon interessante Ergebnisse geliefert haben, den Stab brechen, wenn sie auch noch manches im Dunkeln lassen. Sodan.. dürfen sensitive Personen nicht mit kranken verwechselt werden. Eine hohe Ausbildung der Sensitivität oder Reizbarkeit und Empfänglichkeit für feinere Eindrücke ist vielmehr mit einem reich ausgestatteten und vollkommen gesunden Nervensystem gewöhnlicherweise gepaart und eine Auszeichnung genialer Menschen, ein Erforderniß zu höheren Kunstübungen, zum Verständniß der zartesten Effekte in Kunst und Natur. Wenn man ferner erwägt, daß in Bezug auf die feinsten Sinneswahrnehmungen die Mongolen in ihren Steppen, die wilden Indianer Nordamerika's, die Araber in der Sandwüste von Niemand übertroffen werden, so kann man eine so zarte Reizbarkeit doch wohl nicht einen krankhaft afficirten Zustand des Nervensystems nennen, sondern muß ihn als den gesunden und vorzugsweise normalen gelten lassen. Wir andern Menschen sind nicht gesunder, als jene Wilden, sondern vielmehr minder gesund, wenigstens abgestumpfter.

Der Verfasser geht zur Sache selbst über und charakterisirt die odischen Erscheinungen in einer unzählbaren Menge von systematisch geordneten Beispielen. Zuerst bemerkt er, das odische Agens verrathe sich im Dunkeln. Ein Mensch mit einem andern, der sich vollkommen still verhält, im Finstern allein, ohne es zu wissen, spürt dessen Anwesenheit durch odischen Einfluß. Diese odische Wirkung eines Menschen auf den andern wird aber auch im Licht und bei vollem Wissen eines Menschen um den andern erprobt. „Professor Endlicher befand sich bei mir an dem einen Ende eines größeren Zimmers, ich an dem andern, er in Normalrichtung mit dem Gesichte gegen Süd, ich mit dem meinigen ihm zu, also gegen Norden gerichtet. Von da aus ging ich langsam auf ihn zu. Er empfand steigend mit meiner Annäherung ein zunehmendes, wärmliches, leise dunkle Peinlichkeit erzeugendes Gefühl, das er nicht näher zu beschreiben vermochte, und das bei meinem unmittelbaren Herantreten an ihn auf sein Maximum gestiegen war. So wie ich nun ebenso langsam zurückschritt, trat ein Gefühl von frischer Kühle und behaglicher Erleichterung bei ihm ein. Es konnte nicht strahlende animale Wärme von mir aus gewesen seyn, denn diese wäre auf die angewandte Entfernung nicht fühlbar gewesen, und wenn sie es gleichwohl gewesen wäre, so wäre sie bei der Kühle des Tages wohlthätig gewesen und hätte in keinem Falle Peinlichkeit hervorrufen können.“

Weiter wird dargethan, wie Personen, die sich dem Verfasser näherten, denselben auf ihrer linken Seite angenehm kühl, auf ihrer rechten widrig lau empfunden

hätten. Indem der Verfasser um eine Dame rasch herumging, wechselten Kühle und Wärme so schnell in ihr, daß sie es nicht aushalten konnte. Eine andere folgte der sie umkreisenden Bewegung und rotirte in gleicher Richtung um sich selbst (S. 19). Ferner haben sich aus den Beobachtungen zwei bemerkenswerthe Gesetze ergeben: 1) die odische Wirkung erfolgt auch, wenn räumliche Hindernisse, z. B. eine Wand dazwischen liegen. Eine sensitive Person z. B. durch eine Wand von einer andern getrennt, wird im Schlaf von derselben afficirt, als ob die Wand gar nicht da wäre. 2) Die odisch polaren Gegensätze gleichen sich nicht aus, wie die elektrischen, sondern bestehen neben einander fort, was eine unendliche Durchkreuzung von Wirkungen zur Folge hat.

Es würde zur Klarheit des Systems wesentlich beigetragen haben, wenn Freiherr von Reichenbach ein für allemal die Erscheinung für subjectiv erklärt und einfach an das Nervensystem des Individuums gebunden hätte, anstatt eine odische Kraft durch die ganze Natur vertheilt anzunehmen, die sich außerhalb des Menschen wie in ihm befindet und von außen auf ihn wirkt. Das gilt von allgemeinen Weltkräften, wie Magnetismus und Electricität, aber nicht vom Od. Das Od ist ausschließlich ein im thierischen (oder noch besser und schärfer ausgedrückt, im organischen) Magnetismus wirksames nicht blos Agens, sondern zunächst Patiens; es ist das eigentlich Individuelle im organischen Körper, in Bezug sowohl auf dessen Fähigkeit, fremde Eindrücke aufzunehmen, als auf die, eigene zu machen. Das odische Fluiduum ist eine Ausströmung aus den Nerven über den Raum des menschlichen Körpers hinaus, eine nimbusartige nervöse Atmosphäre, die er gleichsam ausdampft und Eindrücke von außen empfängt und nach außen übt. Sie läßt sich am besten vergleichen mit der Atmosphäre der Erde, die den Erdkörper umgibt, und auf die allgemeinen kosmischen Kräfte mannigfach einwirken, ohne daß sie aufhört, ausschließlich Atmosphäre der Erde, gleichsam Nimbus des Erdindividuums zu seyn.

Dem widerspricht nicht, daß z. B. der Erdmagnetismus auf die verschiedenartigen Sensationen der Menschen Einfluß übt. Der Magnetismus, die Electricität, der Chemismus, alle diese Agentien werden im Nervensystem auf eigenthümliche Weise gespürt, und nur hier werden sie odisch, außer der Nervensphäre sind sie magnetisch, electrisch, chemisch &c., aber niemals odisch. Wenn der Verfasser z. B. von einer positiv oder negativ odischen Wand spricht, so darf dies nur relativ verstanden werden, sofern der sensitive Mensch sich z. B. im Bette stets von der Wand abwenden oder ihr zukehren wird, je nachdem nämlich er odisch organisirt und gestimmt ist. Nur das Individuum erzeugt die odische Spannung von sich aus, ungefähr wie auch der Regenbogen nicht wirklich am Himmel steht, sondern nur eine optische Erscheinung für jedes Individuum ist, und von jedem besonders gesehen wird.

Das Hauptergebniß des ersten Abschnitts ist: „Der Mensch besitzt eine odpolare Axe von einer Seite zur andern, von rechts nach links, nach der Richtung seiner Breite, Breitenaxe, Latitudinalaxe, und diese hat die größte odische Intensität. Sein symmetrischer Bau steht wohl im Zusammenhange mit ihr.

„b) Er besitzt eine zweite odpolare Axe von der Gesichtsseite zur Rückenseite, von vorne nach hinten quer durch die Richtung seiner Dicke, Queraxe, Transversalaxe, von geringerer Intensität als die vorige.

„c) Er hat eine dritte odpolare Axe vom Kopfe bis zu den Füßen von oben nach unten, nach der Richtung seiner Länge, Längenaxe, Longitudinalaxe, welche die geringste Intensität zeigt.

„Der Mensch ist also ein dreifach odpolares Wesen, nach der Breite, nach der Quere und nach der Länge, ebenso wie wir ähnliches von Krystallen bereits wissen und wie wir es auch beim Magnete theilweise schon gefunden haben.

„Diese Polaritäten gruppiren sich dann auf folgende Weise:

„Auf die positive Seite stellen sich: die linke Hälfte, die untere Hälfte und die vordere Hälfte.

„Dagegen auf die negative Seite: die rechte Hälfte, die obere Hälfte und die hintere Hälfte.

„Oder: Vorne, links und unten sind wir odpositiv; hinten, rechts und oben sind wir odnegativ.

„Daß diese Polaritäten in einander greifen, in einander hineingesteckt sind, die Räume stellenweise mit einander theilen, oder sie zugleich einnehmen, sich wechselseitig verstärken und verschwächen, folgt aus den gegebenen Entwicklungen von selbst und ist bei verschiedenen Gelegenheiten erwähnt worden.

„Es machen diese drei die Hauptaxen unseres Lebens aus. Sie schließen aber, wie die Folge zeigen wird, eine unendliche Menge von subordinirten Unteraxen ein, wie wir dies an zusammengesetzten Krystallbildungen und an Pflanzen kennen.

„Was vom Menschen hier erwiesen worden, gilt ohne Zweifel für alle Thiere. Und da unter diesen nur sehr wenige aufrecht gehen wie jener, so läuft sowohl die Breitenaxe, als die Längenaxe der lebendigen Geschöpfe in der Regel mit der Oberfläche des Erdballs parallel, und die Queraxe steht vertical darauf.

„Die Breitenaxe und die Längenaxe bewegen die Thiere beständig in jeder Richtung parallel dem Erdboden umher; die Queraxe aber behält in der Regel constant ihre Verticalrichtung, indem die Geschöpfe den Bauch und das Gesicht in der übergroßen Mehrzahl dem Erdboden zukehren, den Rücken aber nach dem Himmel. Die animale Welt ist also nach unten zu odpositiv, nach oben odnegativ, ein Verhalten, welches mit dem übereinstimmt, was ich auf andern Wegen schon für die vegetative Welt ausgemittelt habe."

Insbesondere geht aus den Beobachtungen hervor, daß: „a) kein einziger Sensitiver es verträgt, wenn Jemand ihm, während er liegt, über dem Kopfe sich nähert.

„b) Daß alle Sensitive, auf dem Rücken liegend, es angenehm kühlig finden, wenn Jemand mit der Vorderseite ihnen zu den Füßen herankömmt, aber lauwidrig, wenn dies gegen den Kopf geschieht.

„c) Daß diese Empfindungen soweit steigen, daß sie bis über die Knie und bis zum Magen von unten aufwärts und bis in das Sonnengeflecht von oben abwärts sich erstrecken; zuletzt eine Empfindung wie Zerren an den Haaren hervorbringen.

„d) Daß diese Affektionen von der Himmelsrichtung des Liegenden an sich unabhängig sind.

„e) Daß dieselben Annäherungen rücklings ausgeführt, den Sensitiven überall die entgegengesetzten Empfindungen erzeugen.

„f) Daß Kreisgänge um den liegenden Sensitiven in den beiden entgegengesetzten Richtungen vorgenommen entgegengesetzte Empfindungen in beiden Füßen und beiden Kopfhälften bewirken.

„g) Daß mit der Seite vollzogene Annäherungen an Kopf und Füßen die gleichnamigen Seiten des Sensitiven in beiden unangenehm, die ungleichnamigen aber angenehm afficiren."

Welche praktische Anwendbarkeit diese Lehren haben, erhellt z. B. aus den Beobachtungen über die Aerzte. „Der Arzt darf sich nicht so neben seinen Oberleib oder Kopf stellen oder setzen, und über ihn hinunterschauen: in dieser Richtung bietet er ihm die ungleichnamige, die odisch freundliche, kühlig wohlthuende Seite, und in dieser kann er ohne Nachtheil einige Zeit verweilen. — Noch weniger als hier, darf er beim Ergreifen des Armes zum Pulsfühlen fehlen: nie darf er eine gleichnamige Hand erfassen. Wenn er dies bei Hochsensitiven thäte, würde er unverzüglich Krämpfe, Steifheiten, Schlottern, selbst Katalepse erzeugen können; bei minder Sensitiven wenigstens alle Wirkungen eines Rückstriches hervorrufen, Ameisenlaufen, Magenweh, Migräne rc. Er muß also wohl auf der Hut seyn, nur an der ungleichnamigen Hand die Finger an den Puls zu legen und da auch thunlichst kurz zu verweilen, weil er auch hier gewisse nachtheilige Folgen nicht vermeiden kann."

(Schluß folgt.)

Kulturgeschichte.

Geschichte des Heidenthums. Zweiter Theil. Das Geistesleben der Chinesen, Japaner und Inder von Dr. Adolph Wuttke. Breslau, Joseph Max u. Comp., 1853.

Herr Wuttke hält die Völkercharaktere scharf auseinander und seine schon an sich interessante Theorie läßt eine merkwürdige Anwendung auf die Gegenwart zu. Indem er hier mit den Chinesen beginnt, spricht er geradezu aus, der Character des Chinesenthums sey unveränderlich und eben deshalb sey die gegenwärtig China durchwühlende Revolution trotz allen Erschütterungen, die sie bringe, doch unfähig, etwas am chinesischen Wesen umzuändern und alle Erwartungen großer Umgestaltungen, einer Christianisirung China's, einer Hinübertreibung des Volks in die europäische Cultur seyen illusorisch. „Das Wesen der chinesischen Geschichte ist, keine Geschichte zu seyn. Wir befinden uns hier noch nicht auf dem Boden der wirklichen Geschichte; die Geschichte ist Geist, und ein Volk, welches eine Geschichte haben soll, muß ein Volk des Geistes seyn, muß den freien persönlichen Geist bereits erkannt und anerkannt haben; dieß haben aber die Chinesen noch nicht errungen. Die Geschichte hat hier noch wesentlich Naturcharakter; die Menschheit ist nicht etwas für sich Bestehendes, ist nicht freier Geist, sondern eng eingegliedert in das Naturleben, ist nur die eine Seite des natürlichen Weltalls. Die Natur hat aber keine wirkliche Geschichte; sie hat nur eine Geburt, aber nicht fortschreitende Geschichte. — Die Geschichte China's ist durch und durch conservativ, ist beharrliches Stillestehen, — eine eingefrorne Geschichte; der Strom der Weltgeschichte ist sofort beim Anfang erstarrt zu einem geschichtlichen Tropfsteingebilde. Immer und immer wird auf das Alterthum als das Ideal der Menschheit verwiesen; das Alte ist schon an sich heilig; alles, was dauert, ist vernünftig. — Unter allen Stürmen, die von außen hereinbrausten, ist China geblieben, was es ist. Das ganze Staatsleben trägt so sehr den Charakter der Naturnothwendigkeit und hat in sich eine so gewaltige Kraft, daß es alles Fremde in seine Natur

umwandelt, daß selbst die rohen Tartarenhorden und die später herrschenden Mantschu nicht im Stande waren, das chinesische Volksleben anders zu gestalten und das mächtige Getriebe der großen Staatsmaschine umzubilden. China läßt sich nur chinesisch beherrschen; die fremden Eroberer mußten in die Natur des chinesischen Staats eingehen, mußten Chinesen werden; nicht sie herrschten eigentlich über China, sondern China's Geist herrschte über sie. China's versteinerte Geschichte hat keine Entwickelung; sie trägt, wie die chinesischen Frauen, immerfort Kinderschuhe. Das Leben wird nur durch Anstoß von außen in vorübergehende Schwingungen versetzt; was in der chinesischen Geschichte als eine Bewegung erscheint, ist fast alles von außen bewirkt; feindliche Völker haben den Chinesen einige Geschichte gemacht. Und eben, weil China nicht eine geschichtliche Entwickelung hat, kann es auch nicht ersterben, es bleibt starr neben der Weltgeschichte stehen." S. 208. Der Verfasser glaubt daher, daß die gegenwärtige Revolution, wenn sie Erfolg habe, doch nur eine Restauration des echten Chinesenthums und keineswegs eine Ausscheidung aus demselben heraus seyn werde.

Bei den Indern hebt der Verfasser das pantheistische Element hervor. „Nur durch völlige Verleugnung seiner Persönlichkeit, durch Aufheben seines Ichs gelangt der Mensch zu dem Glück, in die Alleinheit aufzugehen. Je weniger der Mensch diese Verleugnung geübt, je mehr er noch ein besonderes Ich, eine Persönlichkeit ist, um so weniger ist er reif, in das Brahma zu verschwimmen, und muß darum noch als Einzelwesen fortbestehen. Der Mensch bleibt in der Welt so lange, bis er für die Unweltlichkeit herangereift ist; er muß so lange ruhelos in der wandelbaren Welt wandern, bis er für die ewige Ruhe des leeren Seyns sich würdig gemacht. — Die Seelenwanderung hängt mit der indischen Entfaltungslehre eng zusammen; ein Strom des Lebens wallt durch alle Dinge, und alle sind nur unselbständige Formen eines einzigen Lebens, und zwischen den einzelnen Creaturen ist nur ein Unterschied der Stufe, nicht des Wesens; Pflanzen, Thiere, Menschen, Götter sind mit einander innig verwandt und verschwimmen in einander. Eigentlich ist doch nur eine Seele in allen lebenden Wesen, die in die einzelnen Körperformen sich verzweigend ausgießt, und sich aus denselben auch ebenso wieder zurückziehen und in andere einströmen kann. Thiere und Pflanzen sind dem Menschen ebenbürtig, und es ist dem Indier völliger Ernst, wenn er den Sudra in die Reihe der Thiere setzt; die Thiere sind gewissermaßen nur eine niedrigere Kaste als die andern, und wenn ein Mensch nach dem Tode als Schwein wiedergeboren wird, so ist das nur eine einfache Ausstoßung aus einem höheren Stande in einen niedrigeren. Da den Indiern der Körper nur etwas Unwahres, Zufälliges ist, und entweder mit dem Tode ganz abgestreift oder mit einem anderen vertauscht wird, so haben sie keinen Grund, die Körper der Gestorbenen besonders heilig zu halten und zu bewahren ꝛc. S. 400. „Der Inder, der mit mißmüthigem Auge auf die wirkliche Welt hinblickt, weil sie ohne Berechtigung ist, hat natürlich keinen Sinn für die Geschichte; er erkennt keinen positiven Zweck alles Geschehens an, keine Entwickelung der Menschheit zu einem wirklich vollkommenen Zustande, sondern alle Geschichte rollt ihm der Vernichtung zu, und alles Lebens Ziel ist nur der Tod." S. 416.

Der Buddhismus ist keine Reform jenes Bramaismus geworden, sondern nur sein Gegensatz, in gleicher Einseitigkeit. Wie nämlich im Bramaismus alles sich zu dem Einen Geist zusammendrängt, so verflüchtigt sich im Buddhismus alles in eine unendliche Vielheit und Superfötation von Welten, Weltallen, Buddhas. Man befindet sich wie in einem Zimmer voller Spiegel, die alles vervielfältigen. „Der Brahmane hat eine ewig ruhende Gottheit, die es zu nichts bringt, — der Buddhist eine fort und fort wogende Welt, welche es aber auch zu keinem Bestande bringt; jener hat ein Seyn ohne Werden, dieser ein Werden ohne Seyn; das Daseyn steht dem Buddhisten nirgends still; alles fließt, und das höchste Symbol des Alls sind die von Wind oder Wasser getriebenen Gebetsräder. Der Buddhist bringt es eben so wenig zu einem wirklichen Bestehen der Welt wie der Brahmane; denn an der wirklichen Welt ist Seyn und Nichtseyn zugleich; jener aber begreift nicht das Seyn, und dieser nicht das Nichtseyn; bei beiden hat die wirkliche Welt darum kein Recht zu bestehen, bei beiden ist sie ein vorübergehendes Traumbild, bei den Brahmanen darum, weil das Werden ein Schein ist, also auch die ganze Welt, — bei den Buddhisten, weil es in allem Werden kein bleibendes Seyn gibt." S. 525.

Diese Grundgedanken werden in einer ausführlichen Charakteristik der betreffenden Völker, ihrer Glaubenslehren und ihrer alten eigenthümlichen Cultur durchgeführt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 71. 6. September 1854.

Physiologie.

Der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Ode. Eine Reihe experimenteller Untersuchungen rc. von Karl Freiherrn von Reichenbach, Dr. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, Cotta'scher Verlag, 1854.

(Schluß.)

Der Gegensatz des Wohlkühlen und Widriglauen steigert sich oft ungemein: „Die relativen Temperaturverhältnisse im menschlichen Leibe werden von den odischen Bewegungen auf eine merkwürdige Weise influenzirt. Ich habe gezeigt, wie durch Odgleichnamiges die bezüglichen Glieder wärmlich und durch Odungleichnamiges kühlig betroffen werden. Wenn nun auf den ganzen Leib oder doch auf große Strecken desselben in einem Sinne etwa odpositiv eingewirkt wird, z. B. dadurch, daß einer nahe stehenden Person mehrere andere die linke Seite zukehren, so wird sie links lau, dann warm, gleichzeitig rechts kühl sich angegangen fühlen. Verharren nun die Leute in dieser Stellung einige Minuten gegen einander, so steigt das Gefühl dieser Temperaturdifferenz verschiedener Körpertheile und wird widerlich, endlich unleidlich. Hr. Klein kannte es längst an sich und erzählte es mir als eine sonderbare Eigenschaft, daß er sich häufig darüber überrasche, daß seine eine Seite warm sey und gleichzeitig die andere kalt; dies erstrecke sich oftmals bei ihm vom Kopfe bis zu den Fußzehen hinaus. Das eine Ohr sey dann eiskalt und blaß, während das andere brennroth: die eine Leibesseite wohlbehaglich warm, die andere mit Gänsehaut überzogen." Referent kannte in der Schweiz eine Dame, die man scherzweise das Solothurner Wappen nannte, weil sie bei großer Sonnenhitze auf der einen Seite ganz weiß war und auf der andern Seite rosenroth glühte (wie jenes Wappen senkrecht getheilt auf einer Seite weiß, auf der andern roth ist).

Das Sexuale spielt eine große Rolle bei den odischen Wirkungen. „Von Frl. Reichel hörte ich öfters zufällig die Rede: sie könne die Weiber nicht leiden. Und warum denn? fragte ich sie. Sie seyen ihr allesammt zuwider, ihre beste Freundin sey ihr zuwider, die Männer seyen ihr viel angenehmer. — Nun, das fand ich, wenn auch naiv, doch nicht eben schwerbegreiflich, und ließ scherzend das Gespräch fallen. Ich ahnte darin noch nicht sogleich, daß diese Abneigung gegen ihr Geschlecht bei der Frl. Reichel einen andern Sinn haben könnte, als den gewöhnlichen. — Später vernahm ich von der Frl. Weigand die Aeußerung, daß alle Weiberhände im Allgemeinen viel widriger und wärmer anzufühlen seyen, als Männerhände, in denen viel mehr Kühle und angenehme Frische herrsche. Es sey ihr überhaupt peinlich, wenn sich Weiber ihr nähern, was nicht der Fall sey bei Männern. Jetzt fand ich Ursache, aufmerksam zu werden. — Frau von Peichich-Zimanyi erzählte mir, daß sie, auf einem Sopha neben Jemand sitzend, immer soweit als möglich ausweiche, besonders aber von Frauenzimmern sich zu entfernen suche, deren Nähe ihr besonders lästig werde, viel mehr als die von Männern. — Frl. Atzmannsdorfer sprach oft in ähnlicher Weise mit Abneigung von ihrem Geschlechte. Frl. Mair lobte immer die Kühle von Männerhänden, während sie die der Weiber ohne Ausnahme für kraftlos und unangenehm erklärte. — Frl. Giraldini hatte es kein Hehl, daß ihr die Weiber überhaupt zuwider seyen, nicht aus Vorliebe für Männer, sondern ihrem physischen Eindrucke nach auf sie. — Frl. Beyer erklärte, daß sie ganz genau im Finstern, ohne gesehen zu haben, einen Mann von einem Weibe unterscheiden würde, ohne alle andern Merkmale, an den des odischen Einflusses. Die

Nähe eines Mannes wirke angenehm und kühlend auf sie ein; ein Weib verursache ihr dumpf heiße und peinliche Gefühle; es woge ihr von einer solchen in der Nähe eine widrige Wärme die Füße herauf, bis in den Kopf und von da wieder über den Leib hinab, hin und her auf eine widrig peinliche Weise. Daher seyen ihr alle Weiber überhaupt gänzlich unangenehm. Dies waren offenbar dieselben Erscheinungen, wie sie in einzelnen Gliedern hervortreten, wenn gleichnamige Odpole gegen einander geführt werden. — Wenn sie in somnambulem Zustande war, durfte man ihr schlechterdings keine weibliche Person ins Zimmer bringen, Männer aber so viel man wollte. — Ich befragte endlich noch die Frl. Zinkel hierüber. Ihre Aussprüche fielen mit denen der Beyer ziemlich gleichlautend aus. Wenn ein Weib schnell auf sie zukomme, so mache ihr dies einen so peinlichen Eindruck, daß man sie jedesmal im Gesichte erröthen sehen könne. Sie würde durchaus nicht mit Weibern enge zusammenleben können, und wenn sie noch so rein und schön wären. Der Zutritt eines weiblichen Wesens an sie her gleiche vollkommen der Empfindung, welche ihr erzeugt werde, wenn ich mit meiner linken Seite an ihre linke Seite mich heranstelle. Zunächst ergreife eine unangenehme Läue ihre Füße, ströme schnell herauf über die Schenkel nach dem Magen, wo es wie schwache Anwandlung von Neigung zum Uebelseyn erzeuge; von da überfliege es rasch durch die Brust in den Kopf und treibe Röthe auf die Wangen. Dann verliere es sich und mache einem beruhigten gleichförmigen Zustande Platz, in welchem immer etwas Mißbehagliches kenntlich sey. Selbst verwandte weibliche Personen, denen sie sonst sehr zugeneigt sey, wie Mutter und Schwestern, verursachen ihr solche Peinlichkeiten. Von allen dem finde nichts statt bei der Annäherung eines Mannes, welche immer kühlig und angenehm sey. Es sey ihr dabei einerlei, ob es junge oder alte Männer seyen. Sogar bei Kindern mache ihr dies einen großen Unterschied und sie herze mit Wohlgefühl einen Knaben, während sie bei Mädchen immer eine gewisse dunkle Abneigung zu überwinden habe." Wir müssen gestehen, daß wir hier den Unterschied des Naiven vom Wissenschaftlichen nicht bemerken können. Freiherr von Reichenbach hätte sich die Erklärung am einfachsten machen können, wenn er die odischen Erscheinungen als ausschließlich dem thierischen, überhaupt organischen Leben angehörig und mithin auch im Gegensatze der Geschlechter wurzelnd, vorausgesetzt hätte. Man darf sogar behaupten, die odische Polarität ist in ihrer tiefsten Grundlage die geschlechtliche selbst, und die ihr verwandten Prozesse in der unorganischen Natur, Magnetismus, Electricität, Chemismus, sind nur erste Versuche dieser unvollkommenen Natur, den sexualen Gegensatz zu erzeugen. Wenn wir nicht irren, so finden sich ähnliche Bemerkungen schon in der jetzt abgeschätzten Naturphilosophie aus dem Anfang des laufenden Jahrhunderts niedergelegt.

Der Verfasser geht zu den von ihm s. g. Odquellen über, aus denen der Mensch gleichsam trinken, ja in denen er sich baden könne. Wir vermögen aber nie einen solchen Ozean von Od außerhalb des Menschen anzuerkennen, sondern nehmen nur eine einzige Odquelle im individuellen Nervensystem an und glauben nur, das odische Wohl- und Wehegefühl im Subject könne durch äußere Einwirkungen verstärkt oder geschwächt werden, aber nur durch innere Erregung, nicht durch etwas Hinzugebrachtes, nicht durch äußere Ernährung. Wir lesen hier S. 148: „Der Sonnenschein gibt den einfachsten und Jedermann nächstliegenden Odquell an die Hand. Um zu ihm zu gelangen, bedarf es nicht des allerunbedeutendsten Werkzeugs, nicht der allergeringsten Kunst. Ich nahm die nächsten besten zwei Trinkgläser, füllte sie mit Wasser, stellte das eine davon in den Schatten, das andere in Sonnenschein. Nachdem es einige Minuten darin verweilt hatte, brachte ich beide der hochsensitiven Frl. Mair. Sie fand das gesonnte weit verschieden von dem nichtgesonnten. Ich war darauf gefaßt, daß sie es warm finden würde, denn der Versuch geschah in der Julisonne (i. J. 1844). Um so mehr war ich überrascht, zu hören, daß es viel kühler und angenehmer schmecke, als das im Schatten gestandene. Sie fand es mit den Eigenschaften angethan, die das Wasser hatte, das ihr der Arzt täglich mit einem Hufmagnet magnetisirte, jedoch viel stärker, als es der Magnet zu bewirken vermochte, und zum Genusse für sie zu stark. Ich goß es in ein anderes Trinkglas aus, um es zu schwächen, es blieb ihr aber immer noch zu stark, und erst nach einigem Zeitverlauf fand sie es angemessen herabgestimmt. — Frl. Nather fühlte die kühlende Wirkung durch alle Eingeweide. — Frl. Reichel, Martha Leopolder, Zinkel, Friedrich Weidlich u. v. a. fanden alle das gesonnte Wasser kühler, angenehmer, erfrischender, als das nicht gesonnte. — Frl. Beyer fand ein Glas Wasser, nachdem es im Sommer durch zufälliges Vergessen eine ganze Stunde lang im Sonnenschein gestanden, immer noch kühler, als das im Schatten gebliebene. Für den Genuß fand sie es zu stark geodet, aber eben recht, als ich es mit der gleichen Menge Wasser aus dem Schatten vermischte. Herr Leopolder konnte sich nicht erholen von seinem Erstaunen darüber, daß er bei wiederholtem Kosten immer das

lange im heißesten Augustsonnenschein gestandene Glas Wasser kühler anerkennen mußte, als das im Schatten gebliebene. Ich werde später bei den vom Sonnenschein erzeugten Gefühlen (unten §. 1280) hierauf mit vielen Belegen zurückkommen. §. 320. Auf Wasser also läßt sich das Od unmittelbar von der Sonne verladen, wie auf jeden andern Körper, und zeigt vorwaltend negative Polarität." Eine „Verladung des Od" folgt aus dem Gesagten nicht. Die wohlthuende Kühle existirt nur für die subjective Empfindung des Sensitiven und dürfte sich ganz anders verhalten z. B. gegenüber den Albinos.

Ohne Anstand geben wir dagegen die Verladung vom Individuum auf die ganze Umgebung zu. Der einzige Odquell ist nach unserem Dafürhalten das individuelle Nervensystem und dieses strahlt seinen Nimbus um sich aus, wie früher schon Justinus Kerner am ausführlichsten nachgewiesen hat. Die odische Atmosphäre bedingt eine Fernwirkung, aber auch eine Empfänglichkeit aus der Ferne. Durch sie wird möglich, daß man eine wohlthuende oder schädliche Wirkung aus der Ferne spürt, wie durch unmittelbare Berührung. Mit Recht sieht das der Verfasser als eine Hauptursache der s. g. Ansteckungen an. Hier ein Paar Beispiele von außerordentlich feiner Fernwirkung: „Die Linke der Frl. Zinkel hatte ich mit meiner Rechten erfaßt, während ich meine Linke auf die Fläche eines großen Quecksilberspiegels legte. So oft ich dies that, empfand sie die gruselnde und eigenthümliche Widrigkeit des Quecksilbers, die wieder verschwand, so oft ich meine Hand vom Spiegel wegnahm. — Als ich hierauf eine Kleiderbürste mit meiner Linken ergriff, so fühlte sie die Sensitive Geuseln und bis zum Magen greifende Lauwidrigkeit über sie kommen, so oft ich bürstend über das grüne Tuch meines Schreibtisches fuhr. Zum Eintritte dieser Wirkungen waren jedesmal drei bis vier Sekunden erforderlich, das Verschwinden ging noch langsamer und bedurfte 20 bis 30 Sekunden. — Der Frl. Mair gab ich das Ende von einem armlangen Faden gewöhnlicher Nähseide in die rechte Hand, und faßte das andere mit meinen rechten Fingerspitzen. Die Wirkung war so stark, daß die Sensitive einen brennenden Schnitt in der Hand zu fühlen glaubte. — Josephine Schwarz ergriff mit den linken Fingern einen baumwollenen Faden von feinem Nähgarn. Als ich ihn auf einen Längenabstand von einer halben Elle mit meinen linken Fingerspitzen ergriff, gewahrte sie keine Aenderung an demselben; als ich ihn aber zwischen meinen rechten Fingerspitzen faßte, fühlte sie ihn auffallend kalt werden. — Der Degen des Hrn. Gustav Anschütz lag über einen Stuhl und seine linken Finger berührten dessen Spitze. So wie ich mich mit dem negativen Pole eines großen Gypskrystalls und eines Bergkrystalls dem Degengeiffe näherte, fühlte er die Spitze kalt werden, umgekehrt aber warm, so wie ich den positiven Pol annäherte."

Sehr interessant ist, was der Verfasser über das Verhalten des sensitiven Menschen zum Magnet beobachtet hat: „Somit war die Sache entschieden: es existirt vom Magnete zu den menschlichen Organen im sensitiven Zustande eine eigenthümliche Art von Anziehung und Abstoßung, welche im Anfange wie Ertheilung von Erleichterung oder Erschwerung ihres Gewichtes sich zu erkennen gibt, wenn sie in vertikaler Richtung ausgeübt wird, von deutlicher Hertreibung und Wegtreibung aber, wenn man sie in horizontaler Richtung activirt, und die endlich in höherer Steigerung in ein Anhängen, zuletzt in krampfhaftes heftiges Festpacken des Magnets übergeht, also eine Einwirkung auf das Nervensystem des lebendigen Organism, analog dem des Magnets auf Eisen." Hier ist aber wohl der Magnet ein engerer, das Od ein weiterer Begriff. Im Od offenbart sich die allseitige Empfänglichkeit und Wirksamkeit des Mikrokosmus, im Magnet nur eine einseitige Kraft des Makrokosmus.

Den größten Raum des vorliegenden sehr starken Bandes nimmt die genaue Anweisung zu einem odischen Streichverfahren ein, welches im Allgemeinen dem Streichen des Magnetismus entsprechend die Gesetze der odischen Polarität aufs strengste einhält. Der geneigte Leser wird gebeten, diese umständliche Praxis im Buche selber nachzusehn.

Die Sensitivität ist übrigens, wie oben schon bemerkt worden, kein krankhafter, sondern im Gegentheil ein gesunder Zustand. Ihr Hervortreten in unsrer Zeit betrachtet der Verfasser als eine eigenthümliche Reaction gegen mancherlei Unnatur der Civilisation (S. 385).

Immer wiederholt aber fühlen wir uns veranlaßt, die Behauptung eines allgemeinen Welt- oder Erdods zu bestreiten. Der Verfasser statuirt ein mit dem Erdmagnetismus zusammenhängendes Erdod, wirksam in unsrer Stellung gegen die Himmelsgegenden, in den Jahreszeiten, Winden ꝛc. Allein das sensitivste Vorgefühl des Wetters ꝛc., die feinste Stimmung unsrer Nerven dafür setzt noch nicht nothwendig einen verwandten odischen Stoff in der Atmosphäre voraus, sondern läßt sich durch bloße Affection der Nerven rein subjectiv erklären, wie der Ton die Gehörnerven afficirt, ohne selber ein Stoff zu seyn.

In einigen Fällen erscheint es überflüssig, an einen odischen Stoff zu denken, sofern die Wirkung von außen auf die Nerven durch anderartige Medien gehen kann.

Der Verfasser spricht von der Antipathie vieler Menschen gegen eiserne Oefen und von ihrer Vorliebe für Thon- und Porzellanöfen. Das sey keine bloße Einbildung. Er weist nach, „daß sie fast immer auf Sensitivität beruht und daß alle Personen, bei denen diese Abneigung gegen eiserne Oefen sich findet, in der Regel Sensitive seyn werden, endlich daß ein eiserner Ofen vorherrschend odpositiv, ein steinerner aber vorherrschend odnegativ auf die Umstehenden und überhaupt auf die Luft ladend wirkt, die ihn bestreicht." Hier handelt es sich doch wohl nur von der metallischen Ausdünstung des eisernen Ofen, die rein physisch auf die Athmungsorgane wirkt, und nicht von einer odischen Polarität.

Eine solche dagegen scheint uns möglich in dem frappanten Experiment der Frl. Zinkel: „Wir haben alles organisch Lebendige bis hieher als odisch polarisirt kennen gelernt. Ich warf mir nun die Frage auf, ob nicht auch das gesammte Leben, männliches und weibliches, in seiner Totalität genommen, der übrigen Welt gegenüber sich polar verhalten könnte? Ob nicht das Leben an sich selbst, nach außen zu, eine odische Differenz darbieten möchte? Diese Frage zu lösen, wandte ich mich an möglichst kleine Organismen, die ich in großer Menge vereinigte, Pflanzensamen, Thiereier, Puppen. Zunächst nahm ich aus der Küche einige Hände voll frische Erbsen, füllte sie in einen kleinen Sack, und ließ die Frl. Zinkel beide Hände, ohne Berührung an einander, in die Samen hineinstecken. Bald erfuhr ich, daß sie in der Hauptwirkung an der linken Hand angenehme Kühle, an der rechten dagegen schwach lauliche und unangenehme Empfindung erregten. Ich dehnte nun dasselbe Verfahren auf allerlei andere Samen aus, wie ich sie gerade im Hause vorfand, nämlich auf schwarze und gelbe Bohnen, Welschkorn (Zea), Linsen, Kaffeebohnen, Hafer, Gerste, Weizen, Roggen, Rübsamen, Heidekorn (Polyg. fag.), Kleesamen, Luzernesamen. Alle diese Sämereien fand Frl. Zinkel an der hineingesteckten linken Hand kühl, an der rechten laulich. Bei Kaffeebohnen, Weizen und Rübsamen war die Einwirkung stark genug, um rechts Grusein zu erregen; Roggen gab dies am stärksten von allen. Bei einigen, z. B. bei Rübsamen erstreckte sich die Wirkung nur auf die Fingerspitzen, bei andern auf die ganzen Finger bis auf die ganze Hand, wie bei Welschkorn und Weizen. Zur Gegenprobe gab ich ihr einen Sack neun Jahre alten Maulbeersamens, von welchem sie jedoch nicht wußte, was mir bekannt war, daß er nämlich vollkommen todt war. Als sie die Hände darin hatte, äußerte sie mit Verwunderung, daß sie an diesem Samen den Unterschied in der rechten und linken Hand, den sie bisher überall beobachtet hatte, hier allein nicht erkennen könne, und daß er weder auf der einen noch auf der andern Seite irgend eine nennenswerthe Empfindung erzeuge. Zu dem Versuche über thierisches Leben wählte ich gute Seidenraupeneier, die ich vorräthig hatte, ebenfalls in Leinwand gefaßt. Frl. Zinkel fand an ihren beiden darein gesteckten Händen die Linke kühl, die Rechte lau davon affizirt, und dies bedeutend stärker, als bei irgend einem der Pflanzensamen." Diese Thatsachen stimmen ganz mit unsrer oben ausgesprochenen Voraussetzung überein, daß die odischen Erscheinungen lediglich dem Organismus angehören und daß ihre Polarität vorzugsweise als sexuell aufgefaßt werden müsse.

Die zahllosen Experimente allein, die der Verfasser angestellt und hier genau beschrieben hat, würden sein Werk in hohem Grade interessant und der Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums und der gelehrten Welt würdig machen, wenn auch noch nicht der rothe Faden eines Systems so deutlich erkennbar wäre, als es der Fall ist. Das Endergebniß unserer sorgfältigen Lecture des Buches ist, daß es eine der wichtigsten Funktionen des menschlichen Organismus und sonderlich seines Nervensystemes in ihrer universellen Gegensätzlichkeit gegen die Außenwelt, als Mikrokosmus gegenüber dem Makrokosmus zu erkennen angefangen und damit ein großes Verdienst um die Wissenschaft sich erworben hat, wenn gleich der Verfasser, wie es uns wenigstens scheint, das Od noch zu allgemein makrokosmisch aufgefaßt und noch nicht in seiner mikrokosmischen Ausschließlichkeit erkannt hat. Ueber den Namen läßt sich noch eben so, wie über die Sache streiten, jedoch ist es anerkennenswerth, daß einmal ein kurzer und faßlicher Name für jenes räthselhafte Agens gewählt ist, dessen frühere Benennung Nervengeist doch zu unbestimmt ist. Was schließlich die Verwandtschaft mit Magnetismus und Electricität anlangt, so darf man so weit gehen, zu hoffen, daß gerade in der organischen oder Odsphäre ihr innerster Zusammenhang immer erkennbarer werden wird.

Der zweite Band steht noch aus und wird wohl nicht minder reichhaltig seyn, wie aus dem Verhältniß des ersten Bandes zu den früher erschienenen Schriften des Herausgebers geschlossen werden darf.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonniet durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 72. 9. September 1854.

Gedichte.

Pilgerklänge von W. Tangermann. Paderborn, Schöningh, 1853.

Ein reicher Blumengarten vor einer Kirche, aus deren Fenstern dämmernder Goldschein über die Beete sich ergießt und Glockentöne darüberhin wallen, — das ist der Eindruck, den man von dem vorliegenden Buch zurückbehält.

Die Königin der Blumen in diesem poetischen Kirchengarten ist zugleich die virgo virginum und regina angelorum.

Ein Röslein wundersam erblüht,
Umwogt von Purpurschimmer;
Vom reinsten Himmelsduft durchglüht,
So lieblich wie wohl nimmer.
Die Blümlein nahen all' im Kreis,
Und sprechen sanft in ihrer Weis':
Gegrüßt seyst Du, Maria!

Von dieser Erde unversehrt,
Bewahrt's die Herzensblüthen:
Bleibt ganz allein zu Gott gekehrt,
Die Liebe treu zu hüten.
Um seine Blätter süß und lind,
Melodisch spielt der Frühlingswind:
Gegrüßt seyst Du, Maria!

Ein ahnungsvoller Strahlenschein
Zieht durch der Seele Spiegel;
Als ruhte in dem Herzensschrein
Ein tiefverschloßnes Siegel,
Das nimmer seine Lösung fand,
Weil es den Gruß noch nicht verstand:
Gegrüßt seyst Du, Maria! ꝛc.

Uebrigens schwimmen in dieser Liedersammlung die Gedanken zu sehr in Empfindungen und verschmelzen gleichsam darin, so wie zugleich die klaren und scharfgezeichneten Bilder im allgemeinen bunten Blumenglanz, Duftschein, Abendsonnengold und Sternenschimmer verdämmern. Man wird bei Tangermann's wohlklingenden, nur allzu süßen, blumenduftigen Versen oft an Matthisson und Ernst Schulze erinnert. Weit entfernt nun, dies tadeln zu wollen, da eine solche Form einer gewissen Seelenstimmung entspricht, wollen wir nur im Allgemeinen die specifisch kirchliche Lyrik gegen den zu heißen Andrang von Subjectivität gewahrt wissen. Wir glauben in der sich geltend machenden Subjectivität zweierlei unterscheiden zu müssen, die Andacht, heilige Leidenschaft, Gluth der Seele, deren lyrische Ergießungen, auch wenn sie bis zur Naivetät gehen, nicht unedel erscheinen und nicht unangenehm berühren, weil sich nur tiefe Wahrheit in ihnen ausspricht. So hier das im Geist der „Sancta Theresia“ gedichtete Gluthlied:

Von heil'ger Liebesgluth entzündet, wonnetrunken,
O welche Himmelslust, so unaussprechlich süß!
Tief unter mir die ganze Welt in Nacht versunken,
Und über mir ein lichtdurchströmtes Paradies.
Ich schaut' hinein nicht ohn' geheimnißvolles Beben,
Als wollte meine Seele schon dem Leib entschweben.

Ein gnadenreicher Tag war in mir aufgegangen,
Ein höh'res Sonnenlicht erglänzte in den Höhn;
Und einen andern Sternenhimmel sah ich prangen,
Als müßte ich vor namenloser Lust vergehn.
Das Aug' durchflog die unermeßlich fernen Weiten,
Da schwanden alle Sinne mir in Seligkeiten.

O, keine Sprache kann mit voller Wahrheit schildern,
Der Gottesliebe unnennbare Süßigkeit;
Und alle Kunst, erschöpft in tausend Bildern,
Gibt kaum den Schatten dir von Jesu Lieblichkeit.
Mag ihre Zaubermacht bis zur Vollendung reichen,
So muß vor Seiner Schönheit dennoch sie erbleichen

Die Seele fand den Auserwählten, lichtumflossen —
Anbetend sie zu Seinen Füßen niedersank;
Aus Seinen heil'gen Wunden ward ihr eingegossen,
Bis tief in's Herz ein wunderbarer Liebestrank:
Daß neues Leben sich in allen Gliedern reget,
Verborgne Gotteskraft den ganzen Geist beweget.

Ganz sicher ruht ich, wie in einer Gnadenzelle,
Denn aller Erdenschmerz in Liebeslust zerfloß;
Indeß der Weisheit Strahl in lichter Sonnenhelle,
Wie eine Flammenströmung sich in mich ergoß.
Die dunkle Glaubensnacht war nun verschwunden,
Da ich den Urquell alles Lichtes selbst gefunden.

Begraben lag schon längst im Kreuze all' mein Wissen,
Damit ich Ihn, den Einen, wüßte ganz allein;
Und von der Welt und ihrer Weisheit losgerissen,
In wahrer Selbstverleugnung lernte weise seyn.
Nun aber, da ich lebend Ihm, mir selbst gestorben,
Ist wunderbare Weisheit mir durch Ihn geworden.

Ganz unbelauscht im tiefverborgnen Seelengrunde,
Den ich zu einer stillen Rast Ihm auserfehn,
Vernahm ich unerfaßlich hohe Himmelskunde,
Und lernte Dinge — gar geheimnißvoll — verstehn;
Die keine Menschenweisheit jemals wird ergründen,
Doch auch mein Mund vermag sie nimmer zu verkünden.

Wenn du verlangst nach dieser reichen Gnadenquelle,
Die aus dem Herzen Jesu ewig strömt und quillt:
So such' auf Golgatha dir eine Ruhestelle,
Bis daß Du ganz von süßer Liebespein erfüllt.
Dann wird in Ihm gestillet all' dein Sehnen,
In sel'ger Liebeslust begraben Schmerz und Thränen.

Das ist die erlaubte, die schöne Weise, in der sich die menschliche Subjectivität in der christlichen Lyrik geltend machen darf, in Andacht, in Gottesminne, oder auch in Gottesfurcht, in bitterer Noth und in der Freude des Danks, wie in den Psalmen. Anders aber verhält es sich mit den Liedern, in denen das Subject reflectirt, und anstatt sich an den heiligen Gegenstand ganz zu lieren, nur sich selbst beobachtet, nur sich selbst interessant findet. In den alten Marienliedern, Wallfahrtsliedern rc. ist nie von einem Ich die Rede; der Singende singt mit den Andern in Gemeinschaft, ohne an sich zu denken, nur mit dem heiligen Gegenstande seiner Andacht beschäftigt. In den modernen Liedern dagegen denkt der Poet zuerst an sich, spricht nur von sich. Das berühmte Marienlied von Novalis z. B., wie schön es immer ist, leidet an einer widerwärtigen Reflexion und an aufdringlicher Subjectivität. „Kein Bild von allen," sagt er, „kann Dich schildern, wie meine Seele Dich erblickt." Aber was nutzt das uns übrigen, zu wissen, daß der Poet sich so etwas einbildet? Wenn er uns nicht beweisen kann, was er sagt, wenn er uns nicht das bessere Bild vor Augen führen kann, so ist es nur Eitelkeit und Vorwitz, vor Blinden mit solcher eingebildeten Einsicht zu prahlen. Das Marienlied des Novalis verhält sich zum einfach edeln alten Ave Maria wie die ganze moderne glaubensdurstige und doch immer glaubensleere Reflexion zum alten gesunden Kirchenglauben.

Der Verfasser der vorliegenden Lieder schwankt noch zwischen dem Zuge zum gesunden Alten und der Gewohnheit des Modernen. Folgendes Pilgerlied kommt im Ton den edeln alten Wallfahrtsliedern ziemlich nahe und drückt volle Hingebung an das Heilige aus:

Der Himmel ringsum ist so trüb',
Das Herz voll Traurigkeit;
Wir blicken bang und sorgenmüd'
Auf die bedrängte Zeit.
Wir schauen nach dem wahren Glücke,
Nach der ersehnten Rettungsbrücke,
In dunkle Fernen weit.

Und immer düstrer wird der Schmerz,
Kein Stern durch Wolken bricht;
Nach Licht sich sehnet unser Herz,
Doch ach, wir finden's nicht.
Wo ist aus diesen Nebelgründen
Ein sichrer Ausgang noch zu finden,
Aus Nacht zum Sonnenlicht?

Nur hier und dort ein Schimmer glüht,
Doch flüchtig wie ein Traum;
Wir sind so arm, so erdenmüd',
Warum? — wir wissen's kaum.
Durchleuchte Du, o Jungfrau hehre!
Die Herzen, ach, so glaubensleere,
Im öden Weltenraum.

Das Erdendunkel Du erhell'
Mit Deinem Licht so rein;
O lenk' des Himmels Gnadenquell
In diese Welt hinein.
Enthülle Du die Truggestalten,
Laß an der Wahrheit fest uns halten,
An Deinem Sternenschein.

Dagegen tritt in einem andern der hier mitgetheilten Marienlieder die Subjectivität und das leidige Beobachten seiner Selbst so recht echt modern hervor:

Was ist es, das mit Hochentzücken
Das Herz mir jedesmal erfüllt?
Schau' ich Dich an mit Sehnsuchtsblicken,
Betracht' ich Dein jungfräulich Bild. rc.

Um ein Paar alte bekannte Gleichnisse zu brauchen. Im geistlichen Liede muß das Ich sich nie bemerkbar machen, so wenig wie man die Saite sehen kann, wenn sie klingt, und die Lerche droben am Morgenhimmel, wenn sie singt.

Herr Langermann hat zu sehr in der Subjectivität die Wurzel alles modernen Uebels erkannt, als daß er es uns zum Vorwurf machen könnte, wenn wir ihm überall die eigene Consequenz zeigen. Er sagt S. 168:

Die Menschenherzen rings verdunkeln,
Trotz allem Fortschritt unsrer Zeit;
Des Glaubens lichtes Sternenfunkeln
Verliert sich in die Fernen weit.
Wer wird die Welt zum Lichte tragen,
Die selber sich die Nacht gewählt;
Und nun mit endlos bangen Fragen
Die armen Weltverbesserer quält?

Welch geistlos unruhvolles Treiben,
Das nur das eigne Ich bekennt;
Um von den Höhen fern zu bleiben,
Nur tiefer in den Abgrund rennt.
Wann wurd' im dünkelhaften Streben
Getrunken so der Quell des Lichts?
Um nur sein eignes Licht zu geben —
Der Menschen Weisheit dürftig Nichts.

Wir heben aus der reichen Sammlung noch einige schöne Gedanken aus (S. 101):

Ob auch die goldnen Königsscepter schwanken,
Im Zeitensturme Fürstenthrone wanken,
Die rings auf wandelbarer Erde stehn;
Ob Herrscher-Dynastie'n wie Traumgestalten
Gar bald verschwinden, ehe sie veralten,
Im Wogendrange spurlos untergehn:

So bleibt umwölbt vom ew'gen Sternenhimmel,
Erhaben über allem Weltgetümmel,
Gleich einem Fels im Meere Christi Reich;
Das hehre Reich der Gnade und der Wahrheit,
Das wandellos in ungetrübter Klarheit,
In stiller Größe nur sich selber gleich.

* * *

Der Glaube ist ein Edelstein,
Der ruht im tiefsten Schacht;
Die Gnade ist es ganz allein,
Die ihn an's Licht gebracht.
Die Liebe ist sein Sonnenschein,
Der ihn erglänzen macht
In wunderbarer Farbenpracht;
So duftig frisch und heilig rein,
Daß selbst die finstre Erdennacht
Sie zu erbleichen nicht vermag.

Mythologie.

Die griechische Sphinx. Eine mythologische Abhandlung von Dr. G. Jaep. Göttingen, Georg H. Wigand, 1854.

Jedermann kennt die Sphinx, sie ist das herkömmliche Symbol für alles Räthselhafte; aber über ihre ursprüngliche Bedeutung sind die Gelehrten noch nicht im Reinen. Die vorliegende kleine Abhandlung deckt die Schwächen der Alterthumsforschung in dieser Beziehung auf. Es ist in der That überraschend, wie vielerlei Meinungen über diesen einzigen Gegenstand aufgestellt worden sind und in welche Widersprüche, um nicht zu wenig zu sagen, auf welche Abgeschmacktheiten man verfallen ist. Der Verfasser zieht die ägyptische Sphinx gar nicht einmal herbei, sondern bleibt bei der griechischen stehen, die bekanntlich bei Theben hauste und die Menschen, die ihr Räthsel nicht lösen konnten, so lange umbrachte, bis Oedipus das Räthsel löste und sie tödtete. Das Räthsel ist wohl auch allgemein bekannt. Was für ein Wesen ist zwei-, drei- und vierfüßig? Antwort: der Mensch, denn er geht als Kind auf allen Vieren, als Mann auf den Beinen, als Greis braucht er noch eine Krücke.

Die ältesten Denkmäler stellen den Mythus von der Sphinx ohne Erklärung hin. Die spätern Rationalisten des klassischen Alterthums versuchen schon euhemeristische Auslegungen. Selbst der feinsinnige Pausanias will nur eine „Seeräuberkönigin" in ihr erkennen, die auf gemeinen irdischen Raub ausgegangen sey. Sokrates (nicht der Philosoph, sondern ein Grammatiker) hielt sie für die priesterliche Vorsteherin eines einträglichen Orakels. Die Neuern sind auf alles Mögliche verfallen. Nach C. F. Hermann handelt es sich um eine zornige Gottheit, die man durch Menschenopfer versöhnte. Nach Zoëga um äußere Feinde, die Oedipus durch einen „schlauen Plan" unschädlich machte. Nach Schöll bedeutet die Sphinx die „dramatische Poesie". Nach Böttiger ist sie nur eine ruhende, „verkürzte Kentauride". Nach Braun bedeutet sie den „Mond". Nach Forchhammer „die Kälte im Winter". Hier haben wir ein anschauliches Beispiel, wie außerordentlich verworren noch die Begriffe unserer Gelehrten vom klassischen Alterthum und zwar von den bekanntesten und geläufigsten Stoffen aus demselben sind. Jeder hält dem Dinge seinen Spiegel vor, aber in jedem Spiegel erblickt man ein anderes Ding.

Herr Jaep macht zuerst darauf aufmerksam, daß die Gegend heute noch sumpfig sey und wahrscheinlich in

alten Zeiten noch ungesundere Dünste ausgehaucht habe. „Solche mephitische Dünste muß nun der unter dem Phikion liegende Sumpf entwickelt haben, und da hier die Straße nach Theben von Delphi aus vorbei führte, so mußte die Thebanische Bevölkerung die schädliche Einwirkung dieser pestartigen Luft unfehlbar und tief empfinden; sie mußte aber auch zugleich von dem Wunsche beseelt werden, das Uebel um jeden Preis so schnell als möglich zu heben. Viele, die den Versuch wagen wollten, wurden von den mephitischen Dünsten erstickt und kehrten nicht wieder, sondern verpesteten mit ihren faulenden Leibern die Luft noch mehr. Da auf diese Weise Thebens Wohlfahrt bedenklich gefährdet wurde, und der Versuch, jene ungesunde sich räthselhaft bildende Luft wegzuschaffen, d. h. das Räthsel der Sphinx zu lösen, als höchst gefährlich angesehen werden mußte, und nur ein sehr hoher Preis zu fortgesetzten Versuchen stacheln konnte, so setzte Creon als solchen die Herrschaft über Theben und die Hand der Jocaste aus. Das hört Oedipus, der, Abenteuer und Ruhm suchend, Griechenland durchzieht, und schnell entschlossen macht er sich auf den Weg, das Räthsel zu lösen, die Ursache jener mephitischen Dünste zu erforschen, und sie selber dann für immer zu heben. Als Sohn der Jocaste, der jungen, veilchengeschmückten Natur, bedarf er nicht des Beistandes der Minerva, um zu wissen, was so schädlich auf das Leben der Thebaner einwirkt; der Sumpf ist es, der am Fuße des Sphingion zur Seite des nach Theben führenden Weges die armen Wanderer mit seinen Dünsten angegriffen hat, der sie, die von dieser mephitischen Ausdünstung Nichts ahnten, schnell und gewaltsam durch Ersticken um's Leben bringt. Dadurch, daß Oedipus ihn austrocknet, tödtet er die Sphinx, die nun nicht mehr, wenn sie aus dem Sumpfe aufgestiegen war und sich Morgens bei Sonnenaufgang oben auf dem Berggipfel gelagert hatte, die Vorübergehenden in ihre Falle locken und vernichten konnte. So sehen wir auch ein, warum diesen personifizirten mephitischen Sumpfdünsten jene sonderbare Gestalt gegeben ist, wie sie uns von den Schriftstellern der Alten geschildert und von der bildenden Kunst vorgestellt wird, und können uns nun auch sehr wohl erklären, warum Hesiod ihr die Echidna zur Mutter und Orthrus zum Vater gibt. Allein im Laufe der Zeit blieb die Sphinx nicht was sie war, sie wurde vielmehr aus der Ursache des Todes der Repräsentant, der Genius des Todes, kam so auf Sarkophage und sonstige Grabmonumente, ja sie wurde sogar von Silius Italicus in den bekannten Versen

> sed et ostia Ditis
> Centenis suetus Briareus recludere palmis
> Et Sphinx, virgineos rictus infecta cruore
> Scyllaque Centaurique truces umbraequae Gigantum

an die Pforten der Unterwelt versetzt. Auf diese Weise erscheint sie in Verbindung mit Pluto, Ceres, Bacchus und Merkur, kurz sie wird chthonisches Symbol."

Das läßt sich hören, genügt jedoch zur vollen Erklärung nicht. Warum gibt die Sphinx gerade das bekannte, so charakteristische Räthsel auf? Diese Frage läßt Herr Jaep ganz unbeantwortet. Es war doch gewiß nicht zufällig, daß gerade dieses Räthsel gelöst werden mußte, das sich auf das Menschenleben bezieht. Ferner wird vom Verfasser auch das spätere Leiden des Oedipus und das Verderben seines Hauses nicht herbeigezogen, welches doch nothwendig mit dem Morde der Sphinx zusammenhängt und als Rache des räthselhaften Wesens angesehen werden muß. Uns dünkt, diese Mythe gehöre gar nicht ins Naturgebiet, sondern sey ein Räthsel für die sittliche Welt.

In der griechischen Sphinx liegt etwas vom Wesen der nordischen Vole, die durchaus räthselhafte, dunkle Fragen stellt, dunkle Verhängnisse verkündet und immer Verderben bringt. Sie ist speziell der Heithr (Begierde) und Angurbode (Angstbotin) verwandt, die theils dem grauenvollen Geschlecht der Hel, des Höllenwolfes, Höllenhundes, der Meerschlange ꝛc. gerade so angehört, wie Sphinx dem Geschlecht des Typhon, des Höllenhundes Orthrus, der Schlange Echidna ꝛc., theils trotz oder gerade wegen ihrer dreimaligen Verbrennung, die Götter und Menschen ins Verderben stürzt. Wir wollen mit dieser Erwägung keineswegs die griechische Sphinx aus dem Norden oder die nordische Angstbotin aus Griechenland herleiten, sondern nur andeuten, daß so schreckliche Wesen, wie die Sphinx, vom Aberglauben des Volkes ursprünglich weit ernster genommen worden sind, als von den spätern Dichtern, und daß sie der sittlichen Sphäre angehört haben, nicht einem rationalistischen Naturcultus.

Es wäre zu wünschen, der Verfasser hätte mehr auf die Bildwerke Rücksicht genommen und eine kleine Uebersicht über dieselben gewährt, so viel deren noch aus der klassischen Zeit übrig sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 73.** 13. September 1854.

Aesthetik.

Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers, aus einem bisher unbekannt gebliebenen, die ganze Natur und Kunst durchdringenden morphologischen Grundgesetze entwickelt und mit einer vollständigen Uebersicht der bisherigen Systeme begleitet von Professor Dr. A. Zeising. Mit 177 Holzschnitten. Leipzig, Rudolph Weigel, 1854.

Der Titel verspricht nicht zu viel. Das Werk enthält wirklich eine neue, tief greifende Lehre.

Man begnügte sich bekanntlich früher, die ästhetischen Maaße für den menschlichen Körper, namentlich in ihrer Anwendung auf die Bildhauerkunst, auf rohe Weise nach Kopf- oder Gesichtslängen zu bestimmen und einfach abzuzählen, wie viele Gesichtslängen die ganze Gestalt und wie viele die einzelnen Theile haben dürfen. Doch schon Plato und lange nachher Winckelmann ahnten ein durchgreifendes Proportionalgesetz, ohne sich dessen klar bewußt zu werden. Der Verfasser stellt seiner neuen Theorie eine Uebersicht über alle ältern voran, bei denen wir uns jedoch hier nicht aufhalten wollen. Wir führen unsre Leser gleich mitten in das neue System ein. Es lehrt nämlich, „daß der Oberkörper als der eine Hauptheil des ganzen Körpers, das Princip der Einheit, und der Unterkörper, als der andere Hauptheil, das Princip der Zweiheit vertritt. Sobald nun jeder von beiden sich wieder als Ganzes setzt, und sich eben so wie der ganze Körper in zwei ungleiche Theile theilt, sucht auch jeder von Beiden in sich beide Principien zur Darstellung zu bringen, und zwar bildet der Oberkörper das ihm eigenste Princip der Einheit an seinem kürzeren oberen Abschnitt, d. i. am Kopfe, und das ihm eigentlich fremde Princip der Zweiheit an seinem längeren unteren Abschnitt, d. i. dem Rumpfe, aus, so daß der Rumpf z. Th. gewissermaßen als die Wiederholung des Unterkörpers am Oberkörper erscheint. Der Unterkörper hingegen bildet das ihm ursprüngliche Princip der Zweiheit an seinem kürzeren unteren Abschnitt, den Unterschenkeln, und das ihm eigentlich fremde Princip der Einheit an seinem längeren oberen Abschnitt, den Oberschenkeln, aus, die mithin zum Theil als eine Wiederholung des Oberkörpers am Unterkörper anzusehen sind. Demzufolge treibt der Rumpf, der schon in den beiden Brüsten und ihren Warzen die Richtung auf die Zweiheit deutlich ausdrückt, aus seinem einheitlichen Stamm nach den beiden entgegengesetzten Seiten die Arme heraus als Nachbildungen der Beine, aber mit der Bestimmung, trotz ihrer Zweiheit dem Zwecke der Einheit zu dienen, d. h. durch Scheidung des Verbundenen einheitlichere Compositionen zu schaffen; und umgekehrt bildet der obere Theil des Unterkörpers inmitten seiner Entzweiung ein einheitliches Mitteltheil, den Unterleib mit den Geschlechtsorganen, aus, als eine Nachbildung des Oberkörpers, aber mit der Bestimmung, trotz seiner Einheit der Zweiheit zu dienen, d. h. durch Vereinigung die Secretion und Vermehrung zu bewirken. So erhält also der Oberkörper eine Ergänzung seiner einseitigen Einheit an der Zweiheit der Arme und der Unterkörper eine Ergänzung seiner einseitigen Zweiheit an der Einheit des Unterleibes: und Oberkörper wie Unterkörper stellen sich mithin beide, wie der ganze Körper, als Bilder der Dreiheit dar, aber nicht blos einer solchen, in welcher Einheit und Zweiheit diametral auseinander laufen, sondern einer solchen, in welcher Einheit und Zweiheit wirklich mit einander verbunden sind und einem gemeinsamen Zwecke dienen. Die beiden Haupttheile des Ganzen sind also nicht bloße Nachbildungen, sondern zugleich ausgebildetere Formen des Ganzen; indem sie aber selbst als ausgebildeter er-

scheinen, theilen sie diese höhere Ausbildung zugleich dem Ganzen mit: denn auch in diesem erscheint nun nicht mehr das Princip der Einheit und Zweiheit blos durch einen Punkt verbunden und sonst getrennt, sondern beide Principien schieben sich gleichsam in einander, bringen in einander ein, vermählen sich, und der ganze Körper gelangt also durch seine sich gleichmäßig fortsetzende Eintheilung oder Gliederung zugleich zu einem höheren Grade der Totalität." S. 184.

Die Proportionalität des Ganzen wiederholt sich in den Theilen. „Der Kopf bewahrt, da er am Oberkörper dem sich zur Zweiheit auseinanderfaltenden Rumpf gegenüber das Princip der Einheit vertritt, am vollkommensten seine Einheit. Zwar muß auch er, wenn er ein Bild des dreieinigen Ganzen seyn will, die Zweiheit mit seiner Einheit verbinden und demzufolge gestaltet sich der Unterkopf, ebenso wie der Rumpf als der untere Theil des ganzen Oberkörpers, nach Analogie des Unterkörpers und bringt den Dualismus an sich zu deutlicher Anschauung; aber er läßt die Zweiheit nicht mehr wie der Rumpf zu extremen Bildungen ausschweifen, sondern nimmt auch sie als ein Moment seiner selbst entweder ganz und gar in seine Einheit hinein, oder deutet sie nur durch zwei ganz wenig über den Umriß hinausragende Glieder an. Innerhalb des Umrisses nämlich bringt er sie durch die Augen und bei der feineren Gliederung durch die beiden Nasenflügel, die beiden Seiten der Lippe und die beiden Hälften des gespaltenen Kinns; hingegen an dem Umriß und ein wenig außerhalb desselben durch die beiden Ohren zur Erscheinung, so daß die beiden Augen am Kopf dasselbe sind, was die Brustwarzen am Rumpf, die beiden Ohren aber mit den Armen des Rumpfes correspondiren, nur daß der Dualismus der Augen und der Ohren weit inniger mit der Einheit ausgeglichen ist, als der Dualismus der Brüste und der Arme, indem jene eine Richtung von Außen nach Innen, diese umgekehrt eine Richtung von Innen nach Außen haben, jene mithin receptiver, diese productiver Natur sind. Zieht sich mithin am Kopf das sich Entzweien und Auseinandergehen der Glieder in das Innere des Umrisses zurück, so werden sich auch jene Wellenlinien, welche die größere oder geringere Ausbreitung der Glieder umspielen, vom äußeren Umriß des Kopfes in die inneren Lineamente des Gesichts zurückziehen müssen, und hier finden wir sie in der That wieder, am deutlichsten in jenen Schwingungen, welche von den beiden Augenbranen auslaufen, dann in der Höhe der Augen bis auf Fingerbreite zusammengehen, hierauf bis zur Basis der Nase sich wieder von einander entfernen, von hier bis zur Nasenspitze sich wieder vereinigen, dann um den Mund herum sich wieder ausbauschen, hierauf noch einmal unter den Lippen einander nähern, um sich endlich nach einer nochmaligen Ausbauschung unten am Kinn zu einem geschlossenen Ganzen zu vereinigen. So stellt also der Kopf durch Hereinziehung der Zweiheit in seine Einheit nicht nur die ihm ursprüngliche Einheit, sondern auch die Unendlichkeit und Mannigfaltigkeit in vollkommenster Weise dar, ja er bringt an sich neben der strengsten Gesetzmäßigkeit und Bestimmtheit auch den höchsten Grad der Freiheit und Unbestimmtheit zur Anschauung, indem er das der Zahl und Gestaltung nach unendlich erscheinende Haar seine Formen umspielen läßt, im Vertrauen darauf, daß die in ihm waltende Vernunft und namentlich das Vernunftgesetz der Proportionalität auch diese freiere Bildung zu Ordnung und Verhältniß zurückführen werde." S. 194.

Von ästhetischer Wichtigkeit ist insbesondere das Verhältniß der Symmeterie in der Breite zur Proportionalität in der Höhe. Das Gesetz hiefür ist einfach: „Die Ausdehnung in der Breite muß zur Ausdehnung in der Höhe in dem Verhältniß stehen, daß die durch symmetrische Theilung gewonnene Hälfte der Breite dem kürzeren Obertheil der Totalhöhe gleich ist, mithin zum längeren Untertheil sich ebenso verhält, wie dieser Untertheil zur Totalhöhe, oder zur Summe der Untertheilslänge und Breitehälfte zusammengenommen." S. 232.

Nachdem der Verfasser das Ganze und die einzelnen Theile des Körpers aufs genaueste in sein System gebracht hat, vergleicht er das Ergebniß mit dem, was bisher allgemein als ästhetisches Maaß gegolten hat und beweist, daß seine Lehre nur eine tiefere wissenschaftliche Begründung dessen sey, worauf Männer von Geschmack bisher immer schon durch das Gefühl geleitet worden sind. Es ist indessen gewiß, daß Künstler, namentlich in Behandlung der Theile, künftig weniger vom guten Geschmack verirren werden, wenn sie bei ihren Skizzen die neue Lehre zu Rathe ziehen.

Was bei dieser Lehre hauptsächlich befriedigt, ist das allseitige Ineinandergreifen der Proportionen, das organische Princip der ganzen Gliederung, mit dem sich die frühere mechanische Weise, alles nach Gesichtslängen abzumessen, nicht vergleichen darf.

Gerade wegen des tiefer liegenden, also gewiß auch eine allgemeinere Anwendung zulassenden Princips, lag es nahe, Versuche zu solchen Anwendungen zu machen. Herr Zeising ist insofern in die Fußstapfen des großen Astronomen Keppler getreten, der in seiner harmonia mundi gleichfalls versucht hat, ein und dasselbe Formengesetz in allen Naturgebieten nachzuweisen.

Zuerst findet der Verfasser die Anwendbarkeit seines Proportionalgesetzes auf das Planetensystem: „Wenn wir nämlich die Abschnitte der Planetenreihe mit den Abschnitten der menschlichen Gestalt vergleichen, so entspricht die Entfernung von der Sonne bis zum Merkur als der kürzeste Abschnitt dem obersten Abschnitte des Hauptes vom Scheitel bis zur Gränze des Haars und der Stirn; die Lage der Venus hingegen correspondirt mit der Stirnmitte, die der Erde mit dem Orbitalrande, die des Mars mit der Basis der Nase, die der Asteroiden mit der Halsmitte, die des Jupiter mit der Brustmitte, die des Saturn mit dem Hüftansatz, die des Uranus mit dem Handende und endlich die des Neptun mit dem Fuß. Hieraus zeigt sich deutlich, daß die Glieder der Planetenreihe auch rücksichtlich ihrer Extension mit den entsprechenden Körpertheilen harmoniren: denn vom Merkur bis zur Erde ist wie vom Scheitel bis zum Orbitalrande die Ausdehnung in die Breite im Zunehmen begriffen, im Mars erleidet sie wie im Untergesicht wieder eine Verjüngung, in den Asteroiden drückt sich wie im Halse ein Haupteinschnitt des Systems aus, im Jupiter hingegen erreicht wie im Rumpf (in der Gegend der Brustmitte) die Ausbreitung ihren höchsten Grad, im Saturn, der mit seinem Gürtel der Hüftgegend mit den daneben herabhängenden Armen entspricht, tritt bereits wieder eine Verjüngung ein, diese setzt sich im Uranus wie in den Schenkeln fort und schließt sich endlich im Neptun wie im Fuße mit etwa gleicher Ausdehnung ab. Jupiter entspricht also nach seiner Lage und Extension der Brust, Saturn dem Leibe in der Gegend der Taille; Rumpf und Leib greifen aber beide ebenfalls über die ihnen eigentlich gebührenden Gränzen hinaus: denn sie bringen als Theile des Oberkörpers zugleich in das Gebiet des Unterkörpers ein und bringen eben hiedurch einen innigen Zusammenhang der beiden Haupttheile zu Stande. In ganz ähnlicher Weise kann man sich nun auch die Gebietserweiterung des Jupiter und Saturn erklären; es war eine so kräftige Ausbildung und Association der mittleren Glieder nöthig, wenn nicht der stetige Zusammenhang der oberen und unteren Planeten zerrissen werden sollte." S. 328.

Sogar auf die Erdoberfläche und auf das Verhältniß der Continente zu den Meeren glaubt Herr Zeising sein Princip anwenden zu können: „Zunächst erinnert die Spaltung in das Territorium der östlichen und westlichen Hemisphäre an die Scheidung des Menschen in Mann und Weib, und die massenhaftere, compactere östliche Hälfte stellt sich hiebei, wie beim Menschen der Mann, mehr als eine Repräsentation des Oberkörpers, dagegen die schlankere, feiner gegliederte westliche Hälfte, wie beim Menschen das Weib, mehr als eine Bildung nach dem Typus des Unterkörpers dar. Sodann drückt aber auch jede einzelne der beiden Hälften den Gegensatz von Oberkörper und Unterkörper unverkennbar in sich aus, indem auf der einen Seite durch das mittelländische Meer und den arabischen Meerbusen, auf der anderen Seite durch den Meerbusen von Mexiko, das nördliche Festland vom südlichen nicht minder scharf getrennt wird, wie am Knochengerüst, gleichsam dem Festlande des menschlichen Körpers, durch die Lücke zwischen den kurzen Rippen und den Hüftknochen eine Scheidung des Oberkörpers vom Unterkörper stattfindet. Was also am Gerippe das beide Haupttheile zusammenhaltende Rückgrat, das ist am östlichen Continent die Landenge von Suez und überhaupt dasjenige Ländergebiet, welches zwischen dem arabischen und persischen Meerbusen einerseits und dem mittelländischen und schwarzen Meere andererseits liegt; am westlichen Continent aber entspricht dem die Landenge von Panama, so wie überhaupt der schmale Landstrich von Centralamerika." S. 328. Wie es uns scheint, sind diese Vergleichungen weniger schlagend und auch weniger ergiebig, weil sie ein organisches Gesetz auf die unorganische Natur anwenden wollen. Der Verfasser hätte wohl besser gethan, bei der organischen Welt allein stehen zu bleiben. Was er über das Proportionalgesetz in der thierischen und Pflanzenbildung sagt, ist deßfalls viel einleuchtender.

Er wendet das Gesetz auch auf die Baukunst und Tonkunst an. Hier kann indeß immer nur von einer annähernden Vergleichung die Rede seyn.

Welcher Anwendbarkeit das Gesetz in seiner Allgemeinheit fähig ist, sofern es sich immer von einer naturgemäßen Ausgleichung von unabweislichen Gegensätzen handelt, mag die Hinweisung auf die Proportionalität im politischen Leben darthun: „Wir begegnen überall demselben Gegensatze eines Größern und eines Kleinern, einer Majorität und einer Minorität, die entweder im Verlangen nach Ausgleichung und Vereinigung oder im Erstreben nach größerer Differenzirung begriffen sind. Die vollkommene Ausgleichung wird niemals erreicht, aber wenn sie auch erreicht werden könnte, würde sie doch nicht auf die Dauer befriedigen, eben so wenig als die Symmetrie bleibend zu befriedigen vermag. Umgekehrt kann aber auch die allzuschroffe Ausbildung der Differenzen nicht absolut genügen, sondern, wie die Unverhältnißmäßigkeit und Dissonanz, nur im Vorübergehen einen Reiz ausüben. Nicht ein ewiger Frieden, nicht die Vermittlung aller socialen Unterschiede, nicht die communistische Nivellirung aller Höhen und Tiefen, doch auch nicht der ewige Krieg,

nicht die allzuweite Zerklüftung der menschlichen Gesellschaft, nicht die schroffe Scheidung in absolut drückende und absolut gedrückte Elemente sind mithin die ethischen Formen, in denen die Idee der Sittlichkeit ihre vollkommnere Ausbildung erhält, sondern auch in dieser Sphäre liegt, wie in der ästhetischen, das Heilbringende in der proportionalen Gliederung des Ganzen, welche die Differenzen und Unterschiede bestehen läßt, aber sie so weit mäßigt, daß jedes Kleinere durch ein Größeres mit dem Ganzen in einen stetigen Zusammenhang gebracht wird, daß das Größere im Kleineren seine Ergänzung sieht, das Ganze aber in dem Einen wie in dem Andern einen integrirenden und darum gleich unverletzlichen Theil seiner selbst erkennt." S. 447. Das ist dasselbe, was andre Wohlmeinende unter dem Organismus des Staats im Gegensatz gegen dessen Mechanismus verstanden haben.

Zuletzt erhebt sich der Verfasser mit seinem Dreieinigkeitssymbol kühn bis in die höchste religiöse Sphäre: „Wenden wir endlich unseren Blick vom ethischen Gebiet in das der Religionen, so finden wir auch hier die vollkommenste Ausbildung des Gottesbewußtseyns mit den Grundzügen des hier besprochenen Proportionalgesetzes im Einklange. Auch die Religionsgeschichte stellt sich als ein ewig wechselnder Kampf des menschlichen Bewußtseyns mit der Idee der Vielheit einerseits und der Idee der Einheit andererseits dar, indem es die Idee der höchsten Vollkommenheit oder Gottheit bald mehr mit dieser, bald mehr mit jener identificirt. Hienach ist die Religion entweder eine schlechthin polytheistische, oder eine schroff ausgebildete monotheistische. In jener wird der Unterschied zwischen dem Ganzen und dem Einzelnen, zwischen Schöpfer und Geschöpf, zwischen Gott und Welt mehr oder weniger annullirt, es besteht also innerhalb dieses Gottesbewußtseyns zwischen dem Vollkommenen und Unvollkommenen das Verhältniß der Gleichheit; die Götter sind wie die Menschen, die Menschen wie die Götter, ja selbst Thiere, Pflanzen und elementare Erscheinungen werden mit den Göttern identificirt. Im einseitig ausgebildeten Monotheismus hingegen, z. B. im Judenthum, wird zwischen Gott und Welt eine unausfüllbare Kluft geworfen, Gott erscheint als Alles in Allem, die Welt und ihre Geschöpfe als Nichts, oder in bildlicher Fassung Gott als absoluter Herr, der Mensch als ohnmächtiger, willenloser Knecht. Beide Vorstellungen können das religiöse Bedürfniß nicht dauernd befriedigen. Daher faßt das Christenthum die Gottheit weder blos nach der einen, noch einseitig nach der anderen Anschauungsweise, sondern vereinigt die auseinanderfallenden Ideen des Polytheismus und Monotheismus zur Idee der göttlichen Dreieinigkeit und stellt namentlich in der Person des Gottmenschen ein Bild der Gottheit auf, wonach zwischen Gott und Welt weder das Verhältniß der völligen Indifferenz noch das der unvereinbaren Differenz, sondern ein solches Verhältniß besteht, daß die Welt als das Kleinere durch den Gottmenschen als das Größere in einen innigen, stetigen Zusammenhang gebracht wird. So geht also die höchste Befriedigung auch in dieser übersinnlichsten aller Sphären von demselben Princip der Ausgleichung und Vermittlung aus, auf welchem die Gottähnlichkeit der menschlichen Gestalt und die Harmonie der Töne beruht, und in höchst überraschender, ja mystischer Weise ist dasselbe Zeichen, welches am einfachsten den Typus der proportionalgegliederten Menschengestalt darstellt und gleichsam das Gerüst ist, an welchem sich die freiere Schlangenlinie der Schönheit emporrankt, auch zum Symbol des Evangeliums geworden." S. 448. Man erkennt hier den Unterschied der profanen, von unten auf bauenden, nur zufällig wie mit einer Alpenspitze in das Morgenroth tauchenden und religiös erglühenden Naturphilosophie von der alten Theosophie, die alles von oben her emaniren läßt. Jakob Böhme z. B. sah in dem dreieinigen Princip eine von oben her der gesammten erschaffenen Welt aufgeprägte Signatur. Das Proportionalgesetz des menschlichen Knochen- und Muskelbaus irgend mit dem heiligen Mysterium des christlichen Glaubens zu vergleichen, erscheint aber überhaupt nicht nothwendig.

Wir scheiden von dem interessanten Buche des Herrn Zeising mit voller Befriedigung in Bezug auf sein Proportionalgesetz, so weit er es auf den menschlichen Körper anwendet, und wünschen nur, er möchte in einer zweiten Auflage, welche dieses Buch verdientermaßen wohl erleben wird, sich den Stoff theilen, sich in einem kürzer gefaßten Theile ausschließlich an die Körperformen halten und damit den Künstlern und Kunstfreunden ein willkommenes Handbuch darbieten, in einem besonders zu behandelnden und auch wohl noch ein wenig genauer auszuarbeitenden Theile dagegen die Forschungen über die Wiederkehr desselben Proportionalgesetzes in andern Gebieten der Natur und der sittlichen Welt niederlegen. Eine solche Scheidung der Lehre in einen praktischen Theil für die Künstler und in einen philosophischen für die Gelehrten wird durch die Sache selbst geboten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 74. 16. September 1854.

Biographie.

Ernst der Zweite, Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg als Pfleger und Beschützer der Wissenschaft und Kunst. Von Dr. August Beck, Archivrath ꝛc. Mit dem Bildnisse und Facsimile des Herzogs. Gotha, Justus Perthes, 1854.

Obgleich ein wenig im Hofhistoriographenstyl und nicht unbefangen genug geschrieben, hat diese Biographie doch historischen Werth und ist in vieler Beziehung interessant.

Herzog Ernst in Gotha war ein Mäcen der Gelehrten und Künstler, wie die Herzogin Amalie in Weimar, und versammelte um sich zwar weniger berühmte Namen, aber zahlreiche Männer von Verdienst, die in den verschiedensten Fächern Wichtiges geleistet haben. Sein Wirken war weniger schimmernd, aber umfangreich und nützlich. Er selbst war bescheiden und charakterisirt sich desfalls in einem Briefe an Herrn von Thümmel im Jahr 1790 folgendermaßen: „Es ist an dem, daß ich mir aufrichtiger und guter Gesinnungen bewußt bin; allein ich fühle gar dringend, daß das wenige Gute, das ich vielleicht stifte, bei weitem nicht dasjenige ist, was ich wohl stiften könnte, wenn ich nur etwas mehr Thätigkeit in meinem Charakter hätte. Leider kann man sich das Wenige nicht immer selbst geben, dessen Bedürfniß man gleichwohl fühlt und empfindet. — Ich für mein Theil erkenne dieß nur allzugut an mir selbst, und ein wahrer Freund sollte mich billig aufmuntern und anfeuern, mehr Gutes zu thun und zu wirken, als mich um des Wenigen willen, das ich wirklich thue, zu loben. Großes Verdienst habe ich in Wahrheit nicht dabei. Das allgemeine Wohlwollen ist mir angeboren; habsüchtig und hervorstechend (d. i. anmaßlich) bin ich nicht, allein für diese Vorzüge kann ich nichts, die Natur bildete mich auf diese Weise. Das einzige Verdienst, dessen ich mir bewußt bin, ist, daß ich stets gesucht habe, gegen mich selbst wahr zu sein und mich vor Stolz und Eigendünkel zu bewahren. Meine größten Fehler aber entstehen dadurch, daß ich Anderer Einsichten mehr zutraue als meinem eigenen Gefühle, das mir größere Einsichten ersetzt, und ich oft da nachgebe, wo ich mehr Standhaftigkeit und Beharrlichkeit an meiner eigenen Meinung haben sollte." Der Herzog machte öfters Reisen, stand mit sehr vielen ausgezeichneten Personen, Fürsten sowohl als Gelehrten und Künstlern in Correspondenz, vermehrte die wissenschaftlichen und Kunstsammlungen in Gotha, legte neue an, gründete die Sternwarte, eine große Privatbibliothek, die später der Staatsbibliothek einverleibt wurde, brachte das Gymnasium illustre in Flor und zierte es mit Gelehrten wie Jacobs, beschützte in der Nähe die berühmte Erziehungsanstalt, welche Salzmann in Schnepfenthal gegründet hatte, legte ein theatrum anatomicum, ein physikalisches Cabinet an ꝛc. Wer sich von dem Reichthum auch der Kunstsammlungen in Gotha einen Begriff machen will, lese was Rathgeber in einem eigenen umfangreichen Werke darüber veröffentlicht hat.

Diese Leistungen für den Geist sind um so bemerkenswerther, als Gotha immerhin nur ein kleiner und armer Staat war. Der Herzog hatte das Glück, in einer Zeit zu leben, in der Alles noch wohlfeiler war. Er machte z. B. die schätzbarsten Erwerbungen an Handschriften und Incunabeln für seine Bibliothek noch um verhältnißmäßig geringe Preise. Auch konnte man damals noch Gelehrte und Künstler mit geringen Gehalten befriedigen. Der Herausgeber hat nicht verfehlt, die kleinen Summen zu verzeichnen, mit denen ein Kapellmeister Benda, ein Maler Tischbein, ein Schauspieler Iffland beglückt waren. Der berühmte Iffland hatte wöchentlich vier Thaler und bekam als Auszeichnung

einen Thaler wöchentlich Zulage. Man kann noch an der Hand des vorliegenden Buchs den Wechsel der Zeiten verfolgen. Mehrere Männer, die dankbar angenommen hatten, was ihnen Herzog Ernst in Gotha geboten, verließen ihn später, um nachdem sie berühmt genug geworden waren, anderwärts ein reichlicheres Einkommen zu finden. So Benda, so Tischbein.

Unter andern hatte der Herzog den Bildhauer Döll engagirt, der aber nicht parirte. Hier ein höchst charakteristischer Brief des guten Herzogs an seinen ungehorsamen Liebling: „Ich habe recht sehr mißfällig aus Ihrem Briefe vom 23. Mai ersehen, daß Sie, mein guter Döll, sich unterstanden haben, ohne mein Vorwissen und ohne vorher dazu erlangte Erlaubniß von mir eine Arbeit zu übernehmen, die Sie noch so lange abhalten wird, nach Hause zurückzukehren. Sie wissen es ja ohnehin, daß ich das Herumstreichen nicht gar zu gerne sehe und daß ein Mann wie Sie, der ein gewisses Brod zu genießen hat, am allerwenigsten sich auf eine solche, mir in den Augen der Welt nachtheilige Art herumtreiben sollte, und dieß um so mehr, da ich nicht allein so Vieles, ja Alles für Sie gethan habe, ohne die geringste Verbindlichkeit dazu zu haben, und Sie überdieß seit Ihrer Zurückkunft aus Rom und Welschland schon zwei ziemlich lange Abwesenheiten von dem Orte Ihrer Bestimmung gemacht, und dabei Arbeiten, die Sie mir von dort aus schuldig geblieben, haben liegen und unvollendet liegen gelassen. Noch Eines, mein guter Döll, muß ich Ihnen aus Freundschaft nnd wohlmeinend dabei noch sagen. Dasjenige, das ich jetzt für Sie thue, ist für meine Börse nichts Geringes, und thue es gleichwohl so zu sagen umsonst, aber der Fehler liegt eigentlich darin, daß Sie sich verschwenderisch zu sein gewöhnt haben und mit dem Erklecklichen, so ich Ihnen doch gebe, nicht auskommen können oder mögen. Auf diese Art könnten Sie Tausende Pension genießen, verthun und am Ende doch nicht damit auslangen. Dieß ist weder vernünftig in Ansehung Ihrer selbst, noch dankbar gegen mich gehandelt. Ich sehe dabei gar sehr wohl ein, mein guter Döll, daß Ihnen Gotha gegen Ihre Talente und Verdienste viel zu klein und zu gering scheint; das kann auch gar wohl an sich wahr sein, ohne mich zu verdrüßen, allein ob es Ihnen Selbst und Ihren Gesinnungen Ehre bringt, dieß ist eine andere Frage, die ich hier nicht erörtern will. Dieß fiel auch immerhin, wenn nur meine eigenen Arbeiten vollendet wären, wir wegen meiner ansehnlichen Vorschüsse abgerechnet hätten und Sie glaubten dann, Ihr Glück in der Welt besser zu machen, so ließe sich hierüber ein Wort weiter sprechen, ohne uns darüber zu ereifern oder zu entzweien. Allein auf diese Art, wie Sie die Sache treiben, müssen mir solche freilich sehr empfindlich fallen, weil ich daraus ersehe, daß meine Generosität gemißbraucht wird, und daß Sie mir Dinge zur Schuldigkeit machen, die eigentlich für Sie Selbst eine Verbindlichkeit gegen mich sein sollten.“ ꝛc. Auf diesen langen Brief antwortete Döll ganz kurz: „Durchlauchtiger ꝛc. Hatte ich die hohe Gnade, den Brief von E. H. D. den 2. Juni in Dessau zu erhalten. Mich tröstet, daß unter den bittern Wahrheiten von E. H. D. noch stets hohe Gnade und Generosität hervorleuchtet. Weiß sehr wohl, daß die schönen Künste und Künstler an manchen Orten ganz entbehrliche Dinge sind, und kommt mir auch nicht zu, solche zu vertheidigen; wenn ich aber sehe, wie meine Mitbrüder, die nun von Rom nach Deutschland zurück sind, als Rehberg in Dessau, Tischbein in Arolsen, Ruhl in Cassel, Neumann in Anspach, Jeder 800 Thlr. jährlichen Gehalts, und ich mir in Gotha alle Mühe gegeben habe, durch Anlegung einer Academie, durch viele andere Wege, mit Dero gnädigster Pension auf 500 Thlr. jährlich zu kommen, und alle Mühe verloren ist, das Ziel meines Schicksals voraussehe, nochmalen ein kleines Haus formiren oder eine Frau ernähren zu können, sondern sich müssen lebenslang in Gasthöfen herumtreiben, macht natürlicher Weise, daß man die Liebe zu dem Orte verliert, nicht die Erkenntlichkeit, gnädigster Fürst und Herr. Diese werde ich nie aus den Augen setzen, auch keinen Schritt thun ohne Dero gnädigste Erlaubniß. Hier setze ich meine Ehre zum Pfande. Dieses ist mein Reichthum, den ich besitze ꝛc. Leipzig, den 4. Juni 1785. Döll.“

Im Uebrigen war der Herzog ein echtes Kind seiner Zeit, aufgeklärt, der französischen Schule angehörig, aber voll deutscher Milde, Solidität und Ehrlichkeit, nicht auf persönlichen Weltgenuß, sondern auf Verbesserung und Veredlung der Menschen bedacht, auf die einzuwirken in seinem fürstlichen Berufe lag. Er hielt insofern eine merkwürdige Mitte zwischen Friedrich dem Großen und Joseph II. Dem ersteren stand er an seiner Bildung und Kenntnissen, dem andern im Gemüthe näher.

Wie sich der weite Horizont der alten großen deutschen Nation in den Coulissen Weimars zusammenzog, so in den mit Tabellen und Karten behangenen Schulwänden Gothas. Reich und Kirche war vergessen, man lebte, man athmete nur noch dort unter dem Soufleurkasten, hier unter dem Katheder. In diesen kleinen, aber mit Verliebtheit gepflegten Dingen war alles Interesse aufgegangen und man hatte die Prätension, die ganze Welt nach diesem Muster bilden zu wollen. Der deutschen Nation letzter Leitstern waren die Theater-

größen in Weimar und die Schulgrößen in Gotha. Von den letztern gingen bald darauf förmliche Missionen nach Bayern, um dort den altkatholischen Urwald unter Montgelas Administration zu erleuchten.

Der Herzog war ganz und gar befangen in der antikirchlichen Schulpartei seiner Zeit, in der antikirchlichen Humanitätsschwärmerei der Freimaurer und Illuminaten. Er selbst war eine Zeitlang Großmeister der schottischen Großloge für Deutschland in Berlin und ein so anhänglicher Gönner des bayrischen Illuminatenordens, daß er die aus Bayern vertriebenen Mitglieder desselben unterstützte und ihr Haupt, den berüchtigten Weishaupt, sogar zu seinem Hofrath ernannte und als seinen Geschäftsführer an den Reichstag in Regensburg sandte. Der Skandal war aber zu groß, Weishaupt mußte sich flüchtig machen, weil der Schutz seines kleinen Herzogs gegen den gerechten Unwillen Bayerns nicht ausreichte. Die Illuminaten gingen direkt auf Zerstörung aller religiösen Grundlagen der Gesellschaft aus, so daß ihr Treiben von den Freimaurern selbst, aus deren Schooße sie als extreme Sekte hervorgegangen waren und deren Gunst sie sich lange zu erfreuen gehabt hatten, desavouirt werden mußten. Herzog Ernst allein ließ seinen Weishaupt nicht im Stiche.

Der Herzog war auch einer der ersten, der ein Schullehrerseminar errichtete, schon im Jahr 1779. Da heute noch von vielen Regierungen der Wahn getheilt wird, Schullehrerseminare seyen etwas Nützliches und Wohlthätiges für die Menschheit, so muß von diesem Standpunkt aus der Herzog als einer der ersten Unterstützer des modernen Schulwesens gepriesen werden. Wir theilen diese Ansicht nicht, sondern halten dafür, durch die Schullehrerseminare werden nur anspruchsvolle Halbwisser gebildet, die für das Landvolk ein für allemal nicht taugen und nie taugen werden.

Theaterwesen durfte natürlich auch nicht fehlen. Gotha leistete dafür nach Kräften, obgleich es sich mit dem nahen Weimar hierin nicht messen konnte. Wer sich für Geschichte des deutschen Theaters interessirt, wird in vorliegender Schrift manche interessante Notiz finden. Die gute Natur des Herzogs brach übrigens dem Theatervolk gegenüber doch siegreich durch. Er jagte die lüderliche Bande, die ihm die Sitten seiner kleinen Residenz verdarb, unter unverhohlenen Aeußerungen eines sittlichen Ekels fort.

Daß der Herzog etwas mehr für Literatur leisten würde, hätte man fast erwarten sollen. Allein sein Geschmack war nicht geläutert und bestimmt genug. Wenn man den Brief liest, den er an Hofrath Becker in Betreff des langweiligen und längst vergessenen „goldenen Kalbes" vom Grafen Benzel-Sternau schrieb, so wird man lebhaft in die Zeit und in die Kreise versetzt, in denen damals Männer und Bücher geschätzt wurden, die heute der Nennung nicht mehr werth erachtet werden. Der Herzog verschlang das „goldene Kalb" und brannte von Neugierde, zu wissen, wer der Verfasser sey? Becker veranlaßte den Verfasser, selbst an den Herzog zu schreiben und legte dem Brief einen eigenen bei. Darauf nun antwortete ihm der Herzog: „Werther Herr Hofrath! Ich bin Ihnen unendlich für die Gefälligkeit verbunden, mit der Sie meine Neugierde über den Verfasser des goldenen Kalbes befriedigt haben, und bin wirklich von dem Zutrauen, mit dem mich derselbe beehrt, tief gerührt. Auch erwartete ich im Geringsten nicht, daß Sie ihm darüber schreiben würden, indem wirklich kein anderer Beweggrund, als die bloße Neugierde, meine Anfrage dieserwegen veranlaßte. Da ich, werther Herr Hofrath, nicht den mindesten Gebrauch von der Mitwissenschaft in dieser Angelegenheit zu machen weiß, noch zu machen gedenke: so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen als einen Beweis meiner aufrichtigen Dankbarkeit die beiden Briefe, den Ihrigen sowohl als den, der mir so schmeichelhaft von Seiten des Herrn Verfassers ist, anschlüßig zurückzuschicken, damit, daß unter meinen zurückgelassenen Papieren jener Name nie unter die Leute kommen möge. Ich kann ja von einem Tage zum andern sterben, und so würde dann die Anonymität des Verfassers verrathen, ja zu dessen Nachtheile gemißbraucht werden können, da ich's jedoch für Pflicht halte, das in mich gesetzte Vertrauen auf keinerlei Art zu verletzen. — Nehmen Sie nochmals meinen wärmsten Dank von mir, nebst der aufrichtigen Versicherung der vollkommenen Hochachtung, mit der ich lebenswierig zu verbleiben die Ehre habe Ihr ganz ergebener Ernst H. z. S. Gotha, den 16. Septbr. 1803."

Der Herausgeber sagt am Schlusse: „Herzog Ernst stand auf der Höhe seiner Zeit, und sein Leben erscheint nicht blos als ein Fürstenspiegel, sondern überhaupt als ein Musterbild menschlicher Größe und Vollkommenheit." Das ist doch zu viel gesagt und würde der bescheidene Herzog, wenn er es lesen könnte, sich selbst verbitten. Herr Archivrath Beck hat sich mit seinem Buche ein Verdienst erworben, welches wir ihm nicht schmälern wollen, allein er hätte nicht so stark den Panegyriker machen sollen. Auch hätte er wohl manches aus des verewigten Herzogs Nachlaß veröffentlichen können, was für die politische und Sittengeschichte interessant gewesen wäre. Der Herzog hat doch nicht blos für Schul-, Literatur- und Theatergeschichte gelebt.

Sternkunde.

Die Bewegungen der Himmelskörper. Neue und unwiderlegliche (?) Beweise, daß unsre Erde im Mittelpunkt der Welt steht und Sonne, Mond und Sterne sich um dieselbe bewegen. Von Dr. Carl Schöpffer. Mit Abbildungen. Braunschweig, Oehme und Müller, 1854.

Vorstehende Schrift gehört zu denjenigen, welche durch paradoxe, aber mit großer Zuversicht aufgestellte Behauptungen Schau- und Kauflustige locken wollen. Hier ist es insbesondere noch auf die „Frommen" abgesehen, unter denen der speculative Herausgeber beschränkte Köpfe genug zu finden glaubt, um bei ihnen sein Glück zu machen. Als Beweis, mit welcher Keckheit dieser Schöpfer (lucus a non lucendo!) einer neuen Astronomie auftritt, mögen folgende Belege dienen. Während er sich über „pöbelhafte Ausfälle und Schmähungen", durch die ihm fast „die längere Erforschung der Wahrheit (!!) verleidet" wäre, beklagt (S. 5), erlaubt er sich, den ehrwürdigen Galliläi zweimal (S. 9 und 19) einen „alten Trotzkopf" zu nennen, bezeichnet die Annahme der Erdbewegung als „die tollste Ausgeburt einer krankhaften Phantasie" (S. 30), das copernianische System überhaupt als „eine allen Naturgesetzen ebensowohl, wie allem Schein widersprechende Wahnsinnstheorie" (S. 43), und ruft am Schlusse aus: „Muß man sich nun, wenn man die schreckliche Gehaltlosigkeit der ganzen bisherigen Astronomie erwägt, nicht wundern, wie ein Astronom dem andern begegnen kann, ohne zu lächeln oder vielmehr, ohne beschämt seine Augen niederzuschlagen?" u. s. w. (S. 50. 51.) Zur wissenschaftlichen Würdigung der Schrift mögen folgende Proben genügen:

Nachdem der Verfasser über die Versuche, Parallaxen der Fixsterne zu finden, gespottet hat, fährt er S. 44 fort: „Und dennoch hätte man so leicht eine Parallaxe der Sterne finden können, wenn man sie nur auf dem richtigen Wege hätte suchen wollen. Man darf sich nur einige hundert Meilen nördlich oder südlich entfernen, um die verschiedenen Sterne unter bedeutend verschiedenen Winkeln zu sehen, mit andern Worten: um ihre Parallaxe zu finden. Es ist bekannt, daß man aus diesem Umstande die Kugelgestalt der Erde folgerte, daß man ihn zu den Gradmessungen benutzt, und dennoch fiel Niemand ein, ihn zu einer Messung der Sternenfernen anzuwenden. Nimmt man in dieser Weise später Messungen der Sternenweiten vor, so wird man wahrscheinlich finden, daß die Fixsterne nicht so fern von der Erde sind, wie die Sonne. Wenn diese am 21. December am weitesten südlich steht, 23 Grad südlich vom Aequator, so sehen wir sie Mittags noch in einer bedeutenden Höhe über dem Horizont; die Fixsterne aber, welche 23 Grad südlich vom Aequator stehen, kommen über unsern Horizont nicht empor, stehen also nicht so hoch über der Erde, sind mit einem andern Worte nicht so fern von ihr, wie die Sonne." — Hat der Anti-Copernicus des 19. Jahrhunderts noch nie die Fixsterne erster Größe Antares im Scorpion und Firmalhaut im füdlichen Fisch gesehen, von welchen ersterer 26, letzterer über 30 Grade südlich vom Aequator liegt und die gleichwohl in ganz Deutschland vollkommen sichtbar sind?

S. 45 wird von Herschel's 40füßigem „Refractor" (statt Reflector) gesprochen.

S. 49 sagt der Verfasser: „Ich läugne die Atmosphären der Planeten. Ein mit gewaltiger Schnelligkeit den Weltenraum durchfliegender Himmelskörper kann keine Atmosphäre haben." u. s. w. (Die Atmosphäre der Erde ist nämlich S. 38 als einer der Beweise gegen ihre Umdrehung angeführt.) Ferner: „Ich läugne die Atmosphäre (statt Photosphäre) der Sonne, denn Sonnenfackeln und Sonnenflecke deuten nicht auf eine solche." u. s w.

S. 46 wird sogar gesagt: es sey gar wohl möglich, daß die Sonne nicht viel größer sey, als sie unsern Augen erscheine. (!)

Sterne und Meteorsteine sind dem Verfasser gleichbedeutend. Die Annahme von der Bewohnbarkeit der Himmelskörper wird unter Berufung auf den Ausspruch einer Gräfin Ida von der Gröben, welche schon S. 31 als „eine Dame, die an Geist und Tiefblick den größten Theil der gelehrten Männerwelt beschämt," gerühmt wird, in „das Bereich" der Träumereien verwiesen. (S. 50.)

S. 51 wird ein angeblicher Ausspruch von Hegel citirt, nach welchem die Sternenwelt nur ein „Lichtausschlag, ebensowenig bewundernswürdig, wie ein Ausschlag an Menschen oder die Menge der Fliegen" seyn soll. (!!)

Doch genug! Wir wissen nicht, welche Facultät die Ehre hat, den Verfasser zu ihren Doctoren zu zählen; aber das wissen wir, daß er mit der vorliegenden Schrift sein Doctordiplom nicht erhalten haben würde! — Solche Schriften sind nur erlaubt, wenn sie einen satirischen Zweck haben oder ein reines Spiel des Humors und sehr witzig und geistreich geschrieben sind, wie die vor mehreren Jahren in England erschienenen angeblichen Entdeckungen des jüngeren Herschel im Monde. Das vorliegende Buch aber ist ganz geistlos.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 75. 20. September 1854.

Mythologie.

Alexander Castrén's Vorlesungen über die finnische Mythologie. Im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften aus dem Schwedischen übertragen und mit Anmerkungen versehen von A. Schiefner. St. Petersburg, Buchdruckerei der k. Akademie. Leipzig, in Commission bei Leopold Voß, 1853. Preis 1 Thaler 3 Ngr.

Castrén, dessen Reisen am weißen Meere wir kürzlich in diesen Blättern anzeigten, ist frühe ein Opfer seines Forschungseifers geworden, denn der rauhe Norden hatte seine Gesundheit untergraben. Aus seinem Nachlaß erscheint hier ein sehr interessantes Werk.

Im Vorwort erhalten wir eine gute Uebersicht über alles, was bisher im Fach der finnischen Alterthümer geleistet worden ist. Dann folgt die Götterlehre der Finnen in einer vollständigeren und klareren Darlegung, als je eine vorhanden war. Im Ganzen ist diese Götterlehre eigenthümlich und selbständig, obgleich sie theils indische Wurzeln zeigt, theils sich an das altnordische und slavische Heidenthum anlehnt. Alles läuft darin auf Naturcultus hinaus, die sittlichen Elemente sind nur schwach vertreten.

Innerhalb des Naturcultus treten charakteristische Göttergestalten hervor, die oft mit viel Poesie ausgemalt sind, z. B. der höchste Gott des Himmels Ukko (oder Kumala, d. h. Gott im weitesten Sinne). „Man glaubte, daß er seinen Sitz auf einer Wolke hätte, und nannte ihn deshalb pilven päällinen jumala, den auf der Wolke weilenden Gott. Die Stelle des Himmels, wo er sich vorzugsweise aufhielt, war die Mitte selbst, und deshalb wird er bildlich des Himmels Nabel (taivahan napanen) genannt. Man scheint sich auch vorgestellt zu haben, daß er auf irgend eine Weise das Firmament trage, denn er wird in der Rune oft ilman kaikken kanataja der Träger der ganzen Luft (des Firmaments) genannt. Vermuthlich glaubte man, daß er gleich einem andern Himmelskörper in dem Raume ruhend das ganze Firmament auf seinen kräftigen Schultern trage. Er war jedoch nicht streng an diese Beschäftigung gebunden, denn man glaubte, daß er sich im Raum bewegen könnte wohin er wollte. So wird in der Kal. Rune 47, V. 59 folg. gesungen, daß er am Horizont an dem Wolkenrande dahinwanderte, um Sonne und Mond zu suchen, welche die Pohjolawirthin in einem Berge versteckt hatte. Dabei soll er blaue Strümpfe und bunte Schuhe angehabt haben (sukassa sinertävässä, kirjavassa kaplukassa). Uebrigens wird er als ein in jeder Hinsicht wohlgerüsteter und gewappneter Mann geschildert. Er soll mit einem feurigen (feuersprühenden) Hemde versehen gewesen seyn. Der Regenbogen ist sein Bogen und wird, wie schon bemerkt ist, ukon kaari, Ukko's Bogen genannt. Mit ihm schießt er seine Pfeile ab, die von Kupfer sind und gleich dem Bogen feurig genannt werden. Der Blitz wird als sein Schwert vorgestellt und in den Runen tulinen miekka Feuerschwert, miekka luliteränen Schwert mit Feuerschneide, säkehinen säilä blitzende Schwertschneide genannt. Zu seinen Waffen gehört auch ein Hammer, der an den Hammer Thors in der skandinavischen Mythologie erinnert."

Die finnische Mythologie vertheilt die Göttergruppen im Raume. Dem Ukko gehören Himmel und Luft, alles Obere, dem Ahti das Wasser, dem Tapio der Wald, dem Tuoni alles Unterirdische und Tiefe an. Die Mitte jeder Göttergruppe bildet ein Hauptgott mit einer Göttin, seiner Hausfrau, in einer prächtigen Residenz, die jedoch bei den bösen Göttern auch voll Abscheulichkeiten ist und beim Waldgott je nach des Jägers

Glück und Stimmung an Schönheit oder Häßlichkeit abwechselt. Alle Götter aber haben eine Schaar von Mädchen bei sich, die in den finnischen Sagen eine große Rolle spielen. Zu Ukko halten sich die Jungfrauen, die auf dem Regenbogen sitzend Mondsilber und Sonnengold spinnen. Aber auch im Wasser, Wald und Unterwelt fehlt der Mädchenreigen nie.

Die Waldgottheiten sind besonders eigenthümlich. „An der Spitze der zahlreichen und mächtigen Götterschaar des Waldes steht der sogenannte Tapio, der als ein alter Mann mit einem dunkelbraunen Barte (halliparta), mit einem hohen Hut aus Föhrennadeln (havuhattu) und einem Pelz aus Baummoos (naava-turkki) geschildert wird. Seine Benennung Tapio wechselt bisweilen mit Kuippana, was eigentlich ‚Langhals' bedeutet und wahrscheinlich auf Tapio's langen, schlanken Wuchs geht. Wegen seiner hohen Mütze wird er auch Hippia genannt. Sehr oft wird er auch mit dem Ephithete: metsän ukko Waldgreis, Tapiolan ukko Tapiola's oder Tapioheim's Alter, kummun ukko Hügelgreis, Hilli ukko der Greis Hilli benannt. Bisweilen wird ihm der Beiname maan isäntä Erdenwirth, Tapion talon isäntä Wirth des Tapiohofes, metsän kuningas Waldkönig, korven kuningas König der Wildniß, salon herra Herr der Waldung, maan petäjä Erderhalter, anto-luoja Gabenspender, luja jumala der feste Gott, suuri luoja der große Schöpfer, Spender, villan antaja Wollespender u. s. w. gegeben. Alle diese Ephitete zeugen von der außerordentlich großen Verehrung, die man dem Beherrscher des Waldes erwies. Diese Verehrung theilte er jedoch, wie gewöhnlich, mit seiner Gemahlin, die am häufigsten Mielikki genannt wird, aber auch unter dem Namen Mimerkki, Müritär, Simanter, Hiilitär (nach Ganander) vorkommt. Ihre gewöhnlichsten Ephitete sind metsän emäntä Waldwirthin, Tapion talon emäntä Wirthin des Tapiohofes, metsän armas anti-muori des Waldes liebe Gabenmutter, metsän metinen muori des Waldes honigreiche Mutter, Metsolan tarkka vaimo Metsola's (Waldheim's) wachsame Wirthin, metsän ethoisa emäntän des Waldes gnädige Wirthin, metsän miniä des Waldes Schwiegertochter u. s. w. Der Beiname akka, welcher ukko entspricht, ist ihr meines Wissens nie ertheilt worden, sondern statt desselben wird sie muori und hin und wieder auch eukko benannt. Die Ursache hievon ist wohl die Vorstellung, die man von Mielikki hatte, daß sie ein stattliches, herrliches Weib (puhas muori) war und ein schönes Aussehen (muoto kaunis) hatte. Sonst sind die verschiedenen Ephitete, welche sowohl Mielikki, als den meisten übrigen Gottheiten der Finnen zuertheilt werden, nicht immer beständig, sondern sie wechseln auf die mannigfachste Weise und hängen von der Lage ab, in welcher diese Gottheiten in ihrem Verhältniß zu dem Menschen gerade auftreten. Glückte dem Jäger der Fang, so war Mielikki gut, mild, hold und schön anzuschauen. Ihre Hände waren mit goldenen Spangen geschmückt, an den Fingern trug sie goldene Ringe, auf dem Haupte goldene Kränze, im Haar goldene Binden, in den Ohren goldene Ringe, in den Augenbrauen Perlen, an den Füßen blaue Strümpfe und rothe Schuhbänder. Lief dagegen die Jagd nicht nach Wunsch ab, so wurde sie als ein häßliches und scheußliches Wesen, welches statt des Goldes Reiser zu Armbändern, Ringen, Kränzen, Halsperlen und sonstigem Schmuck benutzte, Grasschuhe und zerlumpte Kleider trug u. s. w. Rief der Jäger Mielikki um einen glücklichen Fang an, so pflegte er sie aufzufordern, daß sie ihre schlechte, armselige, häßliche ‚Alltagstracht' ablegen und ihre Festtagskleider, welche ausdrücklich ‚Gabenhemde' (anti-paiat) genannt werden, anziehen möchte. Eine solche goldstrahlende Festtagskleidung, welche Mielikki besitzen sollte, wird auch hin und wieder sowohl Tapio selbst als auch der ganzen übrigen Schaar von Tapiola zuertheilt (Kalevala, Rune 14, Vers 121 folg.). Ja den Wald selbst stellte man sich bisweilen schlechtbekleidet und insofern dem Jäger ungünstig, bisweilen aber festlich geschmückt und dabei besonders gabenhold vor. Tapio aber war es, der die Waldung also ausstattete und hievon heißt es in der Rune:

Dunkelbärtiger Greis des Waldes,
Goldner König in dem Walde,
Gürte mit dem Schwert die Wälder,
Händ'ge Klingen ein den Hainen;
Kleid' in Leinwand du die Haine,
Du in Tuchgewand die Wälder,
Kleid' in Wolle du die Espen,
Schmücke du mit Gold die Fichten,
Föhren du mit Kupfergürteln,
Schmück mit Silbergürteln Tannen,
Birken du mit goldnen Schellen.
Thu wie du gethan vor Zeiten,
Als du Gaben mir verliehest,
In den Tagen meiner Beute;
War ich in den Wald gekommen,
Zu dem Haine ich gelanget,
In das Dickicht ich gerathen,
Auf des Berges Höh' gestiegen,
Mondgleich glänzten Fichtenzweige,
Silbern strahlten Föhrenzweige,
Wie die Sonne Tannenwipfel,
Espenwipfel schönem Tuch gleich; — — —

(Die erste Ausgabe der Kalevala. Rune 7, V. 375—396.)"

Die Residenz Tapios heißt Tapiola, tief im Innersten der Wälder. „Es gab in Tapiola zahlreiche Schätze; sie waren in einer geräumigen Vorrathskammer (Tapion avara aitta) verborgen, und die goldenen Schlüssel sowohl zu diesem, als auch zu andern Häusern, wurden von der Waldwirthin, die sie in einem Ringe an ihrer Seite trug, verwahrt. Zu den Gegenständen, die ihrer Obhut anvertraut waren, gehörte unter andern der Honig, das Bier des Waldes, woran es in Tapiola einen großen Ueberfluß gab. Gerade als Pflegerin des Honigs trägt die Waldwirthin den Namen Simanter (von sima Honig). Sie soll dieses ihr liebliches Getränk in einer verschlossenen Kiste verwahrt haben, welche in den Runen unter dem Namen einer Honigkiste (metinen arkku) oder eines Honigkastens (mesi-lipas) vorkommt. Der Jäger fordert sie bisweilen auf, diese Kiste zu öffnen, welche auf einer Waldwiese mitten auf einem goldenen Hügel lag und ihm Honig zum Trank zu bringen. Eigentlich bestand jedoch Tapiola's vornehmster Reichthum in den zahlreichen durch Feld und Wald irrenden Thieren. Sie werden in den Runen als die Viehheerden des Tapiohofes betrachtet.“ Zu dem Hofe gehörten auch viele schöne Waldmädchen und nicht minder böse, abschreckende, irre führende und neckische Waldgeister. Auch in der deutschen Volkssage kommen diese Waldminnen oder Schlüsseljungfrauen und in mannigfaltigen Gestalten bald gütiger, bald heimtückischer Art vor, doch ist das deutsche Heidenthum schon viel mehr verdunkelt, im finnischen treten diese Waldgestalten noch deutlicher hervor.

Neben den vier bezeichneten Göttergruppen der Luft, des Wassers, des Waldes und der Unterwelt treten nun aber in den s. g. finnischen Runen oder alten Liedern, die man unlängst in dem großen Epos Kalevala an einander gereiht hat, noch ganz neue Wesen auf, die einige Gelehrte nur als Heroen haben gelten lassen wollen, von denen Castrén aber urtheilt, es seyen Götter, die nur allmählig den Heroencharakter angenommen hätten (S. 308). Auch macht er auf die vielfachen Züge aufmerksam, die das Haupt dieser neuen Götter Wäinämöinen mit dem nordischen Odin gemein hat, und andrerseits auf den altindischen Charakter der finnischen Sage vom Weltei. Ueberhaupt gibt er eine Analyse des höchst merkwürdigen und interessanten Gedichtes. Es handelt sich wohl hier von zweierlei Göttersystemen, die einander gefolgt sind, wie auch ein Gegensatz von Naturgöttern und mehr heroischen Potenzen in den nordischen Edden sich wiederkennen läßt. Wenn man bedenkt, wie sich vom Orient her die Völkerströmung Welle auf Welle ausbreitete und im Norden wie im Süden oft eine Völkerschichte von der andern überfluthet wurde, und wie nothwendigerweise auch spätere, höhere Culturzustände und Geistesrichtungen sich ausbreiten und über die ältern ergießen mußten, so darf man sich auch über das Vorkommen von Gegensätzen, älteren und neueren Schichtungen in den Göttersystemen und Mythen der alteuropäischen Völker nicht wundern. In Finnland scheinen die vier erwähnten Göttergruppen ältere Naturgötter, die Helden von Kaleva dagegen Einwanderer, Träger einer neuern und höhern Cultur zu seyn, die ersteren mehr dem Namen, die letzteren mehr dem Wesen der Skandinavier ähnlich.

Zu den Finnen gehören die Lappländer, Samojeden, Tungusen rc., deren Mythen und Cultus daher in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Aus Lappland erhalten wir ein kostbares altes Gedicht, eine wirklich charaktervolle Poesie, das s. g. Lied von den Sonnensöhnen. Ein Sonnensohn wohnt im öden Lande und zieht aus, um ein Weib zu suchen. Er kommt ins Riesenland, wo die Tochter des Riesen ihm zuerst begegnet, staunend über seine Kühnheit, sich hieher zu wagen.

> Von wannen kommst du, was
> Suchest du? Suchest du des Todes
> Tischtuch? O Sonnensohn!
> Labtrunk für meinen Vater,
> Mir selbst ein Leckerbissen,
> Meinen Brüdern ein lockendes Mahl,
> Meinen Schwägern ein Fleischgericht!

Zur Antwort gibt der Sonnensohn:

> Sarakka schuf mich aus meines Vaters
> Kraftvollen Sehnen; Kräfte im Busen
> Hab' ich mit der Muttermilch eingesogen,
> Ein Erbtheil von den Müttern und Vätern.
> Uksakka goß sammt der Milch
> Mir Verstand in mein Haupt. —
> Ich suche eine Beschwichtigung im Sturm,
> Eine den Stolz zähmende Einsicht,
> Im Glück, Leben und Tod einen Freund,
> Im Unglück einen guten Rath,
> Im Glück einen Zügel.
> Für des Herzens Kummer einen Ersatz,
> In Noth und Angst einen Trost,
> Eine Kosterin der Beute und des Fanges,
> Von der andern Welt eine Ahnung,
> Von uns beiden einen Sprößling!

Die kühne Antwort gefällt ihr. Sie betrügt den blinden Vater, um dem Fremdling das Leben zu retten und den väterlichen Segen zur Ehe mit ihm zu erhalten.

Dann besteigt sie des Fremden Schiff mit großem Brautgut und nimmt aus Vorsicht drei Windknoten mit, um, wenn etwa ihre bösen Riesenbrüder sie verfolgten, dieselben durch Sturm zurückzutreiben. Die Brüder kommen ins Vaterland zurück, hören das Vorgefallene und eilen den Flüchtigen nach. „Es wird ein bis zur äußersten Anstrengung fortgehender Wetteifer zwischen den Verfolgenden und Fliehenden beschrieben. Diese Riesenbrüder, welche starke Ruderer sind, nähern sich bereits dem Fahrzeuge.

> Schon hört man den Schlag der Ruder,
> Es naht das Knarren der Ruderpflöcke,
> Sprechen, Murmeln, Wogengetöse.

Da löst die Braut den ersten geheimen Knoten und sogleich

> Bläst der Wind in die Segel,
> Treibt er das Schiff seinen Lauf,
> Hebt er die Wogen empor,
> Es bleiben die Riesen zurück.

Doch von Zorn entbrannt, fassen sie die Ruder noch kräftiger an und setzen die Verfolgung fort unter lautem Zurufen, Herausforderungen und Drohungen und nähern sich wiederum dem Fahrzeuge. Die Braut, deren Gemüthsbewegungen unterdeß beschrieben werden, ‚sehnt sich nach dem Brautbett‘ und frägt ihren Bräugam, ob das Schiff noch heftigeren Wind vertrüge. Als er versichert, daß ‚Masten und Segelwerk stark wären,‘ löst sie den zweiten Knoten.

> Da beginnt Westwind zu blasen,
> Hebet empor des Meeres Töchter,
> Spannet die Segel mit Kraft.
> Aus dem Gesicht entschwinden die Brüder,
> Es kochet das Blut, die Rache dürstet,
> Anwenden sie die äußersten Kräfte,
> Trocknen ab den blutigen Schweiß,
> Die Hände erstarren, die Rücken werden krumm,
> Die Finger hart und haften fest
> Wie Krallen ins Ruder eingedrücket;
> Das Herz glüht, der Nachen schwimmt,
> Die schwellenden Wogen des Meeres klaffen.
> Schon wieder kommen sie nah heran.

Die Braut frägt wiederum, ob das Schiff noch mehr vertrage und löst den dritten Knoten, worauf ein gräßliches Unwetter mit nordöstlichem Regenschauer entstand, welches

> Einen Sturm erhob, den Mastbaum beugte,
> Die geschwellten Segel rüttelte.
> Das Schiff schwankte, legt sich auf die Seite,
> Selbst begab sie sich fort,
> Legte sich unten am Kiele
> Und verbarg die geschlossenen Augen.

Die jungen Leute entkamen nun glücklich. Die Brüder kletterten bei Sonnenaufgang auf die Spitze eines Berges, um den Weg ihrer Schwester zu erspähen. Da wurden sie vom Sonnenlicht verwandelt und

> Als versteinerte Bildsäulen
> Sind sie noch zu sehen an den Losoden;
> Ihr Kupferboot ward zu einer Klippe.“

Die Lappen haben den Gebrauch, s. g. Seida's, gewöhnliche Steine anzubeten und denselben Opfer zu bringen „— alles in der Voraussetzung, daß sie wirklich mit Geist und Leben begabte göttliche Wesen wären. Högström erzählt, daß einige Lappen sogar glauben, sie hätten die Macht, sich frei zu bewegen, fügt jedoch hinzu, daß die Seida's ihre göttliche Natur verlören, sobald man aufhörte, ihnen zu opfern, und daß sie einem dann weder Gutes noch Böses zufügen könnten. Diese Bemerkung schließt es in sich, daß es keineswegs der materielle Stein war, den die Lappen verehrten und anbeteten, denn wenn das Wesen des Gottes in der Materie selbst gelegen hätte, so hätte er wohl auch so lange verehrt werden müssen, als der Stein fortfuhr zu existiren. Da dieß aber nicht der Fall war, so kann man nichts anderes annehmen, als daß die Steine für Wohnsitze göttlicher Wesen gehalten wurden, welche sich wahrscheinlich auf Veranstaltung des Schamans in denselben niedergelassen hatten und es der Mühe werth fanden, dieselben zu bewohnen, weil sie dadurch in den Besitz reicher Opfer kamen.“ Der seltsame Glaube entspricht der vorhin erwähnten Vorstellung, nach welcher die Waldgötter schön oder häßlich erscheinen, je nachdem der Jäger gestimmt ist. Die Götter richten sich hier ein wenig nach den Menschen und die Subjectivität, die sich anderwärts mehr versteckt, tritt hier noch ganz naiv auf.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 76. 23. September 1854.

Geschichte.

Römische Geschichte von Theodor Mommsen. Erster Band. Bis zur Schlacht von Pydna. Leipzig, Weidmann, 1854.

Von einem großen Gelehrten, aber nach der Engländer und Franzosen Weise populär geschrieben, ohne alle Noten und gelehrten Ballast, freie Erzählung. Wie bekannt immer der Gegenstand seyn mag, der Verfasser weiß ihm neue interessante Seiten abzugewinnen und sein Gemälde zu beleben.

Er theilt die Geschichte Roms in zwei Hauptabschnitte. Der erste handelt von der Reaction der italienischen Stämme gegen die griechischen, keltischen ꝛc. Stämme, die von fremdher in Italien eingedrungen waren, und zugleich von dem Hegemoniestreit zwischen dem samnitischen und lateinischen Hauptstamm der Italiker, bis zu der Zeit, in welcher die Lateiner unter Roms Leitung die gesammte Macht Italiens unter sich vereinigten; der zweite von der Ausdehnung der römischen Herrschaft weit über Italien hinaus zur Weltherrschaft. Hier liegt nur der erste Theil vor. Durch die Hervorhebung der nationalen und sittlichen Gegensätze erhält das Gemälde eine sehr frische Färbung. Aber nicht minder lebendig sind auch die innern Gegensätze im römischen Staatsleben aufgefaßt. Hier ergeht sich der Verfasser mit einem gewissen Behagen, wie im Kathederton, in Anspielungen auf die Gegenwart, ohne der Würde des historischen Styles dadurch Einbruch zu thun und in einer Weise, welche nicht nur die Theilnahme für sein Buch, sondern auch das Verständniß desselben erleichtern muß. Mit unerbittlicher Strenge verfolgt er von vorn herein das „unverbesserliche Junkerthum" der römischen Patricier. Glückselig preist er die Zeit, in der es den Plebejern, d. h. den Notabeln unter ihnen, gelungen war, die Aristokratie zu einem Vergleich zu zwingen und die Staatsgewalten mit ihm zu theilen. Alles hing davon ab, daß der freie Mittelstand erhalten werde zwischen dem Proletariat und der Aristokratie. Das gelang und darauf beruhte alle Größe Roms. „So war es der Senat, der faktisch in Rom regierte, und das strenge Urtheil der Geschichte muß es anerkennen, daß diese Körperschaft ihre große Aufgabe zeitig begriffen und würdig erfüllt hat. Berufen nicht durch den eitlen Zufall der Geburt, sondern durch die freie Wahl der Nation; bestätigt von fünf zu fünf Jahren durch das strenge Sittengericht der ehrwürdigsten Männer; auf Lebenszeit im Amte und nicht abhängig von dem Ablauf des Mandats oder von der schwankenden Meinung des Volkes; in sich einig und geschlossen seit der Ausgleichung der Stände; alles in sich schließend, was das Volk besaß von politischer Intelligenz und praktischer Staatskunde; unumschränkt verfügend in allen finanziellen Fragen und in der Leitung der auswärtigen Politik; die Executive vollkommen beherrschend durch deren kurze Dauer und durch die dem Senat nach der Beseitigung des ständischen Haders dienstbar gewordene tribunicische Intercession, war der römische Senat der edelste Ausdruck der Nation und in Consequenz und Staatsklugheit, in Einigkeit und Vaterlandsliebe, in Machtfülle und sicherem Muth die erste politische Körperschaft aller Zeiten — eine ‚Versammlung von Königen', die es verstand, mit republikanischer Hingebung despotische Energie zu verbinden. Nie ist ein Staat nach außen fester und würdiger vertreten worden als Rom in seiner guten Zeit durch seinen Senat. In der inneren Verwaltung ist es allerdings nicht zu verkennen, daß die im Senat vorzugsweise vertretene Geld- und Grundaristokratie ihre Sonderinteressen parteiisch zu wahren bedacht war und daß die Klugheit und die Energie der Körperschaft hier häufig nicht zum Heil des Staates

gebracht worden sind. Indeß der große in schweren Kämpfen festgestellte Grundsatz, daß jeder römische Bürger gleich vor dem Gesetz sey in Rechten und Pflichten, und die daraus sich ergebende Eröffnung der politischen Laufbahn, das heißt des Eintritts in den Senat für Jedermann erhielten neben dem Glanz der militärischen und politischen Erfolge die staatliche und nationale Eintracht und nahmen dem Unterschied der Stände jene Erbitterung und Gehässigkeit, die den Kampf der Patricier und Plebejer bezeichnen; und da die glückliche Wendung der äußern Politik es mit sich brachte, daß länger als ein Jahrhundert die Reichen Spielraum für sich fanden, ohne den Mittelstand unterdrücken zu müssen, so hat das römische Volk in seinem Senat längere Zeit, als es einem Volke verstattet zu seyn pflegt, das großartigste aller Menschenwerke durchzuführen vermocht, eine weise und glückliche Selbstregierung."

So lange sich Rom einen freien Bauern- und Bürgerstand rettete, der Erbe und Eigen besaß und politische Rechte ausübte, so lange war auch der römische Staat im Steigen. Erst als jener Mittelstand durch Siege, Erwerbung von Reichthümern und Luxus verdarb und sich höher schrauben wollte, oder aber durch Kriege, Revolutionen, Proscriptionen decimirt machtund rechtlos im Proletariat unterging, erst dann sank auch die äußere Macht Roms allmählig wieder in sich zusammen. Dasselbe Gesetz läßt sich auch auf die deutsche Geschichte anwenden. Alle Größe des deutschen Reichs beruhte auf dem Allod, dem freien Eigen des Bauern. Trotz aller politischen und kirchlichen Zerwürfnisse kann das deutsche Volk nicht untergehen, so lange es sich einen freien und wohlhabenden Bauernstand zu erhalten weiß. Deshalb behaupten wir und haben schon öfter behauptet, die Hunnen und Normannen, Türken und Franzosen, die blutigen Religionskriege, die Zwietracht der Fürsten, die Corruption des 17ten und 18ten Jahrhunderts, der Stock und der Zopf konnten es nicht umbringen. Aber die Gesetze über Güterthellung, das Zerstückeln des alten freien Eigen, der in Judenhände gefallene Güterhandel, das zum Erschrecken überhand nehmende „ländliche" Proletariat wird uns zu Grunde richten.

Im Verlauf der Geschichte, nachdem die Heldenzeit der punischen Kriege geschildert ist, geht Herr Mommsen tiefer auf die dem Siege folgende Corruption ein, durch die allmählig die Tugenden der Väter in Vergessenheit gebracht wurden. „Die Sklavenbevölkerung wuchs in demselben Verhältniß, wie die freie sank." Reichthum erzeugte Ueppigkeit. Die Hauptstadt zog alles an sich. Hier wollte man etwas werden, etwas gewinnen, oder was man hatte, genießen. Hier konnte man ohne viele Mühe sein Glück machen. Der Ackerbau wurde Sache von Sklaven allein und kam in Verfall, der Raub aus fremden Ländern und aus den übel verwalteten Provinzen bereicherte die herrschenden Familien hinlänglich, und griechische Sitte, Mode, Bildung, die Verführung durch feinere Sinnlichkeit beschäftigten den römischen Bürger jetzt vorzugsweise. An das Bohnenfeld, an das Erbsenfeld rc. dachten die Pisonen, Ciceronen rc. nicht mehr. Anfangs reagirte noch der alte Bürgergeist. „Marcus Porcius Cato pflegt als das Muster des echten Römers angesehen zu werden, weil er der letzte namhafte Staatsmann der alten Schule war. Mit größerem Recht gilt er als der Repräsentant der nationalen Opposition gegen den italischen Hellenismus. Beim Pfluge hergekommen und in die politische Laufbahn gezogen durch seinen Gutsnachbar, einer der wenigen Adlichen, die dem Zug der Zeit abhold waren, Lucius Valerius Flaccus, der in dem derben sabinischen Bauer den rechten Mann erkannte, um dem Strom der Zeit sich entgegenzustemmen, hat er sein langes Leben daran gesetzt, diese Aufgabe redlich wie er es verstand nach allen Seiten hin zu lösen und noch in seinem fünfundachtzigsten Jahr auf dem Marktplatz dem neuen Zeitgeist Schlachten geliefert. Er war nichts weniger als schön — grüne Augen habe er, behaupteten seine Feinde, und rothe Haare — und politisch wie sittlich gründlich bornirt; aber die elegante Corruption in und außer dem Senat zitterte doch im Geheimen vor dem derben treffenden Bauernwitz des furchtlosen und schlagfertigen Mannes, des narbenbedeckten Veteranen aus dem hannibalischen Kriege, wenn er einem nach dem andern seiner vornehmen Collegen sein Sündenregister auf dem Markt vorhielt, allerdings ohne es mit den Beweisen sehr genau zu nehmen und freilich auch immer mit besonderem Genuß denjenigen, die ihn persönlich gereizt hatten. Die Scipionen und die Flaminine sahen zwar vornehm herab auf den ahnenlosen Beller und glaubten nicht mit Unrecht, ihn weit zu übersehen; aber es blieb denn doch unbequem, daß der Bauer sie alle bei der Bewerbung um die Censur aus dem Felde schlug und dann als Censor 570 mit seinem adlichen Gesinnungsgenossen Lucius Flaccus, den Bruder des Africanus, aus der Ritterliste strich wegen der angeblich von ihm unterschlagenen syrischen Gelder, und den Bruder des Befreiers der Griechen gar aus dem Senat stieß wegen der schandbaren Ermordnng eines wehrlosen Feindes — als Höchstcommandirender im gallischen Lager hatte derselbe, um seinen Buhlknaben für die versäum-

ten Fechterspiele zu entschädigen, einen zu ihm sich flüchtenden Boier mit eigener Hand beim Gelage niedergestoßen. Cato stützte sich bei seiner rücksichtslosen Opposition vor allem auf die Bauernschaft, die in ihren Comitien ihn nie fallen ließ, so oft auch seine Feinde ihn durch Anklagen zu stürzen suchten. Seinen Gegnern stand die Adelspartei zur Seite, doch muß es anerkannt werden, daß der Adel, wo er als Gesammtheit auftrat, in dieser Zeit noch keineswegs geneigt war, seinen Mitgliedern alles nachzusehen, sondern der Senat lange Zeit ernstliche und wohlgemeinte Anstrengungen machte, den ärgsten Mißbräuchen zu steuern, weßhalb Cato auch im Senat eine ungemein ansehnliche Stellung einnahm. Ein großer Mann war er nicht und am wenigsten ein weitblickender Staatsmann; nie hat er einen Versuch gemacht, die Quellen des Uebels zu verstopfen und sein ganzes Leben damit verbracht, gegen Symptome zu fechten und mit Polizei und Justiz den Zeitgeist zu bannen. Aber wie er war, ein Feind aller Büberei und Gemeinheit, wie aller Eleganz und Genialität, hat er durch seine furcht- und mitleidlosen Angriffe und durch seine unglaubliche Rührigkeit dem Lande wenigstens das genützt, daß der Strom der Corruption auf einige Jahrzehende zurückgestaut ward." Das ist eines der vielen trefflichen Charakterbilder, die uns in diesem Buch entgegentreten. Mommsens Urtheil über Cato ist nicht zu streng.

Sehr zu beachten ist die Schilderung der religiösen Zerrüttung in derselben Epoche. „Man stand eben an der Grenze zweier Epochen und auf jedem Gebiet des menschlichen Thuns und Sinnens rangen der italische Bauer und der weltbürgerliche Großstädter. Der Einfluß der hellenischen Civilisation des siebenten Jahrhunderts mit ihrer beispiellosen Sittenlosigkeit und Gottlosigkeit ist eben in dem Religionswesen sehr sichtbar und sehr nachtheilig. Der alte einfache Glaube der Italiker, war wie er fiel, die Bewunderung oder der Spott der Griechen; in den Kriegen gegen die Aetoler höhnten deren Offiziere die Römer, daß sie ihre Feldherrn in die Schlacht schickten um zu opfern, wogegen der einsichtigere Polybios mit seiner etwas platten Gescheitheit die Römer gar sehr belobt wegen dieser politisch so wirksamen Hegung der Götterfurcht und seine Landsleute belehrt, daß sie sich darüber nicht wundern möchten: alles das geschehe um der Menge willen und es könne doch kein Staat bestehen aus lauter klugen Leuten. Aber schon fingen Unglaube und Aberglauben an, die Grundlagen der einheimischen Religion zu unterwühlen. Schon im ersten punischen Krieg (505) kam es vor, daß mit den Auspicien, die vor der Schlacht befragt werden, der Consul selbst sträflichen Spott trieb — freilich ein Consul aus dem übermüthigen und im Guten und Bösen der Zeit voraneilenden Geschlecht der Claudier. Als die Kunstliebhaberei dann einriß, schmückten heilige Bildnisse der Götter gleich anderem Hausgeräth die Zimmer der Reichen, worüber Catos frommer Eifer vergeblich zürnte. Bedenklicher noch ist das Einreißen des wüsten Aberglaubens, den namentlich die schweren Zeiten des hannibalischen Krieges weckten. Die Regierung selbst konnte nicht umhin, sich dem zu fügen; als in den letzten bangen Jahren des hannibalischen Krieges das Orakel gebot, die phrygische Göttermutter aus Pessinus, einer Stadt der kleinasiatischen Gallier, nach Rom zu holen, mußte der Senat wohl oder übel sich dazu entschließen, eine Gesandtschaft zu entsenden und die feierliche Einholung des rauhen Feldsteins anzuordnen, den die pessinuntischen Priester als das rechte Abbild der Mutter Kybele den Fremden verehrt hatten (550), ja zur ewigen Erinnerung an das fröhliche Ereigniß unter sich Clubgesellschaften stiften, bei denen die Pflicht, die Gesellschaft zu bewirthen, unter den Mitgliedern umging — Gesellschaften, die für das festere Zusammenschließen der vornehmen Familien und das beginnende Hetärienwesen nicht ohne Wichtigkeit gewesen zu seyn scheinen. Aber schlimmer als diese anfangs wenigstens unschuldigen Sodalitäten war es, daß mit diesem öffentlich anerkannten Cult der Göttermutter die Gottesverehrung der Orientalen zum erstenmal Fuß faßte in Rom. — Wohin das führen konnte, zeigt der bakchische Geheimdienst, der durch einen griechischen Pfaffen zuerst nach Etrurien und von da aus nach Rom und über ganz Italien verbreitet worden war — eine Muckerwirthschaft der scheußlichsten Art, mit Unzucht, Testamentsfälschungen und Giftmischerei im Gefolge, um sich fressend wie ein Krebs und überall die Familien zerrüttend. Der Senat schritt ein mit furchtbarem, aber heilsamem Nachdruck, als die Sache zur Anzeige kam (568); die Behörden verurtheilten über 7000 Menschen, großentheils zum Tode, und strenge Vorschriften ergingen für die Zukunft. Dennoch ging die Wirthschaft fort; noch 574 klagte der betreffende Beamte, daß wieder 3000 Menschen verurtheilt worden seyen und noch kein Ende sich absehen lasse."

Man sieht hier deutlich, wie die Fugen des Heidenthums auseinandergehn, wie das Sittliche in dem patriarchalischen Cultus der alten Römer mit dem Glauben entweicht und die Religion nichts mehr ist, als Speculation von Intriganten und Zeitvertreib für ästhetische Schwelger. Man sieht, wie sich das Dämonische hinzugesellt, was stets hervortritt, wo Glauben und

Sitte wanken, und wie allmählig sich jenes Erdbeben der Völker verbreitet, aus dessen Trümmern siegreich sich das Kreuz erhob.

Conversations-Lexikon.

Herders Conversations-Lexikon. Kurze und deutliche Erklärung von allem Wissenswerthen aus dem Gebiete der Religion, Philosophie, Geschichte, Geographie, Sprache, Literatur, Kunst, Natur- und Gewerbekunde, Handel, der Fremdwörter und ihrer Aussprachen ꝛc. Erster Band. A bis Cardi. Freiburg im Breisgau, Herder, 1854. Groß 8.

Das Ganze wird nur fünf Bände umfassen und ist mit guter Praxis unter Vermeidung des Zuviel und Zuwenig ausgearbeitet. Das Prädikat „kurz und deutlich" verdienen die Artikel wirklich.

In diesem Werke ist „die positiv christliche Weltanschauung" festgehalten und es soll zunächst dem katholischen Publikum zu Statten kommen, dessen Gefühle und Rechte nur zu oft in den gewöhnlichen und bisher gangbarsten Handbüchern verletzt werden. Denn wer weiß nicht, wie die populäre Conversation fast ausschließlich vom seichtesten Rationalismus regiert wird, und wie desfalls immer noch das Niveau eines Commis Voyageurs an einer Table d'Hote maßgebend geblieben ist. Die vornehme Gelehrsamkeit und Belletristik hat sich leider als kein hinreichender Damm erwiesen gegen die immer wilder hereinbrechende Fluth literarischer Gemeinheit, gegen jene zahllosen Fabrikarbeiten schulmeisterlicher Halbwisserei und Aufklärung, wie gegen die Ausgeburten demokratischer Frechheit. Es gehört zu den vielen Zeichen von Lebenskraft und Energie, die innerhalb der katholischen Welt kund werden, daß von hier aus jener gemeinen Buchmacherei systematisch entgegengewirkt wird durch Ausarbeitung und Verbreitung von tüchtigen, gesunden Werken für das Volk. Und zwar liefert hiefür nicht blos der Autor und Verleger seinen Theil, sondern in dem Barromäusverein am Rhein erblicken wir auch eine vollkommen zeitgemäße Association der Leser, um die gute Literatur zu unterstützen, die schlechte von der Hand zu weisen.

Wir glauben übrigens bemerkt zu haben, daß gleichwohl auch innerhalb der katholischen Welt, wenigstens in Deutschland, abgesondert von den eben bezeichneten edeln Bemühungen und Leistungen, der böse Dämon der Speculation und Concurrenz sich eingenistet hat und daß nicht wenige deutsche Buchhandlungen in populärer katholischer Literatur „machen". Wir könnten die Verlagshandlungen nennen, die ein seichtes und geistloses Buch nach dem andern unter dem Aushängeschild des guten Katholicismus in die Welt schicken, die sich nicht entblöden, die altmodisch rationalistischen Abendopfer Witschels und die Stunden der Andacht von Zschokke mit etwas katholischer Färbung zwar, doch in ihrer ganzen werthlosen Geschwätzigkeit nachzuahmen und die mit der Anmaßung, der Kirche zu dienen, ihr wahrhaft schaden, gleich den Wechslern und Verkäufern im Tempel, die Christus hinauszupeitschen für heilsam fand.

Es ist überhaupt jämmerlich um unsere Presse und um unsern Buchhandel bestellt. Mittelmäßigkeit und Gemeinheit drängen sich überall hervor. Guttenbergs schöne Erfindung dient denen, die ins Teufels Namen Geld machen wollen, nicht mehr dem Geist und Ruhm der Nation, nicht mehr den Ideen. Die Epigonen haben keine Autorität mehr und die schwächlichen Versuche, sich in protegirten Kreisen vornehm abzuschließen, wie die alten Heroen in Weimar, mißlingen kläglich. In der Wissenschaft gelten nur noch Autoritäten für die allerspeciellsten Fächer, der philosophische Geist ist überall entwichen. Die tief entwürdigte Kritik ist theils dienende Magd der am meisten sich rührenden Parteien und einiger gelehrter und belletristischer Cliquen und Lobassecuranzen, theils und zwar in höchstem, früher nie erhörtem Maaße Sache der Verleger geworden, die unter dem anständigen Titel unabhängiger Rezensionen nur ihre Waare anpreisen lassen. Das ist der glänzende Erfolg unserer vielgepriesenen Bildung.

Wenn unsere Presse nicht immer tiefer zur gemeinsten Industrie herabsinken soll, wie in Nordamerika, so wird das vom Barromäus-Verein eingeschlagene System am Ende von den Protestanten selbst adoptirt werden müssen. Alle Bessern der Nation haben das Recht und die Pflicht, der Corruption und namentlich auch der Geistesgemeinheit zu steuern, die durch die Presse verbreitet werden. Das kann nur durch Association geschehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 77. 27. September 1854.

Reisen.

Reise-Erinnerungen aus Spanien von E. A. Roßmäßler. Zwei Bände. Leipzig, H. Costenoble, 1854.

Der Verfasser war „für einen großen Theil seines Reisegeldes einer Anzahl von Freunden der Wissenschaft, fast nur Engländern, verpflichtet und hatte seine Verpflichtung durch Einsammeln von Naturalien zu lösen." Er hatte vorzugsweise Schnecken zu sammeln, an denen Spanien überaus reich ist und die noch viel zu wenig bekannt sind. Sonderbares Schicksal eines namhaften Mitgliedes des weiland deutschen Parlaments in Frankfurt am Main, jetzt in Spanien für die reichen Engländer Schnecken suchen zu müssen! Das Tragikomische, nein, sagen wir das Tragische, was darin liegt, muß uns mit manchen Ansichten des Verfassers aussöhnen, die wir als zu radikal abweisen.

Auf der Rheinreise hielt der Verfasser bei Nacht die Gasbeleuchtung Mannheims für eine Feuersbrunst und macht dabei die witzige Bemerkung, es sey ihm gegangen, wie vielen Andern, die Aufklärung für Feuersbrunst halten. Auf der Rhonereise macht er die Bemerkung, die Olivenpflanzungen hätten ein langweilig, farblos schläfriges Aussehen. Der Oelbaum sey ein unpassendes Symbol für den Frieden, wenigstens für den wahren. „Meint man den von der Humanität angestrebten und ja auch seit beinahe 2000 Jahren vom Christenthume erfolglos gepredigten Bruderfrieden der Menschen — nun so gab es wohl einen andern immergrünen Baum. Denn ein immergrüner müßte es seyn. Auf meine Hand habe ich auf dem majestätischen Monserrat Cataloniens den Buchsbaum dazu erkiesst. Aus seinem eisenfesten Holze, aus dem er sich schon in Spanien einen ansehnlichen Stamm aufbaut, treibt er seine kleinen zahllosen, aber paarweise stehenden Blättchen hervor. Ihre Form ist das schlichte allen Ehrgeiz ausschließende Oval, und ihre Farbe Jahr aus Jahr ein ein leuchtendes Grün. Ihre Größe zeigt bei allen eine auffallende Uebereinstimmung; als Bild der Gleichheit. Ist das nicht ein sprechenderes Friedenssymbol, als der Oelbaum, der gar keine rechte Farbe hat?" Aber der demokratische Buchsbaum, an dem alle Blätter gleich und friedlich beisammen stehen geblieben wären, soll in der Weltgeschichte noch gefunden werden. Wer die Menschen nur einigermaßen kennt, muß sagen, er wird nie gefunden werden.

In Avignon fand der Verfasser Lauras „geschmackloses" Denkmal, von einem Engländer nach Vaucluse gestiftet und von da hieher versetzt. Gott sey Dank, daß es nicht mehr an der Quelle steht. Zu den widerwärtigsten Anmaßungen unserer modernen Bildung gehört das Verpetschiren und Bekleben der großen Natur mit Stempelungen und Etiketten der kleinlichsten menschlichen Eitelkeit. Wo immer die Natur durch sich selbst oder durch eine sagenhafte Erinnerung mächtig zum Menschen spricht, da setzen die armseligen Leute ein geschmackloses, gar nicht zum Charakter der Gegend passendes Denkmal hin und ihren Namen darauf.

Herr Roßmäßler kam nach Spanien von der Seeseite, zuerst nach Barcellona. Von hier machte er einen interessanten Ausflug auf den Montserrat. Dann aber begab er sich wieder zur See und landete in Alicante, Murcia, immer mit Schneckensammeln beschäftigt, was ihn jedoch nicht hinderte, nebenbei die Schönheit der Gegenden zu bewundern und sich der Gastfreundschaft und des nobeln Benehmens der Spanier zu erfreuen. Er lobt das Volk sehr und um so unpartheiischer, als er auch die Schattenseiten nicht unberührt läßt. Am meisten gefiel ihm die Würde, mit der sich die niederen Stände benahmen, die in den Sitten ausgeprägte Gleich-

heit. „Der gemeine Spanier hält was auf sich und der Vornehme zollt auch dem Gemeinsten, selbst dem Bettler, eine gewisse Achtung und äußere Anerkennung. Bei uns ist im Allgemeinen der niedere Mann ein unterthäniger Diener, der es gar nicht wagt, diejenigen geheiligten Orte zu betreten, wo eben seine hohen Kunden und Herrschaften zu promeniren geruhen. Bei dieser größeren Annäherung zu einander verlieren die sogenannten höheren Stände in Spanien keineswegs etwas. Der niedriger Gestellte vergißt im persönlichen Umgange mit höher Gestellten nicht, daß er eben nicht auf gleicher Staffel mit ihm steht; aber er steht auf der seinigen ebenso gerade und aufgerichtet wie der andere. Kein Spanier wirft sich weg wie ein Deutscher." Dieses Wegwerfen ist beim Deutschen doch wesentlich Gutmüthigkeit und nicht Sklavensinn oder Lust am Schmeicheln, wie bei der slavischen Race. Man unterordnet sich in Deutschland in linkischen Formen, aber ohne sich einer Niederträchtigkeit dabei bewußt zu seyn. Der Unterschied der Stände ist bei den Engländern noch viel schroffer als bei den Deutschen und die freiwillige Unterordnung der niedern Classen, die nie gestörte Anerkennung der exclusiven Kreise von Seiten der excludirten ist auch hier keine Wegwerfung seiner selbst. Das linkische und eckige Wesen liegt nun einmal in der deutschen (auch in der englischen) Weise. Die germanischen Nationen haben die graziöse Leichtigkeit der romanischen nicht, aber das nimmt ihnen nichts von ihrem Werthe.

Viel begründeter scheint uns der Tadel unsrer modernen Sitten und Moden zu seyn, die der Verfasser im argen Widerspruch findet mit der schönen Natürlichlichkeit des spanischen Volks. „Ich kenne nichts Poetischeres im Volksleben irgend eines Volkes, als einen solchen ländlichen Tanz unter dem blauen spanischen Himmel, auf dem glatten Boden der Mutter Erde, die die Gardinen des Ballsaales von Rebenbogen und die Säulen von Cypressen und schlanken Palmen gebildet, das Orchester beschränkt auf einige Guitarren-Akkorde und auf die sicheren Takte der Castagnetten. In einem geräumigen Hofe, an den ein prachtvoller Südfruchtgarten stieß, fanden wir eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, der Kleidung nach meist Landleute der Vega. Man tanzte die Malaguena (nach Malaga benannt). Rundtänze nach unserer Art kennt das spanische Volk nicht. Da sieht man nichts von tänzersüchtigen Blicken. Wenn ein Paar seinen Tanz beendigt hat, so tritt eine andere Tänzerin vor, zu der sich bald ein Tänzer findet, oder umgekehrt. Hier sind die Zuschauer offenbar nicht minder betheiligt als die Tänzer, während sie bei unseren Tänzen wenig mehr als Staub und Rippenstöße und — lungenkranke Töchter und Bräute davon haben 2c." Aber hätte der Verfasser nicht unsere moderne Bildung in ihrer Gesammtheit dem herkömmlichen Naturstande der Spanier gegenüberstellen sollen? Und würde er dann nicht gefunden haben, daß auch sehr Vieles in unserer Wissenschaft und Kunst, Schule und Belletristik „staubig und lungenkrank" ist, wovon die gesunde spanische Natur noch nichts weiß? Es fiel uns auf, daß der Verfasser einen Professor in Barcelona lobt, weil derselbe die „deutschen Classiker" in spanischer Uebersetzung unter seinen Landsleuten zu verbreiten bemüht gewesen sey, was jedoch die „klerikale Partei" anstößig gefunden und zu verhindern gewußt habe. Wir wissen nicht, was für deutsche Classiker gemeint sind, denn es wird nur Jean Paul namentlich aufgeführt. Allein wie sehr wir Jean Paul verehren, so gehört er doch mit seiner Sentimentalität, mit seinem studierten Humor, mit seinem Herzen und mit seinem Zopfe so ganz und gar der deutschen Modeverzärtelung im Anfang des Jahrhunderts an, daß er gewiß am allerwenigsten den Spaniern genießbar seyn kann. Wenn wir aber ferner erwägen, was man heutzutage unter „deutschen Classikern" versteht, wie jede Partei, jede Schule, jedes Jahrzehent, die Mode jedes Jahres und fast jeder Buchhändler sich seine Classiker macht, so wollen wir Spanien nicht bedauern, daß es von alledem nichts weiß und wissen will. Wer den Spaniern unsere Bücher gibt, der gibt ihnen auch unsere Schulen, unsre Theegesellschaften, unsre Bierkeller, unsre Consistorialräthe, unsre Staatshämorrhoidarien 2c. und wenn sie die haben, so hören sie auf Spanier zu seyn. Wer also noch Sinn für das Natürliche im Spanierthum hat, verschone sie mit unsern Büchern!

Von Murcia aus wandte sich Herr Roßmäßler nach dem schönen Granada. Bei bekannten Dingen nicht lange verweilend, was sehr zu loben ist, schildert er dagegen solche, auf die man bisher weniger achtete. So die „Espartoebene" oder das altspanische Heide- und Steppenland. „Um sich einen richtigen Begriff von dem Aussehen einer Espartoebene zu machen, muß man sich an manche Sümpfe und Moorbrüche oder selbst an sumpfige Teichränder erinnern. Hier sieht man häufig, daß auf dem schlammigen, meist braunschwarzen und sehr weichen Boden gewissermaßen zahllose kleine Inselchen, aus einzelnen Stöcken von Sumpfgräsern gebildet, stehen. Sehr ähnlich sieht eine Espartoebene aus, nur ist eben der Boden meist ganz dürr und hellfarbig. Die immer einzeln auf kleinen, etwa 3—4 Zoll hohen Erhöhungen stehenden Espartostöcke vereinigen sich hier zu größeren Trupps, dort stehen sie wieder eine Strecke weit ganz vereinzelt; in der Regel aber ist eine solche Ebene doch

so dicht mit Espartostöcken besetzt, daß sie, wenn man über ihre Fläche hinsieht, eine allgemeine grüne Färbung erhält, die aber wohl zu keiner Jahreszeit viel lebhafter ist, als in der, wo ich sie sah. Das Grün ist immer matt und düster. Die treuesten Begleiter des Esparto sind der Thymian (Thymus vulgaris), den wir als Gewürz in den Gärten ziehen, einige Cistusbüsche und stachelige gelbblühende Ginsterarten, welche ihrer furchtbaren Bewehrung wegen für Menschen und Thiere fast unantastbar sind. Trotz der meist großen Trockenheit der Espartoebenen sind sie doch nicht ohne Bevölkerung von Thieren. Mehrere Schneckenarten scheinen sogar, wie ich bereits gesagt habe, hier am liebsten zu leben. Sogar die prächtige Helix lactea fand ich nicht gar selten, wenn auch tief versteckt in dem dichten Schooße der starren Blätter der Espartostöcke. Dann und wann sieht man eine Eidechse in dem vertieften Labyrinthe zwischen denselben herumfahren und hier und da schleicht auch träg ein fauler Düsterkäfer. Unter den Steinen, wenn sie der dürren Ebene nicht ganz fehlen, lauert der träge Skorpion und streckt dem Störer seiner Ruhe drohend seinen Giftstachel entgegen, indem er den schmalen gegliederten Hinterleib emporkrümmt. Selten sucht er in seinen unterirdischen Gang zu entrinnen, an dessen Eingang er in einer kleinen Aushöhlung des vom Steine bedeckten Bodens gewöhnlich sitzt. Ist mir überall in Spanien, sogar im Juli das schöne bunte Völkchen der Schmetterlinge nur in äußerst wenigen Vertretern begegnet, so fehlt es in den Espartoebenen fast ganz. Auch kein Vogel baut hier sein Nest, wo er kaum kärgliches Futter finden würde. So ist denn eine Espartoebene für ein deutsches Auge eine durchaus fremdartige Erscheinung, denn unsere deutschen Haiden tragen fast immer krüppelhafte Kiefern und Haidebüschchen neben zahlreichen Sandpflanzen, doch immer eine, wenn auch noch weniger Nutzen bringende Pflanzendecke. An der Stelle der Kiefern gesellte sich zu dem Esparto sehr oft in großen Trupps eine buschig wachsende immergrünende Eichenart, Quercus Ilex. Sie wird meist nur kniehoch und erreicht selten Brusthöhe. Ihre starren, am Rande stachelich gezähnten Blätter bedecken, wenn sie mehrere Jahre alt zuletzt doch abfallen, als hohe Schicht brauner fast unverweslicher Mumien den Boden, in der kein Samenkorn zum Keimen und kein Wurm zum Leben hinlängliche Feuchtigkeit findet. Und dennoch fehlt es diesen an Leben so armen Ebenen nicht an landwirthschaftlichem Reiz, besonders wenn die am heiteren Himmel untergehende Sonne den aus einander überragenden Sierren gebildeten Horizont in die rothen und violetten Tinten taucht."

Von Granada wandte sich der Verfasser nicht weiter nach Westen, auch nicht ins Innere des Landes und nach Madrid, sondern kehrte auf dem Seewege von Murcia aus wieder um und weilte diesmal nur noch längere Zeit in dem reizenden Valencia, auch noch einmal in Barcellona, wo er ein Stiergefecht mit ansah. Auf dem Kirchhof in Valencia stellt er Betrachtungen über die Unsterblichkeit nicht etwa der Seele, sondern der Materie und der vom Individuum hinterlassenen Wirkungen an. Das paßt nun nicht zu der Stätte, wo fromme Spanier und Spanierinnen begraben liegen. Der Verfasser spottet über die Auferstehungslehre und meint, die Leichen werden nur aus ihrer Ruhe gestört, herausgenommen und weggeworfen, um wieder andern Platz zu machen, denn jede Leiche habe auf den öffentlichen Kirchhöfen nur für eine Reihe von Jahren, keineswegs für immer Platz. „Hier liegen sie bis zur Auferstehung, bis der Posaunenengel des Ayuntamiento bläst, daß sie wieder herausgenommen werden um — Anderen Platz zu machen, weil die Zeit ihres Rechtes, hier zu liegen — des nutzlosesten von allen nutzlosen Rechten, die man dem Menschen einräumt — abgelaufen ist. Und doch sind sie alle unsterblich. Der Hunderte durch Lehre und Beispiel veredelnde Menschenfreund und der Mann, der sein Leben lang nichts Anderes als Schuhe und Stiefeln machte — beide, wie Jeder der einst gelebt hat und alt genug wurde, um irgend eine Kraft zu entwickeln, leben fort in den Wirkungen ihres Thuns. Keines Menschen Leben ist so leer, daß er nicht Theil an dieser Unsterblichkeit hätte, die das Gedächtniß seines Namens, und wäre er ein Napoleon gewesen, weit überdauert. Wie kein Gran von dem Golde der Erde verloren geht, weder von dem schon gefundenen, noch von dem, wonach die Menschen noch wühlen — so geht auch von der geistigen Kraftentwickelung der Menschheit kein Hauch verloren. Jeder Augenblick im Leben der Menschheit muß von sich sagen: daß ich der bin, der ich bin, das haben die Verstorbenen gethan; möge ich es ihnen als Versündigung vorzuwerfen oder als Verdienst zu danken haben."

Die Lehre von der „Unsterblichkeit des Stoffs" kehrt öfter in dem Werke wieder, z. B. in einer geistreichen Betrachtung über das Vorkommen der Schnecken. „Es hatte sich auch hier meine alte schon so oft gemachte Erfahrung bestätigt, daß auf Gneis, Glimmerschiefer und anderen kalkarmen Gebirgsarten die Schnecken selten sind und selbst gänzlich mangeln, wenn auch eine üppige Vegetation, namentlich eine aus Moos und faulen Blättern bestehende Bodendecke fehlt; daß dagegen der Kalk meist sehr reich daran ist. Es liegt darin nichts Auf-

fallendes, wenn man sich erinnert, daß die Schnecken eine kalkreiche Nahrung bedürfen, um daraus ihr Gehäuse bauen zu können, die ja nur aus Kalk und etwas thierischem Leim bestehen. So spricht sich auch hier die große den Erdkreis durchdringende Erscheinung, der Kreislauf des Lebens, aus. In ewig wiederkehrendem Wechsel durchkreist das Leben den Stoff, diesen in immer neue Formen kleidend. Unendlich kleine Mengen der mächtigen Kalkberge führte das Wasser, das Alles lösende, in die Pflanze über. Diese gab ihren Kalkgehalt mit ihren Blättern der hungrigen Schnecke, daß sie daraus ihr Gehäuse baue; und wenn diese gestorben ist, so gibt sie den nun leichter löslichen Mörtel ihres Gehäuses wieder an den Boden zurück. Dann beginnt der kleine Kreislauf des Kalkes aufs Neue. Nur die Formen sind vergänglich — der Stoff ist unsterblich und unverlierbar."

Bemerkenswerth ist noch eine Notiz über die Schnecken Theil II. Seite 94. Der Verfasser spricht von der Helix Gualteriana. „Die genannte Schnecke gehört einer Abtheilung der großen artenreichen Gattung Helix an, welche in Europa außer ihr keinen Vertreter weiter hat, sondern mehr der tropischen Zone angehört. Sie ist also gewissermaßen blos nach Europa verlaufen, wo sie gar nicht recht hin gehört. Dies vorausschickend erwähne ich nun, daß ich an einem außerordentlich schroffen dürren Kalkfesten in dessen Rissen und Klüften etwa acht bis zehn leere Gehäuse dieser seltenen Schnecke fand, welche mehr oder weniger mit Kalksinter inkrustirt und dadurch zuweilen auf der Stelle, wo sie lagen, fest gekittet waren. Dies setzt offenbar einen sehr langen Zeitraum, der dazu erforderlich war, voraus. Diese Exemplare waren alle weit größer, als ich je ein lebendiges, deren ich am folgenden Tage eine Menge erhielt, und auch sonst in Sammlungen gesehen habe. Sollte das nicht die Vermuthung zulassen, daß diese für Europa gewissermaßen fremde Thierart im Rückschreiten begriffen sey, welches vielleicht dereinst mit ihrem ganzen Aufhören enden werde?" Eine der merkwürdigsten Schnecken, die Herr Roßmäßler in Spanien fand, ist Bulimus decorlatus. Das Thier macht ihr Haus als einen hohen und spitzen Kegel, zieht sich aber aus der Spitze allmählig in die unteren Etagen zurück, so daß die leere Spitze oben regelmäßig abbricht und das Ganze einer Ruine, einem halbfertigen gothischen Thurme gleicht. Dieses Wrak von Thier lebt aber und zerbrochen und verwundet scheinend befindet es sich im besten Gesundheitszustande.

Zu den kleinen interessanten Bemerkungen, die das Werk enthält, gehört auch folgendes. „Bota nennt der Spanier den Stiefel und die lederne Flasche. Eine sonderbare Namenverwandtschaft, von der vielleicht unsere Redensart, er kann einen guten Stiefel vertragen, herkommt. Das ist am Ende mehr als Scherz, denn ohne Zweifel brachten Alba's Soldaten die bota, Lederflasche nämlich, mit nach Deutschland, wo sie auch den deutschen Schustern ihre botas, Stiefeln nämlich, zum Flicken brachten. Der spanische Reisende reist eher ohne botas als ohne bota." Die Sache dürfte sich doch anders verhalten. Stiefel hängt mit steif, Stufe, Staffel zusammen und bezeichnet einen oben abgestumpften Cylinder, was die Form sowohl des Stiefels als auch des echten alten Bierkrugs ist. Aus demselben Grunde heißen eine große Menge abgestumpfter Bergkegel in Süddeutschland Stauffenberge.

Roman.

Friedrich von Hohenstauffen, der Einäugige. Historischer Roman von Louise Pichler. Drei Theile. Leipzig, Herbig, 1853.

In diesem Roman tritt der strenge Ernst der Historienmalerei ein wenig hinter die Gemüthlichkeit des Genrebildes zurück. Aber eben das unterscheidet ihn zu seinem Vortheil von den gewöhnlichen historischen Romanen. Es ist ein schönes warmes Gefühl für das heimathlich Schwäbische darin ausgesprochen. Neben den geschichtlich berühmten Personen aus den Anfängen der Hohenstauffenzeit (Friedrich der Einäugige, Herzog von Schwaben, war der Vater des großen Friedrich Barbarossa und Bruder Kaiser Conrads III.) treten in dem Romane auch geringere Personen auf als echte Träger der volksthümlichen Art und Sitte. Die Verfasserin selbst wohnt am Fuße der alten Kaiserburg Hohenstauffen und der Geschichtschreiber der Hohenstauffen, der greise Friedrich von Raumer, fand sich von ihrem Roman so angezogen, daß er ihr auf seiner letzten Reise durch Süddeutschland im Sommer des laufenden Jahres in ihrer freundlichen Bergwohnung einen Besuch abstattete.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 78. 30. September 1854.

Roman.

Albrecht Holm, eine Geschichte aus der Reformationszeit. Von Friedrich von Uechtritz. Sieben Bände. Berlin, Alexander Duncker, 1853.

Herr von Uechtritz versetzt uns in diesem Roman mitten unter die kirchlichen Wirren des Reformationszeitalters, die sich im Streit unserer Tage immer noch abspiegeln. Sein Zweck ist nicht blos, das gewöhnliche Romane lesende Publikum zu unterhalten, er will auch in der Form des Romans einer gesunden und milden Beurtheilung der strittigen Punkte zu Hülfe kommen. Er ist hier nicht blos Dichter, sondern auch Historiker, ja in gewissem Sinne Theologe. Die Controverse breitet sich in seinem Werke weit aus und drängt oft die eigentliche Handlung des Romans zurück, daher auch der große Umfang von sieben, wenn auch mäßigen Bänden.

Von einem so feinen Geiste, milden und humanen Charakter, wie wir sie an dem Verfasser schon aus früheren Werken kennen, war eine möglichst versöhnliche Tendenz zu erwarten, etwa wie in Tiecks leider unvollendet gebliebenem Cevennenkriege. Auch ist er in der That bemüht gewesen, die Lichtseiten beider streitenden Kirchen hervorzuheben und einander so nahe zu bringen, daß es zuweilen scheint, als müßten sie zusammenfließen.

Der Held des Romans, der eifrig lutherische Hauptmann Albrecht Holm, ist doch nicht das Centrum des vorliegenden Werks. Im eigentlichen Mittelpunkte desselben steht vielmehr ein Weib, Agnes, früher Nonne, nachher Gattin Holms, die nach dessen Tode seine Kinder allein erzieht und als hochbegabte und allgemein geehrte Dame die kirchlichen Gegensätze, deren Kampf anderwärts die Welt erfüllt, in ihrem gebildeten Kreise ausgleicht. Indem sie in der Mitte stehend, die Aufmerksamkeit der Leser vorzugsweise auf sich zieht und auch vom Dichter sichtbar mit der meisten Liebe behandelt ist und dessen eigene Meinung am meisten ausdrückt, steht ihr auf der protestantischen Seite ihr entschieden und einseitig lutherischer Gemahl, auf der katholischen Seite aber die Italienerin Lucrezia, seine frühere Geliebte, gegenüber, die ihn, obgleich sie ihn wieder liebt, doch aus Glaubenseifer als Ketzer verschmäht und in ein Kloster geht. Neben diesen Hauptfiguren dienen zahlreiche andere, worunter Fürsten und Herren, Theologen, Kriegsmänner, Bischöfe, Cardinäle, der Papst selbst, theils dem romantischen Gemälde einen lebendigen historischen Hintergrund und Farbenreichthum zu geben, theils an sie die Stimmen in der theologischen Controverse zu vertheilen und möglichst alle streitenden Stimmen vernehmbar zu machen von den spanischen Inquisitoren bis zu den Waldensern durch alle Nuancen der deutschen Theologie hindurch.

Den Reichthum dieser Gestalten hier auseinanderzulegen und dem Ganzen des religiösen Meinungsstreites in die Einzelnheiten zu folgen, wird man uns erlassen. Die Tendenz des Werks hat der Verfasser selbst am Schluß in wenig Worte zusammengefaßt: „Wir wollen, um ein Bild der damaligen Geistesrichtung Agnesens und der Gespräche an dem runden Eichentische in dem Speisesaale auf Schloß Lindenstein oder an behaglichen Winterabenden auf ihrem wohldurchwärmten Zimmer zu geben, zum Schlusse dieses Buches eine Unterredung mittheilen, die sie eines Tages mit ihrem katholischen Nachbar und Freunde führte. Dieser äußerte, daß aus dem von Luther geltend gemachten Rechte der freien Forschung und Prüfung nothwendig ein immer weiter und weiter greifender Abfall von der geoffenbarten, der Hut der Kirche vertrauten Wahrheit folgen müsse. Bei Luther habe sich die Verwegenheit einer eiteln Selbstklügelei noch mit einer großen, ihn durch Erziehung

und den Geist des Jahrhunderts überkommenen, durch eigne religiöse Erlebnisse gestärkten Glaubenskraft vereinigt. Aber je mehr der Boden eines allgemeinen, auf Autorität und anerzogener Unmittelbarkeit beruhenden Volksglaubens von jener Selbstklügelei unterwühlt und zersetzt werde, um so weniger könne man hoffen, auch nur das an festem, einfältigem Glauben zu retten, was man zu retten wünsche. Schon mangle es nicht an Anzeichen und Vorboten des drohenden Chaos. Für den Augenblick sey es zwar gelungen, der ausschweifendsten Regungen Herr zu werden und den Anschein eines festen Kernes von positiver Kirchlichkeit zu retten; aber auch das nur, indem sich die neue Kirche darein habe schicken müssen, in zwei untereinander zwistige Lager, von denen das eine das andre mit Gehässigkeit verketzre, gespalten zu seyn. Und die Dämonen der Zerstörung, deren man Herr geworden zu seyn meine, lauerten unter dünner Decke; die unvermeidlichen Consequenzen des von Luther gethanen Schrittes könnten früher oder später nicht ausbleiben. Ich sorge nur, wandte Agnes ein, daß es in dem Weltgange des Christenthums liegt, diese Probe bestehen zu müssen, wie es mein freudigster Glaube ist, daß es sie nicht zu fürchten habe. Mag seyn, daß die Tage kommen, die ihr voraussehet; aber sie werden sich nicht als Tage des Untergangs für die Religion Jesu Christi, sondern der Verherrlichung bewähren. Aus dem Schmelzofen freiester, verwegenster, rücksichtslosester Prüfung wird das göttliche Wort nur noch gottbestätigter, unüberwindlich fester, wär's auch nicht in der Bekenntnißfassung eures Tridentinums oder unsrer symbolischen Bücher, hervorgehen. Vielleicht ist der protestantischen Bewegung und eurer Kirche in ihrem Gegensatze und Widerspruche jeder eine große göttliche Mission anvertraut. Vielleicht ist es die Mission der römischen Kirche, bis zur Umpfählung mit halbjüdischer Starrheit das Bestehende zu wahren, indessen die unsre, selbst auf die Gefahr chaotischer Auflösung hin, eine andre Sendung erfüllt. Unsre Kirche — denn trotz ihrer bereits eingetretenen Spaltung in die lutherische, calvinische, englische Kirchenform bleibt sie Eine und in ihrer Ganzheit unsre — darf, um die der Religion daraus drohende Gefährdung zu meiden, vor dem Rechte des Geistes, sich in der eigensten, innersten Tiefe seines Wesens zu befriedigen, nicht zurückschrecken. Das Verlangen, den Inhalt und die Beglaubigung des Christenthums nicht blos nach dem Gewaltspruche einer uns zur Unterwerfung zwingenden Autorität, sondern aus eigenster Zustimmung unsres Geistes und Gemüthes als in und aus uns selber mit Wahrhaftigkeit bezeugt zu erfassen, ist ein gerechtes und heiliges. In der Befriedigung dieses Bedürfnisses klopft der Lebenspuls unsrer Kirche. Mit dem Verzichte auf dieses Lebensprinzip derselben oder gar dem Ankämpfen dagegen vom Standpunkte einer ein für allemal fixirten Autoritätsdogmatik und nicht seelsorgerlich, sondern seelherrscherlich constituirten äußern Kirchlichkeit, mit der Ueberschätzung und übermäßigen Geltendmachung des äußern Kirchenthums läuft sie Gefahr, in die Stellung eines von der Großheit eurer Kirche entblößten Halbkatholicismus herabzusinken, der die Geistesgebundenheit, aber nicht die großartige Gliederung und selbständige Machterscheinung eures Kirchenwesens theilt."

Doch vermißt der Verfasser, indem er diese Ausgleichung trifft, immer noch ein Gewicht auf der protestantischen Seite und fügt deshalb hinzu: „Wir sollen über unsrem Eifer nach Begründung eines äußern Kirchenthums nicht vergessen, daß der Schwerpunkt unsrer Kirche nicht im Aeußern, sondern Innern liege und es blos ein Ausdruck und eine Folge hievon sey, wenn sie sich nicht in so compacter äußrer Einheit wie eure Kirche zu erhalten vermag, sondern sich in einer Vielfältigkeit von religiösen Vorstellungen, kirchlichen Verfassungen und Kirchenregimentern entwickelt. Das Uebergewicht an Bedeutung, welches bei uns dem innern Leben und seinen Ansprüchen zukommt, ist die Schwäche unsrer Kirche; doch diese Schwäche darf eben so unsre Freude und unser Stolz seyn; sie wird sich, das steht mir gewiß, im Verfolge der Zeiten als unsre Kraft bewähren. Einige Zeit darauf saß sie eines Abends mit Haßbitz und ein paar andern Geistlichen von strengster protestantischer Färbung zusammen, die gegen die Werkheiligkeit der katholischen Kirche mit großer Heftigkeit polterten. Es mag bei dem Werkthun auf der andern Seite viel hohles Geklapper, wie von leeren Hülsen bleiben, sagte sie. Doch laßt uns deshalb auf unsrer Seite aus Scheu vor einer werkheiligen Verdienstgerechtigkeit nicht verkennen, daß der Uebung im Gutesthun die Kraft beiwohnt, uns in der Lust am Guten, dieser innersten Herzensader der Heiligung, zu stärken, daß die Eingewöhnung in Werke der Liebe eine Erziehung zum Himmel ist, von der uns die in Christo erworbene Kindschaft Gottes so wenig entbinden kann, als wir unsern eignen Kindern durch unsre elterliche Zuneigung einen Freibrief geben, sich der Schule zu entziehen. Laßt uns überhaupt nicht vergessen, daß nach dem ausdrücklichen Worte des großen Apostels, in dessen heiligen Briefen wir den Hauptpfeiler unsrer Lehre finden, vor Gott der Glaube gilt, der durch die Liebe thätig ist. Nun bleibt aber, sagt er an einer andern Stelle, Glaube, Hoffnung und Liebe; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen."

Ob der Gegensatz der beiden Kirchen in der bisherigen Weise wirklich für immer nothwendig sey, ob nicht eine allmählige Wiederannäherung auf der positiven Seite und endlich eine völlige Ausscheidung der Negation als solcher erfolgen werde, wird die Zeit lehren.

Länder- und Völkerkunde.

Australien. Geschichte und Beschreibung der drei australischen Colonien: Neu-Süd-Wales, Victoria und Süd-Australien von Samuel Sidney. Nach der 2. Aufl. übersetzt von C. Volckhausen. Hamburg, Otto Meißner, 1854.

Das Buch handelt nicht von dem Welttheil Australien im weitesten Sinne, sondern ausschließlich von der großen Insel Neuholland.

Im Jahr 1770 entdeckte der berühmte Seefahrer Capitain Cook die noch ganz unbewohnte Botanybai an der Westküste Neuhollands, die nachher von der englischen Regierung ausersehen wurde, um Verbrecher dahin zu transportiren. Im Jahr 1788 brachte Capitain Philipp (gebürtig aus Frankfurt am Main) den ersten Transport dahin. Und jetzt, nach erst 66 Jahren, theilt sich die englische Colonie daselbst in drei große Gouvernements mit großen Städten und allem möglichen Verkehr und Luxus. Neuholland ist Englands reichste Colonie, ein Land, „wo Millionen Schafe der edelsten Race weiden und die Erde, welche sie berühren, in Gold verwandeln." Die Colonisation und Cultivirung des Landes schreitet hier noch rascher vor wie in Nordamerika.

Zuerst gibt Sidney eine Uebersicht über die Geschichte der Colonie, die sehr viel Interessantes darbietet. Anfangs bestand die Ansiedlung aus Verbrechern und ihrer Wache allein. Nach und nach kamen auch freie Colonisten und legten sich theils auf Bebauung des fruchtbaren Landes, theils auf Viehzucht, wozu die weitausgedehnten Weiden des ebenen Landes aufforderten. Aber die Regierung kümmerte sich um diese freien Colonisten nicht, vernachläßigte sie mit fast brutaler Stupidität, oder maßregelte sie auf eine verkehrte und ungerechte Weise. Die Bemühungen späterer Regierungen, die Lage zu verbessern, waren fast immer wieder in irgend einer andern Richtung verkehrt und zweckwidrig und sind es zum Theil heute noch. Trotz alledem aber ist die Colonie gediehen, weil der reiche Boden immer neue Ansiedler lockte und diese sich in der Hauptsache selber zu helfen wußten, ohne sich ihrerseits um die Regierung zu bekümmern. Während z. B. das Gouvernement den Preis der an die Ansiedler zu verkaufenden Ländereien auf eine fabelhafte Höhe hinaufschraubte, um die Colonialkasse zu bereichern und unter dem plausibeln Vorwande, um die Ansiedler in Städten und Dörfern beisammen zu halten und ihre allzu große Zerstreuung im Lande zu verhüten, hatten sich bereits im tiefen Innern des Landes und an wenig besuchten Küsten eine Menge Einwanderer mit ihren Heerden verbreitet, von denen das Gouvernement gar nichts wußte und denen es das einmal besetzte Land nicht wieder abnehmen konnte.

Am längsten wurde die Sittlichkeit und Religion vernachläßigt. Man befand sich im Anfang des laufenden Jahrhunderts unter dem Einfluß der Aufklärung. Selbst englische Gouverneure erhoben sich nicht über den Gesichtskreis des gemeinen Bureaukraten zu höherer staatsmännischer Einsicht. Die protestantische Bevölkerung, an Zahl weit überwiegend, hatte nur zwei Kirchen und die Geistlichen waren gemeine Schenkwirthe, die Rum verkauften, und Prügelmeister für die Verbrecher. Die katholische Bevölkerung, meist Irländer, 4000 Seelen, hatte gar keine Geistlichen; als einer kam, wurde er vom Gouverneur sogleich wieder fortgeschickt. Die Hirten im weiten Binnenlande, die Ackerbauer verlangten nach Weibern; das Gouvernement aber fand es unter seiner Würde, dafür zu sorgen. So rissen die abscheulichsten Laster ein.

Im Jahr 1829 empfahl ein gewisser Wakefield das System der hohen und höchsten Güterpreise, um die Colonie zu concentriren und das Ansiedeln in entfernten Gegenden zu verhüten, wo natürlich Niemand theure Güter kaufen wollte, die von den Wegen des Verkehrs weit ablagen. Aber das hieß „den Maaßstab eines Ackerbaulandes auf ein notorisches Hirtenland anwenden" und war unnatürlich. „Es wurde Land mit 30—40 Pfund per Acre bezahlt, das noch Jahre lang nachher im Naturzustande blieb. Auf die Landmanie folgte daher eine allgemeine Insolvenz."

Die Frage, was das Gouvernement in Betreff der von den Ansiedlern ungefragt in Besitz genommenen Ländereien anzusprechen habe, wurde in Folgendem entschieden. Vertreiben konnte man sie nicht, das Land ihnen schenken wollte man auch nicht. Man verfiel also in eine Halbheit, die wieder Unnatur zur Folge haben mußte, indem man sie als Pächter der Regierung, als der eigentlichen Besitzerin ansah: „Da einmal dieses Pachten bewilligt, und da jenseits der besiedelten Distrikte kein Land ist, das sich verkaufen ließe, — so werden die Pächter ein Recht haben, ihre Ländereien zu behalten, bis Jemand 1 £ pr. Acre für sie geben will. Diese Pachtungen können nicht verkauft, verpfändet oder in Aftermiethe gegeben werden; mag die Güte des Bo-

dens seyn, wie sie will, sie werden Schafhude seyn und bleiben. Die brittische Regierung, welche den Preis des Landes erhöhte, um Concentrationen zu erzwingen, nöthigt jetzt in Folge ihrer Politik zur Vereinzelung. Der Squatter kann sich sein Besitzthum sichern, wenn er am Ende seiner Pachtzeit kraft seines Vorkaufsrechts Alles, was am Wasser liegt, an sich kauft: er macht so den Rest für Jedermann werthlos außer für ihn selbst."

Uebrigens gewann die Colonie immer mehr an Ausdehnung und Reichthum, Dank sey es dem reichen Boden, nicht den guten Gesetzen. Zwar fand sich nach und nach eine Oppositionspresse und Colonialvertretung ein, aber über dem materiellen Interesse wurde nach wie vor das sittliche gänzlich vernachläßigt.

Erst im Jahr 1839 kam eine Frau Caroline Chisholm als guter Engel der Frauenwelt nach Neuholland und besserte unabhängig von der Regierung die Sitten. Diese Frau ist eine sehr merkwürdige Erscheinung. Ohne bedeutende Mittel, ganz allein ihrem Herzen und Geist vertrauend, organisirte sie eine großartige Rettungsanstalt für ehrbare Mädchen und versorgte das Land, wo ein großes Bedürfniß darnach war, mit arbeitsamen, ehrlichen und tugendhaften Mägden, die dann bald als verheirathete Frauen dem Lande zum Segen gereichten. Vergebens hatten schon lange vorher ehrliche und rechtschaffene Colonisten wiederholt nach honetten Frauenzimmern verlangt. Der Gouverneur hatte sie mit Verachtung abgewiesen. Es war anfangs nicht einmal möglich, honette Mädchen auf das Land zu schicken aus Furcht, sie würden Mishandlungen erleiden. Frau Chisholm mußte die ersten Mädchen selbst aufs Land bringen und zog Jahre lang umher, überall selbst für alles sorgend, alles überwachend. Sie auch war es, welche die erste strengere Sittenpolizei und Justiz durchsetzte. Ein ehrbares Mädchen war geschändet worden. Mystriß Chisholm ging zum Gouverneur und klagte. Er wies sie ab, weil es sich ja nur um ein Baggatell handle, was bisher nie bestraft worden wäre. Aber die tapfere Frau erklärte ihm, er müsse entweder sie oder die niederträchtigen Männer ins Gefängniß schicken. Das half und die Verbrecher wurden bestraft.

Ein anderes Frauenzimmer, die reiche Miß Burdell Coutts, versah die neue Colonie Süd-Australien mit einem Bischof. Ueberhaupt wurden mehr Geistliche angestellt. Aber es fehlte noch viel, daß man „aus dem Zustande praktischen Heidenthums" herausgekommen wäre. „Es ist zu beklagen, daß von den ungeheuren Summen, die für die Heidenmissionen nutzloser Weise verwandt werden, nicht einige Tausend Missionairen zufließen, die unter den emigrirten Britten umherziehen müßten, Missionairen, die es nicht unter ihrer Würde halten würden, zugleich Schullehrer zu seyn. Die Sammlung von Bibeln in vielen Sprachen auf der großen Ausstellung war eine erfreuliche eindruckmachende Erscheinung, aber es ist zu bedauern, daß Männer von frommem Sinn, von Rang und Vermögen und Einfluß nicht lieber das Mögliche als das Unmögliche erstreben, daß sie nicht lieber Sorge tragen, daß jedes Kind im Busche Australiens eine Bibel in die Hand bekomme und lesen lerne, statt daß sie Missionaire ausschicken, die in Patagonien umkommen, oder daß sie dem Utopien nachjagen, eine englische Hochkirche in Canterbury auf Neuseeland zu gründen."

Als Maaßstab für den Sittenzustand auf Neuholland mag dienen, daß Neu-Süd-Wales bei einer Bevölkerung von 197,167 Seelen im Jahr 1851 nicht weniger als drei Irrenhäuser hatte und daß je der 551. Einwohner ein Wahnsinniger war.

Das vorliegende Werk enthält eine ausführliche Beschreibung und Statistik aller älteren und neueren Colonien Neu-Hollands. Den größten Gewinn zogen sie bisher aus der Schafzucht. Im Jahr 1851 warfen die 7—8 Millionen veredelter Schafe einen Gewinn ab von 15,268,473 Pfund Sterling. In neuester Zeit sind nun noch die reichen neuentdeckten Goldlager hinzugekommen, nach denen alles hinströmte, so daß sich die Ackerbaubezirke entvölkert haben würden, wenn nicht das Gouvernement eine kluge Maaßregel ergriffen hätte. „Während Neu-Süd-Wales und Victoria in Folge ihrer Goldgruben reich und bevölkert wurden, wanderten die kräftigen Einwohner Südaustraliens in Masse nach den Nachbarkolonien aus. Zwei weise Maßregeln, die vom Lokal-Gouvernement und von dem Gesetzgebenden Rathe schleunig ergriffen wurden, retteten Südaustralien. Durch eine Acte, die im Januar 1852 die Legislatur passirte, wurde festgesetzt, das zwei und zwanzigkarätiges Gold zu 3 £ 11 s. per Unze angenommen und Banknoten dafür ausgegeben werden sollten. Somit lag es im Interesse der Goldgräber, den Ertrag ihrer Arbeit in ihre eigne Kolonie zu bringen, dort dafür Land zu kaufen oder Zölle für importirte Artikel zu zahlen, wobei das Gold mehr Werth hatte als in den andern Provinzen." Die Geschichte der Goldentdeckung wird ausführlich mitgetheilt, so wie die Lage und Beschaffenheit der Golddistrikte beschrieben.

Man lernt also aus diesem Buch Land und Leute in Australien gut kennen.



Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/3 Thaler.

Mittwoch, **N° 79.** 4. Oktober 1854.

Länder- und Völkerkunde.

Aus dem heutigen Paris. Von Emma Niendorf. Stuttgart, Carl Mäcken, 1854.

Diese neueste Schilderung des Pariser Lebens hat viel Pikantes, weil sie das Charakteristische des Momentes fein und glücklich auffaßt. Die Verfasserin führt uns durch die Paläste, Kirchen, Kunstsammlungen, Vergnügungsörter, Länder, Straßen bis — zum Kirchhof und läßt uns in dem unermeßlichen Lärmen und Getreibe, die in Paris nie aufhören, doch überall gerade das erkennen, was das gegenwärtige Stadium in Frankreichs Geschichte auszeichnet.

Hier die meisterhafte Schilderung einer großen Parifer Parade. „Taumelnd stürzt man mit oder ohne Stühle durch den Garten. Wie ein Fieber der Neugier. Verächtliche Race dieser Pariser. Da ist auch nirgend eine geistige Regung, nichts Historisches; nur affenartige Schaulust. Man verzweifelt an Menschheit und Geschichte. Dabei tritt eine solche innere Rohheit hervor in diesem Rausche des Gaffens. Selbst die gepriesene Höflichkeit gegen Frauen geht darin unter. Mit Brettern und Kisten, welche die Blousen herbeischleppen, um sich darauf zu schwingen, schlagen sie uns fast über den Haufen. Alles wie von der Tarantel gestochen. Von jeder Seite marschiren Truppen herbei, um vor dem Balkon zu defiliren, unter welchem der Kaiser mit Gefolge hält. Nichts als Musik, Rufen, Kommandiren, Sprengen — selbst achtlos durch die ahnungslosen Zuschauer, ob diese auch das Pferd zerstampfe — Waffenklirren, Staub. Man meint die Sonne könne nicht mehr scheinen vor Staub; er ist wie zu Wolken geballt am Himmel. Wo die Tuilerien von gestern, die zauberhelle Mondnacht mit ihrer Balsamluft? — Kein heftigeres Getümmel, keinen bunteren Anblick kann man sich denken: durch all das Grün, die Blumen, Springbrunnen, Marmorbilder, Wimpeln, die schreienden blanken Uniformen, all das Wogen, Stürzen. Einen wahnsinnigen Taktschlag hat dieß Paris — Rhythmus ist es nicht mehr. Man kann sich nicht vorstellen, wie reißend — wirklich ein brausendes Menschenmeer. Reihen von Bajonetten ringsum, gleich fliegendem Gitter. Zuerst die Nationalgarden, dann l'École militaire. Das ist ein Bravorufen und Klatschen — weil sie so gut marschiren, so gut einexercirt sind alle diese Söhnlein. ‚Ils ne sont que cela,' bemerkt ein eifersüchtiger Posten in meiner Nähe. ‚Il a vielli,' hörte ich über Louis Napoleon sagen. Die Kaiserin ist weiß gekleidet. ‚Elle est souvent comme cela en blanc,' äußern Leute. Gerade vor dem rothen Sammetgezelte der Altane stäubte der Springbrunnen seinen Silberschleier. Hinter dieser Feenhülle erblickte ich die plastische Gestalt. Vielleicht ist sie eine Nixe. Nein, soll ich meine ganze Phantasterei bekennen? Nicht wie ein anderes Weib mit Blut in Herz und Adern däucht mir die wunderschöne Erscheinung in ihrer Alabasterweiße und Durchsichtigkeit, vielmehr wo ich sie neben diesem Kaiser gewahre, wie eine Allegorie: Schein, holdes Nichts, Gespenst des Kaiserreichs. Diese liebliche Grabesbraut, ists nicht gleich Rache: ein Vampyr, aus Königsärgen aufgestiegen, aus dem Blute jener Opfer, nun auf dem Throne des heiligen Ludwig sitzend neben dem Schemen von Cäsar?" — An einer andern Stelle portraitirt Emma Niendorf die schöne Kaiserin also: „Ueberall Schlachtscenen. Rings Steifstiefel, Uniformen, Orden, Marschallsbilder. Der neue Kaiser, der stattlich aussieht wie eine Militär-Charge, ist gleichsam mit einem Generalstabe von Portraits umringt. Die Kaiserin Eugenie — reiche Malerei, die Schönheit etwas gespenstisch dargestellt, mit gewissem kindisch weinerlichen Zuge um Lippen und Brauen — zwischen zwei graziösen Hofdamen."

Auch das Volk von Paris hat unserer deutschen Reisenden nicht imponirt. „Paris ist ein Ball, tanzt, jagt vorüber. Die Leute sind hungrig neugierig. Sie warfen ihre Augen ordentlich an einen hin. Und jede Spur von Rücksicht, ja man möchte sagen Menschlichkeit verschwunden. Das rohste Puffen. Neid, zumal bei Männern, selbst bei Knaben, die sich in Schuluniformen brüsten. Ein verächtliches Volk; historische Hefe; und selbst als Sauerteig jetzt schlecht. Wie sie sich schon Mittags um zwei Uhr zur freien Entrée am Théatre français wälzen — welche queue von Blousen! Wenn ich hinunterblicke in meine Rue St. Honoré, welches Rasen, ein Ueberstürzen von Menschen und Wagen und Reitern. Ich bin krank davon — seekrank.“

Die Eleganz, Grazie, das Geschmackvolle der Pariser Damenwelt wird rühmlichst anerkannt. „Ein gewisses Etwas, Fertiges, Unbeschreibliches, ein Schmelz von Paris lehrt uns: daß wir im Vaterlande der Modejournalfiguren, die aber hier nicht Copie, sondern Original sind. Eine Französin in voller Toilette — unter den Waffen — schreitet aber auch mit unüberwindlicher Siegesmiene daher — ein Napoleon der Mode. Das Geheimniß des Anzugs besteht nicht blos in der Zusammenstellung, noch mehr im Tragen selbst. Verschafft euch die gleichen Putzstücke wie die Pariserin, immer wird doch ihr Hut, ihr Mantelkragen durch die Art, wie sie sich dessen bedient, ein anderer sein als der Eure. Die Moral davon, meine blonden Schwestern über dem Rheine: unsere Modesucht hat immer etwas Barbarisches, einige Familienähnlichkeit mit dem Glasperlenschmucke jener Südseeinsulaner, mehr als mit der Feinheit Pariser Eleganz; und welche Opfer Ihr auch bringen möget, es wird nie gelingen in der letzten, höchstens nur in der vorletzten Fashion Euch zu brüsten. Unglückliche Liebe! Jagt nicht nach einem dreifachen Phantom, das Euch stets wieder unter den deutschen Fingern zerrinnt. Resignirt und pensionirt Euch lieber in eine eigenthümliche Schlichtheit hinein, die Euch interessanter macht als jene, ich wiederhole es, hoffnungslose Aefferei, welche zudem Haus und Geist gefährdet.“ Sehr gut.

Das Fabelhafte in Paris ist die Luxus-Industrie, das unerschöpfliche Raffinement im Erfinden neuer Reize für die Schaulust und für den Zeitvertreib, oder für die Eitelkeit. „Ein Postzug von Ponies braust daher mit seiner kleinen Kalesche. Die Jockeys in rother Livrée, die zwei Damen mit Spitzenmanschetten, Sonnenschirmchen, affektirt nachlässig mit hoher Fashion im Wagen hingestreckt, die Lackeien hinten auf, alles Affen; das ganze lustig hineilende Gespann wie ein Feenwerk, von keinem menschlichen Finger berührt. Folgen Russinnen in Nationaltracht; die Pferde an ihren Schlitten tanzend, jedes anders, förmliche Pas. Alles in Paris ist auf den Kopf gestellt, verwandelt, man hext mit Menschen und Vieh. Dämonische Ueberbietung, wie Eisenbahn, Telegraphie u. d. m. So der Britte Bously und sein Sohn, den er auf gabelförmiger Stange auf seiner Brust balanciren läßt, während der wie ein Aal geschmeidige Knabe, dessen Bewegungen wirklich etwas von der Natur dieses Thiers angenommen, auf der Spitze die halsbrechendsten Künste treibt, sich kaum mit einer Hand, einem Fuße, zuletzt nur mit dem Kopfe hebt, zwanzigmal nach einander in der Luft sein Rad schlägt, indeß an einem Athemzuge des Vaters das Leben des Kindes hängt — ein umgekehrter Tell im Frevel. Oder der Seiltänzer, welcher kirchthurmhoch da oben Pas, Attituden wie im Ballete ausführt; jetzt kniet, jetzt sich hinwirft, sich fallen läßt, daß man aufschreien muß, gemeint, zappelnd stürze er schon in die Tiefe, während der Junge flach mit dem Rücken auf dem Seile liegen bleibt, hinter ihm in den Wolken flatternde Vögel. Dinge, bei denen man seinem Auge nicht traut, kaum zu athmen wagt, die mehr Vorspieglung, denn Wirklichkeit scheinen. Das Ungeheuerste wird aufgeboten, dem Pariser Emotionen zu geben. Man lebt nur von Emotionen hier; ein beständiger Rausch.“

Am unerschöpflichsten ist man in den Kleinigkeiten, die von der Verfasserin im Allgemeinen als die „hübschen Pariser Bonbons-Ideen“ bezeichnet werden. Sie beherrschen nicht etwa die Conditoreien, sondern selbst die Ateliers der Künstler und die Kunstausstellungen. Die Plastik z. B. sucht sich in ihnen zu verflüchtigen. „Der Knabe mit einer Schnecke. Ein Mädchen, das sich auf die Zehen hebt, der Herme etwas in's Ohr zu flüstern. Psyche, an welcher der Schmetterling kriecht. Cupido, der den Papillon an der Fackel versengt. Ein anderer Amor, der sogar goldne Flügel hat und eine goldne Rosenknospe zwischen den Fingern. Man merkt es diesem Marmor an, daß er nach keinem gesundblühenden Leben gebildet, nach Treibhauspflanzen einer Metropolis.“ — Die Malerei hascht nach Effekten des flüchtigsten Modereiches. „Es ist kaum zu glauben, mit welchen Schmetterlingen von Ideen die Palette sich angewöhnt zu tändeln. Ein paar lustige Reime genügen der Mode als Gegenstand zu einem Gemälde und marschiren im Catalog auf, daß er fast einem Album gleicht. Leray u. A. hat doch noch Lafontaine gewählt, ‚Le fou qui vend la sagesse.‘ Picart eine Strophe aus Bérangers ‚les souvenirs du peuple.‘ Hillemacher aus den sogar bezweifelten mittelalterlichen Poesien der Clotilde von Surville: ‚O cher enfantelet, vrai pourtraict de ton

père etc.' Meissonier, welcher Watteau nachzuahmen scheint, bei einem seiner Bildlein, die man Deminiaturen nennen möchte, vollends nur die Zeile von Reynaud: ‚A l'ombre des bosquets chante un jeune poète.'"

In den Ausstellungen, in der Ausschmückung der Läden herrscht eine Pracht und Feenhaftigkeit, wie noch nie zuvor. Paris war nie glänzender herausgeputzt und innerlich vielleicht nie zerrütteter und hoffnungsloser. Man begreift nicht, wer alle die tausend und tausend Dinge kaufen soll, die hier in langen Ladenreihen den Rothfluß der Straße wie in goldene Ufer einrahmen.

Diese Modeindustrie und der Luxus der Eitelkeit strecken ihre Herrschaft auch über die Gräber aus. Die große Nekropolis von Paris hat ihren Jahrmarkt. „Wie auf den Boulevards fertige Hüte kann man das alles kaufen: Kapellen, Altäre, Grabsteine, Sarcophage aller Art — man braucht nur zu sterben. Bilder, Denkzeichen, tausende von Immortellengewinden, weiße, am meisten gelbe, blaue; Medaillons mit Pensées u. s. w., ein Palais-Royal der Gräber. Würdige Avenue für den Père Lachaise, und Vorstadt dieser Persepolis. Jenseits der Barrière d'Aunay Omnibus und Wägen. Ueber der Thüre die Worte: ‚Die Todten, die im Herrn sterben, leben.' Gleich beim Eingange die ganze Todtenpolizei in ihrer Nüchternheit; Bureaux, Häuser der ‚conducteurs,' von denen keiner zu haben war. Vermuthlich Monopol, denn Männer mit dem Grabscheit, die uns einzeln begegneten, durften uns nicht umherführen: ‚c'est à cause du concours,' entschuldigen sie sich. Hinter uns folgt ein Särglein, ein Kind; vier sehr kleine Mädchen in weißen Kleidern, weißen Schleiern halten weiße, an die Tragbahre geknüpfte Atlasbänder.

Man könnte sich müde gehen in diesem Labyrinth. Die mittlere Hauptstraße nur Gruftpaläste. Wirklich eine Stadt, Haus an Haus, nicht Hügel, nicht Rasen. Auch die Todten haben keine Natur in diesem steinernen Gräberparis. Cypressen bilden Alleen, die Luft ist schwer von Blüthenhauch. Zwischen der Blumenmenge hölzerne Regenbächlein über die wie Ringe aneinander gereihten Immortellenkränze. Dem gepflasterten Wege zur Rechten folgend, gewahren wir eine Kapelle mit schlanken Säulen und Spitzbogen, die sich wie ein Himmelbett über dem Sarcophage wiegt, auf welchem zwei Gestalten hingegossen, Abälard und Heloise. Auch den beiden Liebenden fehlen nicht Immortellen und halbwelke Blumen. Aus Trümmern der Abtei Paraclet hat man das Denkmal gebaut. Auf dem Sarge — der ursprüngliche, derselbe, in welchem Abälards Gebeine, als die von Heloise zu ihm gelegt wurden, erzitterten — lesen wir: ‚ici reposent les restes d'Abälard et d'Héloise.' Selbst die Statuen wandern, selbst die Skelette ruhelos zu Paris."

Doch genug, um auf den Reichthum des vorliegenden Gemäldes aufmerksam zu machen.

Gedichte.

Gedichte von J. G. Fischer. Stuttgart und Tübingen, Cotta'scher Verlag, 1854.

Von armen Eltern geboren zeichnete sich der Dichter schon als Knabe vor andern Dorfkindern durch seine Fähigkeiten aus, eben so später im Seminarium für Schullehrer und so gelang es ihm, mit dem 25. Jahre noch die Universität beziehen zu können. So aus dem schwäbischen Volk hervorgegangen, ist er zugleich ein lebendiger Ausdruck der diesem Volksstamme angebornen Sängerlust. Man muß den schwäbischen Sängerbund, das rege Leben der zahlreichen Liederkränze kennen, an denen nicht etwa blos Städter, sondern auch Dorfgemeinden Theil nehmen, um einen Begriff davon zu haben, wie oft hier im Lande das deutsche Lied noch in echter alter Weise entsteht, nämlich indem es zugleich gesungen und gedichtet wird, indem zwischen dem Munde, der es singt, und der Hand, die es niederschreibt, nichts dazwischen liegt, als — des Sängers und Dichters eigenes Herz.

Das gilt namentlich von dem Sänger und Dichter Fischer. Da die schwungvolle Weise Schillers jugendlich frischen Gemüthern am meisten zusagt und auch ganz geeignet ist, den Männergesang zu befeuern, mithin noch immer in diesem vorherrscht, so dürfen wir uns nicht wundern, in Fischers Gedichten auch viel von diesem Schwung und Pathos zu finden. Wir haben in diesem Aufschwung Schillers zum Idealen immer etwas zu viel Reflexion und etwas „Forcirtes" gefunden, wovon wir auch die meisten modernen Freiheits-, Sturm- und Drang-, selbst Weinlieder keineswegs freisprechen, können es daher dem Dichter der vorliegenden Lieder nur zum Vorzug anrechnen, daß in ihnen das Streben nach Naturwahrheit, wie eine sonnenlichte Landschaft durch die Morgennebel der Ideale siegreich durchbricht.

Unter seinen hochfliegenden, schwungvollen Adlerliedern hat uns am meisten gefallen „das Lied an die Zukunft."

„Wirf deine Harfe an den Stein!
Zerreiß die Saiten deiner Leyer!
Die Welt von heute ist gemein,
Unwürdig einer Liedesfeier;

Vom Himmel riß man längst den Gott,
Den sonst verherrlichte der Glaube,
Und Treu' und Liebe sind ein Spott,
Ein Spott der Kranz von Eichenlaube.

„Denkst du des Lebens Dürftigkeit,
Die längstbeklagte, zu beklagen,
Und bei den Götzen dieser Zeit
Nach feilem Dienste umzufragen?
Willst du der Vorzeit Sinn und Art
Erneu'n im Zauber des Gesanges,
Und an der schnöden Gegenwart
Dich rächen mit der Macht des Klanges?"

So spricht die Welt, für die du sangst,
Getreues Lied, in deinem Glauben,
So spricht die hoffnungslose Angst,
Und will dir Muth und Zukunft rauben —
Und gräbt sich selber ihre Gruft;
Auf, wappne dich, du Macht der Lieder,
Schwing deine Harfe in die Luft,
Und Muth und Glaube leben wieder.

Wohl sind's der Klagelieder g'nug,
Genug der Poesie'n des Zornes,
Doch einen neuen, vollen Zug
Wag' aus dem Quell des Liederbornes;
Dem trägen Heute laß den Lauf,
Und laß sie ruhn, die gestern starben,
Schon glühn am Morgenhimmel auf
Der Zukunft lebensfrische Farben. ꝛc.

Unter den kleineren Liebesliedern finden wir mehrere von lieblicher Naturwahrheit, z. B.

Heim auf des Abends
Schweigenden Pfaden
Wandert ein müdes,
Glühendes Mädchen,
Schlaff von dem Haupt ihr
Hängen die Locken.

Aber ihr scheues
Auge will fragen:
„Sage, Geliebter,
Wie mir so süßes
Müdseyn die Seele
Heute beschlichen,

„Daß ich mich schämte
Vor der Gesellschaft,
Daß mich erschreckten
Stimmen der Männer,
Und ich auf's Lager
Zitternd nun sinke!"

„„Die du mich gestern
Lachend empfangen,
Als ich mit wunden,
Erdigen Fingern
Aus dem Gebüsche
Blumen dir holte,

„„Als ich zum heut'gen
Feste den Kranz dir
Dienend vollendet,
Der von des Tages
Heißem Gewimmel
Dir nun verweht ist,

„„Ueber dich selber
Ist es gekommen,
Was mich bewegte,
Daß du nun sanft bist,
Daß du es duldest,
Wenn ich dich küsse."" ꝛc.

Die letzte Abtheilung bildet ein Cyclus von Bodenseebildern, in denen aber nicht blos die wundervolle Alpenwelt über dem See abgespiegelt, sondern auch ein tiefer Blick in das Volksleben der deutschen Schweizer geworfen und dessen alte durch die Freiheit bedingte Sittlichkeit und Wohlhäbigkeit gepriesen wird. In der That besitzen die deutschen Schweizer in ihrem Familien- und Gemeindewesen Schätze, die ihnen kein politischer Meinungskampf rauben kann, weil sich dieser doch nur auf der Oberfläche bewegt und nicht ins innerste Mark eindringt. Anstatt bei den Schweizern, wie jetzt die meisten Reisebeschreiber und Geschichtschreiber thun, nichts zu sehen, als den herrschenden Radicalismus, den der Eine eben so verdammt, wie der Andere ihn hochpreist, sollte man auf das Bleibende im Volkscharakter, der Volkssitte und des Gemeindelebens sehen, auf das, was alle Krisen der Schweiz bisher überstanden hat und überstehen wird. Fischer sagt:

Den Alpenstrauß im Abendstrahl
Bring' ich, Geliebte! dir zu Thal.
Glaub', daß ich dir genug erzähle,
Was heute mir das Herz erfüllt;
Doch Eines, das sich mir enthüllt,
Leg' ich zumeist an deine Seele:
Ich sah die heilige Gewalt,
Die dieses Volks Zusammenhalt,
Den Geist, der innig Mann und Weib
Verknüpft zu Einem Herz und Leib,
Im Haus den Herd hat aufgestellt,
Und still umzäunt die kleine Welt.
Ich sah ihn fromm im Hause walten,
Ihn zur Gemeine es entfalten,
Und in ein Bündniß von Gemeinen
Das ganze Land der Freiheit einen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Sonnabend, N° 80. 7. Oktober 1854.

Geschichte.

Geschichte des Alterthums von Max Duncker, außerordentlicher Prof. an der Univ. Halle. Berlin, Duncker, 1854. Zwei Bände.

Der erste Band betrifft die Aegypter und Juden, der zweite die Inder, Perser und Vorderasiaten und schließt mit dem Moment, in welchem Xerxes die Schwelle des Abendlandes überschreiten will, um in Griechenland den ersten Keim eines freien Gemeinwesens, das Princip der gesammten abendländischen Kultur, auszutilgen, was ihm bekanntlich nicht gelungen ist. „Für den Bildungsgang und die Entwickelung der Geschichte war die Frage von entscheidender Bedeutung, ob das neue dem Oriente unbekannte Prinzip der Selbstregierung der Bürger, welches hier zum ersten Mal in der Geschichte zur Geltung und Herrschaft gekommen war, sich behaupten, oder in den weiten Grenzen des Perserreichs untergehen, dem Machtgebot des Alleinherrschers unterliegen werde? Autorität und Majorität, blinder Gehorsam und Selbstbestimmung aus eigener Einsicht, die Massen und der Individualismus standen einander gegenüber, und die Wage war bereits zu Gunsten der gewaltigen materiellen Uebermacht geneigt."

Herr Duncker behandelt also in diesen beiden Bänden ausschließlich den eigentlichen Orientalismus in seinen beiden Hauptbestandtheilen, dem semitischen (zu dem außer Juden, Arabern, Phöniziern, Chaldäern auch die Aegypter gehören, deren Nachkommen noch jetzt als Berbern und Kopten existiren) und den arischen (sofern Inder und Perser beide aus dem gemeinschaftlichen arischen Hochlande stammen) mit Berücksichtigung der untergeordneten skythischen, kleinasiatischen rc. Bestandtheile. Er verbindet aber überall Religions- und Kulturgeschichte mit der politischen Geschichte.

Zuerst ziehen die Aegypter unser Auge auf sich, die der Verfasser auf eine recht interessante Weise zu schildern weiß. „Der Grundgedanke der ägyptischen Religion ist der Gegensatz des Lebens und des Todes. Aegypten war eine Oase in der Wüste und dieses Gebiet des Lebens umgab ringsum Unfruchtbarkeit und Tod, die weite Fels- und Sandfläche mit ihrem glühenden Sonnenbrand, ihren verderbenbringenden Stürmen. Dankbar sahen die Aegypter zu den Mächten empor, die ihnen kühlere Luft, Frucht und Gedeihen mitten in solcher Oede geschenkt hatten und gnädig erhielten. So waren es die heilbringenden Kräfte und Erscheinungen der Natur, welche die Aegypter in ihren Göttern verehrten. Sie stellten sich dieselben in menschlicher Gestalt vor; aber sie erblickten das Wesen der Gottheiten auch in gewissen Thiergattungen, welche sie ihnen heiligten. Ja diese Thiergattungen sind den Aegyptern so mit dem Wesen der Götter, welchen sie angehören, verwachsen, daß einige Gottheiten häufiger mit den Köpfen ihrer heiligen Thiere als mit dem menschlichen Antlitz dargestellt wurden. Dieser Zug in der Religion der Aegypter ist nicht leicht zu erklären. Man muß annehmen, daß das gleichbleibende instinctive Leben der Thiere der Auffassung der Aegypter imponirte, denen ein festes und unverändertes Thun, ein stabiles und typisches Wesen das höchste war. Dabei hatten diese Thiere doch Freiheit und Bewegung, eine individuelle Existenz. Diese Verbindung des zugleich typischen und individuellen Daseyn muß den Aegyptern dem Wesen der Götter entsprechend erschienen seyn, das Geheimniß des Lebens, welches sie im Grunde in ihren Göttern verehrten, muß ihnen in diesen Thieren zu einer bestimmteren Anschauung gekommen seyn. — Der Aegypter Sinn ist auf eine feste und gleichbleibende Ordnung gerichtet, die Söhne leben das Leben des Vaters weiter und das Volk scheidet sich in verschiedene Stände, in eine Menge von erb-

lichen Körperschaften, welche dieselben Beschäftigungen von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. Die wohlthätigen Mächte der Natur, der regelmäßige Kreislauf des Jahres, das aus dem Absterben wiederkehrende Leben der Erde, diese Kräfte und Gesetze sind es, welche die Aegypter als ihre Götter verehren, deren unveränderliches Wesen ihnen in dem stets gleichen Leben der Thiere zur Anschauung kommt. Auch das Leben des Volks fügt sich einer priesterlichen Regel, die unabänderlich fortwirkt wie die Gesetze der Natur." Endlich suchten die Aegypter durch Mumisirung der Todten, denen sie ganze Häuser bauten und alles Mögliche mitgaben, die Gegenwart zu fixiren und um jeden Preis die alltägliche Gewohnheit zu verewigen.

Wenn die Aegypter im Tode das Leben festzuhalten suchten, so waren dagegen die Babylonier am meisten vom Gefühl des ewigen Wechsels zwischen Leben und Tod, Entstehen und Vergehen ergriffen. „Babylon war der zweitälteste Mittelpunkt civilisirten Lebens geworden. Getheilten Herzens stehen die Semiten zwischen den Mächten der sinnlichen und der übersinnlichen Welt. Man ergibt sich dem Dienst der empfangenden und gebärenden Naturkraft und man sucht zugleich die Gesetze, welche dem Leben der Menschen gegeben sind, hoch oben in den Sternen zu lesen. Es ist derselbe Gegensatz, welcher in dem Kultus der zeugenden und zerstörenden Gottheiten in Syrien und Kleinasien noch schärfer auftritt; Dienste, in welchen wüste Prostitution mit Menschenopfern und furchtbarer Selbstverstümmelung wechselt; wie in dem Charakter der Semiten Wollust und Grausamkeit dicht bei einander liegen. In der Nebeneinanderstellung von Leben und Tod, in der Selbstvernichtung und Auferstehung des Gottes, in der Zusammenfassung von Mann und Weib zu androgynen Gestalten suchte man hier das vollendete Wesen und die höchste Kraft der Gottheit auszudrücken." Dieser Richtung tritt am schärfsten der Mosaismus entgegen. „Vom Getümmel des Weltmarkts, der sich in den Häfen der Phönizier concentrirt, umgeben, von einem Kultus belästigt und angesteckt, dessen Sinnlichkeit immer zügelloser und ekelhafter wurde, je höher der Verkehr, die Industrie, die Marine der Phönizier sich hoben, wendeten sich die Hebräer um so inniger zu ihrem alten Stammgott zurück. Je ausschweifender der Kultus der Wollust und der Entmannung sich gestaltete, je höher die Flammen der Molochsaltäre emporstiegen, um so reiner und tiefer faßten sie ihren Jehovabegriff. Schritt vor Schritt entkleideten sie ihn von allen sinnlichen Elementen und schauten ihn endlich als eine geistig sittliche Macht an, für deren erhabene Größe die Natur nichts mehr als ein Fußschemel ist."

Wieder ganz anders gestaltet sich das Leben und die Weltansicht der weiter im Osten ansäßigen zahlreichen arischen Bevölkerung. Die Inder sind vom Hochland über den Indus ins Gangesthal eingewandert, wo sie einen dunkelfarbigen Menschenstamm unterjocht haben. „Die Annahme der Einwanderung der hellfarbigen Inder wird dadurch zur Gewißheit erhoben, daß dieses Volk sich selbst mit demselben Namen bezeichnet, welchen die Baktrer, Meder und Perser, die Stämme des iranischen Hochlandes überhaupt sich beilegen. Diese nannten sich nach den Nachrichten der Griechen, wie nach ihrem eigenen Zeugniß Arier, und ihr Land Ariana (Airja und Airjana, Iran), während die kaukasischen Inder in der gebräuchlichsten und zugleich ältesten Bezeichnung sich Arja und ihr Land Arjavarta nennen: Airja und Arja bedeuten die Tüchtigen, die Würdigen. Die religiösen Anschauungen der Iranier und Inder haben auffallende Züge von naher Verwandtschaft: gewisse Götternamen, Mythen, Opfer, Gebräuche finden sich hier wie dort, wenn auch deren Bedeutung in Indien und Iran nicht immer dieselbe geblieben, in einigen Fällen die entgegengesetzte geworden ist. Der Gott der Sonne wird in Iran und in Indien unter dem Namen Mitra angerufen. Ein gewöhnlicher Beiname des höchsten Gottes der Inder in der alten Zeit ist Vritraghna d. i. Tödter des Vritra; die Iranier verehren einen Geist des Sieges Verethraghna (Behram). Die Açvinen der Inder sind die Aspinen der Iranier &c."

Der Entwicklungsgang des indischen Geistes und Lebens erhält hier eine klare Darstellung. Wir folgen den Ariern aus ihrem Hochland, wo sie noch nichts als ihre ältesten Vedagötter kannten, in die reichen Fruchtländer Indiens, wo sie allmählig zum Brahmaismus übergehend den alten Göttern neue überordnen. Das war ein großer Sieg der Priester über die Krieger. Wie es dabei zugegangen, ist räthselhaft. Man hätte meinen sollen, in dem üppigen Clima und reichen Lande, das alle Sinne befriedigt, werde eine Vergötterung des leiblichen Daseyns und Genusses die Herrschaft im Glauben erreichen, aber es war umgekehrt die Abstinenz, die zur Herrschaft gelangte. Der Verfasser sagt: „In der Muße der tropischen Umgebung, in der Sehnsucht nach Ruhe, welche dieselbe hervorrief, während sie zugleich die Sinnlichkeit auf das Heißeste reizte, schärfte sich im Gegensatze zum Sensualismus der Spiritualismus so spitz zu, daß das Fleisch, die Natur, das persönliche Daseyn, das Ich selbst für Fesseln des Geistes erklärt wurden, welche zerbrochen werden müßten. Die Natur war zwar dem göttlichen Geiste entströmt, aber sie war vom Uebel, weil sie materiell

und weil sie nicht er selbst war; um von den Aufregungen der Sinne frei zu seyn, um Ruhe zu finden, mußte der Leib vernichtet und da Brahma als ein unpersönliches Wesen gedacht war, mußte auch das Ich ausgelöscht werden, um in Brahma wieder versinken zu können, wie man von ihm ausgeströmt war. Gegen die vergeblichen Qualen dieser Aszetik, gegen die durch diese wiederum provocirten Reaktionen des Sensualismus fanden die Arier in Indien keine Abhülfe als den Quietismus der Buddhisten. Aber das alte System erhob sich mit verdoppelter Energie gegen diese neue Lehre; in der Rückkehr zu poetischen Götterbildern, in der Häufung des Ceremoniells, in krampfhafter Steigerung der Aszese wurde jede in den Indern noch vorhandene Thatkraft vollends erstickt."

Dem Uebergang vom Brahmaismus zum Buddhismus widmet der Verfasser gebührende Aufmerksamkeit. Die zur Herrschaft gelangte s. g. Mimansa-Philosophie ließ einzig Brahma existiren und betrachtete die ganze übrige Welt als bloßen Schein. Nun ging die Schankhia-Philosophie noch weiter und kam damals schon auf den Fichteschen Satz, daß das Ich des Menschen allein existire. An Brahmas Stelle trat das Ich jedes Menschen. Das war der kühnste Scepticismus, der überhaupt im Orient vorgekommen ist. Beide Lehren gingen aber aus einem ganz naturgemäßen Drange des Volks hervor, aus der Qual der Seelenwanderungslehre herausgekommen. Das orthodoxe System der Brahminen verurtheilte jeden Inder wegen jeder Kleinigkeit zu einer Seelenwanderung auf niederer Stufe, d. h. zur Verwandlung in ein niedriges, häßliches, viel leidendes Thier. Wer daran glaubte, konnte wohl nicht anders, als große Angst davor haben. Mithin mußte jede neue Lehre Glück machen, die von dieser Angst befreien zu können schien. Endlich stand Buddha auf und befriedigte mehr, als alle Vorgänger, indem er nicht nur die Lehre von der Seelenwanderung, sondern auch die zwängenden Kasten-, ja sogar die Nationalunterschiede vor Gott aufhob und eine Religion der Liebe allen Menschen ohne Ausnahme predigte, als ein freilich in orientalischer Art etwas karikirtes Vorbild Christi.

Um nicht ihr ganzes Terrain an den Buddhismus zu verlieren, sehen sich die Brahminen genöthigt, ihm Concessionen zu machen und in ihre eigene orthodoxe Systeme Ideen und sogar Götter aufzunehmen, die dem Volk ungefähr das nämliche vorstellen konnten, was Buddha. So wurde aus einem vorher unbedeutend gebliebenen Licht- und Luftgeiste Vishnu auf einmal ein Hauptgott gemacht und sogar über Brahma gestellt, indem man ihm Begriff und Attribute des Buddha unterschob, ihn zu einem Wohlthäter der Menschheit machte, in verschiedenen Incarnationen (Avatars) immer wiederkehrend derselbe rc.

Der Verfasser schließt die interessante Betrachtung der Inder mit folgenden Worten: „Wenn die Aegypter das Gedächtniß ihres Lebens in ihre Gräber schrieben, meißelten und malten, damit kein Ereigniß, das irgend einen Einzelnen betroffen, vergessen würde, wenn dort der Name jedes Individuums ewig leben sollte, wenn die Pharaonen die Memoiren ihrer Regierungen in Obelisken und künstliche Steinberge gruben, um das Gedächtniß ihrer Thaten für die fernste Zukunft zu bewahren; so kann der Mensch in Indien nicht schnell genug verschwinden, sein Leichnam nicht schnell genug zerstört werden, sein Ich nicht schnell genug untergehen; so ist die Geschichte der Inder in die Thaten der Götter und Heiligen aufgegangen, hat sie sich in dem Chaos, zu welchem Himmel und Erde zusammengeworfen wurden, verloren. Machten sich die Aegypter zu Malern, Bauleuten, Steinmetzen und Bildhauern, so hatten sich die Inder zu Philosophen, Aszeten, Traumwandlern, Bettlern und Poeten gemacht. Nur im Himmel, nur in der Philosophie, in eingebildeten Systemen und in der Poesie zu Hause gab es für die Inder keine wirkliche Welt und keine praktischen Zwecke, denen nachzutrachten sich lohnte. Willen- und thatlos gehorchten sie dem drückendsten und aussaugendsten Despotismus, welchen die Theorie der Brahmanen zu göttlicher Berechtigung erhob und mit den scharfsinnigsten Regeln zur Aufrechthaltung und Ausbreitung seiner Macht versah. So wurde das schönste, üppigste Land der Erde unter den Händen der Inder wirklich zum Jammerthal. Voll Mitleid mit den Leiden der großen Menge, erschüttert durch den Anblick des Drucks, welcher auf dem Volke lag, geängstigt durch die überall aufgerichteten Schranken der Kasten und die Schrecken der Wiedergeburt, abgestoßen von jener melancholisch-mönchischen Ansicht von der Verderbtheit des Fleisches, voll Abscheu vor der grausamen Aszetik, voll Ekel vor dem Hochmuth und der Schulweisheit der Brahmanen unternahm es Buddha, diesem Volke Erleichterung, allen diesen Qualen Abhülfe zu verschaffen. Aber selbst in die geltende verkehrte Weltanschauung gebannt und verrannt, wußte er nichts zu rathen als Ruhe und Mitleid, als Flucht aus der Welt, als Flucht vor dem Ich, wußte er in letzter Instanz nichts als eine gründlichere Vernichtung des Ich zu lehren. Aber schon dies, schon das Verlassen der grausamen Aszese, die Milderung der Kastenunterschiede durch die gleiche Uebung der Sanftmuth und des hülfreichen

Mitgefühls, welche er von allen Ständen verlangte, war eine große Erleichterung."

Die Perser in Iran bildeten den merkwürdigen Dualismus eines guten und bösen Weltprincips aus, die sich beständig bekämpfen. „In einem Gebiete von schroffen Gegensätzen des Klima, des Fruchtlandes und der Wüste erfüllt, blieb das Leben der Arier in Iran mannhafter und kräftiger, bewahrte es seinen ursprünglichen Charakter treuer als im Gangeslande. Die Iranier entwickelten den alten Glauben vom Kampfe der guten und der bösen Geister zu einem System des Gegensatzes der himmlischen und höllischen Heerschaaren." Die Perser waren hierin den Juden ziemlich nahe, und waren es wenigstens, die nächst den Juden das Sittengesetz am höchsten hielten und am edelsten ausbildeten, während in Aegypten und Indien nur das Ceremonialgesetz, eine rohe geistlose Werkheiligkeit überwog. Andererseits zeigt sich auch einige Verwandschaft des Parsismus mit dem nordischen Heidenglauben, sofern in beiden wenigstens Kampf das Haupterforderniß war, und ein ritterlicher Geist gepflegt wurde.

Wie uns scheint, hätte der Verfasser etwas mehr Rücksicht nehmen sollen auf die großen Vorzüge, welche der Parsismus vor den polytheistischen Systemen der Babylonier und Aegypter und vor dem weichlichen Quietismus der Inder hatte, sofern er eine Religion des rein geistigen und sittlichen Lichtes und durchaus heroisch war. Die persische Eroberung war zugleich religiöse Propaganda, die Ausrottung eines niedern sinnlichen Cultus durch eine höhere geläuterte Religion des Geistes. In diesem Sinne tödtete Kambyses den ägyptischen Apis. Weil aber die üppigen Völker in Kleinasien und am Nil den reinen Lichtdienst zu streng fanden, so entstand eine polytheistische Reaction dagegen; die persischen Sieger selbst verweichlichten und Alexander der Große baute den Plan seiner asiatischen Eroberungen zunächst lediglich auf die Abneigung der sämmtlichen Völker diesseits des Tigris, länger vom Parsismus abzuhängen. Aus keinem andern Grunde stellte Alexander, ehe er nach Persien selbst vordrang, erst überall die alten, von den Persern unterdrückten Culte wieder her und bekleidete seine eigene Person mit den Attributen der rehabilitirten Götter. Aus demselben Grunde nahm er nach dem Siege seine Residenz in dem grobsinnlichen Babylon und zerstörte die Heiligthümer des reinen Lichtcultus in Persien. Von alledem scheint Herr Duncker nichts zu wissen oder nichts wissen zu wollen, indem er sich Theil II. S. 328 den großen Alexander in keinerlei Feindschaft gegen den Parsismus befangen, ja sogar als Beschützer desselben denkt: „daß Alexander gegen die heiligen Schriften Irans gewüthet habe, wie die zuerst erwähnte Tradition der Parsen behauptet, widerspricht der Politik, welche Alexander den Orientalen, namentlich den Persern gegenüber befolgte." Die Politik, die Alexander den übrigen Orientalen, d. h. allen Götzendienern gegenüber befolgte, war eine ganz andere, als die er gegenüber den reinen Lichtdienern befolgte. In dieser Beziehung vertrat Alexander ein niederes und barbarisches Princip gegenüber einem höheren und humaneren. Er stellte am Nil die Vergötterung des lebendigen Ochsen wieder her und ließ in Persien die Bücher des Zoroaster verbrennen, die nebst den mosaischen, das edelste Kleinod der vorchristlichen Menschheit gewesen sind.

Altdeutsche Dichtkunst.

Des Landgrafen Ludwig des Frommen Kreuzfahrt. Heldengedicht der Belagerung von Akkon am Ende des zwölften Jahrhunderts. Aus der einzigen Handschrift durch Fr. H. von der Hagen. Leipzig, Brockhaus, 1854.

Es ist Ludwig, Landgraf von Thüringen, gemeint, der im Jahr 1190 ins h. Land zog und das Kreuzheer bei der berühmten Belagerung von Akkon befehligte (ein Jahr nach dem Tode des großen Friedrich Barbarossa). Das Gedicht ist Umarbeitung eines noch älteren. Die einzige Handschrift befand sich in Ambras in Tirol in der alten Habsburger Sammlung und ist jetzt in Wien. Die Sprache ist etwas unbehülflich, aber treuherzig, einfach, anschaulich. Die Kämpfe sind recht lebendig geschildert, auch ist der feindlichen Tapferkeit, dem Ruhm des großen Saladin Rechnung getragen. Neben Ludwig selbst sind es die böhmischen Fürsten, die am meisten hervorgehoben werden, weil der Dichter ihr Client war. Unter den christlichen Kämpfern ragt ein riesenhafter Friese hervor.

Durch dieses Werk wird die lange Reihe der bereits gedruckten altdeutschen Gedichte abermals ergänzt, doch liegt immer noch gar manches ungedruckt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/3 Thaler.

Mittwoch, N° 81. 11. Oktober 1854.

Schauspielkunst.

1) Zur Geschichte des Dramas. Von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Leipzig, Brockhaus, 1854.

Nicht blos Geschichte des Vergangenen, sondern auch Kritik der Gegenwart. Der Verfasser charakterisirt zuerst das Drama der Alten als wurzelnd im Ernst der Religion, dann das Drama des Mittelalters als durch und durch kirchlich. Wie aber schon zur Heidenzeit unter den römischen Kaisern die ehrwürdige griechische Tragödie zu Schaustücken des Circus herabsank und nicht mehr die Seele gestählt und veredelt, sondern nur die Sinne gekitzelt und den niedrigsten Neigungen geschmeichelt wurde, so endete auch das christliche Drama in weltlicher Corruption. Das vielgepriesene Fastnachtsspiel, in dem Manche den Anfang einer gesunden volksthümlichen Kunst haben sehen wollen, erscheint unsrem Verfasser nur als Symptom eines Verfalls. „Wenn wir das Charakteristische des Fastnachtsspiels, wie es im Allgemeinen einer unbefangenen Betrachtung sich darbietet, kurz bezeichnen sollen, so ist es im Grunde doch nur die Negation des Mittelalters, d. h. dessen, was dieses groß gemacht, des Ritterthums, der Liebe, der Tapferkeit und der Religion, und insofern allerdings ein Symptom, daß das Mittelalter damals schon innerlich faul und abgenutzt war. Aus der bloßen Negation aber, die ja selbst nur eine Krankheit ist, geht nie und nirgends das gesunde Neue hervor. Und eben dieser verwandtschaftliche negirende Familienzug führte das Fastnachtspiel auch sehr bald der Reformation in die Arme, die es sofort als willkommene Waffe gegen die Kirche wandte."

Der Kirche entfremdet, in offener oder heimlicher Opposition gegen das Christenthum selbst mußte das Theater sich entschieden den altheidnischen, classischen Formen zuwenden. Es wurde wieder ganz antik. Italiener und Franzosen gingen mit dem Beispiel voran. „Es mag auf den ersten Blick unerklärlich scheinen, daß dieses künstliche System poetischer Unnatur, wie es in der französisch classischen Literatur sich entwickelt, das ganze gebildete Europa erobern und über ein Jahrhundert lang tyrannisch beherrschen konnte. Verfolgen wir aber genauer den historischen Hergang dieser Erscheinung, so wird sie leicht begreiflich. Die Reformation hatte eben damals in das Völkerleben einen tiefen Einschnitt gemacht und durch ihren revolutionären Umschwung der religiösen Weltansicht die organisch nationale Entwickelung momentan fast überall gestört. In solchen Uebergangsperioden entsteht aber jederzeit ein noch ungewisses geistiges Schwanken, das die Menge für jederlei Neuerung doppelt empfänglich macht. In den protestantischen Ländern hatte man mit dem Mittelalter und seiner Romantik offen gebrochen und dafür, zum Theil aus philologischem Bedürfniß der souveränen Bibelerklärung, immer dringender auf die Kenntniß des Alterthums hingewiesen, mithin dem Einflusse der französischen Gelehrtenpoesie in ihren zwei Hauptmotiven bedeutend vorgearbeitet. In England machte sich dieser Einfluß, namentlich auf die Bühne, später geltend, weil er dort auf ein bereits fertiges, im Volksleben wurzelndes Drama stieß. Um desto intensiver dagegen zeigte er sich in Deutschland, wo gerade damals das kaum erst entstandene Schauspiel noch unbeholfen mit einer völlig verwilderten barbarischen Sprache rang, und daher von dem vollendeten Glanze der französischen Rhetorik geblendet und wie verzaubert wurde."

Calderon stellte, während schon die heidnische Renaissance überhand nahm, noch die vollendetste Blüthe des christlichen Dramas dar, und auch Shakespeare befand sich noch auf dem alten Goldgrund der Kirche und der Nationalität. Mit Recht bezeichnet es der Verfasser

als lächerlich, Shakespeare zu den modernen Dichtern der Renaissance, des Protestantismus, der Negation und Aufklärung rechnen zu wollen. Shakespeare gehört noch ganz dem Mittelalter an und wurde eben deshalb von Voltaire, dem Heros der Neuzeit, gar nicht begriffen.

Der löbliche Aufschwung, den das deutsche Theater im vorigen Jahrhundert nahm, ging von einer Erhebung des sittlichen Gefühls und von einer Besinnung des gesunden Verstandes aus, vermochte aber die Schranken der heidnischen Schule nicht zu überschreiten. Lessing, Göthe, Schiller, alle waren nur verständige und wohlwollende Heiden, die aber die Kluft zwischen der Bildung hier und dem christlichen Glauben dort nur noch weiter aufrissen. Ging doch Schiller so weit, durch das Theater die Kirche ganz ersetzen zu wollen.

Da übrigens die Reaction des gesunden Gefühls und Geschmacks gegen die Unnatur der Renaissance einmal begonnen hatte, so konnte sie nicht stehen bleiben. Nothwendig mußten Männer kommen, die zur Kirche selbst zurückführten. Das waren die vielbeschrienen Romantiker. Herr von Eichendorff bezeichnet mit Recht Novalis, Friedrich Schlegel und Joseph Görres als die Urheber der deutschen Romantik und ihre Tendenz als eine wesentlich kirchliche und katholische. Und gerade weil sie das gewesen, seyen die übrigen s. g. Romantiker aus Schwäche und Feigheit, dem heidnischen Zeitgeist gegenüber, nach den mannigfachsten Richtungen hin von ihr abgefallen. „Es ist geradezu unbegreiflich, wie manche neuern Literaturhistoriker, wahrscheinlich von dem nüchternen Ausgange der Romantik getäuscht, allen Ernstes behaupten mögen, sie sey gar nicht religiösen Ursprungs, sondern von vornherein ein blos ästhetisches Experiment gewesen. Ebenso gut könnte man vom dreißigjährigen Kriege sagen, er habe mit der Reformation nichts gemein gehabt, weil im Verlauf des Kampfes die Landsknechte am Ende den Anfang, Parol und Feldgeschrei vergessen. Wo hätten denn wohl Friedrich Schlegel und Görres, die beiden großen Führer der Romantik, diese jemals auf die bloße Erfindung einer neuen Aesthetik zu beschränken versucht? Haben sie etwa nicht laut und deutlich genug ihre Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Freiheit nur bei der Wahrheit, die unerschütterliche, weil von Gott selbst beglaubigte Wahrheit aber in der katholischen Kirche sey. Von der Kirche, deren Freiheit hiernach mit der wahren geistigen und politischen Freiheit identisch sey, sollte daher jeder Kämpfer, wo er auch stehe, den Ritterschlag, jedes menschliche Verhältniß, Staat, Kunst und Wissenschaft, und mithin allerdings auch die Poesie, ihre eigentliche Berechtigung, höhere Bedeutung und Weihe empfangen. Dies war so entschieden Grund, Ziel und Wesen der Romantik, daß sie verloren war, und völlig charakterlos werden mußte, als sie selbstmörderisch davon abwich."

Es gab nicht Helden genug unter den Romantikern, vielleicht gerade weil es Poeten waren. Die Poeten verlieren gern den Schild, wie Horaz. Poeten konnten in einem welthistorischen Kampf vorangehen, das war ihre Ehre, aber nicht siegen, das wäre eine Unmöglichkeit gewesen. „Der Ehrgeiz, womit, nach Brentano, die Kunst ihre Jünger ‚so sorgenvoll behängt', ist überhaupt eine sehr widerwärtige Beigabe, weil er feig macht gegen die Meinung der Welt, und zwar ganz zum eigenen Schaden. Denn die sogenannte Welt meint eigentlich gar nichts, sondern will im Gegentheil ihre Meinungen von den wenigen Führern empfangen, die eben an der Spitze der Bildung stehen; sie liebt, wie ein Weib, an ihren Günstlingen vor allen andern Tugenden die Tapferkeit und ein gewisses resolutes Wesen; sie sollen — gleichviel ob im Guten oder Schlimmen, denn so tief analysirt das Publikum nicht — vor Allem mit ihrem eigenen Gewissen fertig seyn, und im Spiegel ihrer Werke gleichsam persönlich ein abgeschlossenes Kunstwerk darstellen. So war Goethe, ohne nach Lavater, Jung-Stilling und allen ‚schönen Seelen' seiner Zeit viel zu fragen, ein entschiedener Helde, und Schiller, trotz allen Anfechtungen der Romantik, der vollendetste und aufrichtigste Rationalist im großen Styl." Es war übrigens viel leichter, Charakter zu zeigen, wo man die ganze gebildete Welt für sich wußte, als wo man eine Welt von Vorurtheilen zu bekämpfen hatte und sich verlassen sah. Selbst der elende Kotzebue hatte es leichter tapfer zu seyn, als der vortreffliche Tieck.

Von diesem sagt der Verfasser: „Mit Talent war Ludwig Tieck überreich gesegnet, aber sein poetischer Charakter war allzu flexibel für die bedeutsame Wucht dieser Gabe, und riß ihn zu den entgegengesetztesten Verwandlungen hin. Im Anfange sehen wir ihn in seinem ‚Leberecht' gemüthlich die Leihbibliothekenstraße dahinschlendern, später aber im ‚William Lovell' und im ‚Abdallah' alle prätentiöse Weltverachtung der falschen Genialität zur Schau tragen; dann versenkt er sich plötzlich ganz und gar in die Mysterien der Romantik, um zuletzt auch dieser, z. B. in seinen neuesten Novellen, beinahe feindlich wieder den Rücken zu kehren. Er sagt selbst: ‚Oft wird mir Angst, wenn ich meine schnelle Fühlbarkeit sehe, mich in alle fremden Gedanken und Zustände nur zu leicht hineinzudenken, so daß mir oft, auf Augenblicke und Stunden, wie mein Selbst verdämmert; oder erinnere ich mich, durch welche Fluth

wechselnder Gedanken und Ueberzeugungen ich gegangen bin, so erschrecke ich, und mir fällt Hume's Behauptung ein, daß die Seele nur ein Etwas sey, an dem sich im Fluß der Zeit verschiedenartige Erscheinungen sichtbar machten. — Bei meiner Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen lag auch stets in meiner Seele eine Lust am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit, und ein Ekel meines Herzens, mich freiwillig berauschen zu lassen.' Ja, er bezieht diese zweideutige Seelenstimmung auf den eigentlichen Nerv der Romantik, auf die Religion selbst. ‚Wir können,' sagt er, ‚den heiligen Wahnsinn der großen Religionshelden bewundernd beweinen, und doch kann ein geheimes Lächeln über der Verehrung schweben, denn diese seltsame Regung erhebt sich zugleich mit allen Kräften aus den Tiefen der Seele, wir fühlen, wie so vielen Gemüthern das, was wir anbeten, nur belachenswerth seyn dürfte.' — Dieses schwanke Wesen aber und leichte Eingehen in die verschiedensten Intentionen erzeugt in seinen Schriften eine besondere Art von Schwebereligion, die, zu ernst für gemeine Frivolität und doch auch zu weltlich und voll Angst, vor der Welt thöricht zu erscheinen, sich beständig selbst belächelt, und wo man ihr eigentliches Antlitz zu errathen scheint, sogleich wieder in die künstlich drapirten Schleier der Ironie sich verhüllt, als schäme sie sich ihres wahrhaften Angesichts."

In der Kritik der Gegenwart, so weit sie nicht schon in dem liegt, was über die jüngstvergangene Periode des Dramas gesagt ist, faßt sich Herr von Eichendorff etwas kurz, hat aber überall Recht in dem, was er sagt: „Es wird allgemein über den Verfall des Theaters geklagt, und die Schuld bald den Intendanzen, bald den Schauspielern oder der engherzigen Censur zugeschoben. Die Thatsache des Verfalls liegt offen zu Tage, aber die Anklage muß, um gerecht zu seyn, conciser formulirt werden. Schlechte Intendanzen und schlechte Schauspieler sind nicht die Ursache, sondern die Folge des Verfalls, denn wer mit dem Strome schwimmt und schwimmen muß, kann den Strom nicht lenken, und am wenigsten ist den Schauspielern zuzumuthen, vortrefflich zu seyn, wenn sie nichts Vortreffliches zu spielen haben und mit der Mittelmäßigkeit wohlfeil Furore machen können." Die Schuld liegt am Leben selbst, an den großen welthistorischen Zuständen der Gegenwart. „Die der Menschennatur beiwohnende Negation, durch die Reformation formulirt, legalisirt und verschärft, hat das Individuum aus dem großen christlichen Verbande gelöst und nüchtern auf sich selber gestellt. Die Gesammtheit der Individualitäten aber findet jederzeit ihren physiognomischen Ausdruck in den Hauptfactoren alles intellectuellen Lebens: in Kirche, Staat, Schule und materiellem Interesse; und es ist daher natürlich, daß nun auch diese Factoren, gleichfalls emancipirt und selbständig geworden, sich nach und nach untereinander entzweien, und, so isolirt, jedes für sich um die Alleinherrschaft kämpfen mußten. Der Staat will die Schule und Wissenschaft sich unterwerfen, die Schule will doctrinär den Staat regieren, das materielle Geldinteresse mit seinem industriellen Mechanismus überwuchert Alle, und Alle sind in ihrer centrifugalen Hast gegen die ihrer Natur nach centralisirende Kirche gerichtet, welche ihrerseits in dem allgemeinen Kriegsstande sich ebenfalls geharnischter verwahren muß als bei normalen Zuständen. Diese unnatürliche Sonderstellung Aller ist aber wesentlich die Anarchie, die jedoch überall nicht dauern und nur als Uebergang Sinn und Bedeutung haben kann. Denn keiner jener Factoren kann ohne den andern bestehen; die Alleinherrschaft des Staats, der Schule oder des Geldsacks wäre Barbarei, und ebenso würde der alleinstehenden Kirche alles Material und Organ der Wirksamkeit fehlen; da ihr Reich allerdings gleichfalls von dieser Welt, wenn gleich für eine andere, höhere ist. Auch machen in der That, wenn man schärfer hinsieht, in diesem verworrenen Gewebe schon einige leuchtende Fäden, gleichsam Hieroglyphen der Zukunft sich bemerkbar: eine unklare Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem außer ihnen, und die Ahnung, daß am Ende doch wohl das eigentliche Ziel in dem Verein und der freiwilligen Unterordnung Aller unter ein höheres Princip liege, das aber anzuerkennen der Stolz der souveränen Menschenweisheit sich sträubt und lieber in beständiger Unruhe nach den seltsamsten Surrogaten greift. Denn dieser Schrei nach einer unmöglichen Republik, mit deren sittlicher Strenge überdies jenen Sonderbündlern am wenigsten gedient wäre, was ist es im Grunde anders, als das seinem Urquell entfremdete und daher unverstandene Gefühl der wahren Freiheit und Gleichheit, welche das Christenthum predigt? Oder das stolze Weltbürgerthum anders als das wiederaufdämmernde Bewußtseyn des großen Verbandes, womit die Kirche alle Nationen brüderlich umfaßt?"

2) Fastnachtsspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Gesammelt von Adelbert Keller. Drei Theile. (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, Band 28—30). Stuttgart, 1853.

Mit diesen bisher ungedruckten Fastnachtspielen erhält der literarhistorische Schatz unserer Bibliotheken eine namhafte Bereicherung. Sie sind von verschiedenen

Dichtern, Rosenplut und Hans Folz, von dem Pfaffen Theodorich Schernberk, Pamphilus Gengenbach und Nicolaus Mercatoris. Ueber die Handschriften, die Sprache und alles Literarhistorische und Aeußerliche ist im dritten Bande, der auch ein reiches Register enthält, vollständig Rechenschaft abgelegt. Der leidige Umstand, daß so viel Unfläthiges darin vorkommt, wird mit Recht als kein Hinderniß angesehen, welches vom Abdruck hätte zurückhalten sollen. „Mit Entsetzen und Abscheu mußten insbesondere die Ausbrüche der Rohheit erfüllen, welche so oft in diesen Fastnachtsspossen waltet und welche der Dichter selbst häufig sich veranlaßt fühlt, durch den Mund des Nachredners mit der Freiheit der Fastnachtlust zu entschuldigen. Niemand, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, wird an diesen Auswüchsen Behagen finden; aber so wenig der Anatom gewisse Organe, der Arzt gewisse Krankheiten aus sittlicher Scheu unberührt lassen darf, so wenig kann der Philologe darum das älteste deutsche Fastnachtspiel vorübergehen, wobei es sich nicht nur um höchst eigenthümliche Sprachdenkmale, sondern auch um eine in der Entwickelung der Poesie ein volles Jahrhundert durchgehende und mehr als ein Jahrhundert nachwirkende Erscheinung handelt.“ Ueberdies kommen solche gelehrte Bände in altdeutscher Mundart auch nur Gelehrten in die Hände und nicht Damen oder der Jugend.

Wären nur diese Fastnachtspiele die einzige Befleckung des deutschen Volkscharakters gewesen! Sie sind noch unschuldig im Vergleich mit der politischen Praktik des 16. und 17. Jahrhunderts. Sie gleichen nur den Unsauberkeiten eines Wahnsinnigen, aber nicht die Unsauberkeit, sondern der Wahnsinn ist schuldvoll. Wir dürfen nur die Tendenzen anklagen, die nach und nach das deutsche Volk dahin brachten, daß es von seiner titanenhaften Größe in der Heidenzeit und Völkerwanderung und von seiner wunderbaren Vereinigung, Gliederung, Veredlung und Vergeistigung im Mittelalter zu der rohen Niedertracht hinabsinken konnte, die den Kloak zum Tempel machte.

Unleugbar ist in jenen Fastnachtspielen noch manche Spur von ehrlicher deutscher Derbheit und gutem Witz und Humor. Aber die Hauptsache bleibt immer Erregung und Befriedigung des Wohlgefallens am Schmutzigen. Im Till Eulenspiegel ist bei aller Rohheit noch Satire, wie im Reinecke Fuchs. Ein edlerer Geist versteckt sich hier nur hinter der unfläthigen Maske wie bei Aristophanes und Rabelais. Von den Fastnachtspielen aber ist die Satire in ein plumpes Darstellen menschlicher Dummheiten und Schwächen ausgeartet, zuweilen schon mit der feigen Tendenz „das ist einmal der Welt Lauf“, ohne irgend einen sittlichen Revers. Es wird schon vorausgesetzt, der Bauer sey ein Tölpel, die Bäurin dumm oder sittenlos, der Pfaff unverschämt und brünstig. Nirgends verräth sich mehr eine Achtung vor der öffentlichen Sittlichkeit, geschweige vor der Kirche. Nirgends mehr ein Bewußtseyn, daß man doch einer edeln Menschenrace angehöre und etwas auf sich zu halten habe. Bürger und Bürgerinnen, die den Ekel solcher Fastnachtspiele ertrugen und als Delikatesse sogar aufsuchten, müssen schon in einem hohen Grade verdorben gewesen seyn und halten keine Vergleichung aus mit den frommen Bauern im Oberammergau, die, indem sie ihre geistlichen, ernsten und würdigen Schauspiele heute noch aufführen, sich dabei ihrer nobeln Race und Gesinnung seit Jahrhunderten bewußt sind.

Auch die Sprache der Fastnachtspiele zeigt einen tiefen Verfall an, wenn man sie mit der älteren Sprache der schwäbischen Minnesänger oder mit der volltönenden Prosa noch im vierzehnten Jahrhundert vergleicht. So wie die Autorität der Kirche nicht mehr anerkannt war, fiel auch aus dem weltlichen Bau des Kaiserreichs der Schlußstein heraus, lösten sich auch die sittlichen Bande der Gemeinde und Familie auf, gab es auch kein Band echter Ehre und Ritterlichkeit mehr, und trat jener rohe Naturalismus ein, in welchem der Stärkere oder wenigstens mit Stärke Renommirende alle Schwächeren und Dummeren genoß und ausbeutete. Ein allgemeines Sichgehenlassen, ein Ueberwuchern der Faulheit, Grobheit, Unreinlichkeit, Unmäßigkeit, eine totale Gleichgültigkeit gegen alles Höhere, Edlere, Feinere charakterisirt den Sittenzustand, der die Reformation vorbereitete und begleitete. Die Kirche selbst in ihrer Corruption hatte das alles verschuldet, aber als erst der Dämon sich der Menschen bemeistert hatte, duldete er nicht mehr, daß sie suchen und finden sollten, was die Reformation doch eigentlich wollte, nämlich Wiederherstellung der Zucht und Wahrheit in der Kirche, sondern trieb die Menschen massenhaft **aus** der Kirche hinaus, um nur noch des Leibes zu pflegen und der Seele zu vergessen, oder sich liebend allein in das alte classische Heidenthum zu versenken.

Den Uebergang nun, die alleinige Pflege des Leibes, den groben Naturalismus des Fressens, Saufens und Vonsichgebens und der obligaten Unzucht charakterisiren nun die Fastnachtspiele, so wie das moderne Theater die Rehabilitation des Heidenthums.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, N° 82. 14. Oktober 1854.

Biographie.

1) Der Chronist Friedrich Lucä. Ein Zeit- und Sittenbild aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Von Dr. Fr. Lucä. Frankfurt a. M. Brönner, 1854.

Friedrich Lucä, gebürtig aus Brieg in Schlesien, war Hofprediger daselbst und kam später als Oberpfarrer nach Kassel in Kurhessen. Er ist der gelehrten Welt bekannt als Verfasser einer schlesischen Chronik und des „Grafensaals", in welchem er Kunde von allen gräflichen Geschlechtern Deutschlands gab.

Eine handschriftlich von ihm hinterlassene Selbstbiographie bildet den Hauptinhalt des vorliegenden Buches. Sie ist ein wenig langweilig geschrieben, enthält aber manche interessante Schilderung aus der Zeit. Lucä war der Sohn eines Professors, der bei einem der damals noch existirenden schlesischen Herzoge in großer Gunst und Gnade stand. Er hatte also von Jugend auf gute Tage, durfte auch weite Reisen machen und zu Leyden in Holland studieren, wie er denn auch nach seiner Rückkehr ins Vaterland bald angestellt wurde und sich fürstlicher Gunst bis an sein Ende erfreute. Auch war er sich dessen bewußt, denn er hielt viel auf sein Ansehen und durfte sich erlauben, was nicht leicht ein Anderer. Als in Cassel z. B. einmal eine vornehme Dame mit nach damaliger Mode zu weit sichtbarer Büste zu ihm an den Altar trat, um das Abendmahl zu empfangen, zog er ohne Bedenken sein eigenes Sacktuch heraus und bedeckte sie damit, ehe er ihr das Sakrament ertheilte. Ein andermal riß er einer andern Dame auf offener Straße die Fontange aus dem Haar, ein kokettes Häubchen, welches damals Mode war. Das Fräulein von Fontanges, eine berüchtigte Maitresse Ludwigs XIV., verschob sich einmal ihr Häubchen auf der Jagd; der König fand, es stehe ihr auch so ganz allerliebst und nun ahmten alle Damen in Paris, endlich in ganz Europa dieses lüderliche Haubentragen nach. Ehre dem deutschen Prediger, der Herz genug hatte, der vornehmen Welt diese Nachäfferei der Pariser Hurenwirthschaft vorzuwerfen!

In den deutschen Sitten jener Zeit gibt sich noch viel Rohheit und Verwilderung kund, die noch aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges herstammte. Hier ein Paar Exempel. Lucä fuhr den Rhein hinab. „Wir kamen sodann bei Linz an, wo Churcöln auch ein Schloß hat. Es war gerade Sonntag, und weil die Leute sich alle in der Kirche befanden, so hatte man die Thore geschlossen und mußten wir so lange außen warten. Unterdessen gewahrte einer unserer Reisegefährten, Möllerus, Licentiat von Gröningen, unfern der Stadt ein Marienbild und Crucifix, nahm ein Ruder zur Hand, eilete darauf los, und stieß, ehe wir sein Vorhaben erkannten, die ‚Götzenbilder' vom Kreuze herunter. In was für Schreckniß die ganze Compagnie hierüber gesetzet worden, ist leicht zu erachten; denn dafern solches Jemand von den Papisten gesehen hätte, würden wir schwerlich das Leben davon gebracht haben. Wir eileten sofort wieder zu Schiff, fuhren eilends an Unkel und Königswinter vorbei, und landeten, aus Furcht, die Linzer möchten uns nachsetzen, nicht eher irgend wo an, als bis wir Abends Bonn erreichten." So der Protestant gegen die Katholiken. Wie sich ein Katholik an den Protestanten rieb, beweist andrerseits folgendes Beispiel: „Es commandirte damals der wunderliche kaiserliche General Knigge in Glogau, ein geborner Edelmann aus Braunschweig, welcher vom Lutherthum zu den Papisten übergegangen war. Derselbe vexirte seine alten Glaubensgenossen in Glogau, wo er nur konnte. Zum Exempel sperrte er des Sonntags, wenn sie hinaus zur Predigt gingen, die Stadtthore, blos ein enges

Pförtlein offen lassend, dadurch nur ein einzelner schmaler Mensch mit Mühe kriechen konnte; daher sie dann Alle hinter einander sich langsam aus- und einarbeiten mußten. Sothaner Weise vexirte er auch fremde Theologen, die etwa in die Stadt gereiset kamen, ließ sie vor sich fordern und schickte ihnen seine Jesuiten zum Disputiren übern Hals, bei welchen kecken Gesellen, und hier am Orte, freilich nichts zu gewinnen war." Vom Magistrat der guten Stadt Hirschberg wird erzählt: „Des Nachts, da der Bürgermeister Franke ziemlich den Rausch im Kopfe spürte, satzte er sich mit dem Rathsherrn- und Bürgermeister-Collegio auf den Markt unter freiem Himmel, und ließ ihnen den Trunk bei Trompetenschall noch besser schmecken. Herr Rath Knichen sammt mir blieb oben im Fenster des Saals liegen, höreten und sahen auf den Ausgang sothaner Fröhlichkeit. Indessen kam ein armer trunkener Bürger und fragte die Herren, ob das Mode wäre, daß man hier in dem Mondenschein sich so lustig mache, und solch Spektakel aufführe. Allein der arme Stümper ward durch die aufwartenden Stadtdiener nach Hause gewiesen, und des Morgens wegen seiner Kühnheit ins Gefängniß geworfen und auf 5 Thaler Strafe condemniret."

Im Leben des Verfassers selbst nahm alles einen nüchternen normalen Verlauf. Nur seine erste Heirath hat einen romantischen Reiz. Wie er seine erste Frau kennen lernte, erzählt er mit liebenswürdiger Herzlichkeit und Naivetät: „Da ließ sich eine fremde Jungfrau, Elisabeth Mercers, von der lebenslang nichts gehört oder gesehen hatte, bei mir anmelden, vorhabend, das heilige Abendmahl privatim bei mir zu halten, indem sie nicht warten wolle, bis es wieder öffentlich gehalten werde, was erst kurz vorher geschehen. Dieselbe war mit Herrn General Schlepusch und dessen Frau Liebsten von Bremen nach Schlesien kommen, und wohnte auf deren adeligem Rittersitz Klein-Polewitz, anderthalb Meilen von Liegnitz. Des Sonntags, da sich die Jungfrau einstellete, und nach verrichtetem Gottesdienst aus der Kirche in mein Haus kam, und die heilige Communion andächtig absolvirte, nahm ich Occasion, mich mit derselben über den Zustand der Kirche in Bremen zu unterhalten, ihr auch, da sie mir ein paar Kapaunen in die Küche geschickt hatte, zu danken, und ließ sie im Segen des Herrn wieder von mir gehen. Ich hatte aber bei dem ersten Anblick der Jungfrau nicht allein eine feine mir anständige Conduite in ihr verspüret, und eine schöne Conformität meines Gemüthes mit dem ihrigen empfunden, sondern es schien auch mein aufwallendes Geblüte und bewegtes Herz mir ein Merkmal zu seyn, daß der Geist der Liebe etwas sonderliches mit mir vorhaben müßte, indem lebenslang keine solche brünstige Affektion auf irgend eine Jungfer gleich wie auf diese getragen hatte."

Im Anhang steht noch der Briefwechsel mit dem berühmten Leibnitz und eine damit zusammenhängende Notiz über den denkwürdigen Versuch Papins, ein Fahrzeug zu verfertigen, welches unter dem Wasser gehend feindliche Schiffe zerstören sollte. Der Herausgeber beweist, daß es sich nicht um Anwendung der Dampfkraft gehandelt habe, daß Papin aber die Dampfkraft in andern Versuchen wirklich angewendet und insofern den Ruhm des ersten Erfinders wohl anzusprechen habe. „Wogegen die Bestrebung Papins, durch Anwendung der Dampfkraft Schiffe in Bewegung zu setzen, unwiderleglich aus den Reisen unseres Frankfurter Landsmannes Zacharias Conrad von Uffenbach hervorgeht. Daselbst heißt es bei Gelegenheit eines Besuchs der damals im Bau begriffenen Anlagen der Wilhelmshöhe, und eines Gesprächs über deren Baumeister, den Italiener Franceesi (1709) wie folgt: ‚Nach dem kamen wir von dem Herrn M. Papin zu reden, von dem ich mich, wegen eines und andern, und sonderlich seiner Erfindungen erkundigte. Ich mußte aber mit Verwunderung vernehmen, daß er mit schlechtem Credit von hier hinweg gekommen. Er wurde beschrieben als ein Schwätzer und kühner Unternehmer, der hunderterlei theils zum Schaden und Gefahr Ihro Durchlaucht und seiner selbsten, ohne Erfahrung, aus puren Speculationen vorgenommen. Seine zwo letzten Unternehmungen, welche ihn auch von hier gebracht, sind diese: erstlich, daß er sich unterstanden, mit einem Schiff ohne Ruder, sondern nur mit Rädern, auch ohne Segel allein zu schiffen, welches ihm auf der Fulda, zu geschweigen auf dem großen Meer, darauf er in Engelland schiffen wollen, bald sein Leben gekostet hätte. Das andere und größte ist, daß, da er mit Wasser wie mit Pulver zu schießen unternommen, er leichtlich großes Unheil angerichtet hätte: denn indem die dazu bereiteten Maschinen gesprungen, haben sie nicht allein das Laboratorium gutentheils über einen Haufen geworfen, verschiedene Menschen tödtlich verwundet und einem andern den Kinnbacken hinweggeschmissen, sondern es hätte auch Ihro Durchlaucht selbsten treffen, und als einem sehr curieusen Herrn, der alles gar genau in Augenschein nehmen will, das Leben kosten können, wenn nicht von ungefähr Ihro Durchlaucht von Geschäften abgehalten, etwas später gekommen wären; weßwegen er dann auch seinen Abschied bekommen.'"

2) Sir Thomas Fowell Burton. Ein Bild des englischen Lebens. Entworfen nach Memoirs of Sir Th. F. Buxton etc. von A. v. Treskow. Volks-Ausgabe. Berlin, Schneider und Comp., 1854.

Burton war der Nachfolger des berühmten Wilberforce, als Vorkämpfer der Humanität in England, sonderlich im englischen Parlament. Wie Wilberforce vorzüglich für die Gefangenen, so war Burton für die Sclaven besorgt. Burton stammte aus einer edeln Familie, war vortrefflich erzogen, reich, gesund, ohne Sorgen und widmete sich frühzeitig dem edeln Berufe, seinen Nebenmenschen und Mitchristen zu helfen. Sein Glück, der ihn umgebende Wohlstand, die Harmonie in seiner Familie, sagen wir der Lichtglanz, in dem er von Jugend auf lebte, scheinen ihn aufmerksam gemacht zu haben auf den Contrast des Elendes, in dem so viele Tausende und Millionen von Menschen in einem umnachteten Daseyn dahinleben.

Zuerst rührte ihn die Noth der Weber von Spitalfields, die er im Jahre 1816 in einer Rede auf ergreifende Weise schilderte: „Ich hätte Sie zuerst in eine Dachkammer zu führen, die den Namen einer Kammer kaum verdient. Dort sitzen drei menschliche Wesen, jedes im Alter von siebzig Jahren, alle die Spuren des Hungers in tiefen, unverkennbaren Linien auf dem Gesicht. Einige aufeinander gepackte Mauersteine bilden ihren einzigen Sitz, ihren einzigen Tisch — ein wenig von unserer Armensuppe ihre einzige Nahrung, — ein wenig Stroh und einige Lumpen ihr einziges Bett! — Kommen Sie, wann Sie wollen, — wählen Sie selbst die Straße aus, in dieser Straße das Haus, in diesem Hause das Zimmer, und in diesem Zimmer werden Sie den Beweis finden, daß mein Bild mit schwachen Farben gemalt ist. — Kommen Sie zu uns und ich will Ihnen den Vater einer zahlreichen Familie zeigen, den wir damit beschäftigt fanden, den Kamin einzureißen, um für das Eisenwerk sich und seiner verhungernden Familie Brod zu schaffen. Die Furcht vor der später hereinbrechenden Kälte war geringer in ihm, als der unabweisbare, nagende Hunger. Kommen Sie bei Tage und wir wollen Sie zu einer Wittwe führen, die in dem letzten Stadium einer tödtlichen Krankheit liegt, aber — die einzige Decke der armen Sterbenden hat für Brod fortgegeben werden müssen! — Kommen Sie bei Nacht und wir wollen Ihnen die Schuppen und Wetterdächer der Märkte zeigen, angefüllt mit den armen Obdachlosen. Hier finden Sie ein Lager für die Winternacht, und den Marktabfällen entnehmen sie ihre Nahrung für den Wintertag ꝛc."

Sodann widmete er sich als Parlamentsmitglied von 1818 an der Verbesserung des Gefängnißwesens und der Strafgesetze. Endlich und hauptsächlich von 1821 an der Emancipation der Negersclaven, ein ruhmvolles Werk, welches er im Jahr 1834 durchsetzte. Man findet hier den Faden durch die weitläuftigen Parlamentsacten und kann den Gang der äußerst interessanten Verhandlungen über die Abschaffung des Sklavenhandels und über die Emancipation der schon vorhandenen Sclaven bis zum letzten Ergebniß verfolgen. Dieses Ergebniß war freilich nur in moralischer Beziehung ein großes, sofern Regierung und Parlament unter Zustimmung des Volks sich öffentlich gegen die Sclaverei erklärten. Faktisch aber wurde nur das Loos einiger hunderttausend Schwarzen in Westindien erleichtert. Die ungeheure Mehrheit der Sclaven in Nord- und Südamerika blieb in ihrem alten Zustande und zu ihr reichte die englische Gesetzgebung nicht hinüber. Burton faßte daher den großartigen Plan, die Quelle der Sclaverei in Afrika selbst zu verstopfen und veranlaßte 1841 eine Niger-Expedition zu dem Zweck, mit den schwarzen Bevölkerungen Afrikas Handelsverbindungen anzuknüpfen und ihnen die Civilisation zu bringen. Aber die Expedition scheiterte, ihre Mittel reichten gegen die Hindernisse des Terrains und Clima's nicht aus. Burton starb 1845 von ganz England hoch verehrt. Und wer sollte nicht sein Streben ehren, wenn man gleich die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß er von der Erziehungsfähigkeit und Perfectibilität der schwarzen Race zu übertriebene Hoffnungen hegte und den niedern Racencharakter nicht genug anschlug.

Gedichte.

Gedichte von Moritz Graf Strachwitz. Gesammtausgabe. Zweite Auflage. Breslau, Trewendt und Granier, 1853.

Elegante Taschenausgabe in Goldschnitt. Wir haben des Grafen Gedichte schon früher in diesen Blättern warm empfohlen. Es war Kraft in ihm und Natur. Seine poetische Blüthe erschloß sich in den vierziger Jahren mitten unter den Giftpilzen und Nachtschatten der antichristlichen Demokratenpoesie. Er wagte, wie der ritterliche Graf Alexander von Würtemberg, „gegen den Strom" zu schwimmen.

Die Zeit ist thatendurstig, thatenschwanger,
Die Freiheitsmütze prahlt auf kühnen Stirnen,
Das Diadem, der Purpur hängt am Pranger.

Durch's Reich der Dichtung geht ein tobend Zürnen,
Der Aufruhr fluthet um die höchsten Spitzen
Rothglühend aus vulkanischen Gehirnen.

Aus tausend Federn läßt er Flammen spritzen,
Aus tausend Zungen ruft er zu den Waffen,
Aus tausend Mänteln läßt er Dolche blitzen.

Die Dichtkunst ward zur Fechtkunst umgeschaffen,
Sie muß dem Arme der Vernichtung dienen,
Muß Speere schütteln oder Bogen straffen.

Sie hau'n mit ihr nach Thron und Hermelinen,
Sie werfen sie als Pechkranz auf die Zinnen,
Sie dienen nicht der Kunst, die Kunst dient ihnen.

Wann wird der zornige Strom das Meer gewinnen?
Wann löscht die Glut, wann grünt es in den Thalen?
Wann wird man wieder süße Lieder sinnen?

Es trägt die Kunst ihr eisern Loos mit Qualen.
Laß, Herr, die Göttliche in ihrer Hoheit
Nicht untergehen, ein Opfer der Vandalen,
In dieses Meinungsstreits ergrimmter Rohheit!

Aber noch tiefer erbitterte den Dichter der „faule Frieden", die stumpfsinnige Trägheit der Macht, von der man wenn nicht die begeisternde That, doch wenigstens Voraussicht und Schutz erwartet.

Viel Sänger singen weit und breit,
Sie singen in Zorn und Harm,
Sie wollen wecken die träge Zeit
Aus des Schlummers bleiernem Arm.

Im Schlummer sterben die Völker hin,
Am Banner schläft der Soldat,
Am Busen der Zeit, der Schläferin,
Da schlummert die große That.

Die Freiheit schlummert im harten Schooß
Friedseliger Tyrannei,
Nur der Krämer, er sucht noch ruhelos
Sein goldenes Straußenei.

Viel Lerchen schwirren im Sonnenlicht,
Indeß die Gebirge ruh'n,
Sie stören den Schlaf der Lawine nicht,
Der Donner, er wird es thun.

Und können die Sänger mit Wort und Klang
Nicht erschließen das Aug' der Zeit:
So wollt' ich, es bräche den Schlummerzwang
Ein großer, grimmer Streit;

So wollt' ich, es stürzte Geschlecht auf Geschlecht
Und donnerte Stamm auf Stamm,
So wollt' ich, es sprengte das Nordgefecht
Der Erde vermorschten Damm.

Komm, Schlachtengebrüll, du Donnerwort,
Mit Wundenklaff und Tod,
Mit Völkergroll und Völkermord
Und Völkermorgenroth!

Komm, Klingenwechsel und Schwerterblitz,
Komm, rasselnder Reitersturm,
Vor deinem Athem, du Mordgeschütz,
Zerfahre Mauer und Thurm!

Und bricht entzwei die alte Welt,
Vom Stoß zusammengedrückt:
Viel besser, daß sie in Trümmer fällt,
Als daß sie schlafend erstickt.

In dem Grafen Strachwitz ist eine gesunde Natur untergegangen. Wir hätten sie für stark genug gehalten, dem Windstilleneckel wie dem Sturm der Zeit zu widerstehen. Sein Andenken aber wird unter Deutschlands Lyrikern geehrt bleiben. Er hat viel mit dem Grafen Platen gemein, den edeln Unmuth in der Seele und den Wohllaut des schönen Wortes, aber er bezeichnet schon einen Fortschritt der Zeit aus der Platenschen Krankhaftigkeit hinaus zur Genesung. Er hat die Eitelkeit schon überwunden in einem höheren Gemeingefühl.

Wir entheben der schönen Sammlung hier noch sein letztes Gedicht, kurz vor seinem Tode im Jahr 1847 verfaßt und einer edlen Dame in Wien gewidmet:

Für Deine wundervolle Mild' und Güte,
Wie könnt' ich jemals hoffen, Dir zu danken!
Ich kann nur beten, daß Dich Gott behüte! —

Du saßest standhaft bei dem wilden Kranken
Und hörtest an und suchtest zu beschwichten
Des wunden Herzens stürmische Gedanken.

So kennst Du denn mein Denken und mein Dichten,
Ich ließ Dich schaun bis auf den Grund der Welle,
Du kennst mich ganz; Du wirst zu streng nicht richten!

Es rollt mein Blut in mehr als deutscher Schnelle,
Und viel gesündigt hat dies Blut zu Zeiten;
Doch bin ich sonst ein ehrlicher Geselle.

Ich konnte selten nur dies Blut bestreiten,
Geschrieben steht in diesem Buch mit Flammen
Die lange Kunde meiner Trunkenheiten.

Doch Du bist gut und wirst mich nicht verdammen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 83. 18. Oktober 1854.

Plattdeutsche Gedichte.

1) Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart von Klaus Groth. Dritte sehr vermehrte und verbesserte Auflage mit einem Glossar nebst Einleitung von Prof. K. Müllenhoff. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke, 1854.

Quickborn heißt „perennirende Quelle", unaufhörlich lebendig fließender Brunnen und soll hier die niederdeutsche Sprache und Volksthümlichkeit bezeichnen.

Das Buch ist sehr merkwürdig, enthält sehr viel Schönes und wird seinen Zweck, auf den Werth der norddeutschen Volksmundart aufmerksam machen zu wollen, ohne Zweifel erreichen. Es ist viel besser, als die Vorrede erwarten läßt, denn in dieser sagt der Verfasser ziemlich naiv, Zorn habe ihn ergriffen über der Vernachläßigung und Geringschätzung der plattdeutschen Sprache und er habe ihren Werth wieder geltend machen wollen. „Ich habe zu dem Ende vielfältig Zweck und Mittel erwogen und bin zu folgendem Resultate gekommen: das Gebiet der schriftlichen Anwendung des Plattdeutschen sind poetische Darstellungen aus dem Volksleben, worin das Volk sich selbst idealisiret kennen lernt." Also will er Gedichte machen für einen Zweck, der außerhalb der Poesie liegt, aus beleidigtem National- oder Provinzialgefühl, und gesteht, daß er die Gedichte gleichsam nur im Zorn mache. Und er nimmt nicht einmal das Volk wie es ist, sondern idealisirt es, eine zweite Unnatur und Macherei. Nachdem wir daher die Vorrede gelesen hatten, erwarteten wir etwas recht Widriges, Erkünsteltes. Wir wurden indeß bald mit der ungeschickten Vorrede und mit dem Verfasser wieder ausgeföhnt, denn es liegt wirklich in diesem Buch ein Schatz von volksthümlicher Sprache und Denkweise. Der Dichter ist einem innern Drang und Triebe echter Natur gefolgt und hat sich nur in seiner Reflexion über das Wesen desselben getäuscht. Er glaubte ein Ziel vor sich zu sehen, wornach er willkührlich strebe, es war aber nur ein innerer Geist, dem er unwillkührlich gehorchte. Alles, was er nun in jener Reflexion hinzugethan hat, ist verfehlt, und nur wozu es ihn von selber trieb, das ist gut und echt und wahrhaft aus dem Volksleben. So sind z. B. seine Hexameter, mit denen auch schon Johann Heinrich Voß seine Muttersprache martyrisirte, und manche in die Lieder eingeflochtene Sentimentalitäten und pathetische Redensarten, wie sie auch Hebel in die alemannische Mundart ganz unvolksthümlich einpfuschte, durchaus nur gemacht, unpassend und überflüssig. Aber zum Glück ist das nur von außen zugeflogener Staub und Schutt, der in den lebendigen Quell nur fällt, um von ihm wieder ausgestoßen zu werden, und aus der Tiefe quillt in reicher Fülle echtes Volksthum.

Vor allem ist zu bemerken, daß der Verfasser seiner Muttersprache den höchsten Wohllaut abgewonnen hat. Das Plattdeutsche ist die fließendste, reichste, süßeste Mundart, übertrifft hierin sogar noch die alemannische. Im ganzen Manessischen Codex ist kein Lied zu finden (ein einziges des Walther von der Vogelweide ausgenommen), das sich in jener wunderbaren Süßigkeit und Flüssigkeit der Sprache mit einer guten Zahl altniederländischer Lieder messen könnte. Nur die zarten Volkslieder bei Shakespeare bieten einen ähnlichen Wohllaut dar. Denen nähern sich nun viele von Groths Liedern. Wir geben einige Beispiele im ernstern, komischen und erzählenden Styl.

Dat Dörp in Snee.

Still as ünnern warme Dek
Liggt dat Dörp in witten Snee,
Mank de Ellern slöppt de Bek,
Unnerl Is de blanke See.

Wicheln stat in witte Haar,
Spegelt slapri all de Köpp,
All is ruhi, kold und klar,
As de Dod, de ewi slöppt.

Wit, so wit de Ogen reckt,
Nich en Leben, nich en Lut;
Blau nan blauen Heben treckt
Sach de Rok nan Snee herut.

Ik much slapen, as de Bom,
Sünner Weh und sünner Lust,
Doch dar treckt mi as in Drom
Still de Rok to Hus.

Aanten int Water.

Aanten int Water —
Wat vern Gesnater!
Aanten in Dik —
Wat vern Musik!

De Wart is wat heesch: Wat wat wat schüll wi eten?
Murt, inne Murt, inne Grund is dat fett!
Höja! de graue fangt lud an to reden:
Quark un warm Water! un alle ropt mit.

Aanten int Water —
Wat vern Gesnatter!
Aanten in Dik —
Wat vern Musik!

De Rünnsteen hentlank all int Trünneln und Snappeln!
Barbeent un plattföt, un jümmer vergnögt!
Hier is de Kökenguß! Beersupp mit Appeln!
Wackeli, gackeli — sieh, wa se sökt! 2c.

Eine Gespenstergeschichte:

Se keem ant Bett in Dodenhemd und harr en Licht in Hand,
Se weer noch witter as er Hemd un as de witte Wand.

So keem se langsam langs de Stuv un fat an de Gardin,
Se lücht un keek em int Gesicht un löhn sik öwerhin.

Doch harr se Mund un Ogen to, de Bossen stunn er still,
Se röhr keen Lid un seeg doch ut as Een de spreken will.

Dat Gresen krop em langs den Rügg un Schuder dör de Hut,
He meen he schreeg in Dodesangst — un broch keen Stimm herut.

He meen he greep mit beide Hann' un wehr sik vör den Dod —
Un föhl mank alle Schreckensangst, he röhr ni Hand noch Fot.

Doch as he endli to sik keem, do ging se jüs ut Dör,
Als Krid so witt — in Dodenhemd — und lücht sik langsam vör.

Große Lebendigkeit zeichnet alle diese Schilderungen aus.

In Bezug auf die Gegenstände, die den Hauptinhalt der vorliegenden Sammlung bilden, hat sich Groth wie Hebel meist an die Natur und Landschaft und an das Familien- und Gemeindeleben gehalten, doch auch einige historische Erinnerungen und Sagen einfließen lassen. Mehrere seiner Lieder sind in vorzüglichem Grade singbar und auch schon in Musik gesetzt worden. Im Ton des eigentlichen Volksliedes findet sich hier manches sehr Hübsche z. B.

Der Fischer.

Schön Anna stun vör Stratendör,
Vör Stratendör,
De Fischer gung verbi:
Schön Anna knüttst du blaue Strümp,
De blauen Strümp,
De knüttst du wul vör mi?

„De Strümp de kriggt min Broder an,
Min Broder an
Wul op de blaue See;
Du makst je sülm din Nett so grott,
Din Nett so grot,
Un Strümp bett anne Knee."

Min Nett dat mak ich grot un wit,
So grot un wit
Man vör de dumme Stör,
Du knüttst din Strümp so fin un dicht,
So fin un dicht,
Dar geit keen Seel hendör.

Schön Anna knüttst du fine Strümp,
Son fine Strümp,
Un knüttst du se so blau:
Dar faugst du all de Fischers mit,
De Fischers mit,
Und weern se noch so slau.

De Duv.

Wo ist din Vaderhus,
Wo is de Port?
„Buten, dat Dörp to Enn',
Buten den Orr."

Wo is din Kamerdör,
Wo is din Stuv?
„Baben nat Finster rop
Rankt sik en Druv.

Kumm du um Merrennacht,
Kumm du Klock een:
Vader slöppt, Moder slöppt,
Ik slap alleen.

Kumm anne Kökendör,
Kumm anne Klink:
Vader meent, Moder meent,
Dat deit de Wind." —

Baben nau Finster rop
Rankt sik en Druv:
Achter dat Swölfenneſt
Bu't en witte Duv!

Wir wiederholen, was wir bei ähnlichen Anläſſen immer behauptet haben. Die mundartliche Poeſie muß, wenn ſie ernſt und rührend iſt, die alte einfache Weiſe des echten Volksliedes einhalten, und ſoll und darf nie moderne, ſentimentale oder pathetiſche Dinge ſagen, die wir nun einmal gewohnt ſind, nur hochdeutſch auszuſprechen. Es klingt wie eine Parodie. Schillers Ideale in plattdeutſcher Sprache können nur noch Lachen erregen. Das ſollen ſie aber nicht und deshalb taugt dieſer Gebrauch der Mundart nie. Dagegen ſteht der mundartlichen Poeſie noch das ganze weite Gebiet des Komiſchen offen.

2) **Wilhelm Bornemann's plattdeutſche Gedichte. Aus den Handſchriften des verſtorbenen Dichters geſammelt von Carl Bornemann. Sechste Auflage. Berlin, Decker'ſche geh. Oberhofbuchdruckerei, 1854.**

Hier werden wir um einen guten Ton tiefer heruntergeſtimmt. Bornemann iſt bei weitem nicht ſo poetiſch wie Groth. Seine Gedichte bewegen ſich in einer unvolksthümlichen, nur dem halbgebildeten Philiſterthum zukommenden Reflexion. Es ſind nicht Lieder aus dem Volksgemüth herausgeſungen, ſondern gereimte Reflexionen. Nirgends ein unbewußt den Lippen und dem Herzen entſtrömender Naturlaut, überall nur bewußte Prahlerei mit dem Trivialſten, was provinzielle Philiſterhaftigkeit hervorbringen mag. Sogar die Soldatenlieder entbehren das Friſche und Natürliche des Volkshumors und dürfen ſich mit den echten Soldatenliedern, wie ſie im Jahr 1813 von Pommer'ſchen und Brandenburgiſchen Landwehren geſungen wurden, nicht meſſen. Das echte Soldatenlied reflectirt nicht und prahlt nicht. Es iſt ſchlicht und derb, ſchlicht in Bezug auf die eigene Tapferkeit, derb in Bezug auf den Feind. Im echten Soldatenliede lobt der Soldat ſich ſelber nie oder nur mit Humor, in einer gemüthlichen Selbſtverſpottung. Die Theodor Körner, ſelbſt die Ernſt Moritz Arndt überläßt der Soldat den Herrn Freiwilligen und Offizieren und den gebildeten Pfarrers- und Beamtentöchtern am Claviere zu ſingen. Im Lager ſingt er ſelbſt viel tollere, ſchelmiſchere, treuherzigere oder geiſtliche Lieder.

Hier das allen anderen Bornemann'ſchen Soldatenliedern voranſtehende Lied vom „Poamerſchen Grandeer".

Grandeer bin ick ut Poamerland,
Soldoat in Luſt un Fröd!
Dät ſchwarte Krüz an ſchwartet Band
Tüg't myne Schulligkeet.

Groff ſin wy Poamern — mag et ſin!
Wat groff is, packt ok an;
Drüm eben, handfeſt as ick bin,
Stoah ick ok mynen Mann.

Wy ſpräken noch ut graue Tied
Dät uroll derbe Platt;
En Handſchlag is by uns noch hüt
So good als ſchriftlich Blatt.

En Woort en Mann — dät is by uns
En yſern Unnerpand;
Von Log un Drog un blauen Duns
Weet niſcht dät Poamerland.

Ollmärkers röhm ick alle Ehr
Reſpekt un Achtung in,
Und wenn ick nich en Poamer weer,
Mücht ick Ollmärker ſin. ꝛc.

So geht es mit Selbſtlobhudeleien fort in nicht weniger als 21 Strophen. Das iſt gar nicht die Weiſe des echten Pommerſchen Grenadiers, der bekanntlich nie prahlt, höchſt ſchlicht, einfach und naiv ſpricht, aber furchtbar dreinſchlägt. Hat denn Bornemann nicht gefühlt, daß die Ehrlichkeit und Biederkeit wie die Unſchuld ein Ding iſt, von dem, wer es beſitzt, ſelber nicht ſpricht? Iſt ihm entgangen, daß Leute, wenn ſie von ihrer Ehrlichkeit viel Redens machen, dadurch gerade beweiſen, daß ſie ſie verloren haben? Hat er ſich im älteren Volkslied umgeſehen und darin je eine Spur von ſolchen Padomontaden gefunden?

Auch in den übrigen patriotiſchen Liedern Bornemanns begegnet uns überall nur Anmaßung und Wortmacherei, z. B. im Lied auf den „olle Fritz".

Jitzt rund herrüm moal Alle still!
Von ollen Fritz, den König, will
Ick as en Ogentüg vertell'n,
Dät Ju de Herzen puppern söll'n.

De olle Fritz, dät was vörwoahr
En König, as noch Kener woar.
Groot von Gestalt just was he nich,
Aem satt dät Groote innerlich. ꝛc.

Welche Weitschweifigkeit und Trivialität! Der Dichter kann nie fertig werden. Mit einem recht hübsch beginnenden Winterliede, worin er die Mägde auffordert, Winterkohl im Garten zu pflücken, sollte er in fünf, höchstens sieben Strophen haben fertig werden können, aber er macht davon 25 (Seite 71 f.). — Unser Tadel wird übrigens durch die sechs Auflagen des Buchs mehr als genügend aufgewogen; wir bescheiden uns und wollen Niemand zu nahe treten, dem solche Reimereien gefallen. Zum Ueberfluß und damit die Plattdeutschen nicht etwa glauben, wir setzen sie gegen die Hochdeutschen zurück, bemerken wir, daß wir auch in Nürnberger, Frankfurter, österreichischen und Schweizerliedern, so wie zum Theil bei Hebel selbst eine ganz ähnliche unvolksthümliche Reflexionspoesie gefunden und oft genug getadelt haben. Je höher uns das wahre Volk in seiner doch nie ganz durch Mißgesetze zu verderbenden Kraft und Einfalt, in seinem doch nie ganz durch Schulmeisterei auszurottenden romantischen Grundzuge steht, um so weniger werden wir jemals der modernen loyalen Philisterei, die im Namen dieses Volks ihre Albernheit auskramt, eine Concession machen.

Roman.

Tahiti. Roman aus der Südsee von Friedrich Gerstäcker. Vier Bände. Leipzig. H. Costenoble. Berlin, R. Gärtner, 1854.

Ein historischer Roman aus der neuesten Zeit. Der Hintergrund ist rein geschichtlich. Wie bekannt haben die Franzosen von der schönen Insel Tahiti Besitz ergriffen, nachdem die einheimische Königin Pomare das willenlose Werkzeug englischer Missionäre geworden war. Zwei europäische Nebenbuhler ringen hier um eine schöne Wilde mit einander, das lebensfrohe und nebenbei katholische Franzosenthum mit dem herbsten und kältesten Extrem des puritanischen und englischen Charakters um die Herrschaft über eines der reizendsten Ländchen und Naturvölkchen, die je von der Sonne beschienen wurden. Daß sich die politische Gerechtigkeit hier auf Seite der Franzosen neigt, versteht sich von selbst, denn es gibt nichts Unnatürlicheres und den gesunden Sinn Anwidernderes, als die Grausamkeit und Pedanterie, womit die englische Mission unter den liebenswürdigen Naturkindern Tahitis durch Religionskriege und durch Einschnüren des Volksüberrestes in das häßlichste Steifleinen des nordischen Puritanismus, durch Seelen- und Leibeszwang aufgeräumt hat. Indessen sollen damit die Franzosen ihrerseits keineswegs entschuldigt werden, deren Lüderlichkeit vielmehr vollends verdirbt, was die von den Missionären erzwungene Unnatur und Heuchelei noch an gesunden Volkselementen übrig gelassen hat.

Der vielgewanderte und vielgewandte Gerstäcker spiegelt uns jenes merkwürdige Treiben in der Südsee in einem wohlgelungenen, nur mit etwas zu breitem Pinsel ausgeführten Gemälde ab. Der Held seines Romans ist René, ein junger Franzose, der zufällig an die Küste von Tahiti geworfen wird und dort die Liebe eines der schönsten eingebornen Mädchen gewinnt. „Sadie erröthet unter den lichtbraunen Wangen und zum erstenmal begegnet des Jünglings Blick dem dunkeln brennenden Auge des Mädchens.“ So wird die Idylle eingeleitet, die unter Palmen und Pisangen ein zweites Paradies erstehen läßt, mitten die Hütte, in der René und Sadie als die glücklichsten Gatten leben und durch die Geburt eines Kindes erfreut werden. Aber die finstern Missionäre, hier ganz die Rolle spielend, die in protestantischen Romanen stereotyp den Jesuiten aufgebürdet wird, grollen dem jungen Franzosen und Katholiken, der unter den Eingebornen Einfluß gewinnt und bringen auf seine Verbannung. Mittlerweile kommt es aber zu dem bekannten Conflict mit Frankreich und eine französische Flotille nimmt von Tahiti Besitz. René sieht seine Landsleute wieder, sieht auch französische Damen, die sich über seine hübsche wilde lichtbraune Frau mokiren und René — wer kennt nicht Gellerts Inklo und Yariko? Der Europäer vergißt die Liebe und Treue der Wilden und fährt auf und davon. Spät führen ihn Gewissensbisse zurück; aber Sadie ist längst aus Kummer gestorben, todt und begraben. Er findet nur noch sein Kind wieder.

Das ist kurzgefaßt der rührende Inhalt des Romans.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Sonnabend, № 84. 21. Oktober 1854.

Sagen.

Hamburgische Geschichten und Sagen, erzählt von Dr. Otto Beneke. Zweite unveränderte Auflage. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke, 1854.

Obgleich Hamburg nicht reich an Volkssagen ist, so hat Herr Beneke doch ein angenehmes Lesebuch zu Stande gebracht, indem er auch anziehende historische Facta und Züge aus der bürgerlichen Sittengeschichte mittheilt.

Wir geben einige kleine Proben. In Hamburg ist noch bis auf den heutigen Tag das Andenken an den Untergang der Stadt Bardowik bewahrt. Diese Stadt würde das geworden seyn, was Hamburg, wenn sie sich nicht durch den Uebermuth, mit dem sie gegen Heinrich den Löwen auftrat, das Verderben zugezogen hätte. Zu einer kleinen Landstadt herabgesunken schickt sie jetzt nur noch die s. g. Zippelweiber, d. h. Zwiebelweiber, weil sie mit Zwiebeln handeln, nach Hamburg. Diesen Weibern pflegt die Hamburger Jugend zuzurufen: Wat makt de Bull vo Bardowik? und erregt dadurch ihren großen Zorn. Denn der Stadtbulle war Schuld an der Eroberung Bardowiks durch Heinrich den Löwen, gewesen, indem er durch eine Furth des Flusses lief, die der Herzog sogleich für sein Heer benutzte.

Im Mittelalter wurde je am Nicolaustage ein „Kinderbischof“ gewählt. „Der Kinderbischof wurde dann am St. Nicolastag mit großem Pomp, bischöflich angethan, von priesterlich gekleideten Knaben und der ganzen bunten Schaar der Condiscipeln begleitet, in den Dom geführt, wo er auf dem Altar einen Ehrenplatz einnahm, und also dem ordentlichen Gottesdienst beiwohnte. Dann lag es ihm ob (vermuthlich in der großen Halle vor der Domkirche), einen bischöflichen Sermon zu halten, Lateinisch oder Deutsch, gewöhnlich eine in Versen oder Reimen verfaßte, gewiß sehr ergötzliche Oration, zu deren Abfassung er kaum eine Nacht Zeit gehabt hatte. Der nun folgende öffentliche Umzug der Schüler durch alle Straßen der Stadt war der Glanzpunkt des Tages. Vor dem Kinderbischof trugen phantastisch geschmückte Schüler verschiedene Fahnen und große mit Kringeln und Kuchen aller Art behängte Stangen. Der jugendliche Bischof saß im vollen der Wirklichkeit nachgebildeten Ornat zu Pferde, von kleinen Diaconen begleitet. Es folgten Gesänge absingend die älteren Scholaren in ihrer ernsthaften gewöhnlichen Schultracht (graue Röcke und schwarze Kappen). Dann aber schwärmte und wirbelte lustig hinterdrein die ganze Schaar der jüngeren Schüler, die heute nicht „sub jugo“ waren, in vielfachster Verkleidung, als Apostel und Heilige mit deren Attributen, als Engel, als Priester, Mönche, Könige, Kurfürsten, Ritter, Rathsherren, Bürger, Schneider und Schuster, als Bauern, Kriegsleute, auch als Narren, Helden und schwarze Mohren, ja sogar als Teufelchen. Sie allzumal, während sie die Häuser besammelten und reichlich mit Lebensmitteln und Almosen beschenkt wurden, trieben dabei alle nur ersinnliche Kurzweil und verübten tausend Schalksstreiche und Possen, zur großen eigenen und aller Zuschauer Ergötzung, welche in ungezählter Menge den Zug begleiteten oder ihm aus den Fenstern zusahen. Ein große fröhliche Schmauserei beschloß diesen Freudentag.“

Im Mittelalter war Hamburg so durch und durch deutsch, daß kein Wende (Slave) ins Bürgerrecht aufgenommen wurde. Ein wendischer Schuster ließ sich einmal vom Teufel ein Paar ungenähte Stiefel machen, um sich durch dieses Meisterstück in die Stadt einzukaufen, aber der höllische Betrug ward entdeckt und die exorcisirten Stiefel wurden in der Kirche aufgehangen. — Eben so streng wie auf die Nationalität sah man auf die Standesehre und Standestracht. Herr Beneke theilt eine alte „Kleiderordnung“ der Hamburger mit.

Sehr ergötzlich ist folgende Historie vom berühmten Hamburger Gelehrten Lambecius. Derselbe widmete seine Origines Hamburgenses dem ehrbaren Rathe der Stadt und wollte das Prachtexemplar eben hintragen, als seine Frau aus Neugier dahinter kam. „Dieweil sie nun vernommen, daß darin Geschichten beschrieben stehen, denket das thörichte Weib, ihr Herr hätte seine leidige Ehestandsgeschichte heimlich in Lateinischer Sprache, so ihr unverständlich, zu Papier gebracht und drucken lassen, und wolle sie damit bei dem Rathe verkleinern und verklagen. Resolvirt sich also schnell, und da Professorenfrauen gemeiniglich Schreibens nicht unkundig, so schreibt sie vorn aufs große Titelblatt ganz dreist und patzig die Worte hin: ‚van all de Historien, de min Mann in düssem Booke geschreven hätt, darvan ist keen Dübelswoort wahr.‘ Und als Herr Petrus fertig war und das Buch zu Rathe trug und es mit wohlgesetzter Rede überreichte, merkte er nichts von der Pinselei, die drinnen stand, und Ein Ehrbarer Rath, da er sie entdeckte, entsetzte sich sehr und hat's ihm im Vertrauen kund gethan. Und darob hat sich der gute Herr schier krank geärgert und ist in schwere Gemüthsanfechtung gefallen, so daß es die Königin Christina von Schweden, die dazumal hier wohnte, erbarmt hat. Sie kannte Herrn Lambecium wohl, denn sie war eine gelehrte Dame und bediente sich oft seiner Unterweisung. Und sie rieth ihm, er möchte nur ein Weniges auf Reisen gehen, um sich zu zerstreuen und von der grausamen Alteration zu erholen. Und dies Wort fiel wie ein zündender Funke in des armen Mannes Seele, und er dachte: lieber in Wien katholisch als in Hamburg des Teufels werden.“ Er ging nach Wien, wo er bekanntlich katholisch und kaiserlicher Bibliothekar geworden ist.

Gar artig ist auch die Beschreibung einer örtlichen Krankheit, von der die armen Hamburgerinnen heimgesucht sind. „Denn es herrscht eine gar seltsame Krankheit unter ihnen, welche entweder ansteckend, oder eine Art Erbübel zu seyn scheint, indem sie von einer damit behafteten Mutter gewöhnlich auch auf die Töchter übergeht, sobald diese erwachsen und selbständig werden. Man hält diese Krankheit für eine Art Hysterie, welcher das schöne Geschlecht allein unterworfen ist. Sie äußert sich in einer Reihefolge einzelner Anfälle, die bei Vielen täglich wiederkehren; die schönen Patientinnen werden plötzlich mit einem Schaudern in allen Gliedern und starkem Herzklopfen befallen, die Adern schwellen an, die Augen drängen sich vor und schießen sengende Strahlen wie Blitze; bei Einigen wird das Antlitz aschgrau oder kreideweiß, bei Andern krebsroth, sie befinden sich dabei in solcher Gemüthssteigerung, daß sie Alles zerreißen könnten, was ihnen naht, Alles zertrümmern, was in ihre Hände kommt. Folge davon ist eine mehr als ordnungsmäßige Erhebung ihrer Stimme, welche, immer gewaltsamer werdend, zuletzt in ein gewisses Kreischen ausartet, womit sie Worte, die man in ihrem schönen Munde gar nicht vermuthen sollte, ausstoßen, bis der zum Gipfelpunkt getriebene Krankheitsanfall, zuweilen mittelst einer wohlthätigen Ohnmachtskrisis, nach und nach wieder abnimmt und einer beruhigenden Erschlaffung Platz macht. Kommt der ganz innerlich veranlaßte Anfall überhaupt gar nicht zum Ausbruch (z. B. durch gewaltsame Hinunterschluckung des gesammelten Feuerstoffes), so kann das Uebel tödtlich werden. Die armen Männer, deren bessere Hälften mit dieser verzweifelten Krankheit geplagt sind, kann man nur innig bedauern, indem dieselbe aus so verschiedenen und vielfachen Ursachen zum Ausbruch kommt, daß dagegen Vorsorge zu thun unmöglich ist. Wenn sich z. B. eine gute Freundin etwas unbesonnen über sie geäußert, wenn der Gatte gegen andere Damen etwas zu artig sich erwiesen, der Koch eine Schüssel Gemüse verdorben, die Magd ein Stück Porcellan zerbrochen, die Kammerjungfer ein Schönpflästerchen oder eine Locke übel gelegt hat: so verursachen diese wie hundert andere unglückliche Begebenheiten der Frau einen gefährlichen Anfall dieser traurigen Krankheit, welche die schönen Hamburgerinnen in ihrer gewöhnlichen Sprache ‚Ärgerniß‘, in gewählter Redeform aber ‚Alteration‘ nennen.“

Alterthumskunde.

Das römische Bayern in seinen Schrift- und Bildmalen von Prof. Dr. v. Hefner. Dritte Auflage mit 8 lithographirten Kupferstichen. München, 1852. Wolf'sche Druckerei. Im Verlag des Verfassers. 8°. Die Tafeln in Folio.

Ein s. g. raisonnirender Katalog aller in Bayern jemals aufgefundenen römischen Denkmale, in einer Vollständigkeit und auf eine Weise geordnet, die als Muster für alle Werke über ähnliche Gegenstände gelten können.

Im Ganzen sind 375 Denkmäler verzeichnet und zwar I. größere Steinwerke. 1) Denkmäler zu Ehre der Götter, 2) historische Denkmäler, worunter besonders viele militärische, desgleichen Meilensteine ꝛc., 3) Grabdenkmäler. II. Kleinere Anticaglien von Metall, Stein, Thon, endlich Münzen. Von jedem einzelnen Denkmal

wird, so weit möglich, die genaue Beschreibung und Erklärung gegeben. Viele sind freilich nur fragmentarisch, in vielen sind ganze Wörter nur durch einzelne Buchstaben bezeichnet. In allen diesen Fällen hat der Verfasser sich mit großer Sachkenntniß beflissen, das Fehlende zum Verständniß zu ergänzen. Unter jeder einzelnen Nummer steht der Text der Inschrift, dann die deutlichere Fassung und Uebersetzung. Ferner werden immer der Fundort, die Geschichte des Fundes und der etwaigen Verschleppung, endlich die Literatur des betreffenden Denkmals, die Quellen, aus denen man nähere Notizen darüber schöpfen kann, angegeben und in besondern Anmerkungen werden schwierige oder wenigstens dem Publikum nicht geläufige Dinge erläutert. Am Schluß sind noch besondere Register über die auf den Denkmälern vorkommenden Götter- und Personennamen, über das Sachliche, über die Fund- und Aufbewahrungsorte, über die einschlagende Literatur rc. gegeben, so daß für die Bequemlichkeit der Uebersicht und Orientirung alles geleistet ist, wie für die genaueste Detaillirung im Einzelnen.

Der Verfasser bedauert sehr, daß schon so viele römische Denkmäler, selbst noch in neuerer Zeit, durch Fahrläßigkeit zu Grunde gegangen sind, weil man versäumt hat, sie zu sammeln. „Nicht genug, daß bisher so viele Denkmäler zu Grunde gingen, so sehen wir dies noch in unsern Tagen geschehen. Man hat mehrseitig über die Concentrirung derselben geeifert und geglaubt, es wäre besser, sie an dem jedesmaligen Fundorte zu lassen. Die Reisen, die der Verfasser durch Bayern unternahm, in der Absicht, röm. Denkmäler aufzusuchen, haben ihn zu der Ueberzeugung geführt, daß es nicht immer zweckmäßig sey, die Denkmäler an ihrem Fundorte zu belassen; denn man findet von Seite geistlicher und weltlicher Behörden oft einen bedauernswerthen Stumpfsinn und eine beinahe mehr als muselmännische Gleichgültigkeit für Alles, was auf Geschichte und ihre Denkmäler Bezug hat. In kleinen Ortschaften fehlt es gänzlich an Platz für ihre Aufbewahrung. Werden sie in Privatwohnungen gebracht, so sind sie der Willkühr des jedesmaligen Besitzers, der sie nicht selten zu häuslichen Zwecken verwendet, oder sich ihrer zum ungeeigneten Schmuck seines Hauses bedient, überlassen. Ich erinnere hier nur an den kläglichen Zustand der Römerdenkmäler im ehemaligen Peutingerschen Hause in Augsburg und in dem Gewölbe in Laufen. In dieser Hinsicht könnte ich noch mehrere Fälle namhaft machen, wie man mit Denkmälern verfährt; — doch Exempla sunt odiosa! Wählt man als Aufbewahrungsorte solcher Denkmäler heilige Stätten, so werden diese durch die Sculpturen, die sich gewöhnlich an ihnen finden, und welche die Augen der Andächtigen auf sich ziehen, gar oft profanirt, wie dies bei dem Denkmale in der Kirche von Prutting der Fall ist, und daher wurden nicht selten die Basreliefe weggehauen, wie dies bei den Denkmälern von Obing und Frauenchiemsee geschah. Sind sie unter Schloß und Riegel verwahrt, so kann es sich ereignen, daß der Geschichts- und Alterthumsfreund, der auf seiner Reise oft weite Umwege machte, um sie zu sehen, nicht selten, ohne sie zu Gesicht zu bekommen, seinen Wanderstab wieder ergreifen muß, da Niemand zu finden ist, der ihm die Thüren öffnet. Für das Studium der Geschichte und der Inschriftenlehre sind solche auf dem Lande zerstreuten Denkmäler gänzlich unbrauchbar; dagegen würden sie, in einer Sammlung vereinigt, eine tiefe Bedeutung erhalten, sie würden sich wechselseitig erklären, eines würde dem andern Licht zuwerfen, sie würden zu überraschenden Folgerungen Anlaß geben, während in ihrer Vereinzelung sich oft der Forscher mit Abschriften begnügen muß, welche Leute, die der Epigraphik, ja selbst des Lateins unkundig sind, in Zeitungsblättern oder anderen Schriften mittheilen. Dadurch verbreiten sich Irrthümer, falsche Ansichten und Schlüsse werden veranlaßt — so las und erklärte man statt Alounis bisher Alrounis und der Uebersetzer der Aventinischen Annalen und die ihm nachschrieben, machten aus REVERSVS AB EXPEDitione einen Hauptmann Susaber. — Derlei Fehler gehen in andere, oft historische Werke über, und, will es das Unglück, daß solche Denkmäler, ehe sie einem Manne, der die nöthigen Kenntnisse besitzt, sie zu erklären, zu Gesicht kommen, zu Grunde gehen — ich erinnere an die Römersteine von Kösching, Pföring, Aschaffenburg, Straubing — so erben sich die Irrthümer auf die ganze Nachwelt fort. Man entgegne dem Verfasser nicht, daß mit der Entfernung eines Denkmals von seinem Fundorte sich auch der Genius desselben entferne. Wo und wie lange die Denkmäler gesichert, zweckmäßig aufgestellt und geehrt sind, mögen sie immerhin bleiben, wo man sie aber nicht gehörig verwahren kann, wo man sie mit Geringschätzung behandelt, von da bringe man sie weg."

Das sind gewiß Worte, die alle Beherzigung verdienen.

Was das altrömische Bayerland speziell betrifft, so ist bekannt, wie lange die Römer festen Fuß in Vindelicien und Rhätien gehabt haben und welche große Römerstädte hier blühten, vor allen Augsburg, Regensburg, Salzburg, wie das ganze Land mit Römerstraßen durchzogen, mit Befestigungen versehen und von römischem Leben durchdrungen war.

Da das Werk auf Kosten des Verfassers gedruckt worden ist, bemerken wir, daß es derselbe dem Besteller zu fl. 5. 24 kr. liefert, während es auf dem Wege des Buchhandels fl. 9 kostet.

Schwedische Dichtkunst.

Nadeschda. Neun Gesänge von J. L. Runeberg. Aus dem Schwedischen von Ida Meves, geb. Lappe. Leipzig, A. Hartmann.

Ohne Jahreszahl, die Dedikation an die Königin von Schweden ist aber von 1853 datirt. Das Gedicht, von einem der ausgezeichnetsten neuern schwedischen Dichter verfaßt, hat viel Schönes. Die Heldin ist eine arme Leibeigene, aber wunderschön. Ihr erstes Auftreten wird vom Dichter mit reizenden Farben gemalt, etwa wie das berühmte Bild der Sakuntala von Riedel.

In die Wolga stürzt sich die Oka,
Die nimmt auf die gelbliche Moskwa,
In der Moskwa eilet froh ein Bach
Mit der perlgeschmückten Welle Schatz.
An des Baches schönem Blumenstrand
Ging ein Mädchen, funfzehnjährig noch,
Eine Blnme selbst, brach Blumen sie,
Und mit Blnmen band sie Blumen fest.

Weit schon wae ihe holdes Werk gediehn,
Ihre Stirne schmückte schon ein Kranz
Von Stellarien und Dianthen klein,
Ihre Brust die jüngst erschloßne Ros'
Mit der Rosenknospe schön vereint;
Um des Leibes Biegung, weich und schlank,
Schmiegt ein Güetel von Violen sich.

Dennoch flocht sie die Guielande reich
Für den Saum des Kleides und sprach so:
„Wenn er käm' der schöne Jüngling mein,
Wenn ich säh' der dunklen Angen Blitz,
So wie jüngst ich ihn im Teaume sah,
Hüllen wollte ich in Blumen mich,
Daß veehüllt der Sclavin dunkle Tracht;
Wollt' dem Rosenstrauch an Farben gleich,
Ihm begegnen nur mit Glanz und Duft.
Doch, o Sankt Georg, ee kommet nicht,
Nur ein Traumbild ist Nadeschda's Freund."

Und den Seufzer nahm des Ufers Hanch,
Senkte leise nieder ihn zue Well',
Und die Welle floh mit ihm davon.

In dieses schöne Mädchen verliebt sich Woldmar, ein russischer Fürst, der Bruder ihres Herrn, der sie ihm schenkt. Sie leben in der Einsamkeit zusammen und genießen das höchste Glück. Nadeschda bekommt zwei Söhne. Aber die Mutter Woldmars misbilligt die Mesallianz und erzwingt mit Hülfe des mächtigen Fürsten Potemkin die Trennung. Nun macht aber Kaiserin Katharina eine Reise durchs Reich. Die verlassene Nadeschda wirft sich ihr mit ihren beiden Söhnen zu Füßen, und die gütige Kaiserin macht alles wieder gut, indem sie die Vermählung Woldmars mit der schönen jungen Frau genehmigt.

Altdeutsche Literatur.

Deutsche Dichtung im Mittelalter von Karl Grödeke. Hannover, Ehlermann, 1854. Groß 8°. S. 988.

Eine literargeschichtliche Uebersicht mit Einleitungen, Inhaltsangaben und ausgewählten Probestücken. Das ganze Gemälde der altdeutschen Literatur wird hier vor den Augen des Lesers aufgerollt, von allem Besten und Wichtigsten werden Auszüge, jedenfalls Inhaltsanzeigen und Charakteristiken gegeben. Und zwar zuerst vom Aeltesten, Heidnischen im ersten Buch. Im zweiten von der geistlichen Dichtung und Legende. Im dritten vom Nibelungenkreis und Heldenbuch. Im vierten vom kerlingischen Heldenkreise. Im fünften vom Sagenkreise des Artus und des h. Graal. Im sechsten von antiken und geschichtlichen Stoffen. Im siebenten von kleineren Dichtungen und Schwänken. Im achten von der Thiersage und Fabel. Im neunten vom Lehrgedicht. Im zehnten von der Lyrik. Im eilften vom Schauspiel und im zwölften ausschließlich Niederdeutsches. In den Einleitungen und Charakteristiken faßt sich der Herausgeber auf eine löbliche Weise kurz und mischt nicht zu viel Subjectives ein. Ueberall führt er die neuesten und besten Ausgaben der altdeutschen Werke an, von denen er nur Auszüge mittheilen kann. Somit erfüllt das Werk seine Bestimmung, eine umfassende Orientirung im weiten Gebiet der altdeutschen Literatur zu gewähren, auf würdige Weise.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, Nº 85. 25. Oktober 1854.

Biographie.

Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Eine Selbstbiographie von Gotthilf Heinrich von Schubert. Erster Band. Erlangen, Palm und Enke, 1854.

Von einem so geistreichen Psychologen war zu erwarten, daß er uns aus seinem eigenen Jugendleben sehr interessante Dinge nicht sowohl was äußere Lebensumstände betrifft, als vielmehr in Betreff auf innere Seelenzustände und Entwicklungen erzählen würde. Das ist nun auch in reichem Maaß geschehen. Die wunderbaren Traumzustände, die geheimnißvollen Entwicklungsperioden in der Seele der Jugend sind von ihm mit Meisterhand gezeichnet worden.

Auch schmeichelt sich der Verfasser nicht, mischt in seine Wahrheit keine Dichtung, schildert sich vielmehr sehr objectiv als ein sinniges, jedoch über alle Maaßen furchtsames Kind, und verhehlt auch nicht, später in Fehler gerathen zu seyn, aus denen ihn nur Gottes Führung und strenge Zucht hätten befreien können.

Herr von Schubert ist im Jahr 1780 im Erzgebirge geboren worden und verrieth in seiner Kindheit in Bezug auf die feinste Empfänglichkeit für fremde Eindrücke eine auffallende Seelenverwandtschaft mit dem nicht weit davon geborenen Jean Paul Friedrich Richter. Die Scheu zarter Kinder vor allem Fremden scheint in einsamen Gebirgsgegenden stärker hervorzutreten als anderswo. Stehen die Eisenerze unter den Bergen nicht in einem gewissen magnetischen Rapport mit den Seelen, die gleich Blumen aus diesem Boden wachsen? In Schweden, das zugleich dem Nordpol näher liegt und dessen Eisenlager noch reicher sind, hat man nicht erst seit Swedenborg eine feinere und leichtere Erregung des innern Sinnes wahrgenommen. — Die Scheu der Kinder verhält sich nicht anders wie die jungfräuliche Scheu, sie tritt gleichermaßen im Norden und in Gebirgsländern stärker hervor. Herr von Schubert beschreibt die eigene sehr hübsch: „Die erste Form, in welcher diese Feigheit und Furcht bei mir auftrat, war die Scheu vor Leuten, welche mir von vornehmerem Stande zu seyn schienen oder wirklich waren, als ich und die Meinigen. Wenn etwa am Abend unversehens einige Töchter der ansehnlichen Kaufleute zu meinen Schwestern und meiner Mutter zum Besuche kamen, da suchte ich entweder unbemerkt aus dem Zimmer zu entkommen, oder ich verkroch mich unter das große Sopha, das in der Familienstube stand. Und wenn es dann geschah, daß die Damen sich auf das Sopha setzten, blieb ich Stunden lang in meinem Verstecke, ohne mich zu rühren, bis der Besuch wieder fort war. Wenn mein Vater mir Kleinem befahl, ich sollte die Zeitung zum Herrn Bürgermeister Landgraf tragen, da schlich ich mich schon mit Herzensangst unten in das Haus hinein, aus Furcht, es möchte Jemand mir begegnen. In immer zunehmender Verzagtheit stieg ich langsam die Treppe hinan, stand mit pochendem Herzen lange vor der oberen Treppenthüre, deren Aufthun durch den Ton einer Klingel sich verrieth, stille, bis ich mich endlich zu dem Wagestücke entschloß, einzutreten in den Vorplatz, und wenn dann kein Dienstbote, sondern Jemand aus der Familie herauskam, diesem mit ängstlich stotternder Stimme den Gruß meines Vaters auszurichten. Langsam schleichend war ich gekommen, springend vor Freude, daß die That vollbracht sey, lief ich davon. Eines Tages als ich in unserem Wohnzimmer, ich weiß nicht mehr mit welchem Spiele oder welcher kleinen Schulaufgabe, beschäftigt war, und mein Vater die Zeitung las, kam ein Reiter an unser Haus, klopfte mit seiner Reitgerte ans Fenster und rief zu meiner Schwester hinein: ‚ist der

Papa zu Hause?' — ,Es ist der Herr Graf,' sprach die Mutter, wie mir schien, mit einigem Schrecken. Wenn aber auch weder diese, noch weniger aber mein Vater vor dem vornehmen Besuche erschrack, so widerfuhr dieses doch mir, und zwar in nicht geringem Grade. Ich hatte noch niemals einen Grafen gesehen, das aber, was ich bei Gelegenheit, wenn von dem Herrn Grafen in Glaucha die Rede war, von ihm vernommen, hatte in mir eine Vorstellung von seiner Macht und Hoheit erweckt, die über das Maaß aller mir bekannten menschlichen Macht weit hinausging ec." Der Knabe hatte daher nichts Dringenderes zu thun, als sich so tief als möglich vor dem Herrn Grafen zu verstecken.

Schuberts Vater war Pfarrer, er selbst sollte es auch werden. Doch frühe schon offenbarte sich in ihm mehr Sinn für die Naturwissenschaften. „Ein Zug von, wie mir scheint, mehr denn gewöhnlicher Stärke hat mich, so weit ich mich zurück erinnern kann, zur Betrachtung der natürlichen Dinge und ihrer Eigenschaften hingezogen. Kein anderer Knabe aus dem Kreise meiner Bekannten fühlte diesen Zug auch nur von ferne so wie ich, und vielleicht trug dieses zur Verstärkung meiner Neigung zum Alleinseyn nicht wenig bei. Die Blumen der Gartenbeete nannte man mir, die außen im Grasgarten wachsenden, mit Ausnahme der Primeln, Narzissen und Veilchen nannte mir Niemand. Da erfand ich mir selbst Namen für dieselben, die sich meist nur auf Farbe und Geruch bezogen, und öfters von meinen Lieblingsspeisen hergenommen waren. Obgleich ich von den Klassen und natürlichen Familien der Pflanzen auch nicht den entferntesten Begriff hatte, war dennoch durch dieses Spiel des Namengebens meine Aufmerksamkeit auch auf die Form der Blumen so geschärft worden, daß ich in spätern Jahren, als ich anfing Botanik zu erlernen, mich sogleich erinnerte, die oder jene Gebirgspflanze meiner Heimath, die ich unter selbsterfundenem Namen gekannt hatte, müsse irgend einer gewissen Klasse oder Familie angehören, deren verwandte Formen ich jetzt auf der Ebene kennen lernte."

Ueber die Unarten und bösen Triebe der Kinder spricht der Verfasser sehr vernünftige und ernste Worte. Er faßt diesen Gegenstand scharf auf und will keine Schonung, sondern Zucht. „Das Kind eines christlichen Hauses, wenn auch durch äußere Zucht in den Schranken der äußeren Wohlanständigkeit erhalten, trägt in seinem Innern den gleichen Hang zur Zuchtlosigkeit und Bosheit, der den sogenannten Naturmenschen und seine Kinder beherrscht. Meine eigene Erinnerung sagt mir dieses schon von der Zeit meiner frühesten Kindheit aus. Es sind scheinbar unbedeutende Aeußerungen des Ungehorsams und Neides, der Habsucht, der unersättlichen Sinnlichkeit, Unwahrheit und Bosheit; man würde vielleicht sagen, so klein, daß sie der Erwähnung nicht werth sind, und dennoch sieht der zur tieferen Selbsterkenntniß gelangte Greis in ihnen mit Beschämung das Vorbild dessen, was aus ihm geworden wäre, wenn nicht der Gärtner, dessen die Aussaat wie die Ernte ist, den wilden Stamm der fleischlichen Natur vielfach beschnitten und in Zucht gehalten hätte, damit das Pfropfreis von anderer Art, welches in die Schnittwunden eingesenkt war, nicht ganz erstickte." In demselben Sinn redet der Verfasser von den Gefahren der Seele in der Entwicklungsperiode. „Die Entwicklungskrankheiten der Menschenseele sind für das innere Leben eben so gefährlich, wie die leiblichen für das äußere; die Zeiten, in denen sie gewöhnlich eintreten, bedürfen einer noch sorgfältigeren Ueberwachung und angemesseneren diätetischen Behandlung, als die Uebergangsperioden der leiblichen Entfaltung bei dem innerlichen Verschwinden der Brustdrüse und dem äußeren Hervorbrechen der Zähne. Eine solche Zeit der inneren Gefahren ist im Leben des Menschen jene, darin der Knabe zum Jüngling wird."

Schubert kam in das Gymnasium zu Weimar, fand dort unter seinen Mitschülern ausgezeichnete junge Leute, die später bedeutende Männer wurden und besonders an dem berühmten Herder, der dem Schulwesen daselbst vorstand, eine heilsame Aufmuuterung. Herder war es, der zuerst in Schubert ein höheres Streben erkannte und förderte. In Herders Hause lernte Schubert auch dessen innigsten Verehrer, Jean Paul, kennen. — Nachher studierte Schubert zu Leipzig Theologie, wandte sich aber bald zur Medizin und den Naturwissenschaften, deren Studium er besonders in Jena oblag, wo er der eifrigste Schüler Schellings wurde. Schelling, dem er das vorliegende Buch gewidmet hat, ist kaum nach dem Druck desselben gestorben. Da Schellings Verdienste jetzt nicht mehr die frühere Anerkennung finden, sein Namen vielmehr fast schon zu dem vergessenen gehört, darf wohl daran erinnert werden, wie kräftig er im Anfang des Jahrhunderts dem faden Nationalismus entgegengewirkt hat. Schubert sagt, es sey an den talentvolleren Theologen in Jena „recht bemerkbar gewesen, daß sie durch Schellings Einfluß von der Ueberschätzung, ja Abgötterei, welche viele andere junge Theologen mit des Dr. Paulus armseliger Schriftauslegung und geistloser Theologie trieben, nicht blos bewahrt blieben, sondern mit Widerwillen derselben entgegentraten. Es waren die Vorboten einer wiedererwachenden gläubigen Auffassung des geoffenbarten Wortes und einer ächten Theo-

logie, deren Grund auf innerer, lebendiger Erfahrung der Kräfte des Göttlichen an Geist und Herzen ruhte. Diese jungen Seelen hatten vernommen, was Schelling mit der „intellectuellen Anschauung als dem unveränderlichen Organe der Philosophie“ ihnen andeuten wollte; die Ehrfurcht, mit welcher er bei jeder Gelegenheit von göttlichen Dingen sprach, hatte auch in ihnen den Ernst geweckt und gestärkt, der keine ‚Sache der Reflexion‘, des vernünftigen Denkens, noch weniger aber der seichten Grübelei oder jener eitlen Selbstüberhebung ist, die, wie der Hund, den Mond anbellt, der in unerreichbarer Höhe darüber steht.“ Es ist auffallend genug, daß Schelling, der damals und noch später von Paulus als Mystiker und Romantiker verschrien wurde, und dessen Wirken ohne Zweifel mit dazu beigetragen hat, zum Glauben zurückzuführen, doch als Philosoph eine Sprödigkeit gegen die Kirche beibehalten hat, die ihm wieder von dieser Seite her wenn nicht Widersacher, doch nur kalte Freunde erweckte. Er hätte, unseres Dafürhaltens, nachdem er das Eis der Philosophie gebrochen, mit ganzer Seele zur Kirche sich wenden sollen.

Aus Jena erzählt Schubert manches Anziehende, z. B. folgende nette Anecdote von dem bekannten Mineralogen Lenz. „Lenz war ein so eifriger Neptunist und Anhänger des berühmten Werner in Freiberg, daß ihn jeder Einwurf der Vulkanisten zum heftigen Zorne reizen konnte. Dieses veranlaßte, wie man mir erzählte, den berühmten Protektor der Universität, Göthe, zu einem Scherze, den er sich mit dem merkwürdigen Manne machte, dessen Verdienste, namentlich um die reiche mineralogische Sammlung der Hochschule, er sehr zu schätzen wußte. Lenz feierte das 50jährige Jubiläum seiner Doktorwürde; ihm zu Ehren wurde ein Festmahl im Schlosse zu Jena veranstaltet, bei welchem auch Göthe als vornehmster unter den Gästen erschien. Nach vielen anderen Gerichten ward ein Gebackenes von kunstreicher Form aufgetragen. Es schien, als solle dasselbe zur Verherrlichung der Theorie der Neptunisten dienen, denn es stellte, im kleinen Umrisse, ein Gebirge dar, an dessen Ablagerungen, vom Grunde des Urgebirges an bis zu den aus Zucker bereiteten oberen Kreidehügeln und Sandflächen die Aufeinanderfolge des ruhigen Niederschlages aus dem Gewässer unverkennbar war. Auch Gangspalten durchsetzten die gähen Wände des gebackenen Urgebirges, und in wohlthuenden Worten erhob Göthe die einleuchtende Wahrheit der neptunistischen Theorie und die hohen Verdienste des Jubilarius um die allgemeine Anerkennung und Verbreitung derselben durch seine vielen dankbaren Schüler. Da naht sich Einer, wie es scheint, um das kleine Kunstwerk besser zu beleuchten, mit dem brennenden Wachsstocke einer Gangspalte der Urgebirgsgrundlage. Und was wurde da plötzlich aus dem theoretisch wohlgeordneten neptunischen Gebilde! Von innen und unten her hob es sich und wallte auf; die Zuckerdecke der kleinen Kreidehügel und sandigen Ebenen borst und zerriß; aus der geöffneten Tiefe loderte ein Vulkan, schäumte eine Bergmasse hervor, alle Gäste sahen die Flamme, rochen den Dampf, zwar nicht von Schwefel, wohl aber von brennendem Arak, ja zuletzt ergoß sich aus dem Schlunde des Vulkans mit dem weißlichen Schlamme zugleich eine gelbe, derbe Masse von Goldstücken.“

Ohne auf die vielen zarten Sentiments und lehrreichen Gedanken, die dem Werke eingestreut sind, hier insbesondere eingehen zu können, empfehlen wir das ganze Buch als ein seelenvolles und geistreiches der Lectüre aller sinnigen Leser.

Geschichte.

Geschichte der letzten vierzig Jahre von Eduard Arnd. Erster Theil. Berlin, Duncker und Humblot, 1854.

Auch als Supplement zu Beckers Weltgeschichte ausgegeben. Der vorliegende Band umfaßt die Geschichte von Napoleons Sturz bis zur Julirevolution. Je weniger man noch historische Uebersichten über die neuere Geschichte besitzt, um so dankbarer muß man jeden neuen Versuch darin anerkennen und in seinen Forderungen billig seyn. Die neuere Geschichte hat sich noch nicht abgewickelt, läßt ihr Ziel und Ende noch nicht absehen, wird von den entgegengesetztesten Tendenzen bewegt und ist selbst in den Thatsachen noch nicht überall gründlich aufgeklärt, weil noch gar Vieles, was zur Erklärung der Ereignisse dienen könnte, in den Archiven geschlossen liegt.

Herr Arnd erzählt mit vieler Ruhe und Objectivität, zuweilen etwas zu trocken. Die Trockenheit lag freilich nur zu sehr im Gegenstande. Die ganze Restaurationsperiode hat in jedem, der sie erlebte, diesen Eindruck zurückgelassen. Die Aufregung und Begeisterung der Kriegsjahre war erschöpft. Die großen Charaktere hatten ausgespielt. Die Intrigue begann wieder ihre Alleinherrschaft. Zuckungen unzufriedener Völker spürte man überall, aber sie hatten noch nicht die Stärke des Erdbebens gewonnen, welches später die Throne erschütterte. Kleine, mislungene Revolutionen, Ministerwechsel, ohnmächtig sich abquälende Kammeroppositionen, endlose Ministerialconferenzen und Protokollabfassungen, das ist der langweilige Inhalt der fünfzehnjährigen Geschichte

von 1815—1830. Sie ist weniger wichtig durch das, was in ihr geschehen ist, als durch das, was in ihr nicht geschehen ist.

Herr Arnd hätte seinem Geschichtsgemälde etwas mehr Farbe geben können, wenn er mit mehr Nachdruck die unleugbare Wahrheit hervorgehoben hätte, daß die auf dem Wiener Congreß beschlossene Neugestaltung Europa's nach Napoleons Sturz eine unnatürliche, mithin auf die Dauer unerträgliche war. Man schuf eine heilige Allianz und nahm sich vor, Europa fortan nur in christlichem Sinn und Geist zu regieren, und nie war die Politik unchristlicher, als gerade damals. Man rühmte sich, die Völker vom Joch Napoleons befreit und in ihre natürliche Lage zurückversetzt zu haben und man hatte sie in eine noch weit unnatürlichere gebracht; man hatte keine Volks- und Sprachgrenzen, keinen confessionellen Complex, keine alten herkömmlichen Rechte und Interessen geschont, sondern war mit den neuen Staatsgrenzen blind durch sie hindurchgefahren, Napoleons Staatsomnipotenz und Polizeisystem adoptirend oder gar noch übertreibend. Herr Arnd sagt S. 289: „Napoleon ließ der Welt, nachdem er in äußerem Kampfe besiegt worden, als Vermächtniß seines eigenen Wesens, die innere Unruhe zurück, die ihn selbst verzehrt hatte. Gegen alle Erwartung nicht blos der Machthaber sondern selbst der Denker kehrte mit dem Verschwinden des Eroberers nicht der Friede unter die Menschen zurück. Aeußere Kämpfe brachen nur ausnahmsweise als Zeichen einer inneren Gährung aus, das Wesentliche bestand in der fortdauernden Arbeit der einander gegenüberstehenden politischen Principien und Institutionen." Das ist nicht genug gesagt. Es handelt sich nicht um Meinungskämpfe allein, den Meinungen lagen eben tiefe Interessen zu Grunde. Auch ist die Gährung statt des Friedens nicht „gegen alle Erwartung" erfolgt. Man sah schon beim ersten Pariser Frieden nur Unheil voraus. Nicht blos der Rheinische Merkur, nicht blos die Partei Stein-Humboldt rc. klagten und ergingen sich in traurigen Vorhersagungen. In Frankreich, Spanien, Italien, Polen trauerte man wie in Deutschland. Nur in England und Rußland allein war man vergnügt, weil in der That beim Frieden auch nur diese beiden Mächte allein gewonnen hatten, und in ihr Vergnügen mischte sich bereits sichtbar die Schadenfreude über die Unnatur, in die sie durch ihre diplomatische Geschicklichkeit auf dem Wiener Congresse alle übrigen Staaten und Nationen Europa's eingezwängt hatten.

Man erhält eine klare Orientirung in der Geschichte der neueren Zeit nur, wenn man davon ausgeht, daß die Schöpfung des Wiener Congresses als Unnatur nothwendig von der allheilenden Zeit und von der in den Völker noch regen Lebenskraft wieder überwunden werden mußte. Aber die Tendenz der neuern Zeit ist nicht blos einseitig eine negative, die nur nach Auflösung des im Jahr 1815 Begründeten trachtet, sondern auch eine positive, die ganz neue Zustände schaffen will, solche, die den Völkern wirklich angemessen und natürlich sind. In allen Ereignissen seit 1815 erkennt man nur deutlich entweder das Bestreben, eine im Jahre 1815 geschmiedete Fessel zu sprengen, oder einen Versuch, dem Völkerwohl ganz neue Bürgschaften zu geben. Was die Sprengung der Fesseln betrifft, so haben wir in der ganzen Reihe von Europa ringsherum Ketten platzen hören. Der gegenwärtige Kampf gegen Rußland hat auch keine andere Bedeutung, als das im Jahre 1815 begründete durchaus unnatürliche Uebergewicht Rußlands aufhören zu machen. Was die Bürgschaften der Zukunft betrifft, die positiven, die man sucht, so ist die Meinung hierüber getheilt. Vollkommen dem Bildungsgange der Zeit angemessen, suchte man diese Bürgschaften im Anfang der neuen Periode auf dem politischen Gebiet und insbesondere in Constitutionen. Man befand sich noch im Stadium der classischen Bildung und unter dem Einfluß der Ideen, die durch die französische Revolution verbreitet worden waren. Allmählig aber kamen auch die tiefer liegenden Stimmungen und Bedürfnisse der Völker zur Geltung, die im Gegensatz gegen jenes classische Spiel mit Staatsformen, von mehr romantischer und hauptsächlich kirchlicher Natur sind. In der Periode von 1815—1830 hat die Negation des Bestehenden entschieden vorgeherrscht. In den Jahren 1830—1848 hat man angefangen, die positiven Bürgschaften der Zukunft zu suchen. Weder das Eine noch das Andere ist gelungen, und doch ist das Alte erschüttert. In der letzten, kaum begonnenen Periode wird die Negation wieder vorherrschend und richtet sich gegen Rußland, die Hauptmacht von 1815, aus denselben Gründen, aus denen sie sich unfehlbar in einer späteren Periode einmal gegen England wenden wird. Haben wir die zweite Negationsperiode erlebt, so wird die zweite Periode der Position beginnen. Welle auf Welle strömt die Zeit dahin, durch kleinere Intervalle wieder einer großen Katastrophe zu.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 86. 28. Oktober 1854.

Länder- und Völkerkunde.

Rußlands sociale Zustände von Alexander Herzen. Aus dem Russischen. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1854.

Ob „Jungrußland" gerade der competenteste Richter über russische Zustände sey, muß man bezweifeln; wenn man jedoch die Einbildungen der Partei abrechnet, ist das Werk des Herrn Herzen gar interessant und enthält auch in seiner Einseitigkeit viel Belehrendes.

Der Grundgedanke des Werkes ist, daß in der uralten Organisation der russischen Landgemeinde ein socialistisches Element vorherrscht, welches früher oder später, neubelebt durch die socialistische Propaganda des Westens, alles ihm unnatürlich Aufgedrängte über den Haufen werfen, Rußland und ganz Europa umgestalten und eine große socialistische Republik herstellen werde. Im russischen Volk allein seyen die Bedingungen vorhanden, die das letzte und höchste Ziel der europäischen Menschheit, die socialistische Republik, ermöglichen. Die germanische und romanische Race sey schon zu alt, zu abgelebt, nur bei den Russen sey noch Jugend und Zukunft. „Die germano-lateinischen Völker haben zweimal Geschichte gemacht, haben zwei Welten in der Zeit und zwei Welten im Raume geschaffen. Sie haben sich zweimal überlebt. Möglich ist es, daß sie Saft und Kraft genug zu einer dritten Metamorphose haben — aber in den bestehenden socialen Formen wird diese sich nicht gestalten können, da diese Formen in grellem Widerspruch mit dem revolutionären Gedanken stehen. Wir haben es ja schon gesehen, daß, wenn die großen europäischen Ideen sich verwirklichen sollen, sie den Ocean überschreiten müssen, um einen weniger mit Trümmern übersäeten Boden zu suchen. Die ganze vergangene Existenz der slavischen Völker hat dem gegenüber den Charakter des Anfangs, der Besitznahme, des Wachsthums und des Berufs zur Geschichte, in deren großen Strom sie eben erst eintraten."

Herzen sucht historisch nachzuweisen, wie das freie, socialistisch gegliederte Volk der Russen allmählig geknechtet und wie seine schöne Urverfassung vom Despotismus gleichsam überdeckt und übermauert worden sey. Zuerst war Kiew Mittelpunkt des Reichs. Hier sog Rußland den byzantinisch-kirchlichen Todesschlaf in sich ein. Später Moskau. Hier bildete sich unter der langen Mongolenherrschaft der weltliche Despotismus aus. Zuletzt Petersburg. Hier sog Rußland deutsche Disciplin und Pedanterie an sich. Alles zum Schaden der ursprünglichen russischen Volksnatur und zum einzigen Gedeihen des parasitischen Throns.

Der Verfasser bestreitet von vornherein das Vorurtheil, als dienten die Deutschen in Rußland irgend einem Fortschritt, dem Interesse der Civilisation und Humanität und als würden durch sie die im russischen Volk schlummernden Keime des Edeln und Schönen emancipirt. „Die Deutschen waren weit davon entfernt, den Fortschritt zu vertreten; durch kein Band mit dem Lande, welches kennen zu lernen sie sich nicht die Mühe gaben, und welches sie mit einer bis zur Unverschämtheit gehenden Anmaßung als barbarisch verachteten, verknüpft, waren sie die servilsten Werkzeuge der kaiserlichen Gewalt. Da sie kein anderes Ziel hatten, als sich in der Gunst zu behaupten, dienten sie nur der Person des Herrschers und nicht dem Volke. Dazu brachten sie eine den Russen antipathische Art und Weise, einen pedantischen Bureaukratismus, eine Etikette und Disciplin in die Geschäfte, die unsern Sitten ganz und gar widerstreben. Die russische Regierung hat bis hierin keine ergebeneren Diener, als die Edelleute von Liefland, Esthland und Kurland gehabt. ‚Wir lieben die Russen nicht,' sagte uns eines Tages eine Notabilität der Ostseeprovinzen in Riga,

‚aber wir sind die getreuesten Unterthanen der kaiserlichen Familie.‘ — Das Gouvernement kennt diese Ergebenheit sehr wohl und überfüllt die Ministerien und die Kreisämter mit Deutschen, das ist weder Begünstigung noch Ungerechtigkeit. Die russische Regierung findet in den deutschen Officieren und Beamten gerade das, was sie braucht; die Regelmäßigkeit und Unwandelbarkeit einer Maschine, die Discretion der Taubstummen, einen erprobten, stoischen Gehorsam, eine Emsigkeit bei der Arbeit, die nichts von Ermüdung weiß. Rechnet man hierzu eine gewisse Ehrlichkeit, welche die Russen selten besitzen, und genau so viel Verständniß, als ihr Amt erfordert, — jedoch niemals genug um einzusehen, daß kein Verdienst darin liegt, ein rechtliches und unbestechliches Werkzeug des Despotismus zu seyn; — rechnet man ferner die vollständige Gleichgültigkeit gegen das Schicksal der ihrer Verwaltung Untergebenen, die tiefste Verachtung gegen das Volk, eine gänzliche Unkenntniß des Nationalcharakters hinzu, so wird man begreifen, warum das Volk die Deutschen verabscheut, und warum die Regierung sie liebt.“

Den Deutschen gibt Herzen auch Schuld, die Bureaukratie in Rußland eingeführt zu haben, die zwischen Adel und Volk und Priester eingeschobene Klasse, in der bei weitem die meiste Corruption eingerissen ist. „Zwischen Adel und Volk stand ein Schwarm von Beamten, die den persönlichen Adel besaßen, eine corrumpirte Classe, ohne alle menschliche Würde.... Spitzbuben, Tyrannen, Angeber, Trunkenbolde und Spieler, das waren und sind noch diese kriechendsten Menschen des ganzen Reiches. Diese Classe war das Produkt der gewaltsamen Gerichtsreform zur Zeit Peters I. Das mündliche Gerichtsverfahren wurde damals abgeschafft und durch das Inquisitionsgericht ersetzt. Ein kleinliches nach Art der deutschen Kanzleien eingeführtes Formenwesen machte das Verfahren verwickelt, und gab der Chikane schreckliche Waffen in die Hand. Die von Vorurtheilen völlig freien tchinowniks legten das Gesetz ganz nach Belieben und mit ungemeiner Geschicklichkeit aus. Sie sind die ärgsten Rabulisten der Welt; nie haben sie etwas Anderes im Auge, als ihre persönliche Verantwortlichkeit; wenn sie die gedeckt wissen, so wagen diese Leute alles, und der tchinownik so wenig als der Bauer hat Glauben an das Gesetz. Der letztere respectirt es aus Furcht, der andere sieht in ihm nur die milchgebende Kuh. Die Heiligkeit der Gesetze, unverjährbare Rechte, der Begriff von einer unwandelbaren Gerechtigkeit sind Ausdrücke, die in ihrer Sprache nicht vorkommen.“

Alles, was schon unter Peter dem Großen, dann wieder unter Katharina II. und unter Alexander von Erfolgen der Civilisation in Rußland gerühmt wurde, war täuschender Schein. Man hatte in Rußland ein eigenes Ministerium der „Volksaufklärung“, aber das Volk lebte im tiefsten Dunkel der Unwissenheit fort. Ein Paar von Höfen begünstigte Akademiker, Schöngeister, Reisende, ein Paar Erziehungsanstalten für den jungen Adel war alles, was man aufzuweisen hatte. Dem Volk kam davon nichts zu Gute. Auch die Literatur blieb arm, ein schwacher Wiederschein der deutschen und französischen, lediglich Sache solcher Russen, die sich in den abendländischen Hauptstädten gebildet hatten.

Erst nach dem großen Napoleonischen Kriege begann sich in den höheren Klassen Rußlands ein zum erstenmal von der Regierung unabhängiger Geist zu regen. Merkwürdig genug, daß es unabhängig von der Regierung geschah, aber ein unfruchtbares Werk, da es dem Volk fremd blieb. „Es war unmöglich nach der Aufregung eines nationalen Krieges, nach dem glorreichen Zuge durch Europa, nach der Einnahme von Paris, gleich wieder in die gemeine Ruhe des Petersburger Despotismus überzugehen. Selbst das Gouvernement konnte nicht gleich wieder in die alte Fährte treten. Alexander spielte hinter dem Rücken des Fürsten Metternich den Liberalen, persiflirte die ultra-monarchischen Pläne der Bourbonen, und spielte die Rolle eines constitutionellen Königs von Polen. Der arme Bauer jedoch kehrte in seine Gemeinde, zu seinem Pflug und zu seiner Knechtschaft zurück. Für ihn blieb alles beim Alten, ihm wurde keine Freiheit als Preis für den durch sein Blut erkauften Sieg bewilligt. Zu seiner Belohnung setzte Alexander den monströsen Entwurf von Militärcolonien ins Werk. In dem öffentlichen Geiste offenbarte sich bald nach dem Kriege eine große Veränderung. Nachdem die Officiere der Garde und der Linienregimenter ihre Brust muthig den feindlichen Kugeln ausgesetzt hatten, hörten sie auf so unterwürfig und biegsam wie vorher zu seyn. Ritterliche Gefühle von Ehre und persönlicher Würde, — die bis dahin in der russischen Aristokratie, welche plebejischen Ursprungs und durch die Gnade der Herrscher hervorgezogen worden war, unbekannt gewesen, — verbreiteten sich in der Gesellschaft. Zugleich erregte die schlechte Verwaltung, die Bestechlichkeit der Beamten und der polizeiliche Druck ein einstimmiges Murren. Man sah, daß das Gouvernement, so wie es nun einmal construirt war, mit dem besten Willen diesen Mißbräuchen nicht wehren konnte, und daß von diesen schwachen Greisen keine Gerechtigkeit zu erwarten war. Man bekleidete diese mit dem pompösen Namen eines dirigirenden Senates, — eine Gesellschaft, die nichts mehr lernen wollte, und die der Regierung als Rumpelkammer diente, wohin

sie die dienstunfähigen Beamten verwies, die weder verdienten in der Verwaltung zu bleiben, noch daraus verjagt zu werden. Angesehene Staatsmänner, wie der alte Admiral Mordwinoff, sprachen laut von der dringenden Nothwendigkeit zahlreicher Reformen. Alexander selbst wünschte Verbesserungen, allein er wußte die Sache nicht anzugreifen. Karamsin, der absolutistische Geschichtschreiber, und Speranski, der Herausgeber des Code de Nikolas, arbeiteten auf Befehl an einem Verfassungsentwurf. Ernste, energische Menschen warteten das Ende dieser imaginären Pläne nicht ab, ihnen war die vage Unzufriedenheit nicht genug, sie suchten sie in einer andern Weise zu benutzen. Sie faßten den Gedanken einer großen geheimen Verbindung. Ihr sollte die politische Erziehung der jungen Generation, die Propaganda für die Ideen der Freiheit und die Ergründung der verwickelten Frage, wie das russische Gouvernement radical und vollständig reformirt werden könne, obliegen. Weit entfernt, bei der Theorie stehen zu bleiben, organisirten sie sich zu gleicher Zeit, damit sie die erste günstige Gelegenheit, die kaiserliche Macht zu erschüttern, benutzen könnten. Alles was Ausgezeichnetes in der russischen Jugend vorhanden war, junge Militärpersonen, wie Pestel, von Wiesen, Naryschkin, Juchnefsky, Murawieff, Orloff, die berühmtesten Schriftsteller, wie Ryleieff und Bestuscheff, Abkömmlinge der berühmtesten Familien, wie die Fürsten Obolensky, Trubetzkoi, Odoefsky, Wolkhonsky, der Graf Tschernyscheff, reihten sich voll Eifer in diese erste Phalanx russischer Emancipation. Diese Gesellschaft nahm Anfangs den Namen ‚Wohlfahrtsgesellschaft‘ an.“

Oberst Pestel hatte damals zuerst den praktischen Gedanken, auf die Urverfassung der Landgemeinde zurückzugehen und durch Befreiung derselben von dem adeligen und kaiserlichen Ueberbau den russischen Bauer ins Interesse der Revolution zu ziehen. Pestel war „Socialist vor dem Socialismus“. Herzen räumt ihm daher den ersten Rang unter den damaligen Geheimbündlern ein. Begreiflicherweise zogen sich von diesen viele frühe genug zurück, als sie sahen, die Sache könne ernst werden und nicht einmal zum ausschließlichen Vortheil des Adels ausfallen. Nur die Schwärmer hielten fest, wurden entdeckt und hingerichtet oder nach Sibirien geschickt. Das ganze Unternehmen zerplatzte wie eine Saifenblase.

Der Verfasser berichtet weiter, wie seitdem alle jungen literarischen Talente in Rußland dem Hofe hätten dienen oder untergehen müssen. Puschkin war als revolutionärer Dichter vom Kaiser Alexander nach der Krimm verbannt worden. „Kaiser Nicolaus rief ihn zurück und ernannte ihn zum Kammerherrn. Dieser fing den Pfeil auf und erschien nicht bei Hofe. Man stellte ihm alsdann die Alternative, sich entweder an den Kaukasus zu begeben oder das Hofkleid anzulegen. Er war bereits mit einer Frau verheirathet, welche nachher Schuld an seinem Verderben war, — ein zweites Exil erschien ihm härter als das erste, — er entschied sich für den Hof. In diesem Mangel an Stolz und Widerstandskraft, in dieser zweideutigen Fügsamkeit erkennt man die böse Seite des russischen Charakters. Als der Großfürst Thronfolger ihm eines Tages zu seiner Ernennung gratulirte, antwortete ihm Puschkin: ‚Hoheit, Sie sind der Erste, der mir dazu Glück wünscht.‘ Achtzehnhundertsiebenunddreißig wurde Puschkin in einem Duell von einem jener fremden Raufbolde getödtet, die wie die Söldner des Mittelalters oder wie die Schweizer heut zu Tage, einem jeden Despoten ihr Schwert zur Verfügung stellen. Er fiel in der Fülle seiner Kraft, ohne seine Lieder vollendet, ohne gesagt zu haben, was er zu sagen hatte. Ganz Petersburg, mit Ausnahme des Hofes und dessen, was daran hängt, vergoß Thränen; nun erst sah man, welche Popularität er genoß. Als er im Todeskampfe lag, drängte sich eine dichte Menge um seine Wohnung, um nach seinem Befinden zu fragen. Da das Haus nur wenige Schritte vom Winterpalast entfernt war, konnte der Kaiser aus seinen Fenstern die Menge beobachten; er ward eifersüchtig darüber und entzog dem Volke das feierliche Begräbniß der Leiche des Dichters: in einer eisigen Nacht trug man den Körper Puschkins, von Gendarmen und Polizeiagenten umgeben, eilig in eine ganz andere als in die zu seiner Pfarre gehörige Kirche; eilig las hier ein Priester die Todtenmesse; und ein Schlitten führte dann den Leichnam des Dichters in ein Kloster des Gouvernements Pskow, wo seine Güter lagen. Als die so getäuschte Menge sich in die Kirche begab, wo man den Verstorbenen hingebracht hatte, war jede Spur des Leichenzuges bereits vom Schnee überdeckt. Ein schreckliches und düsteres Loos ist bei uns Jedem bereitet, der es wagt, sein Haupt über die von dem kaiserlichen Scepter vorgezeichnete Schranke zu erheben; Jeden, sey er Dichter, Staatsbürger oder Denker stößt ein unerbittliches Verhängniß ins Grab. Die Geschichte unserer Literatur ist ein Verzeichniß von Märtyrern oder ein Register von Sträflingen. Diejenigen, die von der Regierung verschont bleiben, sterben, wenn sie sich kaum entfaltet haben, als Knospen, die sich gleichsam beeilen, das Leben zu verlassen.

Là sotto giorni brevi e nebulosi
Nasce una gente a cui il morir non duole.

Ryleieff wurde auf Nikolaus Befehl gehängt. Puschkin ward in einem Alter von achtunddreißig Jahren in einem

Duell getödtet. Griboiedoff ist in Taheran ermordet worden. Lermontoff fiel, dreißig Jahre alt, in einem Duell am Kaukasus. Wenewitinoff ging mit zweiundzwanzig Jahren durch die Gesellschaft zu Grunde. Koltzoff wurde von seinen nächsten Verwandten zu Tode geärgert und starb dreiunddreißig Jahre alt. Belinsky kam mit fünfunddreißig Jahren in Hunger und Elend um. Polejaeff starb im Militärhospital, nachdem er gezwungen gewesen, acht Jahre im Kaukasus zu dienen. Baratinsky starb in der Verbannung, nachdem dieselbe zwölf Jahre gedauert hatte. Bestuscheff erlag, noch ganz jung, im Kaukasus, nach vorausgegangener Zwangsarbeit in Sibirien."

Wenn so viele junge Russen ins Abendland reisen und Jahre lang dort zubeingen, wenn so viel abendländische Literatur in Rußland selbst eingeschleppt wird, so muß allerdings die Fülle fremder, romantischer und liberaler Ideen auf manchen empfänglichen Geist eine tiefe Wirkung üben. „Civilisation und Sclaverei — es ist auch kein ‚Lappen' zwischen den beiden, der es hindern könnte, daß wir von diesen zwei gewaltsam aneinander gerückten Extremen nicht innerlich oder äußerlich zerrieben würden! Man gibt uns eine umfassende Erziehung, man impft uns die Wünsche, die Tendenzen, die Leiden der Mitwelt ein, und ruft uns zu: ‚Bleibt Sclaven, bleibt stumm, bleibt passiv, oder ihr seid verloren!' Zum Ersatz dafür läßt man uns das Recht, den Bauer zu schinden, und am grünen Tisch oder im Weinhause die von uns erhobene Steuer, woran Blut und Thränen des Bauern kleben, zu vergeuden. Der junge Mann findet kein einziges wirkliches Interesse in dieser Welt des Servilismus und armseligen Ehrgeizes. Und doch ist er verdammt, in dieser Gesellschaft zu leben, denn das Volk steht ihm noch ferner. ‚Diese Welt' besteht wenigstens aus gefallenen Wesen gleicher Art, während zwischen ihr und dem Volke keine Gemeinschaft existirt."

Inzwischen sehen wir die Nothwendigkeit für junge Russen nicht ein, sich in die politischen Leidenschaften der abendländischen Jugend hineinkünsteln zu müssen. Polnischen Flüchtlingen, den Söhnen eines grausam unterdrückten Volks, steht die Schwärmerei für Völkerfreiheit schön. Ein Russe kann sich immer damit trösten, daß sein Volk zu dem weltbeherrschenden gehört.

Der Grundirrthum Herzens und Jungrußlands ist, daß sie ihrem Volk Bedürfnisse und Sentiments unterschieben, die nicht die seinigen sind. Die russische Gemeindeverfassung hat eine socialistische Grundlage, und doch ist sie himmelweit verschieden von dem theoretischen Socialismus des Westens, und wenn man den modernen Socialisten z. B. in Frankreich zumuthen wollte, sich in russische Landgemeinden zu organisiren, würde keiner unter ihnen Lust dazu haben. Der Socialist des Westens will nur eine gesicherte Existenz in der Republik, um von diesem festen Standpunkt aus das Ganze der Republik mitregieren zu helfen. Der russische Bauer hat sich dagegen von jeher in seiner Gemeinde, die nur eine erweiterte Familie ist, von dem großen Ganzen und von allem höheren politischen Treiben isolirt. Er ist durch und durch ein unpolitischer Socialist. Der Socialist des Westens geht dagegen immer von einem politischen Princip aus und auf ein politisches Ziel los.

Eben so miskennt Herzen die kirchlichen Stellungen. In der Kirche sieht er nur ein Mittel des weltlichen Despotismus, im römischen Papst nur ein Werkzeug des russischen Czaren (S. 230). Nur durch die Macht der liberalen Presse, nur durch „die Werke der französischen Philosophie" hofft er, könne die Menschheit vor allgemeiner Barbarei und Knechtschaft gerettet werden. Daß die abendländische Kirche sich im schroffesten Gegensatz gegen den russischen Despotismus befindet, ignorirt er. Daß die Kirche allein, wo sie selbständig dem Staat gegenübersteht, die Völker vor dem Despotismus zu schützen vermag, scheint er nicht zu wissen.

Ueberhaupt ist es einfältig, in einem Zeitpunkt, in dem fast alle Nationen, Kirchen und Staaten Europa's gemeinsam gegen Rußland auftreten, um ihre von Rußlands Uebermacht verletzten oder bedrohten Interessen zu schützen, in einem solchen Augenblick die „Revolution" als die einzige, erste und letzte Waffe gegen Rußland zu bezeichnen. Man wäre in St. Petersburg froh, wenn man es nur mit Kossuth und Mazzini zu thun hätte. — Die Sache verhält sich so sehr anders, daß Kossuth und Mazzini und vielmehr die Bundesgenossen, die heimlichen und offenen Freunde Rußlands geworden sind. Denn nichts könnte Rußland nützlicher seyn, als eine Revolution in Frankreich, Italien oder Deutschland, durch welche die Westmächte und Oestreich gehindert würden, sich um Rußland zu bekümmern. Und nichts wäre hinwiederum der europäischen Revolutionspartei lieber, als ein Sieg der Russen, wodurch Frankreich und vielleicht auch Deutschland wieder in die Bahn der Revolution geworfen werden würden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, | N° 87. | 1. November 1854.

Die Literatur
des gegenwärtigen Krieges.

Größere Geschichtswerke können uns noch nicht vorliegen, weil der Krieg kaum begonnen hat. Zwar sind erschienen

Der Krieg gegen Rußland im Jahr 1854, bis jetzt in drei Lieferungen mit Karten und Plänen. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn, und

Fliegende Blätter vom Kriegsschauplatz, bis jetzt in drei Heften, Cassel, E. Balde, 1854, in welchen beiden Schriften die Kriegsereignisse und wichtigsten Aktenstücke zusammengestellt werden; allein das sind lose, lockere und flüchtige Compilationen. Mehr ins Gewicht fallen die schon in unsern Blättern besprochenen:

Aktenstücke der Russischen Diplomatie von Paalzow, die den künftigen Geschichtschreibern als wichtige Quelle dienen werden. Zur Orientirung über den Kriegsschauplatz und die Machtverhältnisse der streitenden Parteien sind mehrere Werke erschienen, worunter am meisten Beachtung verdienen:

Rußlands Kraft-Elemente und Einfluß-Mittel von Dr. Frh. von Reden. Frankfurt a. M. Völker, 1854, und desselben:

Die Türkei und Griechenland in ihrer Entwicklungsfähigkeit. Daselbst, 1854. Eine kleinere Zusammenstellung blos der militairischen Statistik, der Größe und Zahl der Armeen enthält das Schriftchen:

Die Armeen der kriegführenden Mächte und ihre neueste Organisation von einem deutschen Offizier. Leipzig, Remmelmann, 1854.

Europa's brennende Fragen, 1. Rußlands wahre Lage, 2. das schwarze Meer und die Ostsee. Leipzig, Romberg, 1854. Eine gute raisonnirende Statistik, Ueberblick über die Offensiv- und Defensivmittel der Russen und ihrer Feinde.

Die hervorragendsten Persönlichkeiten auf dem russisch-türkischen Kriegsschauplatze von Freiherrn von S**. Leipzig, Romberg, 1854. Auch diese Schrift ist sehr brauchbar, weil sie Biographien und Charakteristiken der Feldherrn, Minister und Diplomaten enthält. In der

Minerva, Journal für Geschichte, Politik und Literatur von Dr. Bran in Jena und Dr. Fischer in Frankfurt a. M. sind fortlaufende Relationen über den gegenwärtigen Krieg aus der Feder eines Offiziers enthalten, die sich durch objective Klarheit auszeichnen. Dazu gesellen sich historisch-politisch-statistische Abhandlungen und, was keine andere Zeitschrift bietet, eine fortlaufende Chronik des Bundestags, von der wir wünschen, sie möchte reichern Stoff bekommen, als bisher.

Die bei weitem überwiegende Masse der den gegenwärtigen Krieg betreffenden Literatur nehmen Parteischriften ein, unter denen wir hauptsächlich drei Gruppen unterscheiden, erstens solche, die für Rußland geschrieben sind, zweitens antirussische (entschieden die Mehrzahl) und drittens solche, die hauptsächlich nur das deutsche Interesse im Auge haben.

Unter den russischen Federn unterscheiden wir solche, die principiell behaupten, Rußland und die Ruhe und Ordnung, Wohlfahrt und Rechtschaffenheit der Welt sind eins, alles übrige in der Welt ist nur offene oder verdeckte Revolution, Atheismus, Anarchie, vor denen also Rußland allein schützen und schirmen könne. Einige von ihnen gehen so weit zu erklären, die Welt müsse sich glücklich schätzen, noch russisch werden zu dürfen. Von dieser Art sind:

Eine Stimme aus Norden an Oestreichs Freunde. Berlin, Schneider und Comp., 1854. Sie verlangt von Oestreich, wie von Preußen und ganz

Deutschland innigen Anschluß an Rußland gegen die Revolution, als deren Vertreter sie die Westmächte ansieht.

Der Krieg im Orient, seine Ursachen und Folgen, deutsch von Amand von Struve, k. russ. Collegienrath. Leipzig, Rommelmann, 1854, und desselben Autors:

Die englisch-französische Politik, daselbst, 1854. Auch hier wird Rußland als der alleinige Continent bezeichnet, auf welches sich die europäische Menschheit jetzt noch vor der Sündfluth der Revolution retten könne.

Rußland und seine Ankläger in der orientalischen Frage. Von L. d'Estramberg. Nach dem Französischen, Stuttgart, Druck von Blum und Vogel, 1854. Diese kleine Schrift macht sich zur Aufgabe, die größten Erwartungen von der Volksbegeisterung und unüberwindlichen Tapferkeit der Russen zu erwecken, während sie andrerseits die Großmuth und Uneigennützigkeit des Kaisers preist.

Rußland und die Zukunft der Deutschen von Prof. Dr. B. Volkmuth in Posen. Regensburg, Manz, 1854. Keine Schrift dürfte so weit in der Bevorzugung Rußlands gehen, wie diese, die geradezu behauptet, die welthistorische Stunde sey für Romanen und Germanen abgelaufen und jetzt beginne die der Slaven. Napoleon habe Recht gehabt, wenn er gesagt habe, in fünfzig Jahren ist Europa republikanisch oder kosakisch. Es handle sich aber nicht einmal mehr von einem Entweder-oder, sondern die Gewißheit sey schon für das Kosakischwerden entschieden. Deutschland, unheilbar zerrissen, zwischen zwei unversöhnbare Großmächte getheilt, erkenne bereits Rußland als seinen Schiedsrichter an (S. 129) und Rußland werde alles gewinnen, was die andern naturgemäß, nachdem sie verlebt sind, verlieren müssen. „In Rußland mündet der Geist der europäischen Geschichte aus."

In einer andern Reihe von russenfreundlichen Schriften wird nur vertheidigungsweise zu Werke gegangen und Rußland in seinem Benehmen entschuldigt und gerechtfertigt, und werden die andern Großmächte nach der Reihe überredet, jede von ihnen hätte sich eigentlich mit Rußland alliiren sollen.

Die englisch-französische Politik in der orientalischen Frage. Von einem Diplomaten, der sich zurückgezogen hat. Aus dem Französischen. Berlin, Schneider und Comp., 1854. Nur defensiv. Der Verfasser entlastet Rußland von aller Schuld an dem gegenwärtigen Kriege und beschuldigt dagegen die Westmächte, ihn arglistig und muthwillig herbeigeführt zu haben.

Rußland in seinem Rechte oder die andere Seite der russischen Frage von J. Moseley. Nach dem Englischen. Stuttgart, Franz Köhler, 1854. Gleichfalls defensiv. Der Verfasser behauptet, Rußland sey weit davon entfernt gewesen, die geringste Eroberung machen zu wollen und die Nesselrode'schen Noten hätten (trotz des Seymour'schen Briefwechsels) in dieser Beziehung stets nur die reine rückhaltlose Wahrheit enthalten.

Warum führen wir mit Rußland Krieg? Sendschreiben an den sehr ehrenw. Earl von Abendeen. Stuttgart, Fr. Köhler, 1854, und

Ein Wort für Rußland und zwei für uns. Von Pacificus. Daselbst, 1854. In beiden Schriften kehrt derselbe Grundgedanke wieder: England hätte seine alte Allianz mit Rußland festhalten und nicht mit der türkischen und französischen vertauschen sollen. Oder mit andern Worten: als Kaiser Nicolaus dem Lord Seymour Anträge zu einer innigen Allianz zwischen England und Rußland machte, hatte er das englische Interesse besser im Auge, als das englische Cabinet selbst, welches seine Anträge verwarf.

Zur orientalischen Frage. Die Wahrheit unter allen Umständen. Von M. S. Spletscharff. Stuttgart, Fr. Köhler, 1854. Unter der nämlichen Stuttgarter Firma wird hier den Franzosen das nämliche vordemonstrirt, was in den vorigen Schriften den Engländern. Herr Spletcharff findet es absurd, daß Frankreich seinem natürlichen Alliirten, Rußland, feindlich gegenüberstehe. Frankreich habe nur einen sichern Alliirten, mit dem es auch schon einmal die Herrschaft über Europa getheilt habe, das sey Rußland.

Die deutschen Mächte und die Westmächte gegenüber Rußland. Berlin, Schneider und Comp., 1854. Ein Votum für die Neutralität der deutschen Großmächte, wenn auch für keine unbedingte.

Finnlands Gegenwart und Zukunft, eine Sammlung politischer Streitschriften. Aus dem Schwedischen von R. Stockholm, Bonnier, 1854. Interessant für die Kunde schwedischer Zustände. Der Verfasser rechtfertigt die vorsichtige Politik Schwedens in Bezug auf Rußland, da Schweden von Rußland (durch die Schuld des übrigen Europa) abhängig geworden sey und Alles von ihm zu fürchten habe, wenn es sich ihm nicht füge. Zugleich behauptet er, Rußland habe Finnland immer mild regiert, um es für sich zu gewinnen.

Politische Wochenschrift von Franz von Florencourt, 1stes und 2tes Heft. Köln, Grewen, 1854. Der Herausgeber mußte sich bekanntlich von der Redaction der Volkshalle trennen, weil seine Russenfreundlichkeit der katholischen Partei, als deren Organ

er wirkte, zu weit ging. Wir begreifen nicht, wie über die Principienfrage der mindeste Zweifel entstehen konnte. Der katholischen Kirche steht in der ganzen Welt nichts so diametral entgegen, wie der griechisch-russische Cäsaropapismus und seine politische Propaganda.

Wir stellen diesen mehr oder weniger für Rußland günstigen Brochuren eine Reihe antirussischer gegenüber. Dieselben gehen von sehr verschiedenen Motiven aus. Die meisten bekämpfen in Rußland den Despotismus oder das Eroberungsgelüste, jenes mehr vom liberalen, dieses mehr vom nationalen Standpunkt aus. Einige denken nur an das durch Rußlands Uebergriffe gestörte Gleichgewicht Europa's und der Eine hat dabei vorzugsweise das verletzte oder bedrohte Interesse Englands, der Andere Frankreichs, der Dritte Deutschlands im Sinn.

Rußlands Fortschritte im Norden, Süden und Westen. Aus dem Englischen des David Urquhart. Cassel, Bade, 1854. Hier tritt der eigentliche Russenhaß in voller Energie hervor. Aber das Buch ist nicht so leidenschaftlich geschrieben, daß es nicht sehr wahre und nutzbare Thatsachen enthielte. Es beschäftigt sich unter Anderem vorzugsweise mit der von Rußland in Anspruch genommenen Alleinherrschaft in der Ostsee und im schwarzen Meer. Urquhart wirft den Blick rückwärts in die Vergangenheit und macht auf die grobe Ungeschicklichkeit aufmerksam, welche das englische Cabinet im Anfang des vorigen Jahrhunderts begangen hat, indem es lediglich um des erbärmlichen Gewinnes von Bremen und Werden willen, welche den Schweden abgenommen und mit Hannover vereinigt wurden, die russische Eroberungspolitik gegen Schweden unterstützte. England war es, was Rußland in der Ostsee groß gemacht hat. Dasselbe England hat auch Rußland unterstützt bei der Theilung Polens, indem es sich überreden ließ, die philosophische Kaiserin Katharina II. werde den Protestantismus in Polen unterstützen. Indem Urquhart zur Gegenwart übergeht, macht er England einen schweren Vorwurf, daß es der russischen Politik in Dänemark und insbesondere in der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit nicht entgegengetreten sey. — Nicht minder interessant sind die Nachrichten, die Urquhart über das Verfahren Rußlands im schwarzen Meer, besonders über das Absperren der Donaumündungen gibt. Bekanntlich bestimmte der Wiener Traktat Nr. 109 freie Donauschifffahrt bis ins Meer, Rußland aber, um den Getreidehandel auf dem schwarzen Meer von Odessa aus allein zu besorgen und die Concurrenz von der Donau her abzuschneiden, noch mehr aber, um Oestreich und Deutschland vom politischen Einfluß auf den Orient fern zu halten, ließ absichtlich die Sulinamündung versanden und hielt die Schiffe an, um sie angeblich einer Quarantaine zu unterwerfen, (wozu gar keine Gebäude vorhanden waren) d. h. in Wirklichkeit ihnen einen hohen Tribut abzufordern, oder sie nach Odessa zu schicken.

Berliner Briefe über die Orientalische Frage. Von Prof. Dr. Braun. Bonn, Weber, 1854. Hier wird dem russischen Cabinet, indem man es bekämpft, ein großes Lob gesprochen. „Es gibt nichts Beharrlicheres, nichts Feineres im Uebergreifen, als das russische Cabinet. Es weiß zu temporisiren und wagt nie viel an ein System; wenn es zu große Aufmerksamkeit erregt hat, so macht es eine momentane Concession und nimmt hernach mit bewunderungswürdiger Consequenz seinen alten Plan auf. Wenn die Stunde schlägt und die Hindernisse fallen, so geht es geraden Weges auf sein Ziel los. Das Petersburger Cabinet besitzt kein eigentliches système immuable, es berücksichtigt kein politisches Princip, keine historische Tradition, keine Staatsverfassung; in dieser Weise stritt die russische Politik gegen die französische Revolution und kündete Ludwig XVIII. den Aufenthalt in Mietau auf; so unterstützte sie die schwedische Thronfolge Karls XIII. und die norwegische Demokratie gegen denselben König; so berichtigten sich die Zusammenkunft in Erfurt und der Vorschlag, dem Herzog von Orleans statt Ludwigs XVIII. den französischen Thron zuzusichern; so die Unterstützung der griechischen Revolution gegen den Sultan und des Sultans gegen die ägyptische Revolution." Schließlich rechtfertigt der Verfasser die Erklärungen französischer Bischöfe gegen Rußland aus dem specifisch katholischen Standpunkt.

Rußland, historisch und strategisch beleuchtet von einem deutschen Offizier. Leipzig, Rommelmann, 1854. Diese Schrift sucht vornehmlich darzuthun, daß in Rußland alles aufs Imponiren hinauslaufe, daß aber dem Schein und Vorgeben ungeheurer Kräfte eine heimliche Schwäche zu Grunde liege. Insbesondere sey es mit seinem Heerwesen in der Wirklichkeit viel schlechter bestellt, als in den pomphaften Ankündigungen auf dem Papiere.

Vorrede zur Zukunft. Berlin, Herbig, 1854. Hier wird der Kampf gegen Rußland als ein allgemeiner der Cultur gegen die Barbarei aufgefaßt, eben so einseitig wie in d'Israelis Brochure nur an einen Kampf der Freiheit gegen den Despotismus gedacht wurde. Das ist Principienreiterei, wie sie auch auf der Gegenseite vorkommt, wo man versichert, Rußland stehe Europa gegenüber, wie die Ordnung der Anarchie. Es handelt sich im gegenwärtigen europäischen Conflict

nichts weniger als um ein Princip, sondern um die reellsten und materiellsten Interessen der Regierungen.

Rußlands Verdienste um Deutschland. Eine historisch-diplomatische Denkschrift. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1854. Eine gute Zusammenstellung aller der Unbilden, Verhöhnungen und Vernachläßigungen, welche Deutschland von Rußland erfahren hat, obgleich immer eine große Fürsorge für Deutschland von Seite Rußlands zur Schau getragen und sogar Dankbarkeit verlangt wurde. Es ist Thatsache, daß Rußland jede Uneinigkeit und Schwäche in Deutschland zu seinem Vortheil, dagegen zum Nachtheil und zur Beschämung Deutschlands ausgebeutet hat. Inzwischen haben das Frankreich, England auch gethan und thut das in der politischen Welt, in der nun einmal das moralische Gesetz nicht oben ansteht, jegliche Macht. Es kommt daher nicht darauf an, mit besonderer Gereiztheit und Gehässigkeit der russischen Politik Vorwürfe zu machen, sondern nur, sich vor ihren Beschädigungen zu hüten und solche Rathschläge zu empfehlen, welche sie unschädlich machen.

Die westeuropäische Gefahr. Trier, Lintz, 1854. Mit großer Wärme geschrieben und voll Indignation über die Anmaßung der inferioren slavischen Race, die edleren Racen Mittel- und Westeuropa's unterjochen zu wollen, und über die Unnatur, das unlebendige Princip des russischen Despotismus über alle anderen reichen organischen Bildungen in Kirche und Staat, wie sie in der Mitte und im Westen Europa's vorkommen, triumphiren lassen zu wollen.

Noch liegt uns eine Reihe von Brochuren vor, in denen insbesondere auf die Interessen Deutschlands Rücksicht genommen wird.

Oestreich und England. Kritischer Beitrag zur Geschichte der Bündnisse und Zerwürfnisse zwischen beiden Staaten. Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1854. Ein ernstes und gründliches Wort in Betreff der Politik, welche England unter Palmerstons Verwaltung gegen Oestreich handhabte, mit Berücksichtigung der früheren Verhältnisse. Daß England im Fall ist, das an Oestreich begangene Unrecht einsehen und wieder gut machen zu müssen, ist für das letztere die glänzendste Genugthuung. Zur Beurtheilung der gegenwärtigen Sachlage bringt das Buch sehr erhebliche Notizen bei. England, welches jetzt in so erbitterter Feindschaft Rußland gegenüber steht, war es selbst, was Rußland groß gemacht hat, oder wenigstens durch seine Fahrläßigkeit und falsche Politik so groß und übermächtig hat werden lassen. Wenn England nicht am Ausgang des spanischen Erbfolgekriegs sich auf die französische Seite gewendet hätte, so wäre Oestreich auch nicht genöthigt worden, sich auf Rußland zu stützen und dasselbe auf Kosten Polens mächtig werden zu lassen. Wenn England nicht, um Hannover durch die schwedischen Besetzungen an der Nordsee zu erweitern, Schweden aufgeopfert und der wachsenden Uebermacht Rußlands Preis gegeben hätte, so würde nie haben eine russische Flotte in der Ostsee erscheinen können, denn Rußland liegt nicht am Meere, die russische Bevölkerung beginnt erst weit von der Küste weg hinter dem Waldaigebirge. Wenn England nicht die polnischen Dissidenten, d. h. die russische Partei unterstützt hätte, so würde Polen nicht haben getheilt werden können zum alleinigen Vortheil Rußlands. Wenn England nicht auf dem Wiener Congreß abermals die Einverleibung Polens in Rußland gut geheißen hätte, so würde das Weichselgebiet kein russisches Bollwerk haben werden können, von wo aus es Oestreich und Preußen zugleich strategisch beherrscht. Wenn England nicht in der Seeschlacht von Navarin die türkische Macht gebrochen hätte, so würde sie gegen Rußland nicht so schwach geworden seyn. Wenn England im Jahre 1848 nicht die Revolution gegen Oestreich unterstützt hätte, so würde das letztere nicht nöthig gehabt haben, von russischer Hülfe Gebrauch zu machen. Wenn England nicht den dänisch-russischen Intriguen in Bezug auf Schleswig-Holstein zugestimmt hätte, würde Preußen nicht in so mißliche Lage gekommen seyn und Rußland im Jahr 1850 es nicht so haben mishandeln dürfen. Das unermeßliche Uebergewicht Rußlands war in der That eine Schöpfung des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts, an der sich England wesentlich betheiligt hat und wofür ihm Rußland nicht geringen Dank schuldet. Wenn nach so großen Dienstleistungen Kaiser Nicolaus von Lord Seymour auch noch den letzten verlangte, der ihm verweigert wurde, so war er doch berechtigt, ihn zu verlangen. Er durfte wenigstens bei England nicht die geringste Sympathie für Deutschland voraussetzen, ja er konnte, der bisherigen Erfahrung gemäß, darauf rechnen, England würde in der traditionellen Politik, Deutschland, Oestreich und Preußen zu schwächen, auch diesesmal wieder nicht darauf achten, daß Rußland allein den Vortheil davon zöge. Es ist leider nur zu wahr, wir haben an England einen schlechten Freund.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 88. 4. November 1854.

Die Literatur des gegenwärtigen Krieges.

(Fortsetzung.)

Nachdem alle zwischen Deutschland und Rußland früher vorhanden gewesenen Schutzwehren durch Englands Schuld niedergerissen oder machtlos geworden sind (Schweden, Polen, die Türkei), so ist nun an Deutschland selbst die Reihe gekommen, und da England in der ungarischen Angelegenheit Oestreich, in der dänischen Preußen aufgeopfert und an Rußland gleichsam ausgeliefert hat, so muß man sich noch wundern, daß ihm die Besinnung endlich gekommen ist und daß es dem Lord Seymour nicht andere Instructionen gegeben hat.

Die vorliegende Schrift hebt hervor, wie sehr England auch immer darauf bedacht gewesen ist, Deutschland nach Westen hin zu schwächen, auch dann, wenn es mit uns im Bunde gegen Frankreich war. Im spanischen Erbfolgekrieg wurde das deutsche Reich von England aufs schnödeste verlassen. Das englische Heer unter Ormond, mit dem östreichischen unter Prinz Eugen gemeinschaftlich in den Niederlanden den Franzosen gegenüberstehend, zog plötzlich, ohne es vorher angekündigt zu haben, auf und davon und bewirkte so, daß Eugen von den Franzosen mit Uebermacht überfallen und geschlagen werden konnte. Oestreich behielt im Frieden die Niederlande, die nicht nur Habsburgisches Erbe, sondern auch als burgundischer Kreis integrirender Theil des deutschen Reiches waren. Aber England nahm die Miene an, als mache es mit den Niederlanden Oestreich diesmal nur ein großmüthiges Geschenk, und knüpfte die Bedingung daran, der niederländische Handel dürfe dem englischen nie schädlich werden. Erwägt man ferner, wie England im östreichischen Erbfolgekrieg gegen Maria Theresia handelte, so darf man sich nicht mehr wundern, daß dieselbe sich entschließen konnte, mit ihrem alten Erbfeind Frankreich ein Bündniß einzugehen. Diese östreichisch-französische Allianz, die alle Welt monströs und unerklärlich nannte, war es allerdings, aber die Schuld fällt auf England.

England behandelt seine Alliirte immer nur als Mittel zum Zweck und wirft sie dann höhnisch bei Seite, oder läßt sie noch während der Arbeit stecken, um sich den Dank zu ersparen. Es läßt einen Andern für sich spielen, streicht den Gewinn ein und gibt dem Andern dann einen Tritt mit dem Fuße.

Nach den glorreichen Feldzügen von 1813 und 1814 nannte es Lord Castlereagh in einer Rede im Parlament „eine weise Maaßregel der Souveraine Europa's, Oestreich und Preußen wiederhergestellt zu haben," und noch einmal mit andern Worten: „durch die Entscheidung der Alliirten haben Oestreich und Preußen wieder ihre frühere Stellung in Europa erhalten." Also nur durch England und Rußland, nicht durch eigene Kraft, nur als großmüthiges Geschenk Englands und Rußlands? während den Ausschlag durch die Waffen ausschließlich Preußen und Oestreich gegeben haben.

Im Jahr 1848 freute sich England der Zerrüttung Oestreichs und wagte es bereits über die Lombardei verfügen zu wollen. Im Jahre 1848 opferte es eben so schnöde das preußische und norddeutsche Interesse in Schleswig-Holstein denselben Russen auf, die es heute bekämpft und zu deren Bekämpfung es uns auffordert.

Wenn daher das deutsche Interesse verlangt, die Gelegenheit nicht zu versäumen, um im Bunde mit England das übermächtige Rußland schwächen zu helfen und uns nach dieser Seite hin für die Zukunft sicherer zu stellen, so verlangt dasselbe deutsche Interesse, den zeitweisen Bundesgenossen England ja für keinen Freund zu halten, sondern sich vor demselben im Verlauf und namentlich am Schlusse des gegenwärtigen Weltkampfes

in Acht zu nehmen, denn es sind hundert gegen eins zu wetten, daß England, das uns heute treibt, uns beim künftigen Friedensschlusse wieder, wie immer, verrathen wird.

Unter den Flugschriften, welche Deutschlands Interesse insbesondere im Auge haben, unterscheiden wir solche, die Gesammtdeutschland betreffen und solche, die ihr Absehen auf einen der drei deutschen Factoren, Oestreich oder Preußen oder die Mittelstaaten allein richten. Sodann wieder zwei Rubriken: solche, die sich in schönen Hoffnungen oder unfruchtbaren Mahnungen ergehen, und solche, die den Moment praktisch auffassen und nicht mehr wollen, als erreichbar ist.

Man kann nicht oft und eindrücklich genug wiederholen, daß es nur auf den letztern Punkt ankommt. Man muß wie überhaupt die Möglichkeit, so insbesondere die Ausdehnung und Tragweite einer Vereinbarung Preußens mit Oestreich lediglich nach dem Maaße des Interesses eines jeden von beiden abmessen, und man muß sich hüten, darüber hinaus schwärmerische Einheitshoffnungen für Gesammtdeutschland zu hegen. Man darf aber noch weniger der Hoffnung sich hingeben, der bloße Act eines Einverständnisses zwischen den beiden Großmächten werde den europäischen Frieden sichern und den streitenden Parteien des Ostens und Westens Halt gebieten können. Dazu wäre vielleicht noch im Frühjahr 1853 Zeit gewesen, aber nicht mehr im Spätherbst 1854.

Andrerseits war es und bleibt es die natürliche Politik Rußlands (die ihm kein Mensch verdenken kann), unter dem Schein der Friedensliebe die Entscheidung hinzuhalten, die vier Großmächte möglichst lange auseinander zu halten, immer wieder von neuem Trennungen zwischen denselben herbeizuführen, selbst unter Niederlagen und bei schweren Verlusten nicht nachzugeben, sondern im Vertrauen auf die ausgedehnte Lage seines Reichs, das man nicht einmal vollständig überziehen, geschweige behaupten kann, mit zäher Ausdauer abzuwarten, bis die mit ihm im Kampf begriffenen Mächte sich erschöpft oder entzweit haben. Alle Berechnungen, die auf eine willige und aufrichtige Nachgiebigkeit Rußlands gebaut werden, sind mithin illusorisch.

Ein allgemeiner Krieg dem festen Verein Preußens, Oestreichs und des übrigen Deutschland gegenüber eine Unmöglichkeit. Leipzig, Remmelmann, 1854. Sehr patriotisch, aber zu wenig die thatsächlichen Differenzen der deutschen Mächte ins Auge fassend. Die Gegensätze sind gegeben, ja sie sind älter, als die Häuser Habsburg und Hohenzollern, älter als der Streit der Confessionen. Man kann darüber nicht hinweg. Der Einwurf, für Erhaltung des Friedens könnten doch gegenwärtig alle einig seyn, hält nicht Stich. Der Frieden ist nicht für jedes deutsche Interesse wünschenswerth. Es gibt drückende Verhältnisse, aus denen man sich nur durch einen sehr zur gelegenen Zeit kommenden Krieg endlich einmal frei machen kann. Der Frieden, welchen Europa und zumal Deutschland nach einem raschen Abbruch des Krieges zu erwarten hätte, wäre kein gesunder, wohlthätiger Frieden, in dem das Vertrauen zurückkehren könnte. Das müssen selbst die fühlen, die im Kriege nichts zu gewinnen haben würden, um wie viel mehr nicht die Andern. Si vis pacem, para bellum ist eine alte Regel, die aber nicht überall hin paßt, sondern sehr oft übersetzt werden muß: willst du einen gesunden Frieden, so führe erst einen gesunden Krieg.

Wir wollen nicht das tausendmal Gesagte wiederholen, daß ein gemeinsames und diplomatisches Einschreiten der europäischen und deutschen Großmächte im Frühjahr 1853 den Krieg hätte verhindern, den Kaiser von Rußland vom Ueberschreiten des Pruth hätte zurückhalten können. Die Mahnung, jetzt noch durch die deutsche Einigkeit den Frieden herzustellen, kommt zu spät, gesetzt auch es existirte eine deutsche Einigkeit. Es scheint uns gar keine andere Möglichkeit mehr übrig, als die Theilnahme am Kriege, der einmal vorhanden ist und in den man mit fortgerissen wird, wenn man nicht selbständig und mit klarem Bewußtseyn dessen, was man will, in ihn eintritt.

Der Anschluß Deutschlands an die Westmächte hätte im Frühling des vorigen Jahres dem Kaiser von Rußland imponiren und den Frieden erhalten können. Aber die neutrale Stellung auch des vereinigten Deutschlands hätte es nicht vermocht. Deutschland, wenn auch noch so einig, ist nicht stark genug, um den Frieden gebieten zu können, wenn Rußland oder die Westmächte oder beide Krieg haben wollen. Sind sie nun wirklich im Kriege begriffen und Deutschlands Verkehr leidet darunter oder deutsche Interessen werden von der einen oder andern Seite her bedroht, so kann Deutschland sich nur helfen, das Ende des Kriegs nur beschleunigen, seine Interessen gegen irgend welche Gefährdung nur wahren, wenn es Partei ergreift, wenn es selbst sein Schwert zieht. In jedem europäischen Friedensschluß, an dem es nicht selbst als kriegführende Macht mit Theil nähme, würde es beeinträchtigt werden, denn alle kriegführenden Mächte würden es eben so gerecht, als bequem finden, sich zuletzt auf Kosten der Neutralen zu vertragen.

Offener Brief an Se. Maj. Nicolaus I., Kaiser aller Reussen. Leipzig, Remmelmann, 1854.

Diese kleine Flugschrift ist nur nennenswerth, sofern am Schluß derselben der gute Gedanke ausgesprochen wird, unter dem „kranken Mann" verstehe Rußland keineswegs blos die Türkei, sondern auch Deutschland, denn es habe sich seit dem vorigen Jahrhundert in die deutschen Angelegenheiten gerade so als unberufener Heilkünstler eingemischt, wie in die türkischen. Das ist leider nur zu wahr. Rußland spielte auf dem vielstimmigen Deutschland wie auf einem Clavier; bald ließ es die Tasten dissoniren, bald wieder den Accord anschlagen, wie es wollte. Heute mit Oestreich gegen Preußen, morgen mit Preußen gegen Oestreich verbündet, übermorgen wieder beide zugleich bis zum Ersticken an seine breite eherne Brust drückend, dann wieder von beiden sich zurückziehend, beide spröde abstoßend, mit dem dritten Faktor liebäugelnd hat es alle bevormundet, alle gehofmeistert, alle als seine Werkzeuge behandelt. Noch im Jahr 1850 trat es gebieterisch als Schiedsrichter zwischen Oestreich und Preußen auf, nachdem ein Jahr vorher „Ungarn zu seinen Füßen gelegen war", und setzte es das neuere Erbgesetz in Dänemark durch. Es fehlt ihm nur noch die oldenburgische oder holsteinische Stimme beim Bundestage, um in Frankfurt auftreten zu können, wie am weiland polnischen Reichstage. — Erwägt man nun, auf welch ein Ziel Rußland losgegangen ist, indem es das letztemal den Pruth überschritt, so muß man allerdings erstaunen, wie es noch irgend Jemand in Deutschland geben kann, der von der russischen Politik nichts für Deutschland besorgt. Einmal Herr an den Dardanellen würde Rußland es auch bald in Montenegro und Dalmatien, nicht minder im Sunde und in den Hansestädten seyn. Rußlands Uebergewicht, bisher schon zu groß, würde ganz Europa aus den Angeln heben und unsre deutsche Groß- und Kleinstaaterei zermalmen. Doch das ist so oft gesagt und wird so allgemein gefühlt, daß wir die Worte sparen können.

Die wahre Grundlage des europäischen Friedens in Bezug auf die orientalische Angelegenheit betrachtet von Friedrich Frh. von Bernhard. Augsburg, Kollmann, 1854. Auch hier ist ein guter Gedanke erörtert. Der Verfasser wünscht, Kaiser Nicolaus möchte dem System seiner berühmten Vorfahren treu verbleiben und das germanische Element in Rußland als das herrschende erhalten, nicht dem slavischen untergeordnet haben. Alsdann würde die Sache Rußlands besser stehen. — Einem andern hier vertheidigten Gedanken, daß ein neues byzantinisches Reich an die Stelle des türkischen treten solle, können wir nicht zustimmen. Die Griechen sind zu wenig zahlreich und zu verdorben, um ein neues großes Reich bilden zu können.

Die religiöse Seite der orientalischen Frage. Von C. Z. Grafen Ficquelmont. Zweite Auflage. Wien, Manz, 1854, und Rußlands Politik und die Donaufürstenthümer, von demselben daselbst. Zwei treffliche Flugschriften, die wir als allgemein bekannt voraussetzen dürfen, da in allen Zeitungen schon von ihnen die Rede war. Mit der größten Sachkenntniß verbindet Graf Ficquelmont ein patriotisches Herz. Aber von einer gewissen vornehmen Dunkelheit, von einem diplomatischen Nichtallessagen, von einer Lust, auch da immer nur noch zu rathen, wo schon dringend die Zeit zu Thaten gekommen ist, können wir ihn nicht ganz freisprechen. Und was wir am wenigsten billigen, ja uns kaum zu erklären wissen, ist die Voraussetzung, Rußland werde seinem oder überhaupt östreichischem Rathe nachgeben. Rußland gibt nie nach, wenn es nicht muß und dazu kann es nicht durch den Rath, und wenn er der allerbeste wäre, sondern einzig durch die zwingende That vermocht werden.

Oestreichs welthistorische Mission in seiner Herrschaft über die mittleren Donauländer. Von G. L. W. Funke. Zweite Auflage. Hannover, Rümpler, 1854. Die Donau ist allerdings ein deutscher Strom, weil die Deutschen an ihren oberen und mittleren Ufern allen andern Stämmen an ihrem unteren Lauf überlegen sind. Nicht nur die freie Schifffahrt auf der Donau, sondern auch der Einfluß germanischer Bildung und Sitte, ja die direkte germanische Colonisation kann und soll uns als Ziel vorschweben. Aber dazu bedürfte es einer Einigkeit, die noch nicht vorhanden ist. Sollen wir Oestreich vergrößern, damit es uns nachher Gesetze vorschreibe? ist die ganz natürliche Frage derer, die das Jahr 1850 noch nicht vergessen haben. Als im Jahr vorher die Revolution in Süddeutschland durch preußische Waffen besiegt wurde, ärgerte man sich so bitterlich über den Einfluß Preußens im Süden, daß man alles anwandte, nur um diese verhaßten Pickelhauben wieder in die preußischen Landesgrenzen zu confiniren. Und Oestreicher waren es, die Rendsburg den Dänen auslieferten. Die Bamberger Conferenz hat dargethan, wie schnell die Gesinnung auch der damaligen Bundesgenossen Oestreichs wieder eine Wendung genommen hat. Man darf als Binsen-Wahrheit festhalten, daß keinem einzigen der drei deutschen Faktoren an der Machtvergrößerung des Andern etwas gelegen ist, sofern sie nicht selbst einer theilhaftig werden. Dieser Wahrheit muß man dreist in die Augen sehen. Man darf sich keinen Vortheil versprechen, ohne dem Andern den seinigen zu lassen. Soll die Mission Oestreichs an der untern Donau gelingen, so muß es

entweder allein oder in Verbindung mit den Westmächten stark genug seyn, sie durchzusetzen, oder Preußen muß der Besorgniß vor einer ihm bedrohlichen Machtvergrößerung Oestreichs durch seine eigene, jener parallel laufende Machtvergrößerung überhoben werden. Die Möglichkeit, jeder von beiden könne befriedigt werden, ohne daß sie einander dazu beistünden, liegt nicht außer aller Frage; größer jedoch ist die Wahrscheinlichkeit, sie würden beide in dem Maaß mehr gewinnen, in dem sie sich unterstützen würden.

Deutschlands Aufgabe in der orientalischen Verwicklung von einem ehemaligen deutschen Minister. Der unbegeisterte, aber erfahrene Mann räth, sich mit einem Minimum von russischen Concessionen zu begnügen, sintemal und dieweil die zwei Dinge, die erforderlich wären, um Rußland zum Vortheil der deutschen Nation große Concessionen abzubringen, nicht vorhanden seyen, nämlich weder die Einigkeit der „maaßgebenden Kreise", noch die „Begeisterung für den welthistorischen Gedanken und die Aufopferungsfähigkeit." Der Rath ist gar zu bescheiden und nur auf Frieden nicht auf Krieg berechnet. Rußland aber hat den Krieg gewollt und wird ihn haben. — Wenn man sich mit jenem Minimum begnügen wollte, so würde es überhaupt ein politischer Fehler gewesen seyn, in den Wiener Protokollen ausgesprochen zu haben, daß Rußland Unrecht habe. Denn es ist nicht weise, eine Macht zu beleidigen, der man nicht die Mittel, diese Beleidigung schwer zu rächen, zu entziehen vermag.

Deutschlands und Oestreichs Beruf bei der gegenwärtigen Weltlage. Von einem deutschen Staatsmann. Augsburg, Kollmann, 1854. Hier wird das Problem auf die einfachste Weise von der Welt gelöst, indem der Staatsmann die zwischen den beiden Großmächten bestehende Eifersucht dadurch gänzlich beseitigen will, daß er ihnen räth, sie sollen wetteifernd alle beide zugreifen. Das ist auch unsere Meinung und wir würden diese Ansicht ganz in der gleichen Weise adoptiren, der Kampf möchte gegen Westen oder Osten gerichtet seyn. Es bezeichnet die Schwäche deutscher Zustände, daß man den Gedanken der Offensive nicht zu fassen vermag, daß man nur immer an ein phlegmatisches Liegenbleiben, höchstens an eine Vertheidigung dessen denkt, was man hat, und nicht an Ausbreitung der deutschen Macht, die das Wesentlichste war in unsrer glorreichen Vorzeit und deren ein so stark sich vermehrendes Volk nicht entbehren kann.

Zur Charakteristik neupreußischer Politik. Ein Sendschreiben an Herrn Professor Stahl in Berlin. Weimar, Bühlau, 1854. Die berühmte Rede Stahls war allerdings sehr einseitig und sogar etwas leichtfertig. Wir betrachten die Sache indeß nicht aus dem Gesichtspunkt der vorliegenden Brochure, indem wir der Gesinnung und den fruchtbaren Ideen der Kreuzzeitungspartei bei weitem mehr Rechnung tragen. Wir haben nur nie begriffen und begreifen heute noch nicht, wie diese Partei russisch werden und wie sie ihr Russenthum mit so schwachen Gründen geltend zu machen versuchen konnte. Ihre Aufgabe war, den alten Hort im preußischen Volke zu hüten, den martialischen Stammcharakter, die loyale Treue, die patriarchalische Frömmigkeit und gesunde Nüchternheit im Gegensatz gegen die mannigfachen meist aus der modernen Schule und Presse stammenden Uebel, die seit dem vorigen Jahrhundert daran nagen. Diese preußische Aufgabe schließt aber keine russische in sich. Im Gegentheil ist russisches Wesen in aller und jeder Beziehung, sowohl das griechische Popenthum, wie die slavische Nationalität, wie die russische Beamtencorruption und die Volkssclaverei dem strammen, ehrlichen, ehrenfesten Preußenthum gründlich widerwärtig. Die genannte Partei in Berlin schadet den bessern, spezifisch preußischen Interessen, welche sie vertritt, nur zu sehr durch ihre russische Farbe. Sie hat sich dadurch den Zielpunkt ihres Wirkens verrückt.

Preußen und Rußland. Leipzig, G. Hirzel, 1854. Eben so stark, ja noch stärker gegen die neupreußische Partei ausfallend, die der Verfasser S. 69 „aus ihren Aemtern und ihrem Einfluß auf die Geschicke des Vaterlands" entfernt wissen will. Wie bedauernswerth erscheint doch Deutschland, daß es an dem Gegensatz zwischen seinen drei Hauptfactoren (Wien, Berlin, Bamberg) noch nicht genug hat, sondern auch noch innerhalb des einen Factors in so heißer und unversöhnlicher Zwietracht entbrennt.

Offenes Sendschreiben an Wolfgang Menzel, als Antwort auf seine „Aufgabe Preußens 1854" von Otto von Böhn. Minden, Verlag der patriot. Zeitung, 1854. Der Sendschreiber ist als fanatischer Russenfreund total verblendet. Vom Verfasser der „Aufgabe" hat er sich persönlich wunderliche Vorstellungen gebildet, deren thatsächliche Irrthümlichkeit nachzuweisen uns jedoch nicht der Mühe werth erscheint. Wir wollen diesen jungen Hofmeister ein wenig älter werden lassen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 89.** 8. November 1854.

Die Literatur des gegenwärtigen Krieges.

(Schluß.)

Zwei Vaterländische Hefte. 1) Wo ist das einige Deutschland? 2) Der russische Krieg und der deutsche Bund. Mannheim, Bassermann und Matthy, 1854. Gerechte Klagen, die aber zu nichts führen. Der deutsche Bund kann nicht anders seyn als er ist, weil die deutsche Nation nichts anders verträgt. Im Jahr 1848 wollten die Einen eine kaiserliche, die Andern eine republikanische Einheit, aber weder zu dem Einen noch zu dem Andern war das rechte Zeug, die rechte Gesinnung und Kraft vorhanden. Als Preußen die Initiative in Deutschland ergreifen wollte, schrie alles und votirte es hinaus. Als heuer Oestreich rüstete, um die Gesammtinteressen Deutschlands gegen Rußland zu beschirmen und Deutschlands Macht im Osten zu erweitern, steckte wieder alles die Köpfe zusammen, um Oestreich irgendwie Hemmschuhe anzulegen. Denn man gönnt Oestreich so wenig etwas, als Preußen. — Der Frankfurter Bundestag kann die mangelnde Einigkeit nicht herstellen. Es nutzt lediglich nichts, immer über den Bundestag Beschwerde zu führen, der doch nur der ganz unschuldige Ausdruck eines thatsächlichen Verhältnisses ist, welches sich nicht ändern läßt. Der Bundestag kann nicht ändern, daß es verschiedene Regierungen gibt, und die Regierungen können ihre Verschiedenheit nicht ändern, da sie selbst wieder nur der Ausdruck einer prägnanten Verschiedenheit der Volksstämme, Confessionen, Sitten, Gewohnheiten, Sympathien und Antipathien sind. Man kann sich nur, wo die Interessen übereinstimmen, zu einer gleichen Politik wie zu einem kaufmännischen Geschäft aus einfachen Gründen des Nutzens vereinigen.

Dem alten Mißtrauen, der alten Mißgunst ist durch keine Schönrednerei, durch keine patriotische Schwärmerei, durch keine Appellation an irgend welches Ideal von Einheit abzuhelfen; hier hilft lediglich nichts, als ein ganz prosaischer, kaufmännischer, durch und durch interessirter Vertrag über Vortheile, die man sich gegenseitig zusichert, wo es so nahe liegt, sie durch gemeinsames Zusammenwirken zu erringen. Wenn tüchtige Geschäftsleute sich etwas von einer Unternehmung versprechen, so halten sie von ihren Unterhandlungen und Vorbereitungen alles fern, was nicht zur Sache gehört. Schwärmer, Enthusiasten, leidenschaftliche Principienmänner werden nicht gefragt. Man enthält sich aber auch aller unnöthigen und den Gang des Geschäfts störenden Recriminationen, man erbittert sich nicht, man verdunkelt sich nicht die Sehkraft durch Leidenschaft, noch weniger duldet man die Einmischung fremder schadenfroher Verhetzer, sondern in aller Ruhe, bei voller Vernunft macht man mit dem Andern die Sache ab, indem man sich materielle Garantien gibt.

So viel ist gewiß und wird überall, so weit die deutsche Zunge reicht, erkannt, daß niemals eine Zeit günstiger war, um sowohl Preußen als Oestreich und dadurch auch dem gesammten Deutschland politisch und nationalökonomisch aufzuhelfen durch Zerreißung der russischen Umstrickungen, welche bisher das deutsche Interesse im Norden und Osten geknebelt hatten. Was wir nach dieser Seite hin an Stärke gewinnen, wird uns auch nach Westen hin stärker machen. Wenn nachtheilige, uns ins tiefste Herz schneidende Verträge, die uns Rußland aufgedrungen, z. B. der dänische, annullirt, wenn Canäle, die uns Rußland eigenmächtig verstopft, z. B. die Donau, geöffnet werden, wenn der preußische Adler im Nordosten, der östreiche Doppeladler im Südosten freier und stolzer die ihm hier so lange von Rußland gebundenen und beschnittenen Flügel entfaltet, so

wird das den deutschen Großmächten überhaupt eine größere, gesichertere Macht verleihen, die sie einander nicht zu beneiden brauchen, sofern suum cuique abgewogen wird, und die dann auch herzlich gern von gesammter deutscher Nation als ihr Gewinn betrachtet werden und dem Ausland nach allen Seiten hin Respect einflößen wird.

Die Spaltung Deutschlands in zwei Großmächte hat in der gegenwärtigen Frage einen gewissen Vortheil, denn offenbar wird die Eifersucht des Auslands weniger betheiligt seyn bei einer Machtausdehnung beider, als bei einer solchen, die einer von beiden allein das Uebergewicht und die unvermeidliche Hegemonie in Deutschland gewähren würde. Womit sich auch diejenigen trösten können, die für die deutschen Mittelstaaten fürchten, denn durch das Gleichgewicht der Großmächte werden die letztern eben sowohl wie durch die Eifersucht des Auslands getragen. Was den innern Zusammenhalt und die Verfassung des deutschen Bundes anlangt, so ist jetzt am wenigsten die Zeit, deshalb zu reclamiren und zu discutiren. Wir denken, was die einzelnen Glieder stärkt, wird in letzter Instanz auch den ganzen Leib sammt seiner Seele gestärkt haben.

Schreiben an den Kaiser der Franzosen in Betreff der orientalischen Frage. Aus dem Französischen. Leipzig, Remmelmann, 1854. Wie die Hexe von Endor vor dem König Saul den Schatten Samuels, so ruft der Verfasser dieser Schrift vor dem Kaiser Napoleon III. den Schatten Kosciusko's herauf. Polen, sagt er, wird Kriegsschauplatz werden, Polen ist passiv betheiligt, der Name Polen wird bald wieder gehört werden, laut gehört werden. Die Wiederherstellung Polens könnte, früher eine Frage der Revolution, auf einmal eine Frage der Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts, des Conservatismus werden; der Verfasser stellt mindestens in Aussicht, daß die polnische Emigration, die seither für jede Revolution in der ganzen Runde Europa's mitgestritten habe, nach dem wiederhergestellten Polen zurückgekehrt, daselbst nur noch die allerconservativste Mission haben werde. Wir bezweifeln das, allein das ist es überhaupt nicht, worauf es ankommt. Europa befindet sich im Kriege. Wie sich die beiden deutschen Großmächte zu diesem Kriege stellen werden, darauf kommt es jetzt und jetzt allein an. Die s. g. polnische Frage könnte nur alsdann an die Tagesordnung kommen, wenn jene deutsche Frage auf eine für die Interessen Deutschlands nachtheilige Weise entschieden würde, was wir noch nicht befürchten. Daß aber gerade in dieser Beziehung eine gemeinsame Politik der beiden deutschen Großmächte das wünschenswertheste sey, wird jeder Deutsche begreifen. Es ist erfreulich, daran erinnern zu können, daß selbst im Frankfurter Parlament, in den ersten Wochen seiner Sitzungen, in seiner ersten Hitze, in einer Zeit, in welcher sich in demselben Parlament sogar Sympathien für die Italiener gegen Oestreich kund gaben, doch der damalige Aufstand in Posen streng nach deutschem Interesse beurtheilt wurde. Die ausgezeichneten Reden des verstorbenen v. Radowitz, Jordan von Berlin und einiger Anderer, die damals die heißen Köpfe zur Vernunft brachten, sollten, wenn die Frage je wieder zur Sprache käme, zusammengestellt und als Flugschrift gedruckt werden.

Aus dem Volksleben.

1) Erlebnisse eines Schuldenbauers. Von Jeremias Gotthelf. Berlin, Springer, 1854.

Wieder ein (und zwar der letzte) Bauernroman des vor kurzem leider noch in der Blüthe seiner Jahre verstorbenen Berner Pfarrers Bitzius, dessen Verdienste in diesen Blättern stets aufs rühmlichste anerkannt worden sind, nicht blos weil er ein trefflicher Genremaler, sondern auch Sittenmaler ist und eine praktische Tendenz verfolgt.

Der Held des vorliegenden Romans ist Hans Joggi, ein „Schuldenbauer“, d. h. einer, der ein größeres Gut mit Schulden übernimmt, selber nicht bezahlt wird, daher auch nicht bezahlen kann und in seiner Noth von den Vampyren ausgesaugt wird, die überall den verschuldeten Landmann umlauern. Mit seinem braven Weibe aus einer Angst und Sorge in die andere fallend und endlich von Haus und Hof vertrieben findet er erst Ruhe wieder in einem soliden Hausknechtsdienste bei einem guten Herrn. Das Gemälde ist in allen seinen Einzelnheiten mit gewohnter Meisterhand ausgeführt, treu nach dem Leben. In solchen Nahrungssorgen, in solcher Angst vor den Gläubigern und vor den gewerbsmäßigen Betrügern und Bethörern müssen gegenwärtig viele Tausende und aber Tausende leben, deren Väter und Großväter auf dem gleichen Gute noch im Frieden saßen. Das alles kommt nicht einmal von Misjahren, Kriegskosten, hohen Steuern, sondern wesentlich und fast ausschließlich von schlechten Gesetzen her, die einer lauernden Meute gestatten, Jahr aus Jahr ein das unglückliche Landvolk belagert zu halten, jede Schwäche, jede Einfalt, jeden kleinen Unglücksfall desselben zu benutzen,

um die Güter aus fester Hand in die bewegliche zu bringen und aus dem Boden Anderer Früchte zu sammeln. Wahrlich, wenn die Ahnen zusehen könnten, wie ihre Enkel im Proletariat versinken, von Haus und Hof vertrieben, und wie jetzt ein und derselbe Jude oder Judengenosse ihr Gut in zwei Jahrzehnten siebenmal in andere Hände spielt und jedesmal dabei gewinnt, während jene sieben Besitzer alle verarmen müssen, sie würden sich im Grabe umdrehen.

Bitzius sagt in der Vorrede: „Allgemein ist der Jammer über Verarmung der Menschen, das Hülfsgeschrei erschallet ununterbrochen Tag und Nacht, aber derer, die der Armuth sich entwinden durch Fleiß und Arbeitsamkeit, wieder nach Eigenthum streben, achtet man sich wenig oder gar nicht, und ist doch aller Anfang so schwer und beginnendes Leben unendlich leichter zerstört als erstarktes Leben. Jungen Pflanzen gleich sind die Menschen, welche aus dem Sumpfe der Armuth sich erheben, freien Athem, festen Boden suchen, dem Ungeziefer sind diese am meisten ausgesetzt, am leichtesten werden sie um ihr neues Leben gebracht. Nun ist für den, der Augen hat für diese sehr ehrenwerthe Menschenklasse, kaum etwas Peinvolleres, als zu sehen, wie dieses Ringen vereitelt wird, wie den glücklichsten Anstrengungen ein Zurückgleiten folget und wie dieses Vereiteln von Menschen kommt, welche, wie der Jäger dem Hunde die Beute, welche er erjagt, abnimmt, abjagen ihrem Mitmenschen, was er im Schweiße seines Angesichts verdient; wie man in aller Aufklärung den Wucher mit dem Schilde der Gewerbsfreiheit bedeckt und unter der Losung von persönlicher Freiheit den Armen der Grausamkeit des Wucherers überläßt."

2) Geschichten fürs Volk und seine Freunde. Von J. A. Pflanz. Erstes Bändchen. Schaffhausen, Hurter, 1854.

In dem nämlichen Geiste geschrieben. Der Verfasser kennt sein Volk (die Schwaben) durch und durch und versteht es lebendig zu schildern. In den beiden ersten Erzählungen contrastirt er die ländliche Einfalt mit der städtischen Corruption und beweist, wie nachtheilig die überhandnehmende Sucht vom Lande in die Stadt zu ziehen, oder die ländliche Sitte der städtischen zu opfern, auf das Landvolk einwirke, und um wie viel glücklicher man leben könne, wenn man sich nie in den Herrenstand habe verlocken lassen. In den beiden folgenden Geschichten wird ein trauriges Beispiel von Verführung eines harmlosen Landmädchens, die als Kindsmörderin endet, einer erfreulicheren Erzählung gegenübergestellt, in welcher wir ein anderes Landmädchen kennen lernen, die von ihrer Frömmigkeit nicht weichend der Sünde standhaft widersteht. Ueberhaupt bildet die Religiosität des Volks immer den goldenen Hintergrund der vorliegenden Erzählungen. Alles was im katholischen Schwaben (denn davon handelt es sich hier) gut ist, kommt von dem Ansehen her, welches hier noch die alte Kirche genießt. Alles was hier verdorben ist, kommt von der modernen Gesetzgebung und Schule her. Zum Schluß noch einige unerquickliche Geschichten von wüsten Raufereien der turbulenten Jugend, von Freiheitsschwindel und Auswanderung nach Amerika ins Land nicht der Freiheit, sondern des zügellosesten Egoismus.

In den Vorworten unterscheidet der Verfasser unter der gegenwärtig Mode gewordenen s. g. Volksliteratur zwei Gattungen, einmal die für ganz unvolksthümliche Zwecke geschriebenen, lediglich als Modesache, als etwas Neues dem blasirten Publikum zu neuem Reiz dargebotenen „Dorfgeschichten", und die wirklich aus dem Leben und der Seele des Volks heraus und wieder für das Volk geschriebenen Bücher. Was die erste Gattung betrifft, so ist sie seit Claurens Mimili nichts Neues und wechselt nur das Costume. Eine Literatur nicht besser als eine Theatergarderob. — Was aber die andere Gattung der s. g. Volksgeschichten anlangt, die allerdings das Volk wahr und in der guten Absicht schildert, ihm zu helfen, so darf man doch auch sie nicht zu hoch anschlagen, denn unter das eigentliche Volk kommt sie nicht, der wirkliche Bauer liest sie nicht. Es sind nur Geschichten von Herren für Herren geschrieben, wenn sie auch von Bauern handeln. Ihr wahrer Werth kann daher auch formell nur in der Meisterschaft der ausmalenden Hand und in der Treue der Auffassung liegen, der sittliche und nationale Erfolg aber, den man sich von ihm verspricht, steht in Frage. Denn die mittleren Classen, von denen solche Bücher gelesen werden, gehören den „maaßgebenden Kreisen" nicht an. Es wäre ein seltener Zufall, wenn einmal ein Staatsmann solche Bücher läse, und ein wahres Wunder, wenn er seine Maximen, das Volk zu regieren, darnach modificirte.

Roman.

Der katholische Tendenzroman in Italien. Vortrag von Prof. Karl Witte. Berlin, Wilh. Hertz, 1854.

In diesem kleinen Schriftchen wird die seit 1850 zu Neapel, später in Rom erschienene Zeitschrift Civilta cattolica (in halbmonatlichen Heften) besprochen und insbesondere der Umstand hervorgehoben, daß darin in Form des Romans die Zeittendenzen vom kirchlichen Standpunkt aus auf eine geistreiche Weise behandelt werden. Pater Bresciani hat in dieser Beziehung das Beste geleistet in seinem nach und nach in der civilta catt. erschienenen Roman „der Jude von Verona". „Die Fabel desselben ist so einfach, daß man sie fast dürftig nennen könnte. Ein wohlhabender Römer Bartolo Capegli sympathisirt um die Anfangszeit der Regierung Pius des Neunten mit den Modeideen des Tages, Liberalismus, italienische Einheit, Vertreibung der Fremden. Seine Tochter Alisa, die der Verfasser offenbar mit der größten Vorliebe gezeichnet hat, ist diesen Sympathien um so weniger fremd, als der sorglose Vater ihr in Polissena eine intriguenreiche Vertraute revolutionärer Geheimbünde zur Gesellschafterin gegeben hat, und als sich in Alisa's jugendlichem Herzen ein stilles Interesse an dem mysteriösen Sendling der Revolution, an dem ritterlichen Aser entwickelt. Dieser nun ist es, der in aller Weise glänzend geschildert und dem Volke für einen schwedischen Prinzen geltend, in der That einer jüdischen Familie zu Verona angehört, und so dem Buche seinen Namen gegeben hat. Alisa ist indeß theils von der Natur, theils durch ihre klösterliche Erziehung so glücklich ausgestattet, daß sie die Verirrungen der Zeit zuerst als solche erkennt und den Uebrigen zum guten, wahnverscheuchenden Genius wird. An diesen und einigen anderen verwandten Figuren zieht nun der Leser zuerst die Entzückungen über die Gnadenbeweise des liberalen Papstes vorüberziehen. Es folgen die täglich wachsenden Gelüste der sogenannten Patrioten, der lombardische Krieg mit seiner Feigheit im Ganzen und seinem Heldenmuth im Einzelnen, der Meuchelmord an den Stufen des päpstlichen Thrones und endlich die offene Empörung. Mit der Flucht des Papstes verläßt auch die Erzählung Rom. Aser, über die finstern Thaten seiner radicalen Bundesbrüder längst empört, tritt zum Christenthum über, und fällt dann unter den Dolchen der Genossen des jungen Italiens. In der schon erwähnten Fortsetzung, in der ‚Römischen Republik' begegnen wir zwar Bartolo und Alisa nebst ihren Freunden wieder; der weiter gesponnene Faden der Erzählung ist aber hier ein so loser, daß er fast nur dazu dient, briefliche Berichte über den Fortgang der Revolution, welche den Einzelnen jenes befreundeten Kreises aus Italien zugehen, äußerlich aneinander zu reihen. Wie geringfügig nun aber auch der Werth seyn mag, der dem Cannevas der Erzählung beizumessen ist, so kam es dem Verfasser eben nur auf einen Rahmen an, in welchem er dem Leser die Bilder aus jenen Zeiten des Wahnwitzes vorführen konnte, und diese Bilder sind mit sicheren, lebenswahren Strichen gezeichnet. Schon die Sprache übertrifft an Kraft und namentlich an Reichthum so sehr das gewöhnliche Maaß, daß alles Ernstes davon die Rede ist, Bresciani werde zum Juden von Verona ein Wörterbuch für Italiener schreiben. Landschaftliche Bilder aus Italien, aus der Schweiz, ja aus dem kroatischen Grenzland beweisen wiederholt die schon oben gepriesene Meisterschaft. Die Scenen aus dem Volke, Ciceruacchio's halbverstandene hohle Phrasen, das sinnlose Nachschwatzen der Straßenpolitiker, der Trasteverinnen unbeirrte Anhänglichkeit an Papst und Kirche sind in Gedanken, Redewendungen und Wortformen dem Leben abgelauscht. Der Glanz demokratischer Volksfeste, das Ungestüm des Kampfes um Vicenza, die Gräuel eines leichenübersäeten Schlachtfeldes werden mit gleicher Anschaulichkeit gemalt. Wahrhaft erstaunenswerth aber ist der Reichthum von Enthüllungen über die geheime Geschichte jener für Italien so unheilschwangern Umwälzung. Nicht nur auf den offenen Markt und in den Deputirtensaal, nicht nur in Kaffeehäuser und Circoli, nein in die geheimsten Schlupfwinkel jener Volksbethörer führt uns der Verfasser, zu ihren schwelgerischen Orgien, zu ihren gotteslästerlichen Initiationen, zu ihren haarsträubenden Mordunterweisungen. So grauenhaft und unerhört sind diese Scenen, so unmöglich erscheint die Mitwissenschaft eines Dritten bei Mysterien solcher Art, daß wieder und wieder der Leser dem Berichteten seinen Glauben versagt. Zu oft wiederholten Malen aber versichert Bresciani die volle Wahrheit seiner Erzählungen und bezeichnet mehrfach die zuverlässigen Quellen, aus denen er geschöpft hat."

Herr Witte fügt noch hinzu, die Ereignisse in Neapel vom 15. Mai 1848, über die er genauer unterrichtet sey, fänden sich in dem Roman durchaus treu wieder und lassen einen günstigen Schluß auf das Uebrige zu.

Es wäre wohl angemessen, wenn dieser Roman ins Deutsche übersetzt würde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 90. 11. November 1854.

Mythologie.

Griechische Mythologie von L. Preller. Zwei Bände. Leipzig, Weidmann, 1854.

Eine gute Uebersicht über das weite Gebiet der griechischen Mythen nach einem klaren Systeme und mit mancher neuen recht sinnreichen Deutung. Mit Recht legt der Verfasser, der selbst in Griechenland war, dem System vor allem die griechische Natur zu Grunde, aus deren Schönheit und Eigenthümlichkeit sich das Volk und seine Mythen am besten begreifen lassen. Den Titanenkampf, das gewaltsame Ringen der ersten Schöpfung erklären die vulkanischen Wirkungen und noch immer thätigen Kräfte; die so charakteristische Heiterkeit des Lebens und des Geistes, die Tendenz zum Schönen erklärt der heitere Himmel des rebenreichen Landes. Die griechischen Götter sind durchgängig Personificationen von Kräften oder Erscheinungen in der Natur und erst nachdem ihr Naturcharakter festgestellt ist, knüpfen sich daran auch ethische Begriffe und werden die Götter Heroen und Dämonen, je nach ihrem milden oder strengen, liebreichen oder schrecklichen, klugen oder stupiden Charakter auch Spiegel des Volkslebens, der verschiedenen Volksschichten. Indem der Verfasser von der Natur ausgeht, kommt er immer auch aufs Sittliche; jedoch scheint er uns in einigen Fällen dem letztern nicht genug Rechnung zu tragen und die Beziehungen auf die Natur dürften sich zu sehr häufen und bisweilen auch da vorkommen, wo sie nicht nothwendig wären.

Sehr schön wird Zeus als der auf Bergen verehrte, wolkensammelnde, blitzeschleudernde, freundliche und schreckliche Himmelsgott geschildert und neben ihm dann seine Gemahlin Hera als die der Erde nähere, mannigfach bewegte Luft, beide näher erklärt aus der Eigenthümlichkeit des griechischen Himmels, der griechischen Luft. „Denn wie das Land meist sehr gebirgig ist, die Thäler eng, das Meer überall nahe, die Luft weit feiner und durchdringender als bei uns, so entwickeln sich dort auch alle Erscheinungen der Atmosphäre und des Wolkenhimmels, Regen, Sturm u. s. w. mit einer so heftigen und plötzlichen Gewaltsamkeit und so durchdringender Kraft, daß das Bild eines ehelichen Zanks der herrschenden Mächte ein außerordentlich natürliches und ausdrucksvolles ist.“ Daher also die Mythen von Zank des Zeus und der Hera. So ist auch die Mytha, nach welcher „Zeus in der Wuth über die Nachstellungen, welche Hera dem Herakles bereitet, die Göttin am Himmel aufhängt und ihre Füße mit zwei Ambosen (Erde und Meer) beschwert, die sie in der Luft schwebend erhalten, während ihre Arme mit goldnen Fesseln gebunden werden: wieder so ein großartiges Bild von der Gewalt des höchsten Himmels, der die Luft und alle Wolken schwebend trägt und an die Bergesgipfel gleichsam anbindet, im Epos zu einer Strafe der Hera geworden. — Nach derselben Analogie sind nun aber nothwendig auch jene Fabeln zu erklären, wo Hera sich mit den finstern Mächten der Tiefe verbindet, um weltverderbliche Mächte zu erzeugen, wie sie denn in diesem Sinne schon in der Ilias (8, 478 ff.; 14, 270 ff.) in ein ganz besonders nahes Verhältniß zu den Titanen gesetzt wird und nach Stesichorus (Etym. M. p. 772, 49) und dem Hymnus auf den Pythischen Apoll 127 ff. sogar den Typhon von ihnen empfangen und geboren hat. Ein Bild von der unheilsschwangeren, in dichten Nebeln über der Erde gelagerten und wie auch wir bildlich zu sagen pflegen brütenden Luft, die im Bunde mit jenen urweltlichen Mächten des Tartaros also auch für eine Ursache der vulkanischen Ausbrüche angesehen wurde.“

Ganz in derselben Weise erklärt Preller den Charakter und die Mythen des Feuergottes Hephästos aus der Eigenthümlichkeit des griechischen Landes. Z. B.

„galt Hephästos als ganz besonders befreundet mit Dionysos, dem Gott des Weines und des Frühlings, wobei höchst wahrscheinlich wieder die Wirkung der vulkanischen Kraft auf den Erdboden zu Grunde liegt. So war Lemnos bei den Alten wegen seines Weinbaus sehr berühmt und es ist schon von andrer Seite bemerkt worden, daß wahrscheinlich daraus die drollige Gestalt des Hephästos entsprungen ist, wie er auf dem Olymp unter den Göttern als Mundschenk hin und her humpelt, gutmüthig zum Frieden sprechend, während sie vor Lachen bersten wollen über den ungeschickt Geschäftigen (Il. 1, 597 ff.). Aehnliche Fabeln gab es auf Naxos, deren Fruchtbarkeit auch auf vulkanischen Wirkungen zu beruhen scheint, da nach der alten Sage Hephästos und Dionysos um diese Insel stritten. Zu einer sehr lustigen und doch auch wieder sehr ernsten Geschichte war diese Kameradschaft und Brüderschaft zwischen Hephästos und Dionysos in dieser Mythe geworden. Um sich an der Mutter zu rächen, die ihn so schmählich vom Olymp heruntergeworfen hatte, schickt Hephästos der Hera einen goldenen Thron mit unsichtbaren Fesseln (ἀφανεῖς δεσμοὺς ἔχοντα). Als sie sich darauf setzt, ist sie gefesselt. Alle Vorstellungen der Götter beim Hephästos sind umsonst, bis Dionysos ihn betrunken macht und so auf den Olymp zurückführt, wo Hera nun auch wieder gelöst wird. Diese Fabel muß in Griechenland allgemein verbreitet gewesen seyn, obgleich wir davon weit mehr aus Vasenbildern als aus Schriftstellern erfahren. — Der tiefere Grund der Fabel ist aber auch hier die Beobachtung des Naturlebens. Ueberall wächst im Süden der beste, der feurigste Wein in vulkanischen Gegenden, am Vesuv, auf Ischia, am Aetna, auf Santorino u. s. w.; daher sind Dionysos und Hephästos sehr gute Freunde. Hera aber die Göttin der Luft wird von Hephästos gefesselt in demselben Sinne wie Hera, Athena und Apoll den Zeus fesseln wollen und wie Kronos seine Kinder verschlingt, d. h. die heiße Gluth des Sommers thut dem Himmel Gewalt an, so daß sich, wie wir zu sagen pflegen, kein Lüftchen regt. Im Frühlinge aber, wo die volle Lust des Dionysos blüht, wo Hephästos wie Horaz dichtet, die Essen der Cyclopen schürt und bei seiner heißen, alle Natur durchwärmenden Arbeit mit seinem Freunde Dionysos gelegentlich über den Durst trinkt, im Frühlinge kehren auch der Luft ihre Kräfte und ihre Wolken wieder. Es rührt und regt sich wieder Alles oben und unten und die lustigen Brüder der Hitze und des feurigen Weines kehren zurück auf den Olymp und reichen auch den Göttern frischen Wein aus goldenen Schalen. Unter den örtlichen Diensten ist der von Lemnos für die älteste Mythologie von größter Wichtigkeit und auch sonst von nicht geringem Interesse. Der Vulkan auf dieser Insel muß in alter Zeit sehr thätig gewesen seyn und scheint erst in der Zeit Alexanders des Großen ganz erloschen zu seyn. Wie der Krater des Aetna, so galt auch er für eine Schmiede des Hephästos" ꝛc.

Weniger glücklich scheint uns die Erklärung der Lahmheit Vulkans zu seyn. Er sey lahm, „um die dünne, scheinige, wackelnde und flackernde Natur der Flammen auszudrücken." Besser wäre gesagt, „um auszudrücken, daß die Flamme an den Ort, wo sie angezündet wird, unten gleichsam mit dem Fuß gebunden ist und sich nur oben gleichsam mit Kopf und Armen bewegt." Eine nähere Erklärung findet das Bild in der Sage von Wölundur. Dieser nordische Hephästos ist ebenfalls lahm, aber sein grausamer Herr hat ihn als Gefangenen gelähmt, damit er ihm nicht davon laufe und läßt denselben schmieden. Die Sitte, nützliche Sclaven zu lähmen, um sich ihrer zu versichern, scheint sehr alt zu seyn und sehr natürlich ist, daß sich rohere Völkerstämme von den Gefangenen gebildeter Völker Dinge anfertigen ließen, die sie selbst zu verfertigen nicht Kunstgeschick genug besaßen.

Athene wird vom Verfasser sehr schön erklärt als der reinste Aetherhimmel und daher auch als die höchste geistige Klarheit, und weil der reine Himmel alles erfrischt und gesund erhält, auch als die Pflegerin und Hüterin der hellenischen Jugend ꝛc. Nur in der Erklärung ihrer Attribute dürfte noch einiges zu modificiren seyn. In der Aegis erkennt Herr Preller die „von Blitzen umleuchtete Donnerwolke". Ganz das nämliche „dichte gewitterschwarze Gewölk" erkennt er wieder in dem schlangenumhaarten Medusenhaupt, und eben dieselbe „Donnerwolke" auch wieder in Pegasus, dazu macht er auch noch die Lanze der Athena zum Blitz und den Chrysaor, als Sohn der Medusa und Zwillingsbruder des Pegasus, dito zum Blitz (Theil II. S. 46). Das sind denn doch der Blitze zu viel auf einmal, die nicht alle treffen. Herr Preller ist offenbar in diesen Erklärungen etwas eilig zu Werke gegangen, während er andere Nebenbeziehungen der Göttin Athene, z. B. die Mythe vom Erechtheus, wie uns dünkt, außerordentlich glücklich erklärt hat (Theil I. Seite 134).

Das durchaus Natürliche, Passende und überall Anwendbare der Grundideen Prellers bewährt sich besonders schön bei der Aphrodite, indem er sie nicht blos als Liebesgöttin im allgemeinsten und gemeinsten Sinne, sondern auch als Göttin des Blühens, des Frühlings, der Gärten, des irdischen Paradieses auffaßt, welches das schöne Hellas selbst in seiner Blüthenzeit darstellte.

Wie er Zeus und Hera, Apollo und Artemis gruppirt, so Aphrodite und Hermes. Hermes aber erklärt er auf eine Weise, die uns überrascht hat, zunächst als Regengott, als den allgemeinen Befruchter der Natur. Das ist doch wohl nicht der Grundcharakter des Hermes. Ganz erzwungen sind folgende Anwendungen der falschen Voraussetzung, daß es sich hier um einen Regengott handle. „Nicht minder eigenthümlich, sagt der Verfasser Theil I. S. 250, sind die Vorstellungen und Bilder, welche sich mit Hermes als dem Gotte der Wege, der Plätze, der Durchgänge beschäftigen, wie er denn als Regengott natürlich ein überall gegenwärtiger ist, gerade wie Apoll als Sonnen- und Lichtgott. Auf diesen Schutz der Wege und seine unsichtbare Allgegenwart bezog sich namentlich die alterthümliche Darstellung und Verehrung des Hermes durch aufgeschüttete Steinhaufen rc." Was in aller Welt hat denn Regen mit den Grenzen und Terminis zu thun? Auch das Amt des Seelenführers soll nach Prellers Erklärung dem Hermes nur als Regengott zukommen: „Eine andere besonders wichtige und alterthümliche Reihe von Vorstellungen ist die, welche sich an den Charakter des Hermes als *χθόνιος* und *ψυχοπομπός* knüpft. Er ist auch dieses, wie gesagt, als Regengott und zwar in der doppelten Eigenschaft, als in die Erde eindringender und als sie befruchtender, ihre schlummernden Saatenkeime erregender und an's Licht bringender Gott." Hier hat die Erklärung doch einen wenigstens etwas scheinbaren Grund, allein Hermes hat viel zu hohe, geistige, sittliche und unsittliche Bedeutungen, als daß sie alle auf einen Regengott könnten zurückbezogen werden. Am Ende müßte man den Umstand, als er Erfinder der Lyra ist, von seiner Eigenschaft als Regengott wegen der wässrigen Lyrik ableiten.

Abgesehen von solchen Einzelnheiten ist, wie schon bemerkt, die Methode Prellers sehr praktisch und dankbar und bei weitem seine meisten Erklärungen befriedigen durchaus. Hier z. B. die schöne Erklärung des Orion: „Man dachte sich dieses schöne Gestirn als einen gewappneten Riesen und großen Jäger, wahrscheinlich durch Uebertragung eines im böotischen Cultus gegebenen Bildes des stürmischen Kriegsgottes, indem man auch dem Sternbilde des Orion im Winter einen dämonischen Einfluß auf Sturm und Wogen zuschrieb. Immer ist er der Starke schlechthin (*σθένος Ὠρίωνος*) und ein Riese, bald mit einer Keule, bald mit einem Schwerte bewaffnet. Doch hat er je nach seinem Aufgange und Niedergange sehr verschiedene Schicksale und Bedeutungen, wie man ihn bald früher bald später, bald höher bald niedriger am Himmel sah, bald zur Fruchterndte rufend, dann wieder im stürmischen Meere wandelnd; ja zuletzt schien er ganz im Meere zu verlöschen, bis er zuletzt doch immer mit dem alten Glanze wiederkehrte. Wenn Orion im Sommer früh Morgens aufgeht (Hesiod T. W. 598), dann ist er der Geliebte der Eos, die ihm auf dem Fuße folgt und die Ursache seines frühen Erbleichens wird. — Wenn er sich dagegen im Winter kaum mit halbem Leibe über den Horizont erhebt und in den Bergen und Wäldern umherzuschweifen oder durch die Meeresfluth zu waten scheint, in einer Jahreszeit, wo die Jagd geübt wird, das Meer aber sehr gefährlich und die Schifffahrt verpönt ist: dann ist Orion der große Jäger und Meeresriese, der böse, der stürmische, der wüthende und mit welchen Beiwörtern die Dichter ihn sonst belegen. — Endlich noch andere Sagen sind daraus entstanden, daß man dem Orion und Sirius großen Einfluß auf die Hitze des Sommers und das Reifen der Früchte, namentlich des Weines zuschrieb. Diese Gestirne erscheinen nämlich im Sommer zuerst mit der Morgendämmerung am Himmel und verweilen dann immer länger an demselben, bis sie zuletzt das Zeichen der Weinlese geben, nämlich wenn sie um Mitternacht aufgehend beim Anbruch des Morgens bis zur Mitte des Himmels hinangestiegen sind (Hesiod T. W. 609). Man dichtete nun, daß der gewaltige Recke sich selbst bei der Erndte im jungen Weine übernehme. — Oenopion blendet den Riesen (wie Odysseus den Polyphem), wie er im trunknen Schlafe daliegt, und wirft ihn hin am Strande des Meeres. Orion aber wandelt durchs Meer nach Lemnos, geht dort in die Schmiede des Hephästos, setzt dessen Burschen Kedalion d. h. Feuerbrand auf seine Schultern und läßt sich von ihm zu der Burg des Sonnenaufgangs nach dem Morgen führen, wo er das Licht seiner Augen an den Strahlen des Helios von neuem entzündet. Dann eilt er zurück zum Oenopion nach Chios um Rache zu nehmen, aber Poseidon verbirgt diesen schnell in einer unterirdischen Kammer, die Hephästos gemacht hatte. Wobei man wissen muß, daß Chios in der Gegend der Stadt gleiches Namens, bei den Alten wegen seines Weins berühmt, noch jetzt für die Cultur des Weinstocks und der Südfrüchte überhaupt außerordentlich gelegen und fruchtbar ist, daß aber alle Wein- und Obstgärten im Sommer aus Brunnen und Cisternen, deren Anlage dem Alterthum angehört, künstlich bewässert werden müssen."

Die Erklärung der Jo: „Jo, die vom Zeus geschwächte, von der Hera in eine Kuh verwandelte Jungfrau verliert sich dann im dunklen Norden und irrt lange umher, bis sie vom Süden her wieder am Mittelmeere erscheint und endlich ihre ganze Gestalt wieder-

gewinnt: das ist die bildliche Ausführung der einfachen Thatsache, daß der Vollmond erst zum abnehmenden (gehörnten) Monde, dann zum erbleichenden Neumonde wird, bis er sich in anderen Himmelsgegenden wieder zum zunehmenden, endlich am südlichen und östlichen Horizonte der Anwohner des Mittelmeeres von neuem zu dem wunderschönen Vollmonde gestaltet."

Die Dioskuren: „Es sind Mächte des strahlenden Lichtes, wie es sich Morgens und Abends im Morgensterne und im Abendsterne offenbart, aber auch das im dunkeln Gewölk des Sturms plötzlich erscheinende S. Elmsfeuer und anderes Sternenlicht, das periodisch wohl unterliegt, aber zuletzt doch immer wieder aufstrahlt und den Sieg über die Finsterniß behauptet. Wie aber das Licht den Alten überall die Vorstellung von rüstigem Heldenthum, schöner und anmuthiger Jugend, hülfreicher Macht und großer Güte erweckte, so sind auch die Dioskuren aus solchen elementaren Anschauungen der Vorzeit durch die Heldendichtung der Achäer zu einem Brüderpaare von so rüstiger und freudiger Jugend, so ritterlichem Adel, so liebenswürdigem und allgemein wohlthuendem Wesen geworden, daß sie in dieser Hinsicht zu den ansprechendsten Erscheinungen der griechischen Heldensage gehören."

In Bezug auf die Sphinx finden wir Theil II. S. 240 eine vernünftige Ansicht: „Sie scheint uns ein aus der ägyptischen Religion und Symbolik in die thebanische Sage übertragenes Sinnbild der Sonne und ihrer furchtbaren Majestät zu seyn, vollends da sie gerade so, wie ältere griechische Bildwerke dieses Symbol gebrauchen, auch auf einigen ägyptischen Monumenten zu sehen ist, wie ein Würgengel über niedergeworfene Feinde oder Jünglinge einherschreitend. Ein solcher Würgengel ist aber die Sphinx auch in der thebanischen Sage." Aber wie alle früheren Erklärer weiß auch Herr Preller nicht, das Räthsel der Spinx als das eigentliche Motiv des ganzen Mythus zu erklären. Zwischen diesem Räthsel und dem nachherigen Unglück des Oedipus ist ein nothwendiger Zusammenhang. Wie es uns scheint, bedeutet Sphinx das Räthselhafte und Geheimnißvolle der Natur überhaupt, wie es sich in der schrecklichen und phantastischen Kluft, in der die Sphinx hauste, dem Gemüth der Menschen besonders unheimlich aufdrängen mußte. Nun warf aber der Naturdämon, gleich dem „Erdgeist" in Göthes Faust, dem Neugierigen die Frage ins eigene Herz zurück. Der du die Tiefen der Natur ergründen willst, schien Sphinx zu sagen, kennst du die Tiefe des Menschlichen, deines eigenen Wesens, die Räthsel deiner Gattung? Oedipus löst das Räthsel und löst es doch nicht, er tödtet die Sphinx und wird doch von ihr besiegt. Er nimmt das Menschliche normal und erklärt es insofern ganz wahr und richtig, in der Lösung seines Räthsels spiegelt sich das ganze Menschenleben von der Wiege bis zum Grabe rein ab. Aber an sich selbst und seiner Familie muß er, unschuldig und unwissend, die Möglichkeit einer gänzlichen Verkehrung in der Natur menschlicher Familienverhältnisse erleben. Der Sinn ist: Menschenwitz ergründet niemals den Abgrund der Natur.

In Bezug auf Herakles hätte Herr Preller doch etwas mehr den Begriff der Apotheose bewahren sollen. Aus wie mannigfachen Elementen auch der Heraklesmythus zusammengesetzt ist, die Grundidee in diesem ganzen Mythencyclus bleibt doch immer die Vergötterung eines menschlichen Heros, die Erhebung eines Menschen durch eigenes Verdienst zum Gott. Herakles wird in dieser Beziehung Vorbild für die gesammte Jugend der Hellenen, er ist die Blüthe des Volksthums, die bis in den Himmel wächst. Wenn ihn Herr Preller als Sohn des Zeus zu einem blassen Nachbild des Zeus auf Erden macht (II. 181), so schwächt er den Eindruck, den der gewaltige Heros auf die Hellenen machte. Man muß ihn als Menschen, als den durch Tugend und Thatkraft zu den Göttern Erhobenen gleichsam von unten ansehen, um seine herrliche Gestalt in der rechten Beleuchtung zu sehen.

So bleibt denn in Bezug auf das Ethische und Nationale in den Mythen bei der zu sehr mit Liebhaberei im physischen Gebiet, wir möchten sagen im Landschaftlichen verweilenden Erklärungsweise des Herrn Preller noch Manches zu wünschen übrig. Er hat sich etwas zu viel von den Grundsätzen des Herrn Forchhammer leiten lassen, der allen griechischen Mythus in Meteorologie auflöst. Allein dieser beziehungsweise Tadel soll und darf nur in geringem Maaße das Lob einschränken, welches sein Werk in Betreff der meist überraschend wahren und schönen Erklärungen verdient, die sein Standpunkt ihm darbot und die auch nach der Naturseite hin vollkommen gerechtfertigt bleiben, was ihm auch nach der sittlichen Seite hin noch fehlen mag. Ueberhaupt spricht uns aus Herrn Prellers Werk Liebe zur Sache, Wärme und Geist an.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **Nº 91.** 15. November 1854.

Volksmärchen.

1) Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland. Gesammelt und herausgegeben durch die Brüder Ignaz und Joseph Zingerle. Mit einer Einleitung von J. W. Wolf. Mit einem Titelbilde. Regensburg, Pustet, 1854.

Auch als zweites Bändchen von „Tiroler Volksdichtungen" ausgegeben, enthält diese neue Sammlung wieder ungemein viel Interessantes aus dem unerschöpflichen Born der Tiroler Volksüberlieferung.

Allerdings ist vieles darunter, was schon aus andern Märchensammlungen bekannt ist; allein es ist wichtig, die Verbreitungssphäre gewisser Hauptmärchen zu kennen, insbesondere solcher, die noch Erinnerungen des alten Heidenthums enthalten, und nicht minder wichtig, Varianten zu erhalten, durch die eine ältere, minder vollkommene Redaktion eines Märchens ergänzt wird. So haben sich um Grimms Märchensammlung her bereits eine große Menge anderer aus allen Theilen Deutschlands gruppirt, durch welche dieselbe mannigfache Bereicherungen erhielten. Vorliegende Sammlung gehört zu den ausgezeichneten.

Wir finden hier neue Varianten zu den Märchen von der Aschenbrödel, von Fortunatus Wunschseckel, vom Tüchlein Deck-dich, vom Knaben, der das Fürchten lernen wollte, vom starken Hans, vom tapfern Schneiderlein, vom Däumling, von den in einen Wurm, in einen Esel, in einen Bären verzauberten Prinzen, von den in eine Kröte oder Schlange verzauberten Jungfrauen; von der treuen Frau Griseldis; von der unschuldigen Königstochter, der Hände und Füße abgehauen wurden; vom Glasberg; vom Wasser des Lebens; von dem Dracheutödter, an dessen Stelle sich ein Anderer drängt, der aber durch Vorweisen der Drachenzungen den Beweis liefert, er allein sey der Sieger gewesen; von Waldfrauen, Fenggen, Zwergen ꝛc.

Eines der ältesten in Deutschland bekannten Volksmärchen, zuerst in lateinischer Aufzeichnung vorhanden und in Grimm und Schmellers lat. Gedichten edirt ist das von der „Kuhhaut" und lebt noch jetzt im Munde des Tiroler Volks, aber in einer Variante. Die Kuhhaut selber fehlt hier, was jedoch dem Ganzen keinen Eintrag thut. Eine Gemeinde bemerkte, des Hirten Kuh allein werde fett, die andern blieben alle mager. Zur Rede gestellt, sagte der Hirt: was kann ich dafür, euer Vieh ist so schlecht, daß es auch auf der besten Waide nicht frißt. Die Bauern grollten und tödteten ihm heimlich sein Weib. Er stellte das todte Weib am Wege aus, wo es von einem Fuhrmann überfahren wurde. Dann schrie und drohte er, bis der Fuhrmann ihm sagte: „Ich will dir gern Roß und Wagen geben, wenn du mich nur bei Gericht nicht anzeigst.' Das Bäurlein war damit zufrieden, hieß den Fuhrmann absteigen und stieg dafür selbst auf den Wagen. Dann fuhr es in das Dorf hinein und schrie: ‚hi und hot und wistahe,' und knallte mit der Peitsche, das alles zusammenlief. Da schauten die Bauern groß drein, als sie das Bäuerlein daherfahren sahen, und fragten, woher es denn Roß und Wagen habe. Das Bäuerlein antwortete ihnen, es habe die Haut seines Weibleins verhandelt und für den Erlös Roß und Wagen gekauft. Der Handel schien den Bauern profitabel, sie traten zusammen und beschlossen insgesammt die Weiber abzuschlagen. Sie fielen also darüber her, machten ihnen den Garaus und zogen ihnen die Häute ab. Dann gingen sie mit den Häuten auf die Handelschaft und hofften bald mit Roß und Wagen heimzukehren. Aber die Häute hatten keinen guten Zug, so daß sie alle mit langer Nase heimkehren mußten. Darob wurden sie aufs neue erbittert über

das Bäuerlein und beschloßen, es in einen Sack zu stecken und in den See zu werfen. Richtig wurde das Bäuerlein ergriffen, in einen finstern Sack gesteckt und zum See hinausgeführt. Am Wege stand eine Kapelle, darin eben Messe gelesen wurde. Die Bauern wollten die gute Gelegenheit nicht versäumen und gingen in die Messe. Den Sack mit dem Bäuerlein ließen sie indeß vor der Kapelle liegen, um ihn nach der Messe in den See zu werfen. Das Bäuerlein merkte seinen Vortheil und rief in einem fort aus dem Sacke, ‚Ich mag sie nicht, ich will sie nicht; ich mag sie nicht, ich will sie nicht.‘ Da kam ein Wanderer des Weges, der hörte lange den sonderbaren Worten zu, trat endlich zum Sacke und sagte: ‚Was magst du nicht, was willst du nicht?‘ Da antwortete die Stimme im Sacke: ‚Ja wohl! Eine Königstochter soll ich heirathen, die mag ich nicht und die will ich nicht. Möchtest nicht du sie?‘ ‚Eine Prinzessin kriegt man nicht alle Tage,‘ antwortete der Wandersmann, ‚warum soll ich die nicht heirathen?‘ ‚Ja so knüpfe nur den Sack auf und schliefe statt meiner herein, dann wirst du sie schon bekommen. Der andere knüpfte den Sack auf, ließ das Bäuerlein heraus und schloff an seiner statt hinein.“ Der Wanderer wurde nun ersäuft, das Bäuerlein aber stahl eine Heerde Schweine und trieb sie ins Dorf, die habe er aus dem See geholt, da könnten sie noch mehr haben. Die Bauern sahen im Wasserspiegel des Sees die Heerde und stürzten sich alle hinein. Da blieb Niemand im Dorf übrig als das Bäuerlein und wurde steinreich.

Sehr gut ist folgendes Märchen. Ein Bauer war schändlich betrogen worden. Er ging vor Gericht, um Hülfe zu suchen, aber die Herrn lachten und Einer sagte: „‚ja, die Gerechtigkeit ist lange gestorben; die kann dir nicht helfen.‘ — Der betrogene Bauer ging dann schweigend aus der Kanzlei hinaus und begab sich gerade Weges zum Kirchenvater. Als dieser den ihm wohlbekannten Bauer kommen sah, rief er ihm freundlich zu: ‚Grüß dich Gott, Hans. Kommst auch einmal in die Stadt mich heimzusuchen?‘ ‚Ja,‘ antwortete Hans, aber in einer sehr traurigen Lage.‘ Dann erzählte er dem Kirchenvater die Geschichte und schloß: ‚Jetzt hab ich noch hundert Gulden und die geb ich dir. Es ist gerade so viel Geld, als man bei Euch in der Stadt da zahlen muß, wenn man die große Glocke für einen Verstorbenen läuten läßt. Da hast's Geld und jetzt läute schnell der Gerechtigkeit, weil sie gestorben ist, zur Scheidung. Aber läute recht lang.‘ — Der Kirchenvater nahm das Geld, ging mit seinem Knechte in den Thurm und läutete die große Glocke und zwar länger als gewöhnlich. Da gabs nun in der Stadt ein Gefrage und Gerede, wer gestorben sei, für wen es so lange läute. Doch Niemand wußte Bescheid darauf und die Neugierde ward immer größer. Auch der König, der in derselben Stadt seine Residenz hatte, erkundigte sich, wer gestorben sey, konnte aber keine Auskunft erhalten. Da schickte er einen Läufer zum Kirchenvater und ließ ihn fragen, für wen es so lange Scheidung geläutet habe. Sprach der Kirchenvater: ‚Für die Gerechtigkeit.‘ Der Läufer eilte mit dieser Antwort zum Könige zurück. Wie der König dies hörte, ward er roth vor Zorn und rief: ‚Die Gerechtigkeit ist nicht gestorben. Sie schläft nur und ich will ihr neues Leben einhauchen.‘“

2) Volksmärchen der Serben. Gesammelt und herausgegeben von Wuk Stephanowitsch Karadschitsch. Ins Deutsche übersetzt von dessen Tochter Wilhelmine. Mit einer Vorrede von J. Grimm. Nebst einem Anhang von mehr als tausend serbischen Sprichwörtern. Berlin, Reimer, 1854.

Obgleich serbischen, also rein slavischen Ursprungs enthalten diese Märchen doch sehr vieles, was auch in den deutschen Märchen vorkommt: „die drei Brüder, unter welchen der jüngste der beste und glücklichste ist; die beiden gleichen Brüder, an denen selbst die Ehefrau keinen Unterschied findet, und wo dann das Schwert zwischen sie und den Bruder, der nicht ihr Mann ist, gelegt wird; der Bruder, der sein Schwesterchen in der weiten Welt, oder die Geliebte, die ihren Gatten aufsucht; die hülfreichen oder zürnenden Gestirne; das Abstreifen der Schlangenhaut oder der Bärenhaut; das Hüten des Apfelbaums; das Abhauen der Hände und wieder anheilen; das Aschenputtel“ ꝛc. Das sind Stoffe, die sich auch in den neapolitanischen, ungrischen, französischen, spanischen, polnischen und russischen Märchen finden, die durch ganz Europa vorkommen.

Eigenthümlicher sind den slavischen Serben die Märchen von den schönen Wilen (Waldfrauen), von der bösen Stiefmutter und manche höchst phantastische Erzählung, die fast an indische Mythen und Sagen erinnert. So erscheinen holdselige Wesen, wie sie in der deutschen und nordischen Sage oft als Schwäne dem jungen Helden und geliebten Ritter nahen, hier als neun Pfauinnen. „So wie er eingeschlafen war, sieh, da kamen nochmal die neun Pfauinnen, und wie sie kamen, senkten sich acht auf den See, die neunte aber ließ sich auf sein Pferd nieder, liebkoste ihn und bemühte sich ihn zu wecken, indem sie sprach: ‚Erwache Labsal mein! erwache Herzelein! erwache Seelchen!‘ Aber vergeblich,

er schläft wie todt. Da sagt die Pfauin dem Diener: ‚Wenn dein Gebieter aufwacht, so sage ihm, er möge den oberen Nagel auf den unteren schlagen, dann werde er mich finden.‘ Und somit flogen alle neun Pfauinnen weg. Sobald sie weggeflogen waren, erwachte auch der Prinz und frug wieder den Diener: ‚Waren sie da?‘ Und der Diener antwortete: ‚Ja, sie waren da, und die sich auf dein Pferd niedergelassen hatte, trug mir auf dir zu sagen, du mögest den oberen Nagel auf den unteren schlagen, dann werdest du sie finden.‘ Wie der Prinz dies hörte, riß er den Säbel aus der Scheide und schlug dem Diener den Kopf ab. Dann fing er an allein durch die Welt zu reisen, und wie er so wanderte, gelangte er in ein Gebirge, übernachtete dort bei einem Einsiedler, und frug auch diesen, ob er ihm nicht etwas von den neun Pfauinnen zu sagen wüßte. Worauf der Einsiedler ihm antwortete: ‚Ei, mein Söhnlein! du bist glücklich, und Gott selbst hat dich auf den rechten Weg geleitet.‘ ꝛc.“ (S. 29). Zu diesem charakteristischen Märchen gehört auch eines, Nr. 6, in welchem sich die alte Mythe von der Mästra wiederholt. Der Sohn verwandelt sich für den Vater in allerlei werthvolle Dinge, läßt sich von ihm verkaufen und kehrt dann, nachdem der Vater das Geld hat, plötzlich entzaubert wieder zu ihm zurück.

Wie seltsam ist Nr. 18. „Warum ist des Menschen Fußsohle nicht eben? Als die Teufel von Gott abgefallen waren und sich auf die Erde flüchteten, hatten sie auch die Sonne mit sich genommen, und der Kaiser der Teufel hatte sie auf eine Lanze gesteckt und trug sie auf der Achsel. Als nun aber die Erde sich bei Gott beklagte, daß sie von der Sonne noch ganz verbrannt werden würde, da schickte Gott den heiligen Erzengel Michael, der da trachten sollte, dem Teufel auf irgend eine Art die Sonne wegzunehmen. Und wie der heilige Erzengel zur Erde niederstieg, befreundete er sich mit dem Kaiser der Teufel, der aber merkte gleich wo das hinziele und war auf seiner Hut. Einst als Beide miteinander auf der Erde spazieren gingen, kamen sie an das Meer, da machten sie Anstalt sich in demselben zu baden, und der Teufel stieß die Lanze mit der Sonne in die Erde. Nachdem sie sich ein wenig gebadet hatten, sprach der heilige Erzengel: ‚Nun laß uns tauchen und sehen wer tiefer hinunter komme.‘ Und der Teufel antwortete: ‚Nun wohlan!‘ Da tauchte der heilige Erzengel unter und brachte in den Zähnen Meersand herauf. Nun sollte der Teufel tauchen, der fürchtete aber, der heilige Erzengel möchte ihm indessen die Sonne entwenden. Da kam ihm ein Gedanke: er spuckte auf die Erde, und aus seinem Speichel entstand eine Elster, die ihm die Sonne hüten sollte, bis er getaucht und aus der Tiefe mit den Zähnen Meersand herauf geholt hätte. Sobald aber der Teufel untertauchte, machte der heilige Erzengel mit der Hand das Zeichen des Kreuzes, und alsbald bedeckte das Meer neun Ellen dickes Eis, hierauf erfaßte er schnell die Sonne und flüchtete damit zu Gott, da krächzte die Elster aus allen Kräften. Wie der Teufel die Stimme der Elster vernahm, ahnte er auch schon, was es gab, und kehrte so schnell als möglich um. Als er aber in die Höhe kam, fand er das Meer zugefroren, und sah daß er nicht heraus konnte. Da kehrte er eilends nochmals zurück auf den Meeresgrund, holte sich einen Stein, brach damit das Eis durch und setzte dem heiligen Erzengel nach. Jener floh, und dieser hinter ihm drein. Schon hatte der heilige Erzengel mit einem Fuße den Himmel betreten, da erreichte ihn der Teufel bei dem anderen Fuße und riß ihm mit seinen Klauen aus der Sohle desselben ein großes Stück Fleisch. Und wie der heilige Erzengel so verwundet mit der Sonne vor Gott den Herrn trat, weinte er und klagte: ‚Was soll ich nun, o Gott, so verunstaltet?‘ Da sprach Gott zu ihm: ‚Sei ruhig und fürchte dich nicht, ich werde es anordnen, daß von nun an alle Menschen gleich dir eine kleine Vertiefung in der Sohle haben.‘ Und so wie Gott es anordnete, entstand auch bei allen Menschen auf den Sohlen beider Füße eine kleine Vertiefung, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.“

Ein sehr bekanntes Märchen, wurzelnd im keltischen Mythus von der Göttin Ceridwen, aber wiederholt in vielen deutschen Märchen, kehrt nur hier in höchst phantastischer Ausführung wieder. Ein Mädchen floh. „Da schalt ein Reiter den andern, und sie spornten und geißelten die Pferde und erreichten das Mädchen. Dies gewahrend zog es sich schnell ein Haar aus seinem Scheitel und warf es von sich; in dem Augenblick erhob sich ein gewaltiger Wald, daß die Freier nicht wissen konnten, wohin und wo aus, bis sie hin und her irrend endlich ihr wieder auf der Spur waren. Das Mädchen gewann zwar bald wieder weiten Vorsprung, aber die Reiter spornten und peitschten die Pferde, daß sie es auch dieses Mal einholten. Und wie das Mädchen sich in noch größerer Bedrängniß sah, weinte es eine Thräne, die bald zu brausenden Strömen ward, in welchen Alle beinahe ertrunken wären. ꝛc.“

Merkwürdig ist auch ein S. 181 erwähnter Zauber. Indem Einer die Sonne sich in einem blanken Messer spiegeln läßt, bewirkt er dadurch, daß alle Thiere herbeikommen und ihm gehorchen. — In Nr. 37 wiederholt sich das von Machiavelli so schön bearbeitete Märchen von Belfagor; in Nr. 38 das odysseische Märchen von

Polyphem; in Nr. 39 das Märchen von den Ohren des Midas. In Nr. 50 wird der Wolf vom Fuchs geprellt, wie im altdeutschen Reinecke. Am artigsten ist der Schwank, wie der Wolf auf den Rath des Fuchses den Mond, den er für einen Käse hält, im Wasserspiegel einzuschlürfen bemüht ist (S. 268). Toller als alles aber ist das Lügenmärchen (Nr. 44), in welchem ein Knabe und ein Bartloser um einen Brodkuchen streiten. Der Knabe schließt: „Nachdem ich eingeschlafen war, sprang zu meinem Unglück ein Funke auf, das Haar verbrennt, ich stürze Kopfüber auf die Erde hinab und versinke bis an den Gürtel. Ich wende mich hin und her und versuche es, mich irgend wie heraus zu arbeiten, als ich aber sah, daß dies durchaus nicht gehe, da lief ich nach Hause, holte eine Haue herbei, grub mich selbst aus und trug dann das Weihwasser heim. Als ich nach Hause kam, schnitten eben die Schnitter auf dem Felde. Damals war eine furchtbare Hitze, allmächtiger Gott, daß die Schnitter beinahe verschmachteten. Da rief ich ihnen zu: Aber warum führt ihr denn nicht unsere Stute heraus, die zwei Tage lang und einen halben Tag breit ist, und auf deren Schultern Weiden gewachsen sind, damit sie euch Schatten machen? Mein Vater lief schnell hin, holte die Stute herbei, und die Schnitter schnitten nun prächtig im Schatten, ich aber nehme eine hölzerne Kanne und gehe damit nach Wasser. Dort angelangt finde ich alles hart zugefroren, da nehme ich meinen Kopf herunter, schlage damit das Eis ein und schöpfe alsdann Wasser. Wie ich aber das Wasser den Schnittern bringe, da schreien diese: Wo hast du deinen Kopf? Ich greife mit der Hand darnach, aber der Kopf war in der That nicht da, ich hatte ihn am Wasser vergessen. Schnell eile ich zurück, wo ich aber hinkomme, finde ich einen Fuchs, der mittlerweile gekommen war und eben das Hirn aus meinem Kopfe riß und fraß; ich aber näherte mich behutsam, schlich so nah ich konnte heran, dann versetzte ich dem Fuchs schnell mit dem Fuße eins aufs Hintertheil, worüber er so erschrak, daß ihm weh wurde und er ein Schreiben von sich gab; als ich dieses öffnete, fand ich darin geschrieben: Mir gehört der Brodkuchen und der Bartlose geht leer aus.' Mit diesen Worten stand der Knabe auf, nahm den Brodkuchen und ging nach Hause, der Bartlose blieb dort und hatte das Nachsehen."

Die Sprichwörter am Schluß sind äußerst gedankenreich. Hier nur Einige: Gott hat wollene Füße aber eiserne Hände. (Man hört ihn nicht kommen, aber seine Schläge fühlt man.) Wer nach fremder Wolle ausgeht, kommt oft selbst geschoren nach Hause. Der Schnee fällt nicht um die Welt zu vertilgen, sondern damit jedes Thier seine Spur zeige. (Die Noth kommt nicht, um alle Menschen zu vernichten, sondern nur damit sich alsdann eines jeden Gesinnung zeige.) Es ist gut, (manchmal) auch einer vernünftigen Frau zu folgen. (Von diesem Sprichworte erzählt man sich folgendes: Ein Herzegowiner fragte einst einen Kadi, ob man einem Weibe folgen solle, worauf dieser antwortete: man brauche es nicht zu thun. Als aber der Herzegowiner fortfuhr: Meine Frau drang heute morgen in mich, dir einen Topf Rindfett mitzunehmen, ich habe also gut gethan, ihr nicht zu folgen, da sprach der Kadi: Einer vernünftigen Frau [manchmal] auch zu folgen, ist gut.) Dem Glücklichen sterben die Frauen, dem Unglücklichen verenden die Stuten. (Man erzählt, wie einst einem Manne, der sich in einer fremden Gegend angesiedelt hatte, eine Kuh und bald darauf eine Stute verendete und keiner seiner Nachbarn, dem er sein Mißgeschick klagte, daran dachte, ihm einen dieser Schaden zu ersetzen; als er ihnen aber mittheilte, daß ihm die Frau gestorben sey, da waren sie alle bereit, ihm eine andere zu verschaffen, weshalb er sprach, in diesem Lande sey es besser, daß einem Manne das Weib sterbe, als daß ihm Stuten und Kühe umstünden; und daher obiges Sprichwort.)

Krystallographie.

Grundriß der mathematischen Verhältnisse der Krystalle von Dr. Fr. Pfaff. Mit 16 Tafeln. Nördlingen, Beck, 1853.

Eine sehr gute und klare Uebersicht aller Krystallisationsformen mit ihrer mathematischen Berechnung. Freilich ein trockenes Studium zahlloser Rechnungen, aber ein schönes und wundervolles Naturgesetz involvirend und wichtig nicht nur für Mineralogie und für die Kunde der primitiven Naturformen überhaupt, sondern auch praktisch anwendbar auf Chemie, Pharmacie, Medicin.

Da jede Substanz auf Erden unter allen Umständen auf eine und dieselbe Weise, genau in denselben Winkeln krystallisirt und sich dadurch von jeder andern unterscheidet, sollte auch schon ein Gesetz der Aehnlichkeiten, welche die Krystallisation mit andern specifischen Stoffwirkungen hat, ermittelt seyn, was noch nicht der Fall ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 92. 18. November 1854.

Biographie.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Christoph v. Schmid. Erstes Bändchen: Jugendjahre. Mit dem Porträt des Verfassers. Zweites Bändchen: Der hochselige Bischof v. Sailer. Mit dem Porträt Sailers. Augsburg, J. Wolff, 1853.

Der ehrwürdige Verfasser, Deutschlands berühmtester Kinderschriftsteller, dessen Werke fast in alle Sprachen übersetzt worden sind, starb, bereits 86 Jahre alt, im Laufe des Herbstes zu Augsburg an der Cholera und konnte das vorliegende Werk nicht fortsetzen; ohne Zweifel aber wird ein Anderer durch die hinterlassenen Papiere in den Stand gesetzt werden, es zu vollenden.

Domherr v. Schmid war im Jahr 1768 zu Dinckelspühl geboren, das älteste unter zahlreichen Kindern einer armen, aber frommen Familie. Nach 80—90 Jahren blickt er in die tiefste Ferne seiner Jugendzeit zurück, und alles steht noch hell vor seinen Blicken. Er erzählt uns Dinge, die er als zweijähriges Kind beobachtet, z. B. die Erscheinung des Kometen vom Jahr 1770. Er erinnert sich noch des ersten Eindrucks, den die Blumen einer Wiese auf ihn gemacht haben. Solche erste Eindrücke von Naturgegenständen in frühester Jugend blieben ihm überhaupt tief eingeprägt. Hier eine kleine Scene aus dem Stillleben des frommen Dinckelspühler Knaben, der zum erstenmal in Begleitung eines Paters einen etwas weiteren Ausflug von seiner Vaterstadt aus macht und einen Eremiten „zur hohen Linde" besucht. „Der Eremit, ein bereits ältlicher Mann mit langem Barte, grüßte den Pater höchst ehrerbietig, und zeigte uns Knaben, die das erste Mal dahin kamen, mit großer Freundlichkeit die ganze Klause. Außer seiner reinlichen Zelle sahen wir sein Arbeitszimmer, wo er allerlei Ornat zur priesterlichen Kleidung verfertigte, indem er seines Handwerks ein Schneider war. Er zeigte uns sein Gärtchen, das sehr wohl gebaut und reichlich mit Gemüsen versehen und mit Blumen geziert war. Ein hochrother gefüllter vom Thaue tröpfelnder Mohn, dergleichen ich das erste Mal sah, machte besondern Eindruck auf mich. Als ich nach Jahren im Homer das schöne Gleichniß las, in dem er einen Jüngling, der in der Schlacht umkam, mit einem purpurnen Mohne vergleicht, der von der Schwere des Thaues und der Körner umsinkt, schwebte mir jener Mohn im Klausnergärtchen vor Augen, und Homers Gleichniß kam mir deßhalb noch viel lieblicher vor. So gewiß ist es, um die Dichter wohl zu verstehen, muß man sich vorher mit der Natur bekannt machen. Ganz vorzüglich gefiel uns die helle freundliche Kapelle. Das Altarblatt stellte eine Scene aus der Legende des heiligen Bischofes vor, die uns der Einsiedler erzählte. Bischof Ulrich von Augsburg saß mit seinem Freunde, dem Bischofe Konrad von Constanz, am Donnerstage bei der Abendmahlzeit. Sie blieben in frommen Gesprächen bis nach Mitternacht beisammen. Da kam ein Eilbote mit einem Briefe an Ulrich. Der mitleidige Bischof gab dem Manne von den Ueberbleibseln der gestrigen Abendmahlzeit ein Stück Braten. Nun war es aber heute, da Mitternacht vorbei war, Freitag, woran Ulrich nicht gedacht hatte. Der boshafte Bote aber beschuldigte die zwei Bischöfe, sie hätten an einem Fasttage Fleisch gegessen — und zum Beweise seiner Anklage wollte er das Stück Fleisch vorzeigen. Indem er es aber aus seiner Botentasche hervorzog — sieh, da war der Braten in ein Stück gebackenen Fisch verwandelt. Wir Knaben lobten die Gutherzigkeit des Bischofes und zürnten über die Bosheit des Boten. Pater Adrian hatte indeß am Altare knieend gebetet. Wir mußten ihm nun ministriren, was wir so gut als ehemals Friedolin inne hatten, nur mußte der Geistliche sich selbst bemühen, das Meßbuch von

einer Seite des Altars auf die andere zu tragen, indem wir dazu noch zu klein waren. Die ganze Einrichtung der Klause und die Lebensweise des Einsiedlers hatte uns Knaben entzückt, besonders hatte sie für mich, wie man jetzt zu sagen pflegt, etwas Romantisches. Ich wollte sie nachahmen, und wählte dazu das äußerste Ende des bedeckten Ganges an unsrem Hause. Mit einem Vorhange, wozu ich einen großen alten Teppich benützte, verschloß ich das enge Plätzchen, brachte ein Tischchen, einen Stuhl, meine Bücher und Schreibereien dahin, betete, las und schrieb da, und dünkte mich in kindlicher Einfalt ein wirklicher Klausner zu seyn."

Das wahrhaft Kindliche und Rührende solcher Schilderungen wechselt übrigens im vorliegenden Buche mit praktischen Bemerkungen und Erinnerungen ab. Schmid studierte zu Dillingen unter dem berühmten Sailer. Die Aufklärung rang damals mit einem geistlosen Schlendrian in der Kirche. Zwischen beide hindurch suchte Sailer zu steuern und gegen jene den Glauben, gegen diesen den Geist und die Gelehrsamkeit zu retten. Geistliche, wie weltliche Fürsten und Herren förderten bald die eine, bald die andere, bald die dritte unter diesen in der katholischen Welt lange schwankenden Richtungen. Eine gute Anecdote aus jener Zeit ist folgende. Einem Minister wurde ein angesehener Geistlicher zum Vorstand einer Erziehungsanstalt vorgeschlagen. Der Minister war so einsichtsvoll, den Betreffenden zu sich zum Essen einzuladen, entdeckte bei dieser Gelegenheit rohe Sitten an ihm und erklärte nachher: „wem es selbst an Erziehung fehlt, der taugt nicht zum Vorstand einer Erziehungsanstalt." Möchten doch alle Minister so weise seyn und jene goldnen Worte über jeder Erziehungsanstalt stehen!

Eine andere gute Anecdote ist folgende. Als Anspach an Preußen kam, leistete ein geistreicher katholischer Pfarrer, Hans Ruf, nebst anderen die Huldigung. Der königliche Kommissär lud ihn zur Tafel ein und machte, da er ein aufgeklärter und witziger Herr war, die Bemerkung: „es sey zwar ein Freitag, an welchem die Katholiken kein Fleisch essen sollen, allein es stehe ja geschrieben: was zum Munde eingehet, verunreinigt das Herz nicht." Ruf aber erwiederte schnell: „Ew. Excellenz werden doch nicht behaupten wollen, daß Adam im Paradiese den Apfel mit dem H . . . angebissen habe."

Das zweite Bändchen handelt ausschließlich vom Bischof Sailer, der so großen Einfluß auf den jungen Clerus Bayerns und Schwabens von Dillingen aus geübt hat, bis er von da entlassen nach fünfjähriger Ruhe zum Bischof in partibus, Weihbischof und endlich zum Bischof von Regensburg erhoben wurde. Bekanntlich hatte er in dieser Eigenschaft den nun auch schon verewigten Bischof Cardinal von Diepenbrock als Privatsekretair bei sich.

Sailer wird uns als in hohem Grade liebenswürdig geschildert. Schmid erzählt, wie er selbst als armer Jüngling nach Dillingen gekommen sey und hier Sailer zum erstenmal gesehen habe. „Der Augenblick, da ich ihn das erstemal sah, bleibt mir unvergeßlich. Es war am 24. Nov. 1784, dem Festtage der heil. Katharina, einer akademischen Feierlichkeit der philosophischen Fakultät. Ich hatte dabei eine lateinische Rede vorgetragen. Als ich meine in das Reine geschriebene Rede meinem Professer, der sie sehr verbessert hatte, wieder bringen wollte, und die Stiege in dem großen Gebäude des Kollegiums hinaufging, kam Sailer von zwei Professoren begleitet die Stiege herab. Er hatte die Rede angehört; die zwei Professoren hatten ihm erzählt, daß ich durch den frühen Tod meines Vaters einen unersetzlichen Verlust erlitten und daß meine Mutter, eine Wittwe mit neun unerzogenen Kindern, unter denen ich das älteste war, sich in einer sehr bedrängten Lage befinde. Sailer grüßte mich auf das freundlichste, lobte den jungen Redner, drückte mir mehrere Vierundzwanziger — vielleicht alles Geld, das er eben bei sich hatte — in die Hand, mit dem Auftrage, es meiner Mutter zu übersenden, und lud mich ein, ihn zu besuchen, um mehr mit mir als hier auf der Stiege reden zu können. Ich faßte das größte Zutrauen zu ihm, und er war von dieser Zeit an für mein zeitliches und ewiges Wohl so väterlich besorgt, als mein Vater, und that so viel für mich, daß mein eigener Vater nicht mehr, ja nicht so viel für mich hätte thun können. Eines Morgens kam ich zu Sailer, um ihm von seinem Manuscripte, das ich für den Druck abschrieb, einige Bogen zu bringen. Er trank eben Kaffee und sagte: ‚Da ist noch eine übrige Tasse, aber kein Brod mehr dazu.' Er trat an das Fenster und rief hinab in den Garten: ‚Gärtner! Gärtner!' Der Professor der Mathematik, Herr Scheble, der unter Sailers Zimmer wohnte, rief hinauf: ‚Der Gärtner ist nicht da; kann ich Ihnen womit dienen?' Sailer antwortete: ‚Ich hätte nur ein Kaffeebrödchen nöthig, das mir der Gärtner besorgen sollte.' ‚Ich habe ein übriges,' rief der Kollega. Der Mathematiker wußte in der Geschwindigkeit zu berechnen, daß es für jeden von ihnen Beiden zu weitläufig wäre, die langen Gänge und die hohe Treppe von einem Zimmer zum andern zweimal zu durchlaufen. Daß ich, der diesen Dienst gern geleistet hätte, bei Sailer war, wußte er nicht. Er wußte aber sogleich einen Ausweg und rief: ‚Lassen Sie einen Bindfaden herab, an den will ich das Kaffeebrod anbinden.' Sailer that es und da er eben Erem-

plare seiner neuesten Schrift aus der Druckerei erhalten hatte, so band er eines an den Bindfaden und rief hinab: „Herr Kollega, haben Sie Acht! Da kommt der verbindliche Dank für das Kaffeebrod.“ Es rührte mich, daß Sailer sich eine Angelegenheit daraus machte, mir ein gutes Frühstück zu verschaffen.“

Der Verfasser erzählt viel von andern berühmten Personen, die damals in Dillingen lehrten, studierten oder wenigstens zum Besuch waren. Darunter von dem Dichter Pfeffel, von dem berüchtigten Eulogius Schneider, der nachher eine so unglückselige Rolle in der französischen Revolution spielte, vom Herzog Karl von Württemberg, der alle Professoren in Dillingen hörte und Sailer gerne mitgenommen hätte. Aber obgleich Sailer nur 300 Gulden Besoldung und eine Wohnung von nur zwei Zimmern hatte, so lehnte er dennoch den ehrenvollen Ruf nach Stuttgart ab.

Sailer erwarb sich unermeßliche Popularität und alle seine Schüler schwärmten für ihn. Nur die am alten Schlendrian hingen, grollten ihm. So der Hausmeister des geistlichen Seminars, der die praktische Bemerkung machte, seitdem Sailer hier wirke, gehe alles schlecht, denn die Studenten tränken bei weitem nicht mehr so viel Bier, dagegen, weil sie Wasser tränken, äßen sie viel mehr; er also, der Hausmeister, könne weniger Biergelder einziehen und müsse für denselben Preis mehr Essen herrichten. — Sailer wurde unterstützt durch einen Generalvikar und Weihbischof von Umgelter, der zu den echten Söhnen der alten Kirche gehörte. Von ihm nur eine Anecdote. Als Umgelter einmal in Dinkelsbühl firmte, hatte ihm der Stadtpfarrer eine herrliche Mahlzeit zubereitet. Kaum aber hatte man sich zur Tafel gesetzt, da stand Umgelter schon wieder auf und bat den Pfarrer, ihn zu den kränksten Personen in der Stadt zu führen, damit andeutend, die für die Mahlzeit verwendete Summe wäre besser für Kranke ausgegeben worden.

Von Sailers praktischem Wirken gibt eine tragische Hinrichtungsscene den schönsten Beweis. Er brachte es dahin, daß ein bis dahin tiefverstockter Verbrecher bekannte und sich bekehrte und nahm den jungen Schmid dabei in den Kerker und aufs Schaffot mit, um ihn in solchen Dingen zu üben. Auch war es Sailer, der das außerordentliche Talent Schmids, für Kinder zu schreiben, zuerst entdeckte und ausbildete, indem er ihn der bayrischen Regierung zur Abfassung einer „biblischen Geschichte für Kinder“ vorschlug.

Dem König Ludwig von Bayern gebührt der Ruhm, zuerst auf eine würdige Weise die Verdienste Sailers anerkannt und belohnt zu haben.

Geschichte.

Considerations sur l'histoire de la révolution française depuis 1789 jusqu' an 1795, principalement concernant les relations extérieurs. Par H. A. van Dijk. Utrecht, Kemink et fils, 1854.

Ein interessantes Buch. Innerhalb der sechs bis sieben Jahre, von denen es handelt, wickelte sich die auswärtige Politik des weiland heiligen römischen Reichs in einer Weise ab, die sehr viel Aehnlichkeit mit den diplomatischen Häckeleien unserer Tage darbietet. Damals war es Frankreich, von dem uns Gefahr drohte, indem es mit seinen revolutionairen Ideen und Eroberungsgelüsten über seine Grenzen hinausgriff und das europäische Gleichgewicht störte. Jetzt ist es Rußland, was mit seiner absolutistischen und universalmonarchischen Tendenz dasselbe thut. Damals konnten sich die beiden deutschen Großmächte über die von ihnen gemeinschaftlich einzuhaltende Politik nicht genugsam und nicht lange genug einigen. Dasselbe scheint jetzt wieder der Fall zu seyn. Deswegen nun ist die Recapitulation der früheren Vorgänge lehrreich und das Utrechter Buch verdient in Wien, Berlin und Bamberg gelesen zu werden.

Der Verfasser verfolgt den historischen Gang am Faden der diplomatischen Aktenstücke. Er zeigt, wie schwierig Frankreichs Lage im Beginn des großen Kampfes war, wie sich aber alles vereinte, die revolutionaire Schwungkraft dort wachsen zu machen. Er zeigt, wie vorsichtig, umsichtig, leidenschaftslos und doch energisch das englische Ministerium handelte, zum Frieden geneigt, wo es möglich war, aber nicht ermüdend im Kampf, wo es seyn mußte. Er zeigt ferner, mit welcher klugen Berechnung Rußland dem Entwicklungsgange der Dinge im westlichen Europa folgte und wie es die Gelegenheit benutzte, in einem Zeitpunkt, in welchem alle Augen nach Westen gerichtet waren, seine raubgierige Hand über Polen auszustrecken. Mit einem Wort, der Verfasser läßt der Politik der beiden Westmächte und Rußlands alle Gerechtigkeit widerfahren und findet sie dem Interesse dieser Staaten angemessen.

Minder günstig fällt sein Urtheil über die Politik der deutschen Mächte aus. Wie dringend es auch im Interesse Oestreichs und Preußens lag, zusammenzuhalten, so vermochten sie dennoch ihre alte Eifersucht nicht zu besiegen, trauten einander nie, verließen einander in den wichtigsten Momenten der Entscheidung und führten so das Unglück über ihre Häupter herbei, das erst mit dem zweiten Pariser Frieden endete. Das Endergebniß der vorliegenden Untersuchungen ist: Deutschland habe das unermeßliche Unglück, welches durch die französische Revolution und

Napoleon über dasselbe gekommen sey, lediglich selbst verschuldet durch die Uneinigkeit seiner Regierungen, vornämlich des Wiener und Berliner Cabinets. Es habe Niemand gezweifelt, Deutschland sey in seiner Gesammtheit viel stärker und mächtiger als Frankreich; es habe daher alles um die deutschen Cabinette gebuhlt, theils um sie gegen Frankreich zu hetzen, theils um sie für Frankreich zu gewinnen. Ihre Stärke sey von Jedermann anerkannt gewesen. Aber diese Stärke sey zur Ohnmacht herabgesunken, weil die deutschen Regierungen es nicht verstanden, einig zu handeln.

Die schwerste Schuld mißt der Verfasser Rußland bei. Rußland stand wie ein Mephistopheles in der Ecke, lauernd, schadenfroh, als absolut böser Geist der Deutschen. Wenn Rußland nicht gewesen wäre, hätten am Ende Oestreich und Preußen, trotz ihrer gegenseitigen Antipathie, einen ehrlichen Krieg gegen die französische Revolution durchgeführt. Aber durch Rußland waren sie daran verhindert. Rußland wollte Polen wegschnappen. Im Namen des legitimen Königthums hetzte es Preußen und Oestreich unaufhörlich gegen Frankreich, aber nur zu dem Zweck, um unterdeß hinter dem Rücken der am Rhein kämpfenden Armeen Preußens und Oestreichs mit Polen machen zu können, was es wollte. Das merkten Preußen und Oestreich und sahen sich daher gezwungen, die Hälfte ihrer Armeen an den Grenzen Polens stehen zu lassen; mithin konnten sie gegen die französische Revolution nur mit halben Armeen fechten. Mithin wurden sie von den Franzosen geschlagen.

Der Verfasser hat sehr recht, wenn er die zweite Theilung Polens, zu der sich Oestreich und Preußen gezwungen sahen, nur um sich mit Rußland abzufinden, als eine große Calamität charakterisirt. Nichts rechtfertigte die Sache der französischen Revolution so sehr, als diese zweite polnische Theilung. Die Fürsten erschienen als Handelsleute, ja als Metzger, welche schonungslos um Nationen schacherten, Nationen schlachteten, zerstückelten und zertheilten. „L'exemple effrayant de la Pologne, schrieb Herr von Segur, fit jurer aux Francais de presque toutes les opinions de verser tout leur sang plutôt que de subir les lois de leur ennemis." Wir bemerken, daß Herr van Dijk kein Demokrat ist, sondern im Eingang das Dämonische, was in der französischen Revolution hervortrat, die Gottlosigkeit und den Wahnsinn des Abfalls von jeder göttlichen Autorität tief beklagt.

Die deutschen Mächte waren weit entfernt, dieses Resultat gewünscht zu haben. Sie wurden bei der zweiten Theilung Polens wie bei der ersten nur durch Rußland inducirt. Nur um Rußland nicht allein die fette Beute Polens zu gönnen, sahen sie sich gezwungen, auch ihren Theil zu nehmen. Zu dem Gehässigen des Raubes gesellte sich noch die Inferiorität der Stellung. Wer sich von einem Andern zu etwas nöthigen läßt, dem das Herz widerspricht, der ist schon aufgegeben.

Herr van Dijk ist ein Holländer und legt daher Gewicht auf die Interessen seines engeren Vaterlands. Wer war berufen, Holland, selbst die östreichischen Niederlande, überhaupt das gesammte norddeutsche Gebiet gegen Frankreich zu schirmen? Wer anders, als zunächst Preußen. Aber warum wurde es nicht von Preußen geschirmt? Warum fiel namentlich Holland fast wehrlos in die Gewalt der Franzosen? Die Vorwürfe, welche Preußen desfalls treffen, verlieren fast alle Bedeutung, wenn man erwägt, mit welcher Eifersucht damals, wie früher und später, das Aufkommen einer Hegemonie Preußens in Norddeutschland verhindert wurde. So oft Norddeutschland einer Gefahr von außen ausgesetzt war, schrie alles nach Preußen, da sollte Preußen gleich bei der Hand seyn und helfen. Aber wer gönnte Preußen die Mittel, diese schutzherrliche Stellung zu erringen oder zu behaupten? Im Frieden bemühte man sich es überall von da wegzumanövriren, wo man es im Kriege so dringend brauchte.

Das Werk schließt mit dem Basler Frieden, den Preußen einseitig mit der französischen Republik abschloß und worin es Oestreich im Stich ließ. Damit war der Bankerott der deutschen Politik ausgesprochen. Aber nicht Preußen allein trifft der Vorwurf. Die Kosten und den Schimpf hat Preußen mit dem übrigen Deutschland zu tragen gehabt, es ist für seinen Fehler härter als jeder Andere bestraft worden, war aber auch in seiner Erhebung energischer, als jeder Andere.

Was hat nun aber Deutschland von den Erhebungen jener Zeit gewonnen? Vergeblich ist Blut in Strömen geflossen; man ist doch nicht klüger geworden als zuvor. Die Mißgunst, die Eifersucht verzehrt uns heute noch eben so wie damals. Mit all seiner ungeheuren Macht steht Deutschland heute wieder da, umbuhlt von allen Mächten Europa's, gesucht, geschmeichelt und dennoch schwach, weil es nicht einig ist. Dürften wir uns wundern und hätten wir ein Recht uns zu beklagen, wenn auch die gegenwärtige Krise Europa's wieder nur zum Verderben und zur Schmach unsres unglücklichen Vaterlands gediehe?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 93. 22. November 1854.

Literargeschichte.

1) Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. Von C. L. Cholevius. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus, 1854.

Ein mit sichtbarer Vorliebe und großem Fleiße ausgearbeitetes Werk, welches zwar im Allgemeinen in die Fußstapfen von Gervinus tritt und dessen Grundansicht theilt, aber als eine durchaus selbstständige, aus eignen Studien hervorgegangene Arbeit betrachtet werden muß.

Gervinus läßt das Christliche gar nicht gelten, behandelt es schlechthin feindlich als etwas, was besser gar nicht da wäre. Das Deutschnationale läßt er nur als Barbarei, als rohen Naturstoff gelten, der erst durch die classische Schule habe Gestalt, Leben und Geist gewinnen können. Absolute Geltung kommt ihm zufolge ganz allein den Alten und der Renaissance zu, in welcher das barbarisch-romantische Mittelalter sich wieder zu den Alten bekehrte, bei den Alten in die Schule ging. Doch ist Gervinus nicht der Erste, der das behauptet hat. Schon der alte Johann Heinrich, der vor ihm in Heidelberg das große Wort führte, belehrte uns, es sey in der Welt Nacht gewesen, bis die lieben Griechen gekommen seyen mit ihrer hellen Götterwelt. Dann habe das leidige Christenthum eine nur noch viel finsterere Nacht über die Welt verbreitet, bis die Humanisten das Licht des klassischen Alterthums zurückgebracht und das nun leider dem Namen nach unentbehrlich gewordene Christenthum wenigstens dem Wesen nach glücklich escamotirt und unter der Form des Rationalismus in einen etwas abgeschwächten Sokratismus verwandelt hätten. Seitdem wandeln wir nun wieder im Licht.

Cholevius ist im Allgemeinen der nämlichen Ansicht, nur daß er Christenthum und deutsche Nationalität doch etwas höher anzuschlagen scheint und neben dem Hauptfactor deutscher Bildung, dem Classicismus, wenigstens neben her gehen läßt. Wir bemerken zwar nirgends, daß er einmal mit einiger Wärme von christlichen und specifisch nationalen Erzeugnissen spräche, allein das lag auch nicht in seiner Aufgabe, da er sich den Einfluß der Alten auf die deutsche Poesie zu schildern allein vorgenommen hat.

In der Vorrede hebt Herr Cholevius insbesondere die Bedeutung der schönen Form hervor. Er meint, durch diese allein werde der Classicismus seine ewige Herrschaft behaupten. „Die Ideen, die Gegenstände, die Formen der Poesie mögen seyn, welche sie wollen: unter allen Umständen muß ihr Inhalt davon Zeugniß geben, daß der Dichter über der Materie steht, daß er aus dem idealen Bewußtseyn der Humanität und einer höhern Lebensordnung in das trübe Chaos der Erscheinungen Licht und Frieden zu bringen vermag; unter allen Umständen muß sich die Darstellung an die ewigen Gesetze des Schönen binden. Ist aber dies der Fall, so kann das Alterthum, hauptsächlich das griechische, nie veralten, weil die Werke seiner Dichter in beiden Beziehungen das vollendetste Urbild der Poesie sind. Es ist kein wesentlicher Fortschritt in der Entwickelung unserer Dichtkunst möglich, wenn nicht diese Wahrheit wieder anerkannt und benutzt wird, wie denn überhaupt eine Versöhnung mit dem Alterthume schon aus dem Grunde für die Cultur der Zukunft die höchste Bedeutung hat, weil nächst dem Christenthume der ideale Sinn seiner Weisen und Dichter, und ein so gehobenes, vielseitiges Volksleben uns am ersten in Stand setzen könnte, die freie Würde der Humanität vor den Alles verschlingenden Interessen des Materialismus zu schützen. Neulich hat Wilhelm Herbst in seiner Schrift ‚Das classische Alterthum' (1852) wieder daran erinnert, wie wichtig es für die Erhaltung und Fortbildung unserer auf antiken Grundlagen ruhenden Cultur ist, daß man endlich den mate-

rialistischen Wanderzügen nach Amerika mit geistigen Pilgerfahrten nach Hellas, dem Lande des Ideales, der Schönheit, der höhern Humanität, entgegentritt. Der Zustand unserer Dichtkunst weist uns auf denselben Weg hin. Davon die Zeitgenossen zu überzeugen ist wohl kein Mittel so geeignet, als eine auf Geschichte und Kritik gegründete Darlegung Dessen, was uns die Poesie der Alten gewesen und was mit Hülfe der classischen Studien erreicht worden ist."

Obgleich der Verfasser hier nebenbei das Christenthum als einen zweiten Factor deutscher Bildung (außer dem Classicismus) anerkennt, so geschieht es eben nur nebenbei und welche geringe Meinung, welche geringe Kenntniß er vom Christenthum des Mittelalters hat, verräth sich überall in seinem Werke. So lesen wir S. 171: „Der Mariendienst ging aus dem griechischen Heidenthume hervor, indem thracische und scythische Weiber im 4. Jahrhundert, als sie Christen wurden, die Verehrung der Cybele auf Maria übertrugen; doch es fand auch in ihm der Glaube der Germanen an freundliche Göttinen und eine Mutter der Götter seine Verjüngung, und das Landvolk in Italien verehrt neben der Maria eine santa Venere." Ein gründlicher Literarhistoriker sollte doch etwas mehr vom Ursprung und der Bedeutung des Marienculţus wissen, der die Seele der Romantik gewesen ist. „Die Autorität der Kirche verschanzte sich hinter dem Wuste der Tradition; jede elende Lüge einer Legende, einer Chronik, der Naturbeschreibung forderte Glauben und abermals Glauben; die Kirche untersiegelte Alles, da die Finsterniß des Bewußtseyns das Element war, in dem sie athmete. Wie sollte man versäumen, gegen diesen Despotismus sich mit der alten Literatur zu waffnen, die durchweg von dem klaren Gedanken durchdrungen ist!" So wird vom Mittelalter geredet, als ob es aller Wahrheit, Tugend und Größe entbehrt hätte. Kein Wort wird gesagt zum Lobe einer Kirche und einer Nation, die tausend Jahre lang Träger der Weltgeschichte gewesen sind. Mit keiner Sylbe wird erwähnt, daß Deutschland in jenem angeblich finsteren Mittelalter einiger, mächtiger, glücklicher war, als je wieder nachher, daß das Volk, allen Nachbarn furchtbar, auf sich selber stolz, energisch und zehnmal gescheidter war, als wie es jetzt, Dank unserer classischen Schulbildung, ist. Alle Größe deutscher Nation knüpft sich an das Mittelalter, alle seine Schwäche, Verkommenheit und Schande an die Renaissance, d. h. an die classische Schule.

Da wir einmal Deutsche und Christen sind, so können wir gar nicht mehr Griechen und Römer werden. Da wir aber stolz darauf seyn dürfen, Deutsche und Christen zu seyn, so ziemt es uns, dieses Bewußtseyn auch in den classischen Studien nie zu verlieren. Demnach war die mittelalterliche Auffassung des classischen Alterthums eine viel natürlichere, als die moderne. Eine wunderschöne Traumwelt, in der kein wahrer Reiz des Aesthetischen verloren ging, mit einem leisen Anflug dämonischen Grauens, blieb diese antike Welt im Hintergrunde der Erinnerung stehen, während den hellen Vordergrund germanische Thatkraft und christliches Seelenleben einnahmen. Man freute sich der antiken Kunst, aber man äffte sie nicht nach, denn man hatte eine eigene, in ihrer Art ungleich bessere, der Nation, dem Himmelsstrich entsprechende. Man freute sich der griechischen und römischen Staatskunst, man studierte sie, man las die Classiker (die uns gar nicht erhalten wären, wenn man sie nicht im Mittelalter durch Abschriften vervielfältigt hätte), aber man hatte selbst staatsmännische Uebung genug, man hatte selbst die größten Charaktere, die feinsten und scharfsinnigsten Geister, welche Kirche und Reich regierten. Man nahm die weisen Reden der Alten schon im Mittelalter in Schule und Literatur auf, aber nur als Anhang zur christlichen Weisheit. Man studierte das altrömische Recht, aber man opferte ihm das einheimische noch nicht auf.

Die Verleugnung des Nationalen und Christlichen und die ausschließliche Anpreisung des Classischen nahm erst nach und nach überhand und zwar im genauesten Zusammenhange mit Deutschlands bedauerlichstem Verfall. Herr Cholevius selbst kann nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, wie sehr es im Interesse der neuen Kirchenparteien, so wie im Interesse der neu sich gestaltenden Territorialhoheit lag, durch die classische Schule das Ansehen theils der alten Kirche, theils des alten Kaisers in den Hintergrund zu drängen. Die Schwärmerei für das classische Alterthum wurde in Deutschland in politischer Absicht künstlich gepflegt, um die natürlichen Sympathien im deutsch-christlichen Volk zu unterdrücken. In Italien und Frankreich geschah dasselbe mit mehr natürlichem Recht, denn hier war die Bevölkerung und Sprache romanisch und enthielt noch viel antike Elemente. Indeß lag auch hier eine politische Absicht zu Tage. Die Könige von Frankreich und selbst kleinere weltkluge Herren in Italien strebten nach absoluter Gewalt und lockerten daher, obgleich sie die alte Kirche gegen die deutsche Reformation äußerlich in Schutz nahmen, doch innerlich die geistigen Bande der Kirche auf, indem sie den antik heidnischen Geschmack (die s. g. Renaissance) von ihren Höfen und Akademien aus zur Herrschaft brachten, hierin wetteifernd mit den deutschen, holländischen und englischen Universitäten.

Erst in den spätern Generationen, die schon in dieser classischen Schule aufgewachsen waren und nichts anderes mehr gelernt hatten, verlor die Schwärmerei für das Classische die Erinnerung an ihre erste rein politische Motivirung und was zur andern Natur geworden war, hielt sich fortan für die alleinige Natur. Die alten Griechen und Römer noch überbietend, offenbarten jetzt deutsche Professoren einen blödsinnigen Haß gegen das s. g. Barbarische, und das war hier ihre eigene angestammte Nationalität. Sie übersetzten ihre Namen ins Griechische oder hängten ihnen wenigstens lateinische Endungen an. Sich selber schämend, Deutsche zu seyn, flößten sie auch ihren Schülern die tiefste Verachtung des Deutschen ein. Daß bald auch das Christliche derselben Verachtung Preis gegeben wurde, versteht sich von selbst, denn es war den allein vergötterten Classikern fremd und feindselig. Herr Cholevius erkennt es an, indem er S. 554 bemerkt: „Man rief nun auch das classische Alterthum zum Beistande auf. Seine Philosophie, seine Kunst, die Kraft und Lauterkeit seiner Charaktere flossen in ein Lebensbild zusammen, welches man dem Christenthum zur Seite, wenn nicht gegenüberstellte. Im Denken sahen Lessing und Winckelmann die Spitze der griechischen Bildung; Uebung der Denkkraft bezeichneten sie als die Seele jeder Schule. Wie in dem Zeitalter der Reformation trat der aus antiken Quellen abgeleitete Humanitätsbegriff wieder in die Mitte des Lebens, aber nicht immer wie damals, um mit dem christlichen Principe zu wirken, sondern Vielen lag daran, dasselbe entbehrlich zu machen. Noch waren zwar die geistigen und sittlichen Mächte der alten Welt zu wenig bekannt, als daß man ihren Werth schon in der Gegenwart an lebendigen Wirkungen hätte nachweisen können. Aber mit rastlosem Eifer begann man die Kunst und Literatur der Alten zu studieren, und gleich anfangs suchten Wieland und manche Moralphilosophen die Aufmerksamkeit auf den Zweck der Erziehung zu schärfen. Jene Studien, welche, auf ihre unermeßlichen Erfolge gestützt, der classischen Literatur das Ansehen eines Orakels verschafften, haben den Hellenismus wieder zur Grundlage der deutschen Bildung gemacht; doch war eine Verschmelzung des antiken mit dem nationalen und dem christlichen Elemente, so weit sie vorhanden ist, fast mehr das Ergebniß der Dinge, welche wie Gegensätze in der physischen Welt eine Ausgleichung und Ergänzung suchten, als das Werk der Ueberzeugung und des einsichtsvollen Entgegenkommens, und so durchzieht auch unsere neuere Poesie der antike Paganismus in einem breiten Strome."

Es ist merkwürdig, daß Herr Cholevius, indem er diese Thatsachen hinstellt, dieselben als natürlich gelten läßt und auch bei seiner so überaus sorgfältigen und einläßlichen Untersuchung der Renaissance-Literatur das Unnatürliche derselben nicht herausfühlen will. Einigemal allerdings überwältigt ihn der schlechte Eindruck und S. 304 ruft er unwillkührlich aus: „Ein Blick auf Shakespeare regt unsere tiefste Sehnsucht auf; der Anflug von ironischem Humor, welcher sich seit den Mysterien her in der Vermischung tragischer und komischer Elemente kundgibt, scheint es zu bestätigen, daß wir auf dem Wege waren, ein Shakespeare'sches Drama zu gewinnen. Diese Hoffnung ist nicht erfüllt und der Schmerz darüber verleitet zu bittern Ausfällen gegen das Alterthum." Aber solche Momente von Ahnung des Bessern und Sehnsucht darnach hat der Verfasser doch selten. Wo der classische Zopf nur mit einem bischen Geschick geflochten ist, da lobt er wieder und vergißt die Unnatur.

Wir erhalten nun von ihm in großer Ausführlichkeit die detaillirtesten Nachrichten über alle unsere deutschen Homere, Virgile, Horaze, Anakreonte, Catulle, Pindare, Sophoklesse und Euripidesse, Terenze und Senecas, die im vorigen Jahrhundert antike Lorbeerkränze auf ihre modernen Frisuren und Perücken drückten und sich Athener, Spartaner und Römer zu seyn träumten, obgleich sie nur deutsche Philister, Schulmeister, Pastoren und Kanzleiräthe waren. Wenn die Renaissance selbst in Italien und Frankreich, von der romanischen Sprache und Volksthümlichkeit begünstigt, doch immer nur ein Gespenst des classischen Alterthums geblieben ist, was soll man vollends von dem Parnaß der deutschen Stubengelehrten sagen? Hier ist alles so sehr Unnatur, daß der ganzen Erscheinung, wenn sie nicht unerträglich widerwärtig seyn soll, schlechterdings die komische Seite abgewonnen werden muß. Daran denkt aber Herr Cholevius nicht, er hat einen erstaunlichen Respect vor der classischen Schulmeisterei behalten, indem er sie selber nur fortsetzt. „Wann irgend ein seichter Geist in der Pleiße plätscherte, wiederhallte Beifallgeklatsch von den Alpen bis zum Belt," sagte einmal ein nun verstorbener großer Denker von jenen modernen Classikern, aber wie es scheint, hat das Beifallrufen auch jetzt noch nicht aufgehört und unsere Literaturgeschichte muß den ganzen Ballast von Wichtigthuerei rationalistisch-classischer Mittelmäßigkeit noch mit sich fortschleppen. Das Mittelalter hatte unter andrem auch die gute Eigenschaft, wenige Namen, aber viele große und vortreffliche Werke zu hinterlassen. Man bewundert heute noch die Werke vieler Meister, deren Namen man nicht kennt. Unsre moderne Zeit ist im entgegengesetzten Fall. Ihr Literatur- und Kunstgeschichte schüttet unzählbare Namen aus, aber der

guten Werke sind ungleich weniger. Von einem Handbuch zum andern schleppen sich die Namen fort von Autoren, deren Werke Niemand mehr liest, noch die gelesen zu werden überhaupt verdienen.

Wie Herr Cholevius es an umsichtigem Fleiß und Studium nicht hat fehlen lassen, eben so scharfsinnig finden wir in sehr vielen Charakteristiken einzelner Dichter oder Werke seine Kritik, die oft so streng ist, daß sie eigentlich (dem Verfasser selber aber unbewußt) das ganze Princip der Renaissance-Literatur angreift und über den Haufen wirft. Denn die wichtigsten Fehler verschuldete nicht Mangel an Talent beim Einzelnen, sondern das Princip der Schule. Mit einem falschen Princip kann auch ein göttliches Talent nicht zum Ziele kommen.

Ein zweiter Band wird nachfolgen, ohne Zweifel nicht minder reichhaltig, wie der erste. Der Verfasser wird hier wohl die Stellung der classischen Schule zur romantischen beleuchten, hoffentlich aber der s. g. Weltliteratur mehr Gewicht beilegen, als der Romantik. Es ist nämlich ein Irrthum, der classischen Schule immer nur die romantische entgegenzustellen, deren Begriff so äußerst vage gefaßt wird. Das eigentliche Gegengewicht gegen die ausschließliche Herrschaft des antiken Geschmacks lag in dem Aufkommen aller möglichen Geschmäcke, in einem eklektischen Herumgreifen in allen Literaturen der älteren, wie der neueren Zeiten, und im Nachahmen und Aufnehmen derselben in die deutsche Literatur. In diesem Stadium der Geschmacksmengerei und Weltliteratur befinden wir uns noch jetzt.

2) Gotthold Ephraim Lessing als Theologe, dargestellt von K. Schwarz. Hall, Pfeffer, 1854.

Daß es vergeblich sey, Lessing dem Christenthum sichern und retten zu wollen, haben längst alle Besonneneren eingesehen. Selbst wenn man nicht umhin kann, in der Weisheit Nathans ein verstecktes Christenthum zu erkennen, so ist doch kein Zweifel, daß Lessing selbst es nicht als solches auffaßte, noch dafür gehalten wissen wollte. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat daher ganz recht, wenn er Lessing als „die höchste Blüthe, den idealsten Ausdruck der Aufklärung, das leuchtende Vorbild des Rationalismus für alle Zeiten" bezeichnet. Er unterschied sich von den gemeinen Rationalisten lediglich durch seinen größern Verstand.

Zeitgeschichte.

Deutschlands Aussichten im Jahr 1855 und in den nächsten zehn Jahren. Eine Verkündigung aus der Vergangenheit. Schwäbisch Hall, Haspel, 1854.

Aus der Vergangenheit construirt der Verfasser, daß sich regelmäßige Erschütterungen Europa's in siebenjährigen Abschnitten gefolgt seyen. „Die erste geschah im Jahr 1813, also sieben Jahre nach dem Untergang des deutschen Reichs, welche noch mit der bloßen Vertreibung aller neuen Fürsten und der Wiederherstellung der alten, mit Ausnahme des deutschen Kaisers, endigte. Die zweite Erschütterung erfolgte im Jahr 1830, 17½ Jahre oder 2½ Abschnitte von je sieben Jahren nachher, welche die Vertreibung einiger alten Fürsten unter Zustimmung der übrigen veranlaßte. Die dritte noch größere Erschütterung erfolgte im Jahr 1848, auch wieder 17½ Jahr oder 2½ Abschnitt von je sieben Jahren nach der Bewegung des Jahres 1830, wenn man rechnet von der Zeit der Rückwirkung der Juliusrevolution auf Deutschland im Spätjahr 1830 bis zum Vorparlament. Wenn das so fortgeht, wenn solang die vulkanischen Kräfte nöthig haben, bis sie zum Ausbruch kommen, so ist auch wieder 2½ Abschnitt nach dem Jahre 1848 oder 10 Jahre nach dem Jahr 1855 im Jahr 1865 eine neue Bewegung zu erwarten, in Folge welcher alle zerstreuten Glieder zu einem Ganzen, und das Haupt des Volkes zu seinen Gliedern in lebendigen Zusammenhang gebracht wird, wo Alles, was bisher nebeneinander bestand, in einander lebt, alles was bisher nach einander hervortrat, zugleich in schöner Eintracht vereint hervortritt, wo das deutsche Volk, endlich im Genuß eines dauerhaften Friedens, seine große Bestimmung für die Menschheit erfüllen kann." Die Voraussetzung kann hier vollkommen richtig seyn, wie die ganze Berechnung neu, scharfsinnig und interessant ist, aber die Folgerung ist nicht nothwendig richtig. Um Deutschland einig zu machen, dazu gehört weit mehr Zeit, wenn überhaupt noch eine Einheit unter uns zu erzielen ist. Daß die Einheit kommen werde, behauptet der Verfasser nicht unmotivirt. Er stellt alle bisherigen Erschütterungen, so wie auch friedliche Evolutionen z. B. im Zollverein, in der Kirche, als einseitige Versuche dar, nachdem aber von so vielen Seiten her auf das Ziel losgegangen worden sey, werde zuletzt derjenige Fürst und Herr erstehen, der alle bisherigen Bestrebungen zu concentriren wissen werde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 94. 25. November 1854.

Altdeutsche Literatur.

1) Kleine Beiträge zur ältern deutschen Sprache und Literatur, gesammelt und herausgegeben von Joseph Diemer, Director der k. k. Universitätsbibliothek zu Wien. Theil 1. 2. Wien, 1851. 1854. 8°.

Herr Diemer, der sich durch die Auffindung der kostbaren Vorauer Handschrift und deren von umfassendster Gelehrsamkeit und Sprachkenntniß zeugenden Herausgabe um die Geschichte der ältern deutschen Literatur ein unvergängliches Verdienst erworben hat, beschenkt uns hier mit einer neuen willkommenen Gabe, die des Unbekannten und Interessanten nicht weniges enthält und gewiß allseitig mit freudigem Danke aufgenommen werden wird. Mit jener Handschrift, unstreitig seit vielen Jahren auf diesem Gebiete der wichtigste und folgenreichste Fund, der nicht nur die Literaturperiode des 11. und 12. Jahrhunderts mit neuen, trefflichen Denkmälern der Poesie bereichert, sondern sie zum Theil völlig umgestaltet, und unter ganz andere Gesichtspunkte gebracht hat, mit jener Handschrift lassen sich die kleinen Beiträge, wie der einsichtsvolle und bescheidene Herausgeber selber bemerkt, nicht vergleichen. Das ist aber kein Grund, sie deshalb gering zu achten; für die Geschichte unserer Sprache kann auch das scheinbar Kleine von Wichtigkeit werden und selbst Bruchstücke, welche einzeln betrachtet keinen großen Werth für sich in Anspruch nehmen dürfen, gewinnen im Zusammenhang mit dem großen Ganzen unserer Literatur an Gewicht und Bedeutung. Jedes Bruchstück, sey es verlorener oder erhaltener Gedichte und Sprachdenkmäler, gibt Zeugniß einer untergegangenen oder doch immer noch nicht in ihrem vollen Umfange gekannten Welt voll Regsamkeit und geistigem Leben, und wie unbedeutend es denjenigen, die nur nach dem Schein zu urtheilen pflegen, seinem äußern Ansehen nach oft vorkommen mag, so kann das Einzelne für künftige Forschung nach Umständen von unschätzbarem Werthe seyn. Solche Ueberbleibsel der ältern Literatur, die namentlich, wenn sie dem Privatbesitze angehören, so leicht dem völligen Untergange preisgegeben sind, zu sammeln und durch treuen, sorgfältigen Abdruck für die Nachwelt und für die Wissenschaft zu erhalten, ist in hohem Grade verdienstlich, und es ist Pflicht der Kritik, der Hingebung und Ausdauer, die zu solchen mühsamen Arbeiten gehört, die gebührende Anerkennung nicht zu versagen.

Die poetischen und Sprachdenkmäler, welche den Inhalt der beiden Bändchen bilden, sind nicht nur, mit ein paar Ausnahmen, in Oesterreich gefunden und zum Vorschein gekommen, sondern sie verdanken diesem Lande, dessen Antheil an der deutschen Literatur in immer hellerem Lichte erscheint, zum größten Theil auch ihre Entstehung. Den Anfang machen zwei Bruchstücke aus der Kaiserchronik, wovon das Eine — zwei Pergamentblätter, nach dem beigefügten Facsimile bestimmt noch im zwölften Jahrhundert schön und sorgfältig geschrieben — der ältern, das Andere der jüngern Recension dieses merkwürdigen Gedichtes angehört. Dann folgen Mittheilungen aus zwei Pergamenthandschriften der Gräzer Universitätsbibliothek, ferner Bruchstücke aus Jacob von Maerlants Spiegel historiael, aus Wolframs Parzival (zwei Blätter einer schönen und sorgfältigen Handschrift), aus Legenden der hl. Dorothea und hl. Katharina, aus Rudolfs von Ems Weltchronik und Barlaam, aus Jansen des Enenkels Weltchronik, aus der Aventüre Krone von Heinrich von dem Türlin, aus Wolframs Wilhelm u. s. w. Jeder dieser Mittheilungen gehen bibliographische und literarhistorische Bemerkungen voraus, die sowohl von der Gelehrsamkeit als dem richtigen Urtheil und Tact des Herausgebers das rühmlichste Zeugniß ablegen.

Von diesen schätzbaren Beiträgen glauben wir namentlich zwei hervorheben zu müssen, die uns, vor den

Uebrigen, näherer Betrachtung werth scheinen. Zuerst eine Legende von der hl. Dorothea, von welcher der Anfang und das Ende und aus der Mitte so beträchtliche und umfangreiche Stücke erhalten sind, daß ein Urtheil über den Verfasser und seine dichterische Befähigung wohl mit einiger Sicherheit gefällt werden kann. Der Ansicht des Herausgebers, daß man diese Legende den bessern ihrer Zeit an die Seite stellen dürfe, stimmen wir vollkommen bei. In der That verräth die Behandlung des Stoffes kein gewöhnliches Talent und unterscheidet sich zu ihrem Vortheil von dem oft trockenen und leblosen Vortrag, der in den geistlichen Dichtungen des 12. Jahrhunderts zu herrschen pflegt, und von der rohen, kunstlosen Form, der schon zu Ende des 13. und noch mehr in den folgenden Jahrhunderten in den Gedichten dieser Art überhand zu nehmen beginnt. Mit Wohlgefallen nimmt man in der Darstellung die so seltene Harmonie zwischen Inhalt und Form wahr, ein gewisses schönes Ebenmaß, das überall, wo man es trifft, von künstlerischem Bewußtseyn zeugt; die Diction ist fließend, oft warm und lebendig und erhebt sich nicht selten zu dichterischem Schwung. Der Herausgeber hebt einige Parthien des Gedichtes besonders hervor, die, voll Anmuth und Lieblichkeit, wirklich dem Besten aus der besten Zeit zur Seite gestellt werden dürfen. Auch die äußere Form erinnert an die gute Zeit der mittelhochdeutschen Poesie: die Verse zeigen durchaus regelrechten Bau und auch der Reim ist, einige dialectische Besonderheiten abgerechnet, durchaus rein und tadellos.

Der Herausgeber ist geneigt, den Verfasser für einen Kärntner zu halten; wir wüßten dem nichts entgegen zu setzen. Der öfter gebrauchte, sonst nicht häufige Ausdruck die alben deutet auf ein Gebirgsland, und der Uebergang des w in b in valben, statt valwen, fahl werden, sowie die Reime dû: zuo, lieht: nieht S. 117. Z. 42. 43 und noch mehr ouf (uf): touf S. 116. Z. 159. 160 weisen den Dichter mit Entschiedenheit nach Oesterreich. Dagegen glauben wir nicht, daß sich in dem Gedichte ein Einfluß Rudolfs und Konrads mit Sicherheit erkennen lasse. Das auch in der goldenen Schmiede des Letztern ziemlich mit denselben Ausdrücken erscheinende Gleichniß vom Einhorn, das nur mit Hülfe einer reinen Jungfrau gefangen werden kann, ist kein Beweis für eine Entlehnung von Seiten des Dichters der hl. Dorothea, indem dieses Gleichniß ein im Mittelalter ganz bekanntes und unendlich oft fast mit den gleichen Worten wiederkehrendes ist (s. W. Grimm in der Vorrede zur goldenen Schmiede S. XXXII, 30 ff.). Im Gegentheil zeigt das Gedicht in Sprache und Reim so viel Ursprüngliches und Alterthümliches, daß wir eher geneigt sind, es mit dem Herausgeber für einen „Nachklang der alten geistlichen Poesie in Kärnten" zu halten, die im 11. und 12. Jahrhundert zu so reicher Blüthe sich entfaltet hat. Immerhin fällt nach unserer Ansicht die Entstehung früher als Konrads von Würzburg dichterische Thätigkeit, und es ist nur zu bedauern, daß dieses schätzbare Denkmal kärntnischer Poesie durch die Ungunst der Zeit nur in Bruchstücken uns erhalten ist.

Aber selbst die wenigen Blätter sind nicht ohne vielfache Verstümmelung: manches ist der Scheere des Buchbinders zum Opfer gefallen und noch öfter ist die Schrift abgerieben und erloschen. Die Ergänzungen des Herausgebers sind meist wohlgelungen, nur an ein paar Stellen ließen sich die Lücken nach unserem Dafürhalten anders und besser ausfüllen. Z. B. S. 14. Z. 15: du wellest danne (statt da hin) volgen mir: die Marter will ich dir verdoppeln, es sey denn daß du mir gehorchest. — Ebd. Z. 17: dâ er sine abgote (statt gesinte) vant. — S. 16. Z. 76 ist besser lande zu lesen. — Ebd. Z. 85: des himels geste, der helle kint. — Z. 99: der geloube. — 101—103: sie heten wol (statt leit) gekoufet: sie heten kurze vreude gegeben umbe (statt für) ein immerwerndez leben, d. i. sie hatten einen guten Kauf gethan und kurze Freude für ein ewiges Leben dahingegeben. — S. 29. Z. 17: umbe (statt und) den tihtere, d. h. der Leser bitte die süße Magd für den Dichter, der das Buch ihr zu Ehren gedichtet hat.

Sehr werthvoll ist die im ersten Theil S. 60—76 enthaltene literarhistorische Abhandlung über Konrad von Megenberg, den Verfasser des berühmten, in vielen alten Drucken und zahlreichen Handschriften erhaltenen Buches der Natur. Wie es in solchen Dingen häufig zu geschehen pflegt, so ist auch dieses Buch und sein Verfasser mehr genannt als wirklich gekannt, und es wird in Deutschland wenige geben, die es gelesen haben. Und doch ist es für die Naturgeschichte des Mittelalters eine unschätzbare Fundgrube, die eine Fülle des Interessanten enthält. Von einem frühern Werke Konrads, betitelt Sphaera mundi, auf welches er im Buche der Natur selbst hinweist, erhalten wir durch Herrn Diemer die erste zuverlässige Nachricht. Es ist zwar von viel geringerer Wichtigkeit, als das größere Werk; doch sind die Nachweisungen über dasselbe nicht weniger willkommen. Das Büchlein ist eine Uebersetzung der gleichnamigen lateinischen Schrift des Irländers oder Schotten Sacro-Bosco (Johann von Holywood, gest. zu Paris 1244 oder 1256), die eine solche Berühmtheit erlangte, daß sie als Lehrbuch der Astronomie angenommen und durch volle vier Jahrhunderte in Frankreich, Italien und Deutschland u. s. w. mit Eifer studiert und vielfach er-

läutert wurde. Eine weit geringere Verbreitung scheint, wenn aus dem seltenen Vorkommen von Handschriften ein Schluß erlaubt ist, die deutsche Uebersetzung gefunden zu haben: außer der Handschrift der Universitätsbibliothek zu Gräz, von welcher Herr Diemer Nachricht gibt, sind nur noch zwei Münchner Handschriften bekannt geworden. Doch wollte es der Zufall, daß Megenbergs Arbeit im 16. Jahrhundert von neuem in Umlauf kam. Im Jahr 1516 bemächtigte sich nämlich der Nürnberger Mathematiker Konrad Heinvogel derselben und ließ sie, zwar mit einigen Aenderungen, aber ohne Nennung des alten Uebersetzers unter seinem eigenen Namen drucken; von da an wurde das Büchlein hier noch öfter aufgelegt und nachgedruckt. Diese Entdeckung begleitet Herr Diemer mit dem Abdruck der alten gereimten Vor- und Nachreden sowie mit Auszügen, die uns in die innere Einrichtung des Büchleins und seinen Inhalt erwünschte Einsicht gewähren. Zugleich sammelte er und prüfte die theils weit zerstreuten theils ungenauen Nachrichten, die über Konrad von Megenberg, seine Persönlichkeit und die Zeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit bisher im Umlauf waren. Seinem umsichtigen Fleiße und seiner Sorgfalt ist es gelungen, die erreichbaren Notizen über des merkwürdigen Mannes Lebensumstände und Schriften zu einer zwar kleinen, aber meisterhaften Monographie zu verarbeiten.

Möge Herr Diemer mit unverdrossenem Muthe fortfahren, für die Erforschung der alten deutschen Literatur und Sprache thätig zu seyn: die verdiente Anerkennung seines Strebens wird ihm nicht entgehen. Gewiß liegt in Oesterreich des trefflichen Stoffes allerorten noch viel verborgen. Ihn zu suchen und ihn zu finden dazu gehört außer der Liebe zur Sache und der Ausdauer auch Glück; daß Herr Diemer neben jenen auch dieses besitzt, davon hat er schon glänzende Beweise abgelegt.

2) Zur Nibelungenfrage. Ein Vortrag von Fr. Zarncke. Leipzig, S. Hirzel, 1854.

In dieser Abhandlung tritt Herr Professor Zarncke der Ansicht Holtzmanns contra Lachmann bei und erklärt auch seinerseits die Laßberg'sche Handschrift des Nibelungenliedes für die ältere. Je mehr Interesse die Frage auf sich gezogen hat, um so mehr wird dieses neue Votum ins Gewicht fallen. An die Frage nach dem Alter der Handschriften reiht sich die zweite an nach der Composition des Nibelungenliedes. Bekanntlich ist Lachmann blind dem Beispiel des Homerzerstückenden Professor Wolf gefolgt und hat auch das Nibelungenlied zerstückt. Aber ihrer beiden plumpes Schlachtmesser hat den Regenbogen nur durchfahren und die Harmonie der Farben nicht gestört.

Dieser gelehrte Streit betrifft unser ehrwürdigstes und kostbarstes Nationalepos, an dessen richtiger Würdigung allen Gebildeten der Nation doch wohl etwas liegen darf. Der Streit enthüllt aber auch zugleich ein Uebel in unsrer Professorenwelt, zu dessen Heilung er wenigstens einigermaßen beitragen wird. Das ist die dumme Hoffahrt, die sich irgend einen Gegenstand des Wissens allein zueignet, als ob Niemand sonst etwas davon zu verstehen berechtigt wäre, in welchem Professorenlaster Lachmann excellirte. Wo solche Hoffahrt ist, darf immer mit mathematischer Gewißheit vorausgesetzt werden, daß die wahre Weisheit fehlt.

Gedichte.

Volkmar. Ein Roman in Bildern. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer, 1854.

Eine Reihenfolge lyrischer Gedichte, aufgereiht am Lebensfaden eines Malers und Kriegers, daher voll glühend colorirter Bilder und heißer Kriegs- und Liebesgewitter. Die Anfänge sind ruhig, idyllisch. Ein adeliges Schloß, ein schönes Burgfräulein Thekla stimmen die Seele noch zu romantischem Frieden. Bald aber wird der Jüngling in den Krieg gerufen und tummelt sich in Algerien mit den Beduinen herum. Auf einmal finden wir ihn in Venedig als Maler.

Hier in der Stadt des steingewordnen Feentraums,
Wo Riesenbauten auf der Wellen Häupter thronen,
Wo zu San Marco sich in einer Spanne Raums
Niemehrgefundne Schätze drängen aller Zonen,
Hier in Venedig, Guido, laß uns bleiben,
Und kunstumwogt die hohe Kunst betreiben!

. . . .

Und Guido lehrte mich — es fielen alle Schranken,
Vor mir belebten sich die sprühenden Gedanken,
Und wie ich träumte Götter, Heil'ge, Helden,
Erstanden sie in riesigen Gemälden.
Doch wie die Schöpfungen in Bild an Bild sich reihten,
Ließ ich erschöpft die Hände niedergleiten.
Kein Vorwurf seyd ihr mir entthronte Götter,
Still steh'n schon lang die Räder eurer Ewigkeit.
Was mal' ich Euch ihr alten Vaterlands-Erretter,
Was seid ihr Rauhe unsrer feinen Zeit?
Dich neue Zeit wie soll ich dich erfassen?
Wie kleid' ich deine mächtigen Gedanken,
Und deine Thaten, besser oft zu lassen,
Doch manchmal würdig auch sich festzuranken
Am Bau der Zukunft, sprich wie kleid' ich sie?
Daß nicht die Nachwelt uns Barbaren nenne
In unsrer Lappen Narrenphantasien, nie
Die Schönheit selbst, ihr liebstes Kind erkenne?

Und du, geweihte Schaar der heiligen Gemeine,
Wie wag' ich es aus deinem Himmelsscheine
Dich in der Erde Farben einzukleiden?
Und deine Treue, deine heil'gen Leiden,
Dein unverdroßnes Wirken schlicht und recht,
Und deine blutgetränkten Feuermahle,
Lesbar zu schildern dem ungläubigen Geschlecht?

Das ist Wahrheit. Es macht dem Dichter Ehre, im Sturmdrang heißer Gefühle so wahr geblieben zu seyn.

Auch in Venedig wird wieder glühend geliebt. Statt Thekla ist das Feldgeschrei jetzt Amata.

Nun lenken die Gondolieri
Zum Canal Grande ein,
Da schimmern die stolzen Paläste
Im silbernen Mondenschein;

Wie riesige Wasserlilien
Entsteigen sie der Fluth,
Wie glänzend auf schwarzen Locken
Ein Reif von Demanten ruht.

Und nun vorbei am Palaste
Der heut noch Amata umschließt!
Deß graue, mächtige Formen
Kein Mondgeflimmer umfließt.

So düster wie Todesgedanken,
Des Lichts wie die Sünde beraubt,
Wirft er den gigantischen Schatten
Wie ein Bahrtuch über mein Haupt!

Auch hier wird der Jüngling nicht beruhigt. Er flieht nach Amerika hinüber, von der Kunst zur Natur. Sehr schön ist die Vergleichung Amerika's mit einem geschmückten Weibe.

Allein mit dir, du heilige Geliebte!
Vergessen will ich hier was mich betrübte,
Will mich an deinen glüh'nden Blicken sonnen,
Versenken mich in nie geahnte Wonnen.
Versteckt in deines grünen Mantels Falten
Und eingehüllt in wunderbare Düfte
Lass' ich in volle Herzensruh mich wiegen
Und schaue lächelnd nach dem Meeresstrand,
Wo deines Kleides Silbersäume fliegen.
Gleich einer Demantschnur schlingt sich um deine Hüfte,
Um der Gewänder Reichthum festzuhalten,
Der Cordilleren zack'ges Felsenband;
Und Silberströme die herniederfließen,
Verbrämen das smaragdene Gewand,
Die blanken See'n sind dran die Perlenschließen.
O du bist schön! Wie du mit süßem Lächeln meist
In ew'ger Jugend die Jahrtausende durchschreitest,
Und aller Reize Zauber um uns breitest,
In deiner mächtigen Umarmung schwelgt mein Geist.

Nach zwanzig Jahren kehrt der Irrende heim und findet nur noch Gräber. Am Schluß erfahren wir, es sey ein Freund des Dichters gewesen.

Frägst du vielleicht dann nach des Malers Namen,
Möcht'st freundlich wohl vielleicht die Hand ihm drücken,
So seh' ihn ernst und still nach fernem Land,
Nach einem deutschen Grab im Süden blicken,
Wo Einer ruht, an dessen Geistes Flammen
Die schönsten Farben er zu seinem Bild gebrannt.

Dichtkunst.

Das Rosenmärchen. Von Pauline Schanz. Herausgegeben von Julius Schanz. Berlin, Mittler und Sohn, 1854.

Schon im Mittelalter gab es einen berühmten allegorischen Roman de la Rose, die Perser und Araber verherrlichen in Romanen die Liebe von Rose und Nachtigall (Güll und Bülbül). Ernst Schulze schrieb „die bezauberte Rose". Hier erhalten wir nun ein ähnliches Gedicht. Der Rosenkönig und seine wunderschöne Tochter Rosenblüth, die ein unsichtbares Feenreich beherrschen, feiern ihr Maifest und belohnen bei dieser Gelegenheit die fromme Pflege, die eine junge Mutter bisher den Rosen im Garten angedeihen ließ, durch das Geschenk einer nie verblühenden Rose, die mit dem zarten Töchterlein jener Mutter aufwächst und ihr Glück bringt. Das ist der einfache Inhalt des Gedichts, dem echt weibliche Zartheit und der Liebreiz romantischer Rosendämmerungen in süßduftender Mainacht nicht abzusprechen sind.

Das war ein süß geheimes Wehn,
War eine Mondnacht blau und schön!
Ein frischer Wind kam übers Meer
So geisterhaft, so still daher,
Und kühlte die erhitzten Wangen
Indeß im Laub noch Vögel sangen.
Wie war so weich das grüne Moos,
Dran mancher Demantflimmer zittert;
Und in der Grotten kühlem Schoos,
Die halb das hohe Gras vergittert,
Da war manch Plätzchen, still, beschaulich,
Da hört man flüstern ganz vertraulich.
Die Junge war vom Wein beflügelt,
Und mancher Schwur ward fest besiegelt
Mit einem Küßchen im Geheimen,
Wo alle süßen Wünsche keimen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 95.** 29. November 1854.

Gedichte.

Gedichte von Feodor Löwe. Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1854.

Man sollte nicht meinen, daß diese schwermüthigen Dichtungen von einem Schauspieler herrührten, der in der Blüthe des Lebens steht und in den günstigsten Verhältnissen lebt. Kaum ein oder zwei Gedichte betreffen das Theater und die Kunst, fast alle sind Ausdruck eines edeln, die Einsamkeit suchenden, den Glanz und Lärm der Welt fliehenden Gemüthes, einer süßen Zärtlichkeit, eines melancholischen Schmerzes im Stillen und einer wahrhaft innigen Liebe zur Natur. In der That gehören die Landschaftsbilder, die uns hier begegnen, zu dem Zartesten und Schönsten der lyrischen Malerei. In der Sprache, in der Behandlung des Verses und Reimes ist der Dichter Meister. Seine Lieder reihen sich den wohllautendsten in unsrer Literatur an.

Das Hauptthema ist die Liebe. Man unterscheidet deutlich in diesen Liedern die Freude in beglückter Gegenwart, den Schmerz der Erinnerung, den Stachel der Reue; aber auch durch die Freude geht eine wehmüthige Grundstimmung und andrerseits entbehren Trauer und Seelenqual nie einer gewissen poetischen Süßigkeit. Wir finden darin keinen Widerspruch, das scheint uns vielmehr das wahrste Verhalten eines jungen Dichters in den wechselnden Lichtern und Schatten, Wonnen und Leiden der Liebe zu seyn. Läge jenes Süße nicht auch im Schmerz, wie könnte er überhaupt dichten? Mit tiefem poetischem Gefühl glaubt der Dichter an eine Heilkraft der Liebe, die auch den genesen macht, der es nicht verdient hätte.

> O weich geschaffen süßes Frauenherz,
> Das in dem letzten Kampf, selbst wenn es bricht,
> Doch nur von Segen, von Vergebung spricht
> Und liebgewinnt den herben Todesschmerz.
>
> Das aus dem Hügel wo die Urne steht,
> Als jener Baum mit lindem Zauber sprießt,
> Der auf schlaflose Augen Schlummer gießt
> Und Frieden in die Brust des Schuld'gen weht.

Wie glücklich der Dichter für eine innere Stimmung das äußere Bild zu finden weiß, mögen unter einer Menge von Beispielen folgende darthun:

> O süß Geschwätz der unbelauschten Liebe,
> So reich an Sinn, doch ärmer an Verstand;
> Da sitzt man Stunden lang oft Hand in Hand,
> Und Aug' in Aug', und zehrt an einem Triebe.
>
> Was uns den Geist beschwerte, ist verschwunden;
> Der Schmerz entschlummert, wie bei Mittagsglut
> Der Schnitter schlummernd auf den Garben ruht,
> Die er geschnitten selbst und selbst gebunden.
>
> Befriedend sinkt auf unsre Seele nieder
> Ein stiller Mondschein; eine Sommernacht
> Voll süßen Duftes, wenn im Busche wacht
> Die Nachtigall und singt sehnsücht'ge Lieder.

* * *

> Der Schwalbe gleich, die froh die Kunde bringt,
> Daß jetzt des Winters rauhe Macht zerstiebe,
> Daß schon der Lenz die Siegesfahne schwingt,
> Der Schwalbe gleich war deine junge Liebe!
>
> Um Hain und Hügel schwamm ein Meer von Duft;
> Als ob die Zeit der Knospen ewig bliebe,
> So schwirrte es und klang es durch die Luft —
> Der Schwalbe gleich war deine junge Liebe!
>
> Nun schwankt die Distel, Blätter fallen hin,
> Vom Frost verscheucht das lenzliche Getriebe.
> Wo ist der Blüthen leichte Künderin? —
> Der Schwalbe gleich war deine junge Liebe!

Das eigenthümlichste Talent offenbart der Dichter im Ausdruck wehmüthiger, wunderbar süßer Stimmungen,

denen ein Landschaftsgemälde entspricht. Weit entfernt von Matthissonischer Affectation hält er hier vielmehr den Ton Shakespeares in Romeo ein, oder den Zauber, mit dem indische Dichter die Natur ausmalen, z. B.

Komm, folge mir, sieh' mich nicht fragend an!
Was zagt dein Fuß vor Gräbern? sey ein Mann!
Wie süßen Duft die laue Nachtluft trägt!
O Mondenschein! Wie hell der Sprosser schlägt!
Leuchtkäfer hier! Was hältst du inn' im Lauf?
Die still hier schlummern, weckt dein Schritt nicht auf.
Ein guter Sitz — dies umgestürzte Mal;
Ein gutes Licht — der bleiche, kalte Strahl;
Und dort ein Grab, nicht allzufern der Wand,
Um's Kreuz ein Kranz mit stark verblaßtem Band,
Ein Kranz von Rosen, welk, bald fällt er ab —
Die schönste Rose aber welkt im Grab.
So oft ich schau' nach diesem Kreuzlein hin,
Summt mir ein Märchen seltsam durch den Sinn. rc.

Und ein andermal:

In den Schoos der tiefen Flut
Schmiegt der Mond sein Angesicht,
Auf bethauten Gräsern ruht
Sein befriedend süßes Licht.

Nicht ein Lüftchen ist erwacht,
Und der See bewegt sich kaum,
Diese laue Sommernacht
Wiegt den schönsten Liebestraum.

Goldne Sterne glühen lind,
Funken sprühn im Moos umher,
Und die Blumenkelche sind
Wie von Wonnezähren schwer.

Wir können uns nicht enthalten, noch eines jener schönen Landschaftsbilder mitzutheilen, an denen die Sammlung so reich ist:

Es ist so wunderschön, bei sommerlichen Zeiten
Durch's hohe Kornfeld still und einsam hinzuschreiten.
Auf weichem Purpurpfühl entschläft der müde Tag,
Läßt stumm die Dämmerung die kühlen Schatten breiten.
Auf Liedersprossen steigt die Lerche hoch herab,
Um auf's verborgne Nest die Flügel hin zu spreiten.
Die Grillen schlummern ein, nur manchmal wie im Traum
Erhebt die muthigste ihr taggewohntes Streiten.
Die Aehren neigen sich und nicken mit dem Haupt,
Als ob Gedanken sie aus ihrem Haupt befreiten.
Mit weichen Schwingen weht der milde Abendwind
Besänft'gend in die Brust vergang'ne Seligkeiten.
Man schlendert still dahin und läßt sich unbewußt
Die gelben Halme so sacht durch die Finger gleiten.

Eine Reihenfolge von Gedichten schildert Venedig. Auch hier ist mit Meisterhand das Pittoreske gehandhabt. „Venedig im Mondschein," oft von andern geschildert und gemalt, ist in so wenigen Versen kaum je so frappant treu und lebendig uns vor die Seele gestellt worden.

Der dich in deiner Größe sah,
Den Purpur um die üpp'gen Glieder,
Derselbe Mond, Venezia,
Schaut noch auf die Lagune nieder;
Er sah dich blühen, stolz gedeihn,
Sah fallen dich im Sturm der Jahre
Und naht sich jetzt mit seinem Schein
Dich zu verschönen auf der Bahre. rc.

In einem der wenigen Gedichte, in denen der Verfasser von der Natur und vom Leben zur Kunst überschweift, stellt er die moderne Cultur im grellsten Contrast mit der Naturnaivetät dar, indem er die Empfindungen einer Mohrin schildert, die zum erstenmal im vollen Glanz eines Theaters der Bühne gegenüber sitzt.

Gasflammen sprühn, die Zauberoper tönt,
Es wogt das Meer der süßen Melodieen;
Im Takte wiegen sich, durch Klang verschönt,
Die Blumenhäupter auf den Galerieen.
Die Fächer schwirren glänzend und modern,
Und Düfte weit verbreitend die moderne;
Auf dunklem Grunde blitzt der Ordensstern,
Aus dunklen Wimpern blitzen Liebessterne.

Sieh mitten in dem sonnenhellen Beet
Das Kind der Dämm'rung, — eine Nachtviole!
Wie heißt der Lufthauch der dich hergeweht,
Du schattig Haupt, von deinem fernen Pole?
Wie sucht ihr Feuerang' im Kreis herum, —
So schnell erlerntest du die schlimme Sitte?
An ihrer Seite dehnt sich ernst und stumm,
Ein jeder Zoll ein Gentleman, der Britte.

Fühlst du dich heimisch dort, dem Wald entstammt,
Auf jenem hellerleuchteten Balkone?
Wie zierlich auf der Brüstung Scharlachsammt
Stützt sie den Arm, — ein Sklavenkind der Zone!
Sie lacht, und weist dabei ein Perlenband,
Umfaßt vom üppig schwell'nden Lippenpaare,
Und wie kokett streicht ihre schwarze Hand
Umspannt vom weißen Handschuh, ihre Haare! rc.

In diesen Gedichten ist nicht nur Musik für das Ohr und Malerei für das Auge, sondern auch etwas von jenem geheimnißvollen Honig der Poesie, den nach nordischer Sage Gunnlöd tief im Berge bewahrte, weil er zu gut für das sterbliche Geschlecht demselben eigentlich

hätte sollen vorenthalten bleiben. Darum ist er auch jetzt noch nicht Jedem gegeben und nicht jeder Geschmack weiß ihn herauszufühlen.

In einer Zeit, in der die Poesie so sehr zur Exaltation neigt, den sittlichen Zorn des politischen Liedes in giftigen Haß und Berserkerwuth, den Weltschmerz in Desperation und Wahnsinn verirren läßt und andrerseits mit Redwitzischer Niedlichkeit und kindischen Unschuldslocken kokettirt, thut an der vorliegenden Liedersammlung besonders die würdige Haltung wohl, der sich nie verleugnende männliche Ernst, das edle Maaß.

Reisen.

Eine Reise um die Welt, von Westen nach Osten durch Sibirien und das stille und atlantische Meer. Mit einem Titelkupfer und einer Karte. Aschaffenburg, Krebs, 1854.

Ein kleines Buch von nur 136 Seiten und seltsamer Weise (nach der Vorrede) für Kinder bestimmt. Allerdings kann es, wie Robinson, Kinder interessiren, müßte aber in Fassung und Ton mehr auf sie berechnet seyn. Immerhin empfehlen wir das Büchlein den Erwachsenen und sonderlich den Frauen. Der Inhalt ist kurz folgender.

Theodor, ein junger Arzt, hat sich eben in Emma, ein ihm bisher fremdes junges Mädchen verliebt, als ihm die Stelle eines Arztes bei der russisch-amerikanischen Kolonie im fernen Kamtschatka angetragen wird. Er nimmt sie an, Emma ist einverstanden. Die Hochzeit wird in aller Geschwindigkeit gefeiert und das Pärchen reist nach St. Petersburg, Moskau, Kasan und von da auf dem ungeheuren Landwege fort und fort bis an das Ufer des stillen Ozeans im Norden von China. Man denke sich die junge Frau mit einem Manne, den sie vor kaum ein Paar Monaten zum erstenmal gesehen, allein in den endlosen menschenleeren Steppen von Sibirien. Der bequeme und festgebaute Reisewagen, den sie von Petersburg aus mitgenommen, unterliegt endlich den Stößen des ungebahnten Weges. Schon vor Tomsk müssen sie ihn zurücklassen. Sie fahren mit Postpferden, in solcher Eile, wie die Russen pflegen, um weite Strecken rascher zu durchmessen. Von Beobachtungen unterwegs ist daher keine Rede. Berge, Flüsse, Wälder werden nur durchflogen.

Erst in Tomsk erleidet ihre Reise eine längere Unterbrechung. Hier finden sie Goldwäscher, wie in Californien und Neu-Süd-Wales. „Wie anderwärts, so erzeugt auch in Sibirien das Goldsuchen einen eigenen, nicht zu erklärenden Schwindel bei den Menschen. Denn hier ist es eigentlich eine Arbeit, die sich genau genommen von jeder andern wenig unterscheidet. Das Recht, den goldhaltigen Boden auszubeuten, haben verhältnißmäßig nur Wenige, die ihre Arbeiter dingen und das gewonnene Gold dem Staate gegen einen festen Preis abliefern müssen. Der Einzelne darf sich auf eigene Hand gar nicht mit Goldsuchen abgeben, und kann es auch im Geheimen schon deshalb nicht thun, weil er das etwa gefundene Gold nirgend in klingende Münze umsetzen könnte. Dennoch aber sind fast alle in den Goldwäschereien beschäftigten Arbeiter von schwindelgeistigem Charakter und dünken sich ganz etwas Anderes zu seyn, als ihre ackerbauenden Brüder. Wenn sie im Herbste heimkehren, kehren auch sie mitunter im ‚Albinos' ein, verthun ihr Geld beim Champagner und freuen sich ein paar Tage wenigstens, die großen Herren zu spielen, um am Ende den Winter über am Hungertuche zu nagen. So scheint das Gold schon durch seinen bloßen Anblick einen eigenthümlichen, verderblichen Zauber auszuüben. In der Gegend von Tomsk beginnt die eigentliche Goldregion, und durch Tomsk geht auch fast alles in Sibirien gewonnene Gold, indem es in Barnaul abgeliefert werden muß. Die Stadt selbst machte einen ganz freundlichen Eindruck, wenigstens ihr südliches Ende, während am nördlichen ein Stadttheil durch eine schreckliche Feuersbrunst verheert war und einen sehr traurigen Anblick darbot. Zwei reiche Goldwäscher haben sich prächtige Häuser erbaut, mit schönen Gartenanlagen umher, in welchen freilich des Bunten zu viel durch einander zusammengestellt ist: vergoldete Löwen, chinesische Tempel, kühne Brücken und künstliche, mit hölzernen Schafheerden besetzte Hügel. Außer den russischen Kirchen sieht man im Thale des Flusses Tom noch eine mohamedanische Moschee der Tartaren und auf dem Berge eine katholische Kirche." Das ist ein kleines Schlaglicht in die sibirische Welt geworfen. Schade, daß den Reisenden keine Zeit blieb, auch anderwärts zu weilen.

Die Reise kann nicht genug beschleunigt werden, denn schon naht der Winter. Von Jakuzk aus muß Emma zu Schlitten, Theodor und seine wenigen Diener und Führer zu Pferde weiter reisen. „Dieser ganze Strich Landes von Jakuzk bis ans Meer ist eigentlich ein einziger großer Wald, bald lichter und niedriger, bald höher und großartiger. Der häufigste Baum ist die Lärche; Birken und Erlen kommen nur zerstreut und klein vor; auch Kiefern (Föhren) sind ziemlich häufig

und vom Aldan an auch Tannen (Gränen). An den Flüssen wachsen viel Weiden, an den Bergen Cedern, aber nur ganz verkrüppelt und niedrig. Offene Stellen kommen zwar vor, zwischen dem Aldan und dem Stanowoigebirge, aber in einer Strecke von mehr als 600 Werst sehr selten, etwa alle 50—80 Werst einmal eine Wiese, die sich selten über eine Werst lang ausdehnt; häufiger aber finden sich nasse, höckerige Wiesen zwischen Jakuzk und dem Aldan, wo sie sich in den Thälern zwar schmal, aber oft 10 bis 20 Werst lang hinziehen; von Bächen sind diese letztern nicht durchzogen, sie schließen aber häufig kleine fischreiche Moorseen ein. In dem Maße, als man sich Nelkan nähert, mehren und erhöhen sich die Bergrücken, Ausläufer des Stanowoigebirges; und die letzten 200 Werst vor Nelkan schon ist das Land geradezu ein Gebirgsland; doch erheben sich die Berge noch selten über die Waldregion, sondern sind meist dicht bewachsen, wie das übrige Land. Der Charakter dieser Bergzüge ist recht mannichfaltig, und Ketten mit einzelnen höheren Kuppen zeigen sich beständig am Horizonte. Von Nelkan an werden die Berge noch höher und häufiger, und vom Stanowoigebirge bis zum Meere herrscht eine fortwährende, verworrene, wilde Alpennatur; und wenn auch die Berge kaum die halbe Höhe der Schweizeralpen erreichen, so sind sie dafür um so dichter und ununterbrochener an einander gehäuft. Todt ist diese Gegend der Welt, namentlich im Winter, in hohem Grade. Menschliche Wohnungen finden sich sehr selten, zwischen Jakuzk und dem Aldan noch etwas häufiger, etwa alle 30 bis 50 Werst eine Jurte; sie werden dann aber immer seltener, und zwischen Chandukа und dem Meere, fast 500 Werst (71½ Meilen), wohnt, mit Ausnahme der wenigen Ansiedler in Nelkan, Niemand; dort ist vollkommene Wildniß und Einöde, in der sich, zumal im Winter, nichts Lebendiges, als höchstens zuweilen ein verirrter Rabe blicken läßt. So herrscht eine Todtenstille in diesem Walde, in welchem die Bäume oft wild durcheinandergestürzt liegen, und ein schmaler, ungebahnter Fußpfad, den man durch Abhauen der Rinde an den Bäumen hin und wieder kenntlich gemacht hat, schlängelt sich als Landstraße durch die offeneren Stellen zwischen den Bäumen hin. Nur bis an den Aldan ist ein Weg ausgehauen und zum kleinern Theil fahrbar gemacht; von da an haben Menschenhände nur durch die eben erwähnten Zeichen an den Bäumen die Richtung angegeben, welche der Reisende einschlagen kann, von der er aber häufig genug abweicht, in der Hoffnung, einen besseren Pfad zu entdecken."

In diese Wildniß nun wagt sich Emma muthvoll hinein. Von Nelkan an wird die Reise immer schwieriger. Man muß die Pferde mit Rennthieren vertauschen. Die elenden Jurten hören auf. Man muß im Schnee übernachten. Der Mundvorrath geht aus, man muß ein Rennthier nach dem andern schlachten. Emma, in guter Hoffnung, wird, nachdem sie so viel standhaft ausgehalten hat, endlich doch krank. Man kann nun um keinen Preis weiter kommen. Ein Jakute wird vorausgeschickt, um wo möglich von Ajan am Meer aus, dem Ziel ihrer Reise, Hülfe zu bringen. Dieser bleibt zehn Tage lang aus und schon ist den Reisenden die letzte Hoffnung geschwunden. Da plötzlich findet sich der Bote wieder ein und meldet die Ankunft von Schlitten und Nahrungsmitteln.

So nun endlich glücklich in Ajan angelangt, findet Emma an der Gemahlin des russischen Gouverneurs daselbst eine gebildete und hülfreiche Dame. Die Colonie ist aber außerordentlich klein, menschenleer, einsam. Nur zu gewissen Zeiten füllt sie sich von der See und vom Lande her mit den Handelsleuten, die von China Thee und von Sibirien Pelze bringen, beides gegenseitig austauschend. Die Einförmigkeit des Lebens in diesen Regionen wird unsrem jungen Paar nur angenehm unterbrochen durch die Geburt von Kindern, deren nach einander vier das Licht der Welt erblicken. Nach einem sechsjährigen Dienst aber erhält Theodor die Erlaubniß, als Schiffsarzt zur See nach Europa zurückzukehren. Frau und Kinderchen werden aufgepackt und Kamtschatka für immer Lebewohl gesagt. Die Rückreise zur See durch südlichere Klimate ist bei weitem angenehmer, als die Hinreise war. Das Schiff umsegelt den weiten Bogen der aleutischen Inseln, hält in Neu-Archapel an der Westküste Nordamerika's, dann auf den Sandwichsinseln und in der Nähe von Tahiti auf der Insel Eimeo, von deren landschaftlicher Schönheit ein illuminirter Stahlstich Zeugniß gibt. Von da verfolgt das Schiff seinen Weg um Cap Horn herum nach England und geht zuletzt glücklich bei Kronstadt vor Anker. Beim Abschied werden wir versichert, Emma und die Kinder hätten sich im blühendsten Gesundheitszustande befunden. An dieser munteren und tapferen Emma mag sich Manche ein Beispiel nehmen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 96. 2. Dezember 1854.

Geschichte.

1) Die ersten Amerikaner im Westen. Daniel Boone und seine Gefährten. Tecumseh und dessen Bruder. Für die reifere Jugend und das Volk bearbeitet von Dr. Franz Kottenkamp. Mit einem Titelbild. Stuttgart, Schmidt und Spring, 1854.

Das Buch des Herrn Kottenkamp ist ein gutes historisches Buch und keine Fabrikwaare „für die reifere Jugend", wie man aus dem Titel und aus dem miserablen Titelblatte schließen könnte.

Er schöpft aus einer beträchtlichen Anzahl echter amerikanischer Quellen und schildert darnach die ersten Ansiedlungen der Angloamerikaner im Westen und die erste Gründung des Staates Kentucky. Die Hauptrolle dabei spielt der berühmte Hinterwäldler Boone, den schon Lord Byron in seinem Childe Harold besungen hat. Dieser merkwürdige Mann ist der wahre Typus eines Hinterwäldlers. An bewohnten Stätten, unter vielen Menschen gefiel es ihm nicht. Obgleich Familienvater, liebte er doch nur Monate lang allein in den Urwäldern zu jagen. An Körperkraft, Gewandtheit, Scharfsinn und Erfindungsgeist war ihm Niemand überlegen. Mitten in der Einsamkeit der Wälder verstand er alsbald mit den geringsten Hilfsmitteln eine kleine Hauswirthschaft zu organisiren. Die Hinterwäldler besaßen kaum mehr Werkzeuge als die Wilden. Oft mußten ihre Weiber mit spitzen Knochen statt der Nadel nähen.

Im Jahr 1769 wanderte Boone mit seinem Bruder und zwei andern Gefährten zum erstenmal von Virginien aus nach dem Westen, dem nachherigen Kentucky und fand hier alles noch als Urwald und Steppe, nur von wilden Indianern durchstreift. Er wagte es, hier in einer Höhle zu überwintern, wurde aber von den Wilden gefangen und entkam ihnen mit genauer Noth und großer Gefahr. Nach langer Trennung fand er seinen Bruder wieder, den er herumschickte, um Andre nachzuholen, und blieb ganz allein zurück. Das Land, welches er entdeckt hatte, hatte den fruchtbarsten Boden, er ließ daher durch seinen Bruder zur Einwanderung einladen. Die erste größere Karawane setzte sich aber erst 1773 in Bewegung, wurde von den Indianern angegriffen und erlitt großen Verlust. Allein Boone und einige andre muthige Männer ließen sich nicht irre machen und die Ansiedlungen nahmen unter steten Kämpfen mit den Wilden ihren Fortgang. Einmal raubten die letzten Boones junge Tochter, aber er jagte sie ihnen glücklich wieder ab. Im Jahr 1778 wurde Boone abermals von den Wilden gefangen, zum Glück aber von einem Häuptling, dem er früher einmal nützlich gewesen war. Man brachte ihn zu den Engländern, als den Feinden der Nordamerikaner, die ihn aber den Wilden abermals überlieferten, von denen er endlich sich ranzionirte. Das kleine Fort, welches er zum Schutz der Seinen errichtet hatte, wurde von einem Heere Wilder belagert, behauptete sich aber und richtete ein schreckliches Blutbad unter den Belagerern an. Damals wurde von Seiten der Nordamerikaner General Clark abgeschickt, die canadischen Besitzungen der Engländer im Westen anzugreifen und seine Siege gereichten auch den Kentuckiern zum Schutz.

Neben Boone ist es ein gewisser Kenton, der in diesen Kriegen eine hervorragende Stellung einnimmt. Auch er war ein überaus kühner und gewandter Jäger, aber ihm waren noch weit stärkere Prüfungen vorbehalten, als dem Daniel Boone. Er wurde nämlich nach der grausamen Weise der Indianer als ihr Gefangener gemartert und entging dem Tode nur wie durch ein Wunder. „Die Indier, zehn bis zwölf an der Zahl, prügelten ihn, so lange sie Lust hatten, und brachten ihn dann für die Nacht in Sicherheit. Sie legten ihn

zu dem Zweck mit dem Rücken auf den Boden, zogen seine Beine aus einander und banden dieselbe an Pfähle fest, die sie in die Erde getrieben hatten. Hierauf wurde ein zweiter Pfahl ihm über die Brust gelegt, seine Hände an die Enden desselben gebunden, seine Arme um die Mitte geschlungen und mit Riemen daran befestigt, während diese Riemen in solcher Weise unter den Körper gezogen wurden, daß der Pfahl fest gehalten ward. Alsdann wurde noch ein Riemen um den Hals gezogen und an einem in den Boden eingerammten Pfahl befestigt; sein Kopf war dabei in solcher Lage zurückgestreckt, daß er nicht gänzlich erstickte, allein fortwährend die Qual des zugeschnürten Halses empfand — eine raffinirte Grausamkeit, welche zu denjenigen Kunstgriffen der Indier gehörte, womit sie ihre Gefangenen empfindlich quälten, ohne sie jedoch bis auf den Punkt zu bringen, wo das Leben entweichen mußte — Verfahrungsweisen, die Kenton in Kurzem noch oft an seiner Person zu erdulden berufen war. Für jetzt verbrachte er eine schlaflose Nacht unter finsteren Ahnungen hinsichtlich der Zukunft. Was er zunächst besorgen mußte, war furchtbar genug, um sogar den Muth eines Hinterwäldners niederzudrücken. Am nächsten Tage ward er auf eine Weise fortgeführt, die ebenfalls zu seiner Peinigung diente. Die Indier banden ihn auf das wildeste Pferd in solcher Art fest, daß er sitzend sich das Gesicht nicht mit den Händen schützen konnte, über welche ein Paar Beinkleider gezogen waren. Dann ließen sie das Pferd laufen. Das Pferd sprang, sich bäumend und ausschlagend, umher, um seine Last abzuwerfen, rannte etwa eine Stunde lang durch Wälder und Gesträuch, während die Indier jubelnd zuschauten; endlich ward es ruhig, als seine Bemühungen ihm nicht gelangen, und folgte dem Zuge der Uebrigen. Auf diese Weise ward Kenton drei Tage lang fortgebracht; des Abends ward er wie am ersten Tage verwahrt, nachdem ihm die Indier Speise und Trank gereicht hatten; er war zuletzt so erschöpft, daß er ungeachtet der Qual in Schlaf versank." Am dritten Tage kamen sie in das Indianerdorf, wo Kenton durch eine Spalier sämmtlicher Männer, Weiber und Kinder Spießruthen laufen mußte. „Er ward gebunden und zu seinen Peinigungen kam eine neue hinzu; Knaben schleppten ihn an einen See und tauchten ihn mehrere Male in's Wasser, so daß er beinahe erstickte; dann ward er an eine Ulme vor dem Dorfe festgebunden, und zwar die Hände rückwärts, mit Riemen um den Hals, die Brust, den Leib und die Beine in solcher Stellung, daß er nur mit den äußersten Zehen den Boden erreichte, damit auch diese Haltung seine Qualen steigere. Noch am nächsten Tage blieb Kenton an dem Baume festgebunden; bis zum Abend versuchten sich an ihm die Knaben mit Pfeilschießen. Der Bogen war bei den Ohio-Indiern schon lange durch das Schießgewehr ersetzt; indeß diente die alte Waffe noch zur Uebung der Knaben im Zielen. Da dieselben nicht über zwölf Jahre alt waren, und ohnedem in größerer Entfernung von dem Unglücklichen aufgestellt wurden, so vermochten sie ihn nicht tödtlich zu verwunden, und nur die äußere Haut — den eigentlichen Sitz der Empfindlichkeit — zu verletzen, so daß der gequälte Kenton hundertfache Schmerzen erlitt. Am dritten Tage schienen die Indier sich nicht um ihn zu bekümmern; er glaubte, sie wollten ihn verschmachten lassen; bald empfand er die heftigste Hungerpein, welche seine Standhaftigkeit überwältigte; seine Wunden, nebst den erlittenen Qualen bewirkten ein Fieber; er fiel in Raserei, und als er wieder zu sich kam, fand er sich in einer indischen Hütte, zwar nicht gebunden, aber streng bewacht. Den Indiern war daran gelegen, das Opfer ihrer Rache sich zur Ausübung derselben zu erhalten; sie hatten ihn deßhalb losgebunden und ließen ihm Zeit zur Genesung." Als diese erfolgt war, sollte das Fest seiner langsamen und martervollen Verbrennung Statt finden, zu welchem Behuf er schon nackt ausgekleidet, an den Baum gebunden und schwarz angemalt worden war. Aber die zufällige Ankunft mehrerer Canadier rettete ihn.

Unter den Hinterwäldlern machte sich auch ein gewisser Ludwig Wetzel bemerklich, ein Deutscher. „Dieser Mann, von gedrungenem und starkem Wuchs, so wie von behendem Körper, mit niemals geschorenem Bart, langem struppigen Haar und in Thierfelle gekleidet, erwies schon durch sein Aeußeres eine Verwilderung, wie sie bei den Grenzbewohnern angelsächsischen Stammes sich schwerlich jemals vorgefunden hat. Er lebte einsam in der Wildniß von der Jagd, verkehrte nur mit Kaufleuten, die ihm seine Felle gegen Munition eintauschten, betrat selten ein Haus, und schloß sich noch seltener Unternehmungen an, welche gegen die Indier gerichtet waren. In letzterem Falle ließen ihn die Hinterwäldner gewähren; Keiner bekümmerte sich um ihn, wenn er fortging, worauf er gewöhnlich mit einer oder zwei Kopfhäuten zurückkehrte. Ermordung von Indiern war sein einziges Streben, das er in der Wildniß, von aller Gemeinschaft mit Weißen abgeschlossen, verfolgte. Er muß seine Todfeinde im Legen von Hinterhalten eben so übertroffen haben, wie er durch Verwegenheit, Körpergewandtheit und Scharfsinn ihnen unzweifelhaft überlegen war, denn in Westvirginien allein hat er zweiundsiebenzig Indier ermordet, oder vielmehr diese Zahl der von ihm getödteten Feinde durch seine erbeuteten

Kopfhäute bewiesen; wie viel Indier er in Kentucky erlegt hat, ist eben so unbekannt, wie sein meistes Treiben."

Trotz Clarks Siegen dauerte der Kampf mit den Wilden immerfort. Boones Bruder, Schwager und jüngster Sohn fielen in diesen Gefechten. Im Jahr 1782 erlitten die Nordamerikaner am Blue Lick eine blutige Niederlage, weil die Soldaten, sich klüger und besser dünkend, als Boone, dessen weisen Rath verschmäht hatten. Damals ereignete sich eine wunderbare Begebenheit. „Das Heer erreichte den Platz, wo jetzt Cincinnati steht, um dort auf Booten den Fluß zu überschreiten am 4. November 1782. Ein Reiter, Namens Mac-Cracken, lag im Sterben, als die Truppen die Anhöhe hinabkamen, an welcher jetzt Cincinnati steht. In seinen Fieberphantasien redete er, als erblicke er eine große und prächtige Stadt. Ein schon oft von uns angeführter Geschichtschreiber Kentucky's sagt im Leben Kentons über den Vorfall: ‚Die ganze Umgebung war die von der Hand des Menschen noch nirgends umgebrochene Wildniß; als man aber den sterbenden Mac-Cracken von der Höhe bei Cincinnati hinabtrug, stand die Zukunft seinem brechenden Auge enthüllt; Städte und Villen, mit Zehntausenden bevölkert, füllten das Thal und krönten die Gipfel der Hügel; in den Straßen und an den Flüssen ertönte das Geräusch eines reichen Handels; Gebäude erhoben sich über Gebäuden; Paläste und Tempel, das ganze prächtige Panorama von 50 Jahren ging vor seinen Augen vorüber.' Als der sterbende Soldat einige Besinnung wieder erlangte, sprach er gegen seine Gefährten die Aufforderung aus, sie möchten nach 50 Jahren hier wieder zusammenkommen, und verschied bald darauf. Der Todesfall, im Augenblick, wo sie siegend zurückkehrten, erweckte allgemeinen Eindruck. Das Heer hielt an; Floyd trat auf und machte den Vorschlag, dem Wunsche des Sterbenden gemäß sollten die Ueberlebenden nach 50 Jahren, also am 4. November 1832 auf diesem Platze zusammenkommen, und ‚über die Angelegenheiten des Feldzugs sprechen', so wie sich über die Gefahren und Drangsale der Vergangenheit unterhalten; das Heer verpflichtete sich feierlich, jeder Einzelne durch sein gegebenes Wort, und fünfzig Jahre später trat wirklich ein Kreis ehrwürdiger Kentuckier, ‚die Väter des Westens' in dem reichen Cincinnati zusammen, um die Erinnerung an ihre vereinstige Thaten und Drangsale zu feiern."

Damals traten die Kentuckier auch zum erstenmal in Verbindung mit den Spaniern, die noch in Neu-Orleans herrschten, und befuhren den prächtigen Missisippi. Die Ansiedler im Westen, vom Osten vernachlässigt, zeigten sich den Spaniern geneigt. Indessen änderte sich alles, als Spanien Louisiana verkaufte. Boone selbst wurde undankbar von seinen Landsleuten behandelt, erst der spanische Bevollmächtigte führte der Regierung der Vereinigten Staaten zu Gemüthe, was sie ihm schuldig sei und setzte durch, daß ihm eine beträchtliche Strecke Landes als Nationalbelohnung zu Theil wurde, die seinem Sohn zu gut kam. Er selbst, nachdem ihm von zwei vormaligen hessischen Soldaten all sein baares Geld gestohlen worden war, ging wieder in die Wälder und kümmerte sich nicht mehr um die Welt. Erst in den letzten Jahren seines Lebens kehrte er zu den Seinigen zurück und starb, 89 Jahre alt, im Jahre 1820. — Auch Kenton verlor sein Vermögen, indem er sich zu Speculationen verleiten ließ. Ein Kentuckier bemerkte: „Die listigen Sprößlinge des Friedens, welche im Schoße der Behaglichkeit und der Sicherheit östlicher Staaten schliefen, während dieser edle Hinterwäldner die Mühen der Wildniß ertrug, der Geißelung, dem Pfahl und dem Tomahak des Indiers trotzte, um den Boden des Westens zu erringen — diese listigen Sprößlinge des Ostens kriechen herbei, wenn Kampf, Mühe und Gefahr vorüber ist, und entreißen durch unehrliche Schliche, elende Benutzung von Rechtsformeln und schlaues Verfahren dem tapferen, ungebildeten, einfachen Mann, der mit der Schurkerei der Civilisation nicht bekannt ist, sein zu so furchtbarem Preise errungenes Eigenthum. Er (Kenton) verlor sein Land, Acker nach Acker, denn die Geschicklichkeit des Spekulanten überwog die Einfalt und Unwissenheit des Jägers. Welch' eine brennende tiefe Schmach für den Westen, daß der Held, welcher so viel gelitten und so gut gefochten hatte, um den Boden vom Lande ‚des grünen Rohres' den Wilden zu entreißen, nach Beendigung des Kampfes von denjenigen gezwungen wurde, das Land zu verlassen, die niemals einen Streich zu dessen Vertheidigung geführt hatten! Kenton wurde mit Boone und zahlreichen anderen Kämpfern auf der Grenze, welche die Hitze und die Beschwerde des Kampfes ertragen hatten, wie ein alter Schuh beiseite geworfen, der nicht länger brauchbar oder wegen der Mode veraltet war. Kentucky behandelte seine frühesten und tapfersten Vertheidiger kaum so gut, wie diese ihre Hunde — nachdem das Wild niedergerannt war, wurde jenen sogar der Abfall verweigert." Erst im Jahre 1824 traten edle Männer zusammen und erwirkten nicht nur, daß Kenton sein Gut zurückempfing, sondern daß er auch in Cincinnati vom Gouverneur von Kentucky und vom Senat feierlich empfangen wurde. Unmittelbar vorher war er noch in zerrissenen Kleidern wie der ärmste Bettler umhergegangen. Er starb im Jahr 1836 und wurde 81 Jahre alt.

Hier schließt die interessante Geschichte der ersten Ansiedlungen in Kentucky. Dann folgt noch eine Geschichte des großen Indianerkriegs von 1812. Ein Häuptling Namens Tecumseh und dessen Bruder, der sich für einen Zauberer ausgab, wiegelten alle bisher getrennten Stämme der Wilden zum allgemeinen Kampf gegen die Weißen auf. Ihre Absicht war ursprünglich, den ganzen amerikanischen Boden von den Weißen zu reinigen, weil aber um diese Zeit die Feindseligkeiten der Vereinigten Staaten mit England aufs neue ausbrachen, ließ sich der schlaue Tecumseh auch die Allianz mit England gefallen. Indessen wurde das ganze Unternehmen durch seinen eigenen Bruder vereitelt, der aus Ehrgeiz, um selber die erste Rolle spielen zu können, einen voreiligen Angriff machte und geschlagen wurde. Diese Niederlage hätte weniger zu bedeuten gehabt, wenn er nicht vorher seine Leute heilig versichert hätte, sie seyen durch seine Bezauberungen unverwundbar geworden. Sofern sie nun doch so viele Verwundete und Todte hatten, war augenblicklich all sein Credit, aber auch der seines Bruders dahin. Harrison, der die Wilden schlug, erwarb sich dadurch einen so großen Namen, daß er auch im Kriege gegen England Oberbefehlshaber wurde. Bekanntlich unterlagen zuletzt die Engländer, mit ihnen die Wilden. Tecumseh fand einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde.

2) Piligrim von Passau und das Erzbisthum Lorch von Dr. Ernst Ludwig Dümmler. Leipzig, S. Hirzel, 1854.

Mit großer Gelehrsamkeit wird hier nachgewiesen, daß am Ende des zehnten Jahrhunderts Bischof Piligrim von Passau den „großen Plan" gehegt und verfolgt habe, sich unter den Auspicien des h. Stephan, ersten christlichen Königs von Ungarn, zum Metropoliten für dieses gesammte Reich zu erheben und dasselbe vollends zum Christenthum zu bekehren, wobei ihn Kaiser Otto I. und II. begreiflicherweise unterstützten; daß er aber, um sich vom Erzstuhl in Salzburg unabhängig zu machen, fälschlich für sich selbst die erzbischöfliche Würde in Anspruch genommen habe mittelst untergeschobener Urkunden, wonach Passau als rechtmäßiges Erbe des von den Hunnen zerstörten angeblichen Erzbisthums Lorch erscheinen mußte. Indem Passau selbst im Jahr 977 von den Ungarn zerstört wurde und dabei fast alle alten Urkunden verbrannten, sey durch diesen Umstand dem ehrgeizigen Bischof die Erneuerung und Fälschung von Urkunden erleichtert worden. Uebrigens ist sein Plan nicht in Ausführung gekommen. Der Verfasser unterstützt seine Untersuchung durch eine Menge im Anhang mitgetheilte Belege und Citate.

Nur nebenbei, was aber für die nichtöstreichischen Leser ohne Zweifel von größerem Interesse ist, wird das Verhältniß desselben Piligrim zum Nibelungenliede erörtert. Herr Dümmler tritt damit nicht nur Lachmann, sondern auch Holtzmann gegenüber. Die ausführlichere Kritik möge der geneigte Leser im Buch selber nachsuchen. Wir beschränken uns darauf, Dümmlers Grundgedanken zu bezeichen: „Piligrim ließ die uralte, im deutschen Heidenthume wurzelnde Sage von den Nibelungen, welche sich bis auf seine Zeit nur in der mündlichen Ueberlieferung fortgepflanzt hatte, zum erstenmal aufschreiben, und zwar in lateinischer Sprache, etwa in ähnlicher Weise, wie kurz zuvor der Mönch Gerald von St. Gallen die verwandte Mähre vom Waltarius niederschrieb. Nach dieser lateinischen Grundlage wurde dann die Sage öfters deutsch umgedichtet. Eine von diesen deutschen Umdichtungen diente um's Jahr 1200 sowohl dem Dichter der Nibelungen Noth als dem der Klage als Quelle ihrer Schöpfungen, welche im wesentlichen der Fabel ganz darauf zurückgehen. Da neben der ersten schriftlichen Aufzeichnung die mündliche Ueberlieferung im Volksgesange fortdauerte, so war es natürlich, daß die späteren Dichter der Nibelungen auch aus dieser Quelle vieles ihrem Werke einfügten, vielleicht halb wider ihren Willen einfügen mußten, während andrerseits die Abschreiber manches willkürlich ausließen und zusammenzogen. Durch diese doppelte Thätigkeit entstanden in dem ursprünglich einigen und in sich geschlossenen Gedichte Konrads vielfache innere Widersprüche und Unebenheiten, die unseren Blicken die Planmäßigkeit des ganzen Baus fast zu entziehen drohen." Daß Piligrim in das Nibelungenlied selber von einem diesem Bischof gleichzeitigen Autor verflochten wird, erklärt Herr Dümmler so: „Betrachten wir Konrad nicht als einen bloßen Aufschreiber fertiger Thatsachen, sondern als einen wahren Dichter, der seinen Stoff mit freier Willkür gestaltet, was wäre denn so Auffallendes daran, daß er in diesem Gedichte seinem Herrn und Meister ein würdiges Denkmal für alle Zeiten errichten wollte? Daß er theils sein Verdienst um die Erhaltung der Sage zu verewigen suchte, theils seine edle Abkunft, seinen gastlichen Hof, seine Beziehungen zu Ungarn in poetischer Weise verherrlichte, indem er ihn mit jenem Heldenstamme der Nibelungen unmittelbar verknüpfte, der in Ungarn seinen Untergang fand? Brachte doch auch Göthe seinen straßburger Freund Franz Lersen mit dem weltbekannten Götz von Berlichingen in Verbindung, um so ‚ihrer Freundschaft ein Denkmal zu setzen'."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamte Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 97.** 6. Dezember 1854.

Geschichte.

1) Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795 von Heinrich von Sybel. Zweiter Band, 1. Abtheilung. Düsseldorf, Buddeus, 1854.

Ueber den ersten Band vgl. Nr. 72 unserer vorjährigen Blätter. Wir haben damals schon bemerkt, daß wir uns mit dem Verfasser im Widerspruch befinden hinsichtlich des Princips. Er huldigt dem rationalistischen Ideal der französischen Revolution und hält die Aufgabe, welche sie sich stellte, alle Autoritäten umzustürzen und die Menschheit ganz neu lediglich nach dem s. g. Vernunftgesetz zu reconstruiren, für eben so ausführbar, als hochherzig. Daß die Sache damals mislungen sey, entscheide nichts. „Der Gedanke der modernen Freiheit ist bei seinem schöpferischen Entwicklungsgange den Leidenschaften der einzelnen Menschen anheimgefallen; so wenig aber sein Werth den mit ihm getriebenen Misbrauch entschuldigt, so thöricht wäre es, umgekehrt wegen des Misbrauchs seine lebenspendende Bedeutung in Abrede zu stellen. Wenn diese Bemerkungen von den monarchischen Reformen des 18. Jahrhunderts gelten, so greifen sie doppelt Platz bei der demokratischen Revolution des französischen Volkes." S. 7. Man hat hier zugleich eine Probe des Styles, der nicht zu loben ist.

Allein weder Princip noch Styl thun dem Reichthum und der Wichtigkeit des Sachinhaltes Eintrag. Herr von Sybel hat aus bisher unbenutzten diplomatischen Correspondenzen, namentlich der Seemächte, aus Kriegsarchiven ꝛc. geschöpft und dadurch eine Menge von Thatsachen ermittelt, ohne deren Kenntniß ein richtiges Urtheil über die Geschichte der betreffenden Zeit nicht möglich ist. Dafür gebührt ihm Lob und Dank.

Seine Aufmerksamkeit ist vorzugsweise der auswärtigen Parthie zugewendet. Der innere Gang der Revolution ist schon viel besser bekannt und er konnte darüber kurz seyn. Nur wegen der auswärtigen Angelegenheiten hebt er die bisher minder beachtete Bedeutung des Minister Pache hervor, der im republikanischen Sinn die französische Armee desorganisirte, um die Reaction des General Dumouriez und dessen Intrigue mit dem Ausland zu entwaffnen. — Noch interessanter ist, was der Verfasser über den englischen Minister Pitt berichtet, den man als großen Agitator der Coalition und als den unversöhnlichen Schürer des Kriegs verschrieen hat, der aber ganz anders dachte und jede Gelegenheit ergriff, um Frieden zu stiften und den Wohlstand der Völker herzustellen, welcher für die englische Industrie- und Handelsinteressen so nothwendig ist. Wozu Pitt nur durch die Umstände gezwungen wurde, das hat man ihm als böswillige List ausgelegt. England hätte sich mit einer Regierung aus der Gironde-Partei zufriedenstellen lassen, und stand in engem Verkehr mit dieser Partei. Das war es, was die Jakobiner zu wüthendem Haß gegen sie entflammte und den unglücklichen König aufs Schaffot führte. Die Jakobiner wälzten des Königs blutiges Haupt zwischen England und die Gironde und machten den Frieden unmöglich.

Wahrscheinlich nicht ohne Berücksichtigung der gegenwärtigen Weltlage hebt Herr von Sybel mit besonderer Ausführlichkeit die Politik hervor, welche damals von Rußland befolgt wurde. Der Kaiserin Katharina II. konnte nichts erwünschter kommen, als die französische Revolution, und sie that auch alles, um dieselbe zum Vortheil Rußlands auszubeuten. England und Frankreich in einen leidenschaftlichen Krieg der Prinzipien und Interessen verwickelt, vermochten den Orient und Polen nicht mehr hinreichend gegen russische Uebergriffe zu schützen. Oestreich und Preußen, schon längst unter sich selbst zerfallen und in tödtlichem Mistrauen entzweit, und jetzt überdies durch die Revolutionsfrage im Westen be-

schäftigt, vermochten ebenso wenig der russischen Eroberungspolitik einen Damm zu setzen. Von Beginn der Revolution an machte sich Katharina zur Aufgabe, in gleichem Maaß von Osten her erobernd in das „schätzbare Material“ Mitteleuropa's einzudringen, wie die französische Republik von Westen her. Nahm diese Belgien und Savojen, so nahm Rußland Volhynien und Lithauen. Nahm später Napoleon Italien, so nahm Rußland die Donaufürstenthümer. Nahm Napoleon Spanien, so nahm Rußland Finnland.

Um die Politik Katharina's besser verfolgen zu können, muß man auf Joseph II. zurückgehen. Dieser Monarch hatte die fixe Idee, den östreichischen Kaiserstaat mit Bayern zu arrondiren und brachte zu diesem Behuf der listig zustimmenden Katharina Polen zum Opfer. Aber er starb, ehe diese Pläne reiften, und sein Nachfolger, Kaiser Leopold II., brach augenblicklich die trügerische und gefährliche Freundschaft mit Rußland ab und trat den russischen Ansprüchen in Polen entgegen. Aber auch er starb zu früh und sein Sohn und Nachfolger, der damals noch junge Franz II. erwies der russischen Kaiserin den größten Dienst, indem er sich unfreundlich von Preußen abkehrte. Von diesem Augenblick an warf sich Preußen in die Arme Rußlands und sah sich, ohne es gewollt zu haben, bald zum Werkzeug Katharina's erniedrigt. Es war im Jahr 1792. Die russische Kaiserin erkannte den Vortheil ihrer Stellung und überschwemmte Polen mit russischen Truppen. Kaiser Franz kehrte zur auswärtigen Politik seines Oheim Joseph zurück, trachtete wieder nach dem Erwerbe Bayerns und hoffte, die Zerrüttung in Frankreich zu Eroberungen benutzen zu können, wünschte daher nichts mehr, als mit Katharina wieder auf so guten Fuß zu kommen, wie sein Oheim, und ließ seinen Gesandten in St. Petersburg wetteifernd um die Gunst der schlauen Katharina buhlen, die mit beiden nur ihr Spiel trieb und beide nur für ihre eigenen Zwecke benutzte.

Herr von Sybel schöpft, was er über die jugendlichen Plane des Kaiser Franz beibringt, aus den Berichten des holländischen und englischen Gesandten, van Haeften und Stratton, in Wien. Der junge Kaiser opferte Polen der russisch-preußischen Allianz auf, die sich thatsächlich in den Besitz Polens setzte, und ließ sich dafür den Besitz von Bayern nur versprechen und zwar nur bedingungsweise versprechen, „wenn Haus Wittelsbach einwillige.“ So unbegreiflich wohlfeil bekam Rußland seine großen polnischen Erwerbungen, Volhynien, Lithauen, und damit zugleich die östreichischen Grenzen. Oestreich hätte alles thun müssen, um diese unmittelbare Berührung mit Rußland zu vermeiden. Mit Recht bemerkt Herr von Sybel S. 175, der Entschluß des Kaiser Franz sey für die ganze Geschichte des Revolutionszeitalters entscheidend gewesen und habe namentlich der Eroberungspolitik der französischen Republik und Napoleons, so wie der russischen, zum Sporn und zur Entschuldigung dienen müssen.

England wollte begreiflicherweise von allen diesen continentalen Eroberungs- und Theilungsgelüsten nichts wissen, allein es sah sich außer Stande, ihnen entgegenzutreten. Es lag im Kriege mit Frankreich, es mußte Oestreichs und Rußlands Freundschaft suchen, um Italien und die Niederlande wirksam gegen die Revolutionsheere zu schützen. Es ließ sich durch einen günstigen Handelstraktat, den ihm Katharina anbot, bestechen und drückte die Augen zu.

Preußen war in dem ungünstigen Falle, die Ritterlichkeit seines Königs, der gerne die Revolution bekämpft hätte, neutralisirt zu sehen durch die allernüchternste Erwägung des politischen Nutzens. Herr von Sybel sagt S. 234 mit Recht: „Was jener Zeit ihren verhängnißvollen Charakter verlieh, was die Fugen des alten europäischen Systemes vollständig sprengte, war nicht die Revolution allein, und nicht allein die russische Welteroberung: es war das Zusammentreffen beider, wodurch mit einem Schlage alle bestehenden Rechte und Besitzverhältnisse in Frage kamen. Man wird es einräumen, daß in solchen Krisen das Recht der Selbsterhaltung für jeden Einzelnen sofort an die höchste Stelle tritt: die wahre Verantwortlichkeit hängt dann weniger von den Thaten des einmal begonnenen Kampfes ab, als von der Frage, wer den Ausbruch des allgemeinen Brandes befördert, wer ihn zurückgehalten hat.“ Preußen gewann den wichtigen Hafen von Danzig, es gewann die eben so wichtige Festung Thorn, es gewann das ganze Weichselgebiet mit Warschau und rundete sich somit nach Osten ab, die gefährliche Lücke zwischen Oberschlesien und Ostpreußen ergänzend. Es bekam, indem es nicht hätte verhindern können, daß Andere etwas nahmen, doch selbst auch etwas.

Oestreich kam offenbar am schlimmsten weg, denn während die Andern ihr Theil schon weggenommen hatten, war ihm der seinige erst versprochen worden und man beeilte sich gar nicht, ihm zum Besitz zu verhelfen. Das erklärt die erstaunliche Langsamkeit der Coalitionsheere gegenüber der raschen Thatkraft des französischen Convents. Die bayrische Frage sollte gar nicht zur Entscheidung kommen. England wollte Bayern erhalten wissen und Oestreich mit Elsaß und den zunächst an Belgien grenzenden französischen Landschaften und Festungen entschädigen. Aber diese waren noch nicht erobert. Der

Prinz von Coburg, der mit Dumouriez insgeheim intriguirte und mit Hülfe einer reactionären Bewegung der französischen Armee selbst den Pariser Convent überwältigen wollte, richtete nichts aus, Dumouriez mußte flüchten und die französische Armee nahm einen revolutionären Aufschwung, der sie bald darauf in den Stand setzte, unter Bonaparte's Anführung das östreichische Kaiserthum aufs tiefste zu erschüttern, zu verkleinern, ja dem Untergang nahe zu bringen. Frankreich war dabei in seinem guten Recht, denn es raubte Länder dem, der ihm welche hatte rauben wollen. Die Coalition aber handelte nicht Recht an Oestreich, indem sie es nur lau, nur halb unterstützte, um es bald ganz im Stiche zu lassen. Dieses Unrecht wurde wiederum bestraft. Gott hielt ein schreckliches Gericht über die Cabinette und endlich auch über den großen Sieger Napoleon selbst.

Indem Fürsten und Völker des Westens und in der Mitte Europa's diese tragischen Katastrophen durchmachen mußten, war es Rußland allein, welches den Gewinn zog. Napoleon verlor alles wieder, was er erobert hatte, Rußland behielt alles und bekam noch das preußische Polen dazu. Jede Arglist, jeder Verrath, jede Gewaltthat Rußlands wurde durch glücklichen Erfolg belohnt. Lachend hat es allezeit den Gewinn eingestrichen, wenn die Andern nach langem Kampf verblutet und erschöpft noch um den leeren Beutel haderten.

2) Chronica, Zeit- und Jahrbuch von der Stadt Hall. Von M. Johann Herolt. Herausgegeben von Ottmar Schönhuth. Schwäbisch Hall, Haspel, 1855.

Herr Pfarrer Schönhuth, der nie ermüdende, hat sich durch Herausgabe dieser Haller Chronik ein neues Verdienst erworben.

Der Verfasser derselben, Herolt, war Pfarrer zu Reinsperg, einem zur Reichsstadt Hall gehörigen Dorfe, und lebte zur Zeit der Reformation, der er sich anschloß. Er beschließt seine Chronik im Jahr 1545. Ueber die ältere Zeit faßt er sich kurz und sagt nur wenig über die uralt berühmten Salzwerke der Stadt, indem er nur die alten Patriziergeschlechter mit Schild und Helm sorgfältig verzeichnet. Aus dem fünfzehnten Jahrhundert theilt er einige sehr lebendige Schilderungen der damaligen Fehden mit. Die Stadt brauchte viel Holz zur Salzbereitung und hatte einen alten Reichsforst zur Verfügung, kam aber mit den benachbarten Grafen von Hohenlohe in heftigen und langen Streit über die Jagdgrenzen. Auch gegen die Schenken von Limpurg mußte sie Jahrhunderte lang Fehde führen. Die Burg Limpurg liegt auf einem Berge dicht vor dem Thor der Stadt, welches Thor 150 Jahre lang zugemauert werden mußte. Die Nähe der ritterlichen Burgen gab dem langen Kampf der Haller Bürger etwas sehr Pikantes und Eigenthümliches und trug nicht wenig dazu bei, die Gemüther zu erbittern und in Haß zu verhärten. Die Haller machten wenig Umstände, schlugen den Herren die Köpfe ab und henkten die Knechte, die den Frieden gebrochen hatten und in ihre Gewalt fielen.

In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts brauchte eine Frau von Bemberg das Wildbad und fuhr auf dem Heimwege zur Abtei Comberg, um allda zu übernachten. Weil aber der Abt nicht zu Hause war, wies man sie ab und beim Herabfahren des Bergwegs brach sie den Arm. Ihr Gemahl nahm nun an Comberg Rache und ließ den Pfäffischen die Kühe rauben. Die Haller aber, Combergs Schutzherrn, holten die Kühe wieder und straften den Friedensbruch mit Hinrichtungen, wobei vorkam, daß ein Schmidtbube geköpft wurde, blos weil er gesagt hatte „ich heiße Hans". Hätte er gesagt „Hänslein", so hätte man ihn als einen unmündigen Buben geschont.

Im Jahr 1514 hatte Schwäbisch Hall seinen Straußenkrieg, wie Zürich im Jahr 1839. Ein Karrenbauer, Namens Strauß, der den Hallern Salz zu führen pflegte, fand sich beleidigt, erklärte der Stadt auf eigene Faust den Krieg und drangsalirte sie wirklich unsäglich, indem er allen Städtern draußen auf den Heerstraßen auflauerte, ihre Frachtwagen überfiel, ihre Dörfer verbrannte rc., bis es endlich gelang, diesen verwegenen Menschen zu fester Hand zu bringen, worauf ihm der Kopf abgeschlagen wurde.

Auch im Innern der Stadt gab es merkwürdige Händel. Die Patrizier selbst waren einander auffäßig, ein Geschlecht gegen das andere. Im Jahr 1432 ging Hans von Stetten, alten Haller Geschlechts, absichtlich hinter der ihm lange feindlichen Frau des damaligen Stadtmeisters (des nicht genannten regierenden Hauptes der Stadt) zum Altare, trat ihr auf das Kleid, stellte sich, als ob er stolpere und schüttete ihr auch noch das Oel aus der ewigen Lampe auf ihren Schleier. Bald darauf beschuldigte man ihn, er habe ein der Stadt gehöriges Schloß „veräußern wollen" und das reichte hin, ihm das Todesurtheil zu sprechen. Sein Haupt fiel auf dem Block.

Im Jahr 1485 kam Kaiser Maximilian I. nach Hall. Als er bei einer Prozession den Palmesel von Bütteln gezogen sah, rief er, das sey unschicklich und nöthigte die stolzen Rathsherrn, in eigener hoher Person den Palmesel zu ziehen. Später kam derselbe Kaiser noch zweimal nach Hall. Als er einmal bei dem Patrizier Michael Senft herbergte, kam zu ihm ein „Freigast" und bettelte

von ihm eine brüderliche Gabe, denn von Adam her seyen sie ja Brüder, der Kaiser und er. Max schenkte ihm einen Kreuzer und sagte: laß dir von allen deinen Brüdern auch einen geben, so wirst du bald reicher seyn als ich.

Die Gewalt der Patrizier wurde im Jahr 1512 gebrochen. Damals war der talentvolle und energische Hermann Büschler Stadtmeister geworden, nachdem er eine reiche Patrizierin von Rottenburg an der Tauber geheirathet hatte. Diese wollte in Hall dieselben Vorrechte genießen, welche sie in ihrer Vaterstadt genossen hatte, namentlich die Ehre der „Stube"; weil aber Büschler den neuen Geschlechtern angehörte, wurde ihm von den alten die Ehre versagt. Nun warb er einen großen Anhang unter der gemeinen Bürgerschaft und errichtete in einem Saale des Spitals eine große Trinkstube für die Bürger, ein Vorrecht, das bisher ausschließlich die Patrizier gehabt hatten, weshalb sie auch „Stubenherrn" genannt wurden. Die Letzteren protestirten vergeblich, Kaiser und Reich nahmen sich ihrer veralteten Privilegien nicht an, die sich am tiefsten beleidigt fühlten, verließen die Stadt für immer. So gewann Büschler die Oberhand und regierte die Stadt in den wildesten Stürmen der Reformation, immer glücklich und unterstützt vom Vertrauen der Bürgerschaft. Ihm zur Seite stellte sich der berühmte Pfarrer Johann Brenz, der die Reformation einführte. Nur eine Kirche blieb den Katholiken, auch sie wurde bald durch die weltliche Macht geschlossen. Es ist nicht wenig interessant, die Partei zu beobachten, die damals nach oben radical und nach unten conservativ seyn wollte. Alles erinnert an die Vorgänge, die wir wieder in unserer Zeit und in demselben Lande erlebt haben. Der Bauernaufruhr des Jahres 1525 bot eine Menge Erscheinungen dar, die sich in der badischen Revolution 1849 wiederholt haben.

Nachdem Büschler das alte Regiment der Geschlechter gestürzt und die demokratische Republik eingeführt und gleichzeitig auch die alte Kirche zerstört und durch eine neue ersetzt hatte, glaubten auch die Bauern zur demokratischen Republik reif zu seyn und begriffen nicht, wozu ein kleines Päpstlein in jeder Stadt seyn solle, wenn man den großen in Rom nicht mehr brauche. Die Bauernaufwiegler jener Zeit, wie Thomas Münzer, Karlstadt rc. verfuhren ganz so wie Hecker und Struve in unsern Tagen verfahren sind. Die Altliberalen waren ihnen verhaßter als die Reactionäre. Die Privilegien der Bourgeoisie erregten ihre Mißgunst und ihren demokratischen Zorn noch mehr, als die des Adels und Clerus. In Hall war ein verdorbener Pfarrer, ein Johannes Ronge seiner Zeit, ein gewisser Wolfgang Kirschenbeißer, Pfarrer von Frickenhofen, der große Agitator, der die Bauern des Haller Gebiets wenigstens in hellen Haufen schaarte und dem großen Bauernheere zuführte, als es ihm nicht gelang, sich der Stadt Hall zu bemeistern. Auch Herolt, der Verfasser der Chronik, wurde damals von den Bauern überfallen, die übel bei ihm wirthschafteten und denen er mit genauer Noth entkam. Die damaligen Volksredner und Freischaaren glichen auffallend denen von 1849. Ueberall ungeheure Prahlerei, Frechheit gegen Wehrlose, Unbotmäßigkeit gegen jede Ordnung, wüstes Saufen und Fressen und Feigheit vor dem Feinde. Das, wodurch sich die Hussiten im 15. und die Puritaner im 16. Jahrhundert ausgezeichnet haben, die militairische Disciplin und unüberwindliche Tapferkeit fehlte den Rebellen von 1525 wie denen von 1849 gänzlich. Hier wollte jeder nur befehlen, keiner gehorchen; jeder sich gütlich thun und die Gefahr den Andern überlassen. Ueber eine halbe Million Bauern stand in den Waffen, die Fürsten und Herren brachten nur eine kleine Heerschaar gegen sie auf, meist aber reichten hundert Reiter hin, um viele tausend Bauern zu schlagen. Der schwäbische Bund lieferte den Bauern nach einander 16 Schlachten, tödtete über hunderttausend Bauern und verlor selbst nur 20 Reisige und 200 Fußknechte.

Die Haller Bauern kamen betrübten Herzens heim und suchten bei den Stadtherrn um Gnade an, die sie auch erhielten. Nur der Pfarrer Kirschenbeißer und einige andere Rädelsführer wurden hingerichtet, die Bauern geschont, aber hart gepfändet. Nebenbei erzählt der Chronist die merkwürdige Rache, die ein Ritter Wolf von Belberg an den Bauern nahm. Einem, der seinen Vetter Dietrich von Weiler zu Weinsberg vom Thurme herabgestürzt hatte und dessen er habhaft wurde, stürzte er selbst von seinem Thurme in Belberg hinab. Im folgenden Jahr 1526 aber zog er mit Roß und Mann gegen die Rottenburger Bauern aus, die damals ganz still saßen, plünderte und verbrannte ihre Dörfer und nahm so Satisfaction für das, was sie ihm im Jahr zuvor gethan hatten.

Als Kaiser Karl V. im Jahr 1541 nach Hall kam, herbergte er in des noch immer regierenden und hochgeehrten Büschlers Haus und bezeugte der Stadt seine volle kaiserliche Huld, ohne der Religionsänderung Erwähnung zu thun. Ein Hohenlohe, der gegen die Stadt klagte, wurde abgewiesen.

Aus diesen Zügen mag man erkennen, daß es der Mühe werth ist, diese Chronik zu lesen und in Bibliotheken aufzunehmen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, N° 98. 9. Dezember 1854.

Reisen.

Sir John Franklin, die Unternehmungen für seine Rettung und die nordwestliche Durchfahrt von Dr. Karl Brandes. Nebst einer Tabelle der arktischen Temperaturen von Dove und einer Karte. Berlin, Nicolai, 1854.

Eine gute Zusammenstellung aus den englischen Admiralitätsacten.

Der berühmte Seefahrer Cook machte den ersten Versuch einer nördlichen Umseglung des nordamerikanischen Festlandes, deren Ausführbarkeit auf seiner dritten Reise schon so bestimmt erwartet wurde, daß ihm von der andern Seite her ein Schiff entgegengeschickt wurde. Allein er mußte vor dem Eise zurückweichen.

Im Jahr 1817 verbreitete sich die Nachricht, durch irgend ein Naturereigniß (heißen Sommer oder vulkanische Wirkungen von unten) sey das Polareis verschwunden. Da regte sich die Lust, die nordwestliche Durchfahrt wieder zu suchen. Die englische Admiralität setzte Preise aus und wandte große Kosten auf. In den Jahren 1818 und 1819 begannen John Roß und Parry ihre berühmt gewordenen Reisen, die aber die Durchfahrt nicht bewerkstelligten. Im Jahr 1827 wagte Roß noch einmal den Versuch, wobei sein Neffe James wenigstens den magnetischen Pol entdeckte.

Erst 1845 wurde John Franklin mit den beiden trefflich ausgerüsteten Schiffen Erebus und Terror abgesandt. Sie verließen England am 15. Mai und sind seitdem nicht wiedergekommen. Neben Franklin commandirte den Terror Cap. Crozier, sie hatten bei sich noch 18 Offiziere und untere Beamte, 4 Aerzte und 114 Seeleute und Matrosen, zusammen 138 Seelen. Franklin war schon ein Sechziger, aber voll Kraft. Von seiner erstaunlichen Festigkeit und Ruhe hat man folgende Anecdote: „Cap. Back erzählt, wie er einstmals die für ihn unbeschreiblich störenden und beschwerlichen Moskitofliegen durch Rauch und mit Laubzweigen aus seinem Zelte zu verscheuchen suchte, und dabei von einem Eskimohäuptling durch die Bemerkung abgemahnt wurde: daß der ‚alte Führer — nämlich Franklin, der etwa 12 Jahr früher dort verweilt hatte — es doch ganz anders gemacht habe. Der habe niemals über sich vermocht, eine Moskitofliege zu tödten. So haftete das Bild Franklins frisch und lebendig in den Erinnerungen jener Wilden, wie er, selbst mitten in seinen Arbeiten und Untersuchungen, wenn er sich von diesen Insekten geplagt sah, höchstens einen Augenblick inne zu halten pflegte, um sie von seiner Hand wegzublasen."

Nachdem drei Jahre verflossen und keine Nachrichten von Franklin eingelaufen waren, beschloß man, ihn aufzusuchen und ließ 1848 zwei Expeditionen abgehen unter Richardson und James Roß. Dann noch zwei unter Kellet und Moore, aber alles umsonst. Ueberall warf sich ihnen das Eis in den Weg. „Es wird behauptet, daß aus jenen Fjorden, welche sich unabsehbar weit in das Innere von Grönland erstrecken, niemals ein Eisberg in die Davisstraße gelange. Dagegen entwickelt sich bei der Melvillebai jener Küstensaum, der eine 70 bis 80 englische Meilen fast ununterbrochen fortlaufende riesige Mauereinfassung darstellt. Erst hier öffnet sich eine mit Bewunderung und Schrecken erfüllende Geburtsstätte der Eisberge. Hier fließen die Schnee- und Eismassen aus dem Innern Grönlands in gletscherartiger Composition von den unwirthlichen Steilküsten herab, indem sie bei ihrer Ankunft in der See sofort als Eisberge auftreten. Ihre Zahl ist in diesen Gebieten oft erstaunlich groß; — Lieutn. Bellot verglich den Anblick bei stiller See mit abgemähten Wiesengefilden, auf welchen die Schober und Dümmen zahllos bis in unabsehbare Fernen

hin aufgehäuft sind; — fast alle Seefahrer zählen ihrer nach Hunderten. Welche Gefahren diese nicht selten in einer Höhe von 300 Fuß und darüber erscheinenden Eiskolosse unter Sturm und Nebel den Schiffern bringen, ist durch übereinstimmende Erzählungen der Seefahrer nur zu sehr bestätigt. Im Jahre 1850 berechnete man die Zahl der hier im Laufe der letzten dreißig Jahre zertrümmerten Schiffe auf 210."

Im Jahr 1850 nahmen die Rettungsversuche einen neuen Aufschwung. England that sein Möglichstes, auch Nordamerika schickte eine Expedition. Lady Franklin bereiste selbst die Stationen der Wallfischfahrer, um Erkundigungen einzuziehen, und rüstete eine besondere Expedition aus. Damals gelang es dem unternehmenden Cap. Penny, auf der Beechey-Insel am Eingang in den Willington-Canal eine große Lagerstätte zu finden, wo Franklin mit seinen Gefährten im Jahr 1846 überwintert hatte. Hier hatte sich seine Mannschaft vollkommen behaglich und wohl befunden. Nur drei Mann waren gestorben, deren Gräber und Grabschriften man fand. Von da an jedoch war keine weitere Spur der Verlornen weiter zu entdecken. Penny untersuchte vergebens darnach den nach Norden führenden Wellingtons-Canal. Auch die folgenden Expeditionen entdeckten nichts. Die größte war die 1852 von Cap. Belcher befehligte. Es ist bekannt, daß unterm 31. März 1854 Franklin mit seiner ganzen Mannschaft als verschollen aus den Schiffslisten Englands offiziell gestrichen worden sind und man die Nachforschungen nach ihm aufgegeben hat. Eben so bekannt ist, daß seitdem Nachrichten über den Untergang Franklins durch Eskimaux eingegangen sind.

Ein wichtiges Resultat haben die Versuche, den verlornen Franklin aufzusuchen, insofern gehabt, als nicht nur überhaupt die Geographie der arktischen Zone, die Natur, die Beschaffenheit des Meeres besser aufgeklärt, sondern auch das, was Franklin ursprünglich suchen sollte, zweifach, nämlich zwei nordwestliche Durchfahrten wirklich gefunden worden sind. Und zwar ganz zufällig. Der Commander M'Clure nämlich trennte sich im Jahr 1850 eigenmächtig mit seinem Schiff von der größeren Expedition und kam westwärts vom Mackenziefluß her am 26. October 1850 in die Barrowstraße, die nach der Ostküste Nordamerika's ausmündet, hatte mithin die erste Durchfahrt gefunden. Indem er drei Jahre lang im Eis überwinterte und sich mühsam herausarbeitete, fand er noch eine zweite Durchfahrt. Auf der dem vorliegenden Buch beigegebenen Karte sind sie angegeben. Sofern im Norden des amerikanischen Festlandes das Meer von vielen großen Inseln getheilt wird, zwischen denen sich die Wasserstraßen durchwinden, bilden die letzteren ein mannigfaches Netz. Man suchte vorher eine einzige Straße. Jetzt hat man viele gefunden, aber sie sind unbrauchbar, weil das Eis sie fast immer unfahrbar macht.

Kriegsgeschichte.

Ereignisse und Betrachtungen während der Verwendung der großh. hessischen Armeedivision in den Jahren 1848 und 1849. Von A. Kehrer, g. h. Hauptmann. Worms, Rahke, 1855.

Ein wenig redselig und umständlich, aber in vieler Beziehung interessant.

Das kleine darmstädtische Contingent unter General von Gagern zog im Frühjahr 1848 zum erstenmal, mit badischen Truppen vereint, gegen Hecker aus. Beim ersten Zusammentreffen fiel Gagern, weil er sich zu unvorsichtig exponirte und nach der mislungenen Ansprache seinen Truppen das Vordringen gegen die Freischaaren schon befahl, bevor er sich selbst zurückgezogen hatte. Der Verfasser gibt folgenden Bericht: „Der die Spitze der Avantgarde commandirende Lieutenant Becker bemerkte etwa auf dem halben Wege zwischen Kandern und der Scheideck links von der Straße den Anführer der Rebellen Dr. Hecker mit einem Mann hinter einem Gebüsche. Einige Schützen hatten bereits auf ihn angeschlagen, als Lieutenant Becker an sie heransprang und sie dem ausdrücklich ausgesprochenen Gebote des Generals zu folgen, vom Feuern abhielt. Hecker zog langsamen Schritts im Walde fort. Vergessen Sie mein Freund diese Wahrnehmung nicht, ich werde später nochmals auf sie zurückkommen. Nach einiger Zeit, während welcher die Spitze der Colonne stets der feindlichen Nachhut auf die wechselnde Entfernung von 60 bis 150 Schritte gefolgt war, ließ Lieutenant Becker zurückmelden, daß sich die Insurgenten auf der Höhe festsetzten und daselbst zwei Böller aufgefahren seyen. Der Hauptmann der Schützencompagnie befahl hierauf dem Vortrupp, der mittlerweile auf 50 Schritte an die feindliche Stellung herangekommen war, zu halten. In diesem Augenblick erhob sich das vorhin beschriebene entsetzliche Geschrei in den feindlichen Reihen, durch welches nur einzelne Rufe verständlich waren, wie: Schießt nicht, deutsche Brüder! Kommt in unsere Reihen! Wir wollen Freiheit und Republik! General vor! rc. Der General war unterdessen zum Vortrupp herangekommen, stieg vom Pferde und ging starken Schritts auf die feindliche Stellung zu.

Er sprach mit mehreren Anführern der Insurgenten, worunter Einer mit einem schwarzen Pflaster auf dem Auge (wie wir später erfuhren, Literat Kaiser aus Constanz), forderte sie auf, die Waffen niederzulegen und friedlich auseinander zu gehen. Während dieser Verhandlung suchten Major Kuntz und Oberlieutenant Heisler die unseren Leuten entgegentretenden Rebellen in ihre Reihen zurückzudrängen, da diese beständig gerufen hatten: Kommt deutsche Brüder zu uns, zur Freiheit, kein Bürgerblut vergießen. Als der General die Ueberzeugung von der Erfolglosigkeit seiner wohlmeinenden Aufforderung nicht mehr zurückdrängen konnte, kehrte er langsam um und es war ein tiefer Schmerz in seinen seither heiteren Zügen ausgedrückt. In der Nähe des Vortrupps wieder angekommen, wendete sich der Hauptmann Keim mit der Frage an ihn: „Herr General was befehlen Sie nun zu thun?“ worauf er erwiederte: ‚Marschiren Sie vorwärts,‘ indem er das Pferd bestieg und den Säbel zog. Hauptmann Keim bemerkte, daß der General sein Pferd antrieb und äußerte deßhalb gegen ihn: ‚Herr General Sie exponiren sich aber.‘ Er wendete den Kopf nach dem auf der rechten Seite des Vortrupps reitenden Major Kuntz und sagte: ‚Ei! Wir gehören auch hieher!‘ Auf einige Schritte an die, ihre Bajonette und Sensen vorhaltenden Rebellen angekommen, commandirte Hauptmann Keim an den Vortrupp: ‚fällt's Gewehr!‘ und der General rief: ‚Nun, denn in Gottes Namen!‘ Hauptmann Keim und Lieutenant Becker traten vor die Bajonnete des 1. Gliedes, um zu verhindern, daß von unserer Seite zuerst gefeuert werde. Das Geschrei der Rebellen erhob sich aufs Neue und als sich die gegenseitigen Bajonnete im wahren Sinne des Wortes gekreuzt hatten, schrieen die Rebellen: ‚Halt, wir weichen nicht!‘ Oberlieutenant Heisler, der links vorwärts des ersten Halbzugs ritt, rief jenen zu: ‚Ihr Meuterer! legt die Waffen nieder,‘ und Hauptmann Keim riß mehreren derselben die auf seine Brust gezückten Gewehre aus der Hand, parirte einen Bajonnetstoß und rief gleichfalls: ‚Fort, schnell fort! Ich habe den Befehl vorzudringen und diesen Befehl befolge ich.‘ In diesem Augenblick fiel ein Schuß aus einem der hinteren Glieder der Rebellen und traf den Arm des Hauptmanns Keim. Fast gleichzeitig erfolgten mehrere Schüsse von der linken Seite her auf den General und seine Umgebung und der Schützenhalbzug feuerte nunmehr auf den vor ihm stehenden Haupttrupp der Insurgenten, schlug mit Kolben drauf los oder gebrauchte das Bajonnet, während einige dazu commandirten Schützen den sterbenden General zurücktrugen. Die Masse der Rebellen floh wild auseinander und nur mit wenigen Zurückgebliebenen entspann sich ein kurz dauerndes Handgemenge, welches dem Kampfe der Hauptsache nach ein Ende machte. (S. 48.) — Einen Meuchelmord kann man den Tod Gagerns nicht nennen, wohl aber eine absichtliche höchst wahrscheinlich verabredete Tödtung, die allerdings hätte verhütet werden können, wenn die Nachsicht gegen die Insurgenten nicht übertrieben und mit militärischer Vorsicht gehandelt worden wäre.“ (S. 109.)

Für Gagern übernahm Hinckeldey den Befehl und rückte den Freischaaren entgegen, die unter Herwegh bei Basel über den Rhein kommen sollten. Das badische Volk in diesen Gegenden war bereits so stark revolutionirt, daß der militärische Leichenconduct Gagerns in Müllheim gröblich insultirt und die bei Kandern gefangenen Freischärler gewaltsam vom Volk befreit wurden. Die braven Hessen sahen sich außer Stand, solche Frechheiten von sich abzuhalten, weil ihnen jede Feindseligkeit gegen die Einwohner streng untersagt war. Am Charfreitag standen die hessischen und badischen Truppen den ganzen Tag ohne Lebensmittel im Regen vor Freiburg, weil die Civilbehörden keine Requisitionen duldeten und das Militär zu einer Gewaltmaßregel keine Erlaubniß hatte. (S. 75.) Es ist nöthig, auf solche Vorgänge aufmerksam zu machen, um die Mißstimmung und die leichte Verführbarkeit bei den badischen Truppen einigermaßen zu erklären. Wenn der Soldat den besten Willen hat, aber zur Passivität, zum Aushalten jeder Niederträchtigkeit von Seiten des Pöbels und endlich gar zum Hunger „commandirt“ wird, weil die Regierung nicht Muth genug hat, dem Aufruhr die Stirne zu bieten, so muß dem gemeinen Mann allerdings Sinn und Verstand ziemlich in Verwirrung gerathen.

Uebrigens benahmen sich die Freischaaren so beispiellos feig, daß nicht nur das Hecker'sche Hauptcorps in und um Freiburg nach kurzem Gefecht, in welchem das Militär einen kaum nennenswerthen Verlust erlitt, die Flucht gab, sondern auch das Herwegh'sche „Arbeiterheer“ aus Frankreich, das sich mit so großem Lärm angekündigt hatte, bei Doffenbach von einer einzigen württembergischen Compagnie, auf die es zufällig stieß, auseinandergejagt wurde, ohne daß die Württemberger einen Mann dabei verloren. Der Verfasser fand die Insurgenten überall beispiellos feig, auch wo sie das Uebergewicht der Zahl oder der Stellung hatten.

Der neue Einfall Struve's im Herbst 1848 wurde von den badischen Truppen allein schnell unterdrückt.

Im Frühjahr 1849 gestalteten sich die Dinge ernster. Die badische Armee revoltirte und bemächtigte sich der Bundesfestung Rastadt. Damals hatten die hessen-darmstädtischen Truppen erst Gelegenheit, ihren Mann zu

stellen und den uralten Ruhm hessischer Treue und Tapferkeit zu bewähren. Denn sie waren dem ersten Stoß der badischen Insurrection ausgesetzt und hielten ihn aus. Ein kleines Häuflein Hessen hütete die Grenze gegen Baden im Rheinthal, rings umlauert von Aufruhr und selbst im Rücken nicht sicher. Der Odenwald zu ihrer Linken, Worms und die Pfalz zu ihrer Rechten waren insurgirt, vor ihnen drohte das badische Revolutionsheer gegen Frankfurt am Main vorzubrechen. Der böse Geist der Insubordination hatte auch schon bayrische Regimenter angesteckt, und kaum entging die Festung Landau dem Schicksal Rastadts. Die preußische Hülfe aber war noch ferne. Damals nun zeichneten sich die großherzoglich hessischen Soldaten rühmlich aus durch die Festigkeit, mit der sie den ersten Anprall von Baden her zurückwiesen. Der Verfasser hat eine Anzahl „Aufrufe" an die Soldaten aus jener Zeit abdrucken lassen. Der eine vom 19. Mai, unterzeichnet von den „Reichsabgeordneten" Raveaux, Trütschler und Erbe schloß mit den Worten „Tod den verbündeten Tyrannen!" Ein anderer, gleichfalls von Raveaux und außerdem von Simon von Trier und Fröbel unterzeichneter Aufruf der „Märzvereine" forderte alle deutschen Soldaten auf, ihre Offiziere zu verjagen, sich neue aus eigener Mitte zu wählen und zur Revolution zu stehen.

Inzwischen wiesen die Hessen unter General Schäfer alle Anmuthungen zurück und als der hessische Regierungsrath Prinz, indem er eine Volksversammlung zu Oberlaudenbach gütlich zu beruhigen suchte, meuchlerisch von hintenher erschossen wurde, rächte die zunächst befindliche Abtheilung des hessischen Regimentes unter Oberlieutenant von Berchtold seinen Tod und sprengte die Insurgenten auseinander, wie immer mit leichter Mühe, denn die Feigen flohen. Von den Hessen wurden damals nur zwei Mann verwundet, keiner fiel. — Hitziger war der darauf folgende Kampf bei Hemsbach, weil hier badische Truppen mitwirkten. Allein die badische Revolutionsarmee, welche stark genug gewesen wäre, um damals siegreich durch Hessen gegen Frankfurt vorzubrechen, oder einen Einfall durch den Schwarzwald ins Württembergische, oder durch den Odenwald ins Fränkische zu machen, um überall die Revolution zu verbreiten, diese Armee war innerlich gelähmt durch die von der Revolution fast unzertrennliche Demoralisation. Am 13. Juni schrieb der Verfasser in einem Briefe: „Seit Anfang dieses Monats hat die Revolutionsregierung 62 Geschütze zur Verfügung. Zum massenhaften Gebrauch dieser Streitkräfte fehlte es dem feindlichen Lager an nachhaltigem Muthe, an Disciplin, an Führern, kurz an Allem, was zu kriegerischen Erfolgen nothwendig ist, dagegen kühlten einzelne Abtheilungen ihr Müthchen an dem Biere und dem Weine der diesseitigen Orte, oder es wurden wohl auch nichtssagende Streifzüge unternommen, um die Insurrectionstruppen auf Augenblicke zu beschäftigen und von den Tag und Nacht fortgehenden Gelagen abzuwenden." Siegel, der badische Militärchef, ließ die Armee in diesem Müßiggang, während von allen Seiten die Reichstruppen sich sammelten, denen die Preußen zum Kern dienten. Ob man ohne die Preußen ausgekommen wäre, steht dahin. Die Preußen selbst aber blieben außerordentlich lange aus. Wenn irgend in der obern Leitung der Revolution eine Kraft und ein Verstand gewesen wäre, hätte sie von dieser Verzögerung ungemeinen Vortheil ziehen können.

Bis hieher ist die vorliegende Schrift sehr klar und belehrend. Von nun an hält sie sich mehr im Nebel, theils weil die hessische Truppenabtheilung, bei welcher der Verfasser stand, in dem gegen die badische Insurrection geführten Reichskriege mehr verschwand, theils weil er nicht alles erklären zu können versichert, was ihm damals Kopfschütteln gemacht hat.

Der Verfasser läßt seiner Erzählung manche praktische Bemerkung über das Heerwesen überhaupt einfließen, z. B. über den Transport von Truppen auf Eisenbahnen (S. 21), über die Feldkessel (S. 257), über das Fuhrwesen (S. 266). In letzterer Beziehung verlangt er einen leichten Compagniewagen, damit wenigstens nicht immer Bauernwagen requirirt werden müßten, deren Fuhrleute bei der ersten Gefahr davonlaufen. Ziemlich ausführlich spricht er S. 99 von dem Avancement der Unteroffiziere und Offiziere und wie es scheint, durchaus praktisch für Süddeutschland. Jedoch ist bei solchen schwierigen Fragen nie zu vergessen, daß große Kriege alle Berechnungen der Friedenszeit vereiteln. Vor dem Kriege ist immer ein plus von Bildung vorhanden, das in Kriegen immer mehr zum minus wird. Im Frieden soll jeder Lieutenant ein Professor seyn, nach ein Paar Kriegsjahren fragt kein Mensch mehr, ob der Offizier schreiben und lesen kann, wenn er nur tüchtig vor dem Feinde ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **Nº 99.** 13. Dezember 1854.

Kirchliche Kunst.

Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst von August Reichensperger. Mit einem Titelkupfer 31 Tafeln und 125 Abbildungen. Leipzig, T. O. Weigel, 1854.

Der Verfasser ist ein warmer Vorkämpfer für die kirchliche Kunst gegen die ihr immer noch so verderblich entgegenwirkenden Zeittendenzen. Da mit Klagen nicht viel auszurichten ist, faßt er die Frage praktisch auf und ertheilt den Geistlichen, Behörden und Gemeinden, denen es um die Erhaltung und Restauration oder um den Neubau von Kirchen in würdiger Weise Ernst ist, guten Rath. Das ist vor der Hand auch die Hauptsache. Viele Betheiligte meinen es gut, wissen sich aber nicht zu helfen und lassen am Ende die walten, die keinerlei Scheu vor dem Heiligen haben.

Leider sind die Unkirchlichen im Besitz. Die Baubehörden und Akademien folgen noch immer dem antikisirenden Style. Die Concurrenz des Casernen- und Fabrikbaus hat den Kirchenbaustyl vollends profanirt. Die Habgier und der Eigensinn einzelner Künstler lassen, wo auch gutes Altes zu erhalten wäre, keinen Stein auf dem andern. Wird restaurirt, so geschieht es, unter Zerstörung des besten noch Vorhandenen, auf geschmacklose Weise. Alles läuft dabei, wie der Verfasser bemerkt, auf eine eingebildete noble Einfachheit hinaus, die nur nie in den Baurechnungen gefunden wird.

Nachdem Herr Reichensperger in der Einleitung in einem übersichtlichen Gemälde den Verfall der altkirchlichen Kunst, das Aufkommen der Renaissance, die auch in der Kirche alles verweltlichte und paganisirte, dann die Zeit der Staatsomnipotenz und Revolution, in der die Kirche dem Untergang nahe kam, kurz und treffend geschildert hat, geht er zu den einzelnen Rathschlägen über.

Zuerst in Betreff der Neubauten. Er räth, dieselben so lange als möglich zu verschieben, denn der bessere Sinn und Geschmack sey erst im Wachsen, die Behörden, die Meister und die Handlanger in gegenwärtiger Casernen- und Fabrikperiode noch nicht fähig genug, das Nothwendige für die Kirche zu leisten. Auch unter denen, die es wohlmeinen, herrscht noch eine unerschütterliche zähe Anhänglichkeit an die alte academische Gewohnheit. Sie können vom Antiken nicht lassen. Wenn sie den Zopf beseitigt zu haben wähnen, hängen sie am Schinkel, haben sie auch diesen überwunden, so hängen sie sich an den Basilikenstyl und zieht es sie noch einen Schritt weiter, so bleiben sie doch gewiß beim romanischen stehen. Die beliebte „Einfachheit“ schließt die Thürme aus, den Spitzbogen, das Princip der reichen Gliederung, das Princip des Steinbaus und kommt über todte leere Wände, Rundbogen und Ochsenaugen nicht herüber; wenn sie aber in neuerer Zeit durch Eisenarbeiten zu ergänzen sucht, was ihr an Reichthum abgeht, so hat Herr Reichensperger vollkommen Recht, dieses Aufkleben motivloser Ornamente auf die leeren Räumlichkeiten zu perhorresciren.

Aber auch vor der falschen Gothik muß gewarnt werden. Nur zu viele Freunde der deutschen Kunst im Mittelalter sind gewohnt, nur die übertriebene Ornamentik ihrer Verfallzeit zu bewundern und Andere bilden sich in ihrer Thorheit ein, mit selbsterfundenen Schnörkeln concurriren zu können. Der Verfasser frägt S. 24: „welcher Styl soll uns als Muster dienen? — Ich antworte unbedenklich: der edle, ernste, kerngesunde Styl des dreizehnten Jahrhunderts, ohne indeß darum den Hervorbringungen der nächstfolgenden Jahrhunderte die Mustergültigkeit absprechen zu wollen; in mancher, z. B. in decorativer Beziehung gebührt letzteren nicht selten sogar entschieden der Vorrang. Ich lege vorzüglich Gewicht auf die Einfachheit und Klarheit der Frühgothik. Ihr Hauptreiz liegt in den Grundformen und der Har-

monie der Verhältnisse; es fordert dieselbe daher zwar einen tüchtigen Meister mit feinem Auge, aber keine sonderlich ausgebildeten Techniker, die zur Zeit noch sehr selten und theuer sind. Auch alles Nebenwerk, wie Fenster, Altäre, Stühle können einfacher gehalten und daher ohne allzu großen Kostenaufwand beschafft werden. Manchem mag es allerdings erwünschter seyn, wenn er seine Geistesarmuth unter allerhand, aufs Ungefähr hin copirtes gothisches Blumen- und Schnörkelwerk aus der Zeit des Verfalles verbergen kann; allein das ändert nichts an der Sache. Kaum etwas Anderes stellt sich überdieß der Wiederaufnahme der in Rede stehenden Stylgattung so hindernd in den Weg, als das so verbreitete Vorurtheil, daß die Schönheit derselben in dem Ornamente beruhe, welches allerdings, namentlich bei den Bauwerken des 15. Jahrhunderts, oft in verschwenderischer Fülle deren Bildung überwuchert. Ist man erst wieder einmal des Einfachen vollkommen Meister, so mag man dreist zum Künstlerischen übergehen und nur vor dem Verkünsteln auf der Hut seyn; ja man mag sogar dem Style des Mittelalters ein neues Bette graben, wenn man nur erst, wie gesagt, durch die That bewiesen hat, daß man seine Formenwelt beherrscht. Damit hat es aber so leicht keine Noth. Bis jetzt war es erfahrungsmäßig immer nur ein Trostwort für die Unfähigkeit, daß jene ‚finstere Zeit' überwunden sey, daß die unserige höhere Bedürfnisse habe und daher nach anderen Mitteln zu ihrer Befriedigung sich umthun müsse, oder wie die hohlen Phrasen sonst lauten. Am allermeisten nehme man sich aber vor den Erfindern neuer Baustyle in Acht, wenn sie ihre Wunderwerke in Eisen oder sonst einem ‚zeitgemäßeren' Materiale als der Stein ist, aufzurichten gedenken."

Dieser Grundgedanke des Werks verdient alle Beherzigung. Die Baukunst kann nicht aus dem abgewelkten Laub, sondern nur aus der Wurzel verjüngt werden.

So viel von den Neubauten. Auf die Restauration wendet der Verfasser dieselben Grundsätze an und empfiehlt vor Allem Rücksicht auf das Vorhandene, Erhalten dessen, was noch nicht verdorben ist und Ergänzungen im Geist und Style des Alten. Wogegen er hier vorzüglich eifert, das ist die Zerstörungswuth restaurirender Pfuscher, die anstatt das Fehlende zu ergänzen, das Uebrige vollends vertilgen. Der zweite Hauptfehler, den sich die Restaurateure zu Schulden kommen lassen, ist die Modernisirung, die Anwendung eines ganz neuen und unpassenden Styles auf alte Kirchen, der Anstrich der Wände, das Anbringen moderner in einem ganz andern Styl verfertigter Geräthschaften. Der Verfasser vergißt nicht, den Tadel auch auf die schon etwas älteren Zopfaltäre auszudehnen, die man vorzüglich oft in Jesuiten- und Kapuzinerkirchen, aber auch in alten noch gothisch gebauten Kirchen antrifft, wohin ihre gewundenen Säulen, ihre massiven Wolken, ihre frisirten und gepuderten Madonnen und Christkinder und die mit Staub bedeckten und verblühten „falschen Blumen" durchaus nicht passen.

Das große Uebel ist, daß so viele Kirchen im Renaissance- und Zopfstyle bereits existiren, die umzumodeln nicht mehr möglich ist.

Wo alte gothische Kirchen gothische Restaurationen zulassen oder ganz neue Kirchen im gothischen Style gebaut werden, warnt der Verfasser vor den leider so oft vorkommenden Surrogaten, vor dem, was scheint und nicht ist. „Zweierlei Gattung von Pfuscherei muß unter allen Umständen ferne gehalten werden: erstens die Benutzung farbiger Gläser ohne alle Zeichnung, wie solche zu den Aushängeschildern der Glaser verwendet zu werden pflegen, und sodann das wahrhaft abscheuliche Auskunftsmittel, die farbigen Hüttengläser mit Oelfarbe zu beklecksen. — Ganz einfache Muster, wie z. B. eine heraldische Lilie, ein Klee- oder Eichenblatt, eine Perlenschnur, können schon, bei gehöriger Wahl und Vertheilung der Farben, eine treffliche Gesammtwirkung hervorbringen; äußersten Falles aber gebe man der Glasfläche durch schräg laufende Rauten, verschlungenes Netzwerk oder eine sonstige geometrisch gebildete Figuration wenigstens annähernd ein kunstmäßiges Ansehen. Schon das bloße Spiel mit Gegensätzen und Analogien nach einem mathematisch gegliederten Schema schließt eine Art von gestaltender Thätigkeit in sich und streift in das Gebiet des künstlerischen Schaffens. Große quadratische Scheiben und hölzernes oder gußeisernes Sprossenwerk sind unter keinen Umständen zu dulden."

In dieser Weise nun spricht der Verfasser die wesentlichsten Punkte durch, auf die es bei Neubauten und Restaurationen ankommt. In den angeschlossenen reichen Tafeln aber gibt er Muster für Bauanlagen und für Kirchengeräthe, als Fingerzeig für betreffende Behörden und Gemeinden, damit sie sich nicht mit schlechten Mustern begnügen, die ihnen etwa aufgeschwatzt werden könnten.

Auch auf die Kirchhöfe wirft Herr Reichensperger einen Blick. Da stehn auf niederen einfachen Grabhügeln hölzerne Kreuze, dazwischen einmal ein hohes eisernes Kreuz ohne Heiland aber mit einem prahlerischen I N R I, Namen und Titel des hochwohlgebornen Verstorbenen. Daneben eine künstlich gebrochene antike Säule mit einem weinenden Genius, der die Fackel senkt. Oder eine ganze antike Tempelrotunde. Oder eine kleine ägyptische Pyramide, oder ein Obelisk. Die Inschriften ent-

halten fast nichts als Titel, hin und wieder einen Bibelspruch untermischt mit Stellen aus sentimentalen Dichtern. Die moderne Eitelkeit nimmt sich nirgends widriger aus als in der unmittelbaren Nähe des Todes.

Volkssagen.

1) Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim. Gesammelt und mit Anmerkungen versehen von Karl Seifart. Göttingen, G. H. Wigand, 1854.

Den Freunden der deutschen Sagenkunde eine willkommene Gabe. Neben mancherlei Bekanntem, was sich auch anderwärts findet, bietet die Umgegend von Hildesheim doch auch wieder Neues und sehr Bemerkenswerthes dar.

Darunter rechnen wir den Uebergang des (in so vielen andern Gegenden vorkommenden) dreibeinigen Hasen in den Iltis, der zugleich als Nachtmahr gedacht ist, wie er durch die engsten Löcher einschleicht, S. 11. Eine Erscheinung der Jungfrau Maria als Waldminne, die mitten im dicksten Walde einem verirrten Bauer den rechten Weg zeigt, indem unter ihren Füßen Blumen sprossen, S. 19. Eine Legende, die auffallend mit heidnischen Erinnerungen an das Zurückbleiben eines Hundes von der wilden Jagd übereinstimmt, S. 21: „Am Kreuzerhöhungstage wallfahrtet man nach Ottbergen. Es sind noch keine zwanzig Jahre her, als es hieß, ein Hund sey mit zur Capelle hinaufgegangen und, oben angekommen, zum Menschen geworden. Hunderte von Leuten hatten den Hund selbst gesehen und konnten es beschwören. — Nun sagte man, der Hund sey ein reicher Bauer und gräulicher Sünder gewesen, der im Aerger darüber, daß das Korn so billig am Markte gewesen war, einen ‚lieben Gott‘ im Felde mit den Worten geschlagen hatte: ‚Wenn ek wüßte, dat du daran Schuld wörst, dat dat Koorn sau billig is, so wolle ek dek hier gleik in dusend Stücke slahen.‘ — ‚Ne Häre, hei is doch slimmer as'n Hund,‘ sagte der erschrockene, gottesfürchtige Knecht, der den Bauern begleitete, und — im Umsehen war der Bauer verschwunden, den Knecht aber umheulte und umwinselte ein großer, rauher Hund. Da betete der Knecht, daß der liebe Gott doch die Strafe wieder von seinem Herrn nehmen möchte, denn der Herr sey betrunken gewesen und habe nicht bei Sinnen gehandelt. Aber der Hund blieb Hund, lief mit dem Knecht auf den Hof und wäre bald von den Hofhunden zerrissen. — Der Sünder saß nun da, wo er früher oben am Tische gesessen hatte, unterm Tische. Aber Gott hat noch Gnade für den ärgsten Sünder; als der Wallfahrtstag kam, wallfahrtete der Knecht mit dem Hunde zur Kapelle bei Ottbergen und oben ward dem Bösewicht wieder seine menschliche Gestalt gegeben.“

Wir finden besonders viele Hexensagen, auch einige Gespenstersagen, z. B.: „Vor vielen Jahren, als wir noch ‚Stiftsch‘ waren, begegnete einem ‚Söltjer‘, der spät am Abend erst wieder aus der Stadt zurückkehrte, hinter Marienburg ein Mann mit einem langen Rocke und einer großen Pelzmütze. Der Söltjer rief ihm schon von weitem ‚Guten Abend‘ zu, aber der Mann antwortete nicht und kam schnurgrade auf den Salzhändler los, so daß dieser ganz erschrocken zurückprallte. Als der fremde Mann dennoch weder rechts noch links ausbog, sondern ihm gerade auf den Leib ging, hielt der Söltjer seinen langen Stachelstock vor und sagte: ‚Wieke oder ek stäke!‘ ‚Ach ich bin ja schon genug gestochen,‘ antwortete seufzend der fremde Mann, warf seinen langen Rock ab und zeigte dem schaudernden Söltjer fünf tiefe, blutende Stichwunden. ‚Versprich mir, für mein ehrlich Begräbniß zu sorgen,‘ fuhr der Geist fort, ‚so will ich dich reich und glücklich machen.‘ Der Söltjer versprach es zitternd. ‚Gut,‘ sagte der Geist, ‚da wo die Lamme in die Innerste fließt, wirst du mich finden. Zigeuner haben mich erstochen und ins Wasser geworfen, aber die Bösewichter haben Nichts bei mir gefunden, denn über Tausend Thaler Gold, welches ich bei mir führte, hatte ich in meinen Rock genäht. Die sollen dein seyn, wenn du mir ein ehrlich Begräbniß verschaffst, nun geh' in Gottes Namen.‘ Der Geist verschwand und der Söltjer lief in größter Angst seiner Heimath zu. — Am andern Morgen erzählte er dem Pastor, was ihm begegnet war. Der ließ in dem Wasser nachsuchen und richtig fand man einen halbverwesten, ganz fremden Mann, der fünf Stichwunden in der Brust hatte. Als man seinen langen Rock untersuchte, fand man das Geld, welches dem Söltjer zuerkannt wurde; der richtete nun, wie er dem Geist versprochen, ein schönes Begräbniß an und hat sein Lebelang Glück und Frieden gehabt.“

Den lokalen Sagen folgen allgemeiner verbreitete Volksmärchen, ein kleines Fastnachtspiel in niederdeutscher Sprache vom Jahr 1520, die Aufzeichnung von einer Menge von Volksgebräuchen und die erläuternden Anmerkungen.

2) Schweizerisches Sagenbuch. I. Mythische Sage. II. Legende. III. Historische Sage. Zum erstenmal in ihrer ursprünglichen Form 2c. von E. Kohlrusch. Zwei Theile. I. Band, 1. Lieferung. Leipzig, Rob. Hoffmann, 1854.

Der Titel ist etwas zu pomphaft, das Ganze überhaupt zu breit angelegt. Der Herausgeber hätte sich vielfach kürzer fassen können, zumal in den Anmerkungen, in denen er gerne eine ganz überflüssige Gelehrsamkeit

im classischen Alterthum, das gar nicht hieher gehört, zur Schau trägt, während ihm die nothwendige Umsicht im Bereich deutscher Sagenforschung abgeht. — Gleichwohl enthält die Sammlung neben vielen schon bekannten aus den Werken von Scheuchzer, Cysat, Kircher, Wyß, Jahn, den Alpenrosen ꝛc. manches aus mündlicher Ueberlieferung, was entweder neu ist oder eine werthvolle Variante darbietet. Der Herausgeber hätte doch, um den Werth seiner Sammlung für den kritischen Forscher zu sichern, in den Citaten bestimmter seyn sollen. Oefters nennt er blos den Namen des Buches, aus dem er geschöpft hat, nicht auch die Seitenzahl. Oder er charakterisirt die Sage als „mündlich" überliefert, nennt aber den Fundort nicht.

In der vorliegenden ersten Lieferung finden sich besonders hübsche Toggeli-Sagen. Unter den Toggeli sind in der Schweiz zunächst Schmetterlinge, dann aber überhaupt elbische Wesen zu verstehen, die in s. g. Toggelikirchlein hausen, was anderwärts die Zwerglöcher oder Zwergstuben sind. Sie zeigen sich den Menschen hülfreich. „So fand einstmals ein Bauer, als er eines Morgens nach seinen Feldern sah, die ganze Frucht abgemähet, obgleich dieselbe erst kümmerlich reif war. Natürlich glaubte er, nur aus Bosheit habe man ihm sein Korn so zur Unzeit geschnitten und brachte es schimpfend und fluchend in die Scheuer. Bald aber ward er andern Sinnes: denn siehe! nach einigen Tagen kam ein fürchterliches Hagelwetter über das Land und verwüstete rings die Felder seiner Nachbarn, daß kein Hälmchen darauf ganz blieb. Jetzt erst erkannte er, daß, was er für Bosheit gehalten, ein großer Freundschaftsdienst gewesen war; gleichzeitig ward ihm aber auch klar, daß er denselben Niemand Anderen, als den Toggeli zu verdanken habe. — So hatten die Toggeli einstmals einem Sennen alle seine magern Kühe für den ganzen Winter hindurch unter dem Versprechen abgenommen, keine derselben, wenn sie im Frühjahr wiederkehren würden, bei ihrem Namen zu nennen. Als aber die Zeit der Alpauffahrt herangerückt war und die guten Leutlein mit den Thieren der Fluh nachgefahren kamen, konnte der Senn, als er sie alle glänzender und fetter denn je erblickte, die Freude seines Herzens nicht anhalten und brach in den Ruf aus: ‚Hoho die Gäbel ist ämel alle z'weg!' Dies kam ihm jedoch theuer zu stehen; kaum war der Ruf verhallt, so lag auch die bei ihrem Namen genannte Kuh, von den Felsen herabgestürzt, zerschmettert zu seinen Füßen."

Bei den Erdmännlein kommt eine Kuh vor, deren Fleisch sich nie vermindert, so viel auch von ihr geschnitten wird (S. 25). Ganz wie der große Eber in Walhalla.

Sehr eigenthümlich ist eine Mantelsage. „Einstmals kam der Teufel dürftig als Pilgrim gekleidet auf das Schloß Strättlingen. Da es sehr kalt war, erbarmte sich Herr Wernhardt seiner und sandte ihm seinen Mantel, um sich zu decken. Am andern Morgen aber war der Pilgrim mit dem Mantel verschwunden. Darauf geschah es, daß sich Herr Wernhardt auf eine Wallfahrt begab nach dem Berge Garganum, allwo im Jahre 320 der Erzengel Michael erschienen war. Bevor der Ritter aber diese Reise antrat, brach er seinen Ehering in zwei Hälften; die eine gab er seiner Frau Susanna, die andere aber behielt er selbst und sagte: wenn du diese Hälfte wieder siehst, wird es dir ein Zeichen seyn, daß ich noch am Leben bin. Fünf Jahre sollst du meiner Rückkehr warten, bin ich nach dieser Zeit nicht zurück, so bist du frei. Auf dem Berge Garganum angekommen, begab sich Herr Wernhardt in die Kirche des heiligen Michael, dessen Schutz er sich, seine Frau und sein ganzes Haus empfahl. Der heilige Michael erhörte ihn; auch ward ihm dort ein Stück von seinem Mantel wieder. Darauf, als der Ritter seine Heimfahrt angetreten hatte, gerieth er in Gefangenschaft und saß vier Jahre in einem Kerker zu Lamparten. Hier erschien ihm eines Abends plötzlich ein Unbekannter, der ihm den Rest des gestohlenen Mantels überbrachte und sich als der Teufel zu erkennen gab. Der sagte zu ihm: er sey jener Pilgrim gewesen, komme aber jetzt auf Befehl des heiligen Michael, ihn nach seiner Heimath zurückzubringen; hierzu sey hohe Zeit, da seine Frau Susanna, die ihn für todt halte, sich wieder verehelichen und diese Nacht noch Hochzeit halten werde. Hierauf hob der Teufel den Ritter sanft vom Boden und brachte ihn in wenigen Augenblicken nach seinem Schlosse Strättlingen, unbeschädigt und ungefährdet. Zu seinen Leuten aber, die ihn nicht erkannten, sagte Herr Wernhardt, er sey ein fremder Spielmann und Abenteurer, und da man ihn zur Tafel lud, an der so eben das Hochzeitmahl abgehalten wurde, warf der Ritter in den Becher, aus welchem seine Frau zu trinken pflegte, den halben Ring, den er für sich behalten und seither gar treulich bewahrt hatte, und entfernte sich ohne daß er bemerkt wurde. Als aber seine Frau den Becher ergriff, nahm sie den halben Ring wahr, näherte die zwei Hälften und rief: ‚Mein Mann ist nicht weit von diesem Orte!' Gleichzeitig erkannte sie ihn in der Ecke des Saales, in welche er sich zurückgezogen hatte, worauf er mit Freuden sein Weib, Schloß und Herrschaft wieder erlangte." Das enthält deutlich eine Erinnerung an Odins berühmten Wunschmantel.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 100. 16. Dezember 1854.

Volksschriften von Lucian Reich.

1) Hieronymus. Lebensbilder aus der Baar und dem Schwarzwalde, entworfen und geschildert von Lucian Reich, mit der Feder auf Stein gezeichnet J. N. Heinemann. Karsruhe, Herder (A. Geßner), 1853. 4°.

Schon in Nr. 47 unserer Blätter vom Jahr 1852 haben wir die ersten Bilder und Hefte dieses Werkes einläßlich besprochen und dringend empfohlen, und wenn wir nicht irren, sind wir andern Blättern mit dem guten Beispiel vorangegangen. Das Werk hat sich, nachdem es vollendet war, des verdienten Beifalls überall zu erfreuen gehabt und sind ihm nun rasch zwei ähnliche nachgefolgt.

Lucian Reich ist in Hebels Heimath zu Hause und gewissermaßen dessen Nachfolger, obgleich er nicht in der alemannischen Mundart und auch nicht in Versen schreibt. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, Land und Volk in der Baar und in dem benachbarten Schwarzwald zu schildern, die Landstrecke, die zwischen dem obern Lauf der Donau und dem Rheine liegt, wo neben der lieblichen Mundart, die Jedermann aus Hebel kennt, auch noch viele gute alte Kraft und Sitte sich erhalten hat, ein Stück Natur, an dem vergeblich Bureaukratie, Schulmeisterei und Revolution sich zerarbeiten und das sie doch nicht umbringen.

Reichs Zeichnungen, auf Stein übertragen von Heinemann, bringen uns eine lange Reihe von Dorfbildern zur Anschauung, Scenen aus dem ländlichen Leben im Zimmer, auf der Gasse, in Feld und Wald mit einer Naturtreue, die man nicht leicht irgendwo wiederfindet. Sowohl die Landschaft und die Wohnungen, als die Trachten und Physiognomien sind von sprechender Wahrheit. Und dabei anspruchslos, nicht mit Ländlichkeit kokettirend, durchaus nur im Gewöhnlichen und Naiven sich bewegend. Die Kinder gehen zur Schule, erlustigen im Winter auf der Schleife, jubeln dem ersten im Frühling kommenden Storch entgegen; Männer und Weiber gehen zur Kirche, sind bei der Arbeit beschäftigt, erfreuen sich nach gethaner Arbeit der Ruhe; Männer kehren vom Freischießen heim, stehen auf nächtlicher Wacht gegen die Franzosen, werden von den Franzosen geplündert. Ein Brautpaar hält fröhlichen Einzug zu Roß. Der h. Nicolaus besucht im Winter die Kinderstuben. Kesselflicker übernachten im Wald am Ausgang einer Höhle. Fischer im Wald, eine Sägmühle im Wald ꝛc. Lauter treue Schwarzwaldbilder. Das liebenswürdigste daran aber sind immer die Bauern, Bäurinnen und Kinder in ihrer schlichten Haltung, ehrbar, natürlich, ganz nach der Wirklichkeit.

Der Text zu den Bildern ist die Lebensgeschichte des jungen Hieronymus, eines armen Wäldlers, an dessen Abentheuer sich eine Schilderung des Landes und Volkes zwanglos anknüpft. Es ist nicht blos Novelle oder Volksroman, Dorfgeschichte, sondern gibt auch Nachrichten von geschichtlichem Werth über Sitten und Gebräuche jener Gegend und über die ganze Volksthümlichkeit der Baarer und der Wäldler.

Hier ein Paar Stellen, die den Beweis liefern, wie schön vormals das Landleben war und zum Theil noch ist, wo es der Bureaukratie, der despotischen Ministerialaufklärung, dem flachen badischen Liberalismus, der nichtwürdigsten aller Schulmeistereien, die der badischen Constituante so viele Notabilitäten lieferte, dem Deutschkatholicismus und der jüngsten demokratischen Revolution noch nicht gelungen ist, mit ihrem Pesthauch alles gesunde Volksleben zu vernichten. Wo jetzt Criminaljustiz und Polizei kaum mehr ausreichen, hatte man ehemals ein frommes, heiliges Herkommen, welches gute Sitten und Rechtschaffenheit wahrte. Wo jetzt wüstes Saufen

und Spielen in dumpfen Stuben der Jugend als alleinige Lebensfreude anrenommirt wird, genoß man ehemals in der freien Natur die reinste und unschuldigste Freude der Geselligkeit ꝛc. Hier ein Paar von den alten schönen Gebräuchen auf dem Lande: „Am St. Thomastage pflegten die Mädchen jedweden Hauses den sogenannten ‚Durchsitz‘ zu halten, das heißt, sie durchwachten die Nacht in geselligem Vereine, wobei sie spannen und abwechslungsweise geistliche Lieder sangen, bis der Morgen tagte. Und gewiß, es war ein schöner Gebrauch, wenn in der heiligen Nacht die Hirten betend um den Stall gingen, und sodann den Thieren Futter aufsteckten. Noch bis heut blieb es in der Stadt Villingen üblich, daß um jene Zeit in Mitte der Nacht die Hirten, ihre Reigen blasend, durch die Gassen der Stadt ziehen. Und wie sinnig, wenn zur Sommerszeit eine ganze Gemeinde, den Allmächtigen um Schutz und Segen bittend, durch die grünwallenden Saatfelder zieht, voran der Geistliche mit der Fahne des Friedens.

Eigenthümlich und stattlicher war der Anblick des ‚Oeschrittes‘, eines Bittganges durch die Markung, der aber nur von berittenen Männern abgehalten wurde. Wie Alles bei solchen Dingen in lobenswürdiger Ordnung geschah, so trugen bei dem Oeschritt die Verheuratheten den blauen Tuchrock, die ledigen jungen Männer das rothe Wollenhemd, während den Buben nur der weiße Zwillchkittel zustand. Wenn dann der also geordnete Zug nach vollbrachtem Ritt dem heimathlichen Dorfe wiederum nahte, so warteten seiner die zurückgebliebenen Mütter mit ihren Kindern auf den Armen; und nun war es eine Lust für die Kleinen, wenn sie, vom Vater zu sich auf's Roß gehoben, den Weg bis zur Kirche und von da zum Hause noch im Sattel machen durften.

Als besonderes Kinderfest, am Ende der Winterschule, galt von Alters her der Gregoritag, welcher den Kleinen eine je nach Kräften reich besetzte Tafel, so wie auch eine gemeinsame Lustbarkeit brachte. Weil jedoch die Glücksgüter dieser Erde ungleich ausgetheilt, jedwedes Geschöpf aber ein Anrecht zu unschuldiger Lebensfreude in sich trägt, so zogen bei diesem Anlasse die Aermeren mit bebänderten Stäben vor die Thüren der Vermöglichern, in Reimen und Sprüchen eine kleine Gabe heischend. Schon im vierzehnten Jahrhundert verschönerte die Gattin Heinrich VIII. von Fürstenberg dieses Fest durch eine Stiftung, in Folge deren man heute noch an diesem Tage weißes Brod an arme Kinder der Gemeinde Donaueschingen austheilt.

Von verschiedenen religiösen Vereinen mag allein der sogenannte ‚Marianische Rath‘ hier erwähnt werden. Dieser Rath bestand aus eilf Volksältesten von anerkannter Ehrenhaftigkeit. Zum Vorstand, Präfekten, hatte er den jeweiligen Vogt. Seine Aufgabe aber war, in Verbindung mit dem Geistlichen die Kirchenordnung und Kirchenzucht, überhaupt die Sitte zu handhaben, denn selbst auf Aburtheilung von Felddiebstählen und ähnlichen Vergehen dehnte sich seine Befugniß aus. Diesem Collegium angeschlossen war der jetzt noch bestehende Verein der ‚Geheimniß-Jungfrauen‘, die, gelobend, in unbescholtenem Wandel und Sittlichkeit die heiligste Jungfrau Maria zum Muster zu nehmen, an kirchlichen Prozessionen und feierlichen Aufzügen das Bildniß der Mutter Gottes festlich geschmückt trugen, und mit brennenden Kerzen und sinnig gemalten Schildern in den Händen begleiteten.

Wenn auf solche Weise sittlicher Ernst und religiöse Anschauung in dem Thun und Lassen des Volkes überall ausgeprägt sich zeigte, so war die ganze Lebensweise doch entfernt nicht kopfhängerisch. Es fehlte durchaus nicht an Anlässen zu heiteren Lebensgenüssen. Zur Kirchweih und Fastnachtszeit, bei Hochzeiten und Kindtaufen, bei Festen und Spielen aller Art war es, wo auch diese Seite der menschlichen Natur ihre Rechte geltend machen durfte.“

Hier noch etwas von der Pfingstfeier der Roßbuben. „Der zweite Pfingstfeiertag aber war der eigentliche Ehrentag dieser Nomaden. Da feierten sie ein Fest, bei welchem Einer von ihnen, der ‚Pfingsthagen‘ genannt, in Rinde oder Stroh eingehüllt, ursprünglich den Winter vorstellend, verurtheilt und in einen Brunnen oder ein fließendes Wasser geworfen wurde. Die Rolle ward der Regel nach demjenigen zugedacht, welcher am ersten Mai beim ersten ‚Ausfahren‘ sich am saumseligsten erwiesen. An genanntem Tage ritten sie im Zuge in die Stadt oder das Dorf. Voran sprengte ein Herold oder Vorreiter, der in gereimtem Spruche die Zuschauer auffordert, Platz zu machen, weil der Kaiser mit seinem Kriegsgesinde komme. Nach diesem ritten, und zwar in folgender Ordnung: zwei Husaren, ein Fähndrich, ein Corporal, Mohren, Köche, zwei bewehrte Maienführer mit bebänderten Tannenbäumchen in den Händen, ein Profos, ein Seckelmeister, und zuletzt der Pfingsthagen. Die Costüme, die sie trugen, waren in der Regel gut gewählt und jedenfalls so geschmackvoll, wie Manches, was wir so gehorsam den französischen Modejournalen zu entlehnen gewohnt sind. Sämmtliche Theilnehmer hielten der Reihe nach ihre Sprüche, wovon wir nun den des Maienführers als Probe geben wollen:

Maienführer bin ich genannt,
Den Maien führ' ich in der Hand,
Das Schwert wohl an der Seiten,
Mit den Türken will ich streiten,

Mit den Franzosen auch zugleich,
Wie die Engel in dem Paradeis,
Wenn der Maien fallt,
Reit' ich daß der Boden schallt,
Wenn der Maien wieder aufrecht steht,
So reit' ich wo der Wind hin geht.

Zuletzt wird dem Pfingsthagen von dem Profos förmlich der Prozeß gemacht, und nach gesprochenem Urtheil wird er in den Brunnen geworfen. Ein Brauch, der einige Aehnlichkeit mit dem bekannten ‚Metzgersprung' in München hat. Zum Schluß folgt ein Umritt, wobei man freiwillige Spenden einsammelt, die zuletzt im Wirthshause in gemeinsamer Lust schmausend verzehrt werden."

2) Wanderblühten aus dem Gedenkbuch eines Malers von Lucian Reich. Mit Bildern von Reich, auf Stein gez. von Heinemann. Daselbst, 1855.

Die Beschreibung einer Fußpartkie durch den Schwarzwald, woran sich eine Menge von theils novellenartigen Dorfgeschichten, theils geschichtlichen, volksthümlichen Notizen und Sagen knüpfen. Also auch hier handelt es sich wieder nur von Spiegelung jenes interessanten alemannischen Völkleins und die Auffassung, der Geist der Behandlung ist der nämliche, wie im Hieronymus.

Hier eine gar hübsche Sage: „Nach der unglücklichen Zeit des dreißigjährigen Krieges soll die Stadt Staufen in Folge der Pest ganz ausgestorben gewesen seyn bis auf eine Magd (in's Barbier alt Maiers Haus). Diese ging eines Morgens an den obern Brunnen, um Trinkwasser zu holen. Als sie dort ankam, sah sie einen Handwerksgesellen bei des obern Martins Haus auf einem Ecksteine sitzen. Sie sagte zu ihm: ob er nicht wisse, daß der Ort ganz ausgestorben sey? — Der Handwerksbursche erwiederte: er komme eben hierher gereist und wolle auf diesem Stein ein wenig ausruhen; er bitte von ihr einen Trunk Wasser, sonst, sagte er, wäre er gesund! — Die Magd gab ihm zu trinken und setzte naiv hinzu: ‚Wir wollen einander heirathen und die Stadt, so Gott will, wieder bevölkern.' — Der Handwerksbursche war nicht abgeneigt; sie wurden einig, schloßen das Ehebündniß und erfüllten später die Worte der Schrift: Wachset und vermehret euch! — Noch heut zu Tage aber ist jener Eckstein zu sehen vor des Fr. Xaver Martins Haus.

Unter den Dorfgeschichten bemerken wir die Familie des Einigungsmeisters, die beiden Schwestern, Hauschronik einer Schwarzwälder Schildmalerfamilie, der arme Konrad. Daran schließen sich noch zwei Biographien, des in Stuttgart noch wohlbekannten Malers Seele und des Musikers Scheible.

3) Bruder Martin, mit Bildern. Von demselben. Hüfingen, Steindruckerei von Heinemann, 1853.

Die Geschichte eines Einsiedlers im Schwarzwald, der den frommen Kindern eines benachbarten Köhlers seine Pilgerreise nach dem h. Lande erzählt, eine fromme Idylle, sehr eigenthümlich und wohl geeignet zu einem Christgeschenk für die Kinder.

Volkssagen.

Niedersächsische Sagen und Märchen. Aus dem Munde des Volks gesammelt und mit Anmerkungen und Abhandlungen herausgegeben von G. Schambach und W. Müller. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1854.

Angelegt in der Weise wie die bekannten Sammlungen von Kuhn und Müllenhoff und diesen an Reichthum des Inhalts nicht nachstehend, mithin ein sehr werthvoller Beitrag zur deutschen Sagenkunde. Herr Rector Schambach war es, der die meisten dieser Sagen auf rastlosen Wanderungen aus dem Volksmunde gesammelt hat. Herr Professor Wilhelm Müller in Göttingen hat früher schon ein „System der altdeutschen Religion" geschrieben und ist in diesen Gebieten erfahren.

Beinah alle Sagenkreise, in welche sich die deutsche Volkssage zertheilt, erhalten hier Berührungen und Zusätze, wenigstens interessante Varianten. Am meisten heben sich hervor die zahlreichen Sagen von verwünschten Jungfrauen, viel Specielles über den wilden Jäger Hackelberg, viele schöne Zwergsagen. Den Schluß machen 34 ausführlichere Märchen. Die gelehrten Anmerkungen hätten wir lieber unmittelbar unter dem Text gelesen. Es ist mühsam, bei jeder Sage erst hinten nachschlagen zu müssen und die Anmerkungen aufzusuchen.

Hier ein Paar Sagen der seltenern Art:

Das Denkmal auf dem Donnersberge.

Bei dem Kloster Derneburg im Fürstenthum Hildesheim liegt der sog. Donnersberg Auf diesem Berge befindet sich ein Denkmal von weißem Stein (Marmor), worauf eine Nonne abgebildet ist, die auf jeder Seite einen Pater neben sich hat. Einer Nonne im Kloster, die gesündigt hatte, träumt in der Nacht, sie würde auf der Höhe des Berges, der nachher den Namen Donnersberg erhielt, vom Blitze erschlagen. Der Traum wiederholte sich ihr in der zweiten und eben so auch in der dritten Nacht; zugleich hatte ein schweres Gewitter schon drei Tage über dem Kloster gehalten. Sie theilt nun ihren Traum den anderen Nonnen mit, die sie darauf

auf den bezeichneten Berg führen lassen, indem zwei Pater sie in ihre Mitte nehmen. Kaum ist sie auf der Höhe angekommen, so entladet sich auch das Gewitter; ein furchtbarer Blitzstrahl fährt hernieder und erschlägt die Nonne.

Tils Graben.

Eine Stunde von Bockenem ist ein tiefer Erdfall, Tils Graben genannt, der über 100 Fuß breit seyn mag. Er ist mit einem grünlichen Wasser gefüllt. Nach der Sage ist hier vor Zeiten ein Schloß untergegangen. Einst ging ein Mann dahin um zu fischen und fing auch einen großen und dicken Fisch. Er that den Fisch in seinen Tragkorb und ging damit auf Bockenem zu, um ihn daselbst zu verkaufen. Unterwegs ward der Tragkorb immer schwerer und schwerer, so daß er sich genöthigt sah, einmal auszuruhen und den Tragkorb auf einen Stein zu setzen. Er will nach dem Fische sehen und findet, daß es ein Ding geworden ist halb Mensch, halb Fisch; der Kopf ist wie der Kopf eines Menschen, das Uebrige ist Fisch. Der Fisch fängt an zu sprechen und sagt, er solle ihn gleich wieder dahin tragen, woher er ihn geholt habe, sonst würde es ihm übel ergehn. Der Mann geht also mit dem Fische zurück nach Tils Graben zu; unterwegs wird das Ding im Tragkorbe wieder leichter und leichter und zuletzt so leicht, wie es da war, als es gefangen wurde. Als der Fischer damit zum Graben kam, war es auch ganz wieder zum Fisch geworden. Er wollte ihn nun wieder ins Wasser werfen, aber in demselben Augenblicke, wo er ihn hineinwerfen will, schlägt ihn der Fisch mit dem Schwanze ins Gesicht und springt ins Wasser. In Folge dessen ist der Fischer nach drei Tagen gestorben.

Der Nachtalp.

Ein Schäfer in Lauenberg, Namens Hansmann, hatte eine Braut, welche in Rothenkirchen diente. Er dachte viel an sie und sie an ihn. Eine Zeitlang hütete sein Bruder für ihn die Schafe und so schlief er im Dorfe. In jeder Nacht kam der Nachtalp (de nachtmärte) zu ihm und drückte ihn. Er stopfte zwar vor dem Schlafengehn auf seiner Kammer alle Löcher sorgfältig zu, aber das half ihm nichts, der Nachtalp kam doch. Nun merkte er endlich, daß dieser durch das Schlüsselloch herein kam und hielt deshalb eines Abends eine Schnupftabacksdose davor. In der Nacht kam auch richtig der Alp wieder durch das Schlüsselloch und wurde in der Dose gefangen. Am anderen Morgen erhielt der Schäfer die Nachricht, daß seine Braut in der Nacht gestorben sey. An die Dose hatte er gar nicht wieder gedacht, erst nach drei Tagen, als seine Braut begraben werden sollte, dachte er wieder daran, machte die Dose auf und ließ den Nachtalp laufen. Gleich darauf wachte auch seine Braut auf und war wieder lebendig."

Die drei Abhandlungen Müllers im Anhang betreffen specielle Fragen aus der Mythologie und hätten, als rein kritisch, von dem Werke selbst, das nur Material bringt, dürfen getrennt und besonders herausgegeben werden, um so mehr, als sie die Fragen nicht abschließen, sondern erst die Debatte darüber eröffnen.

Die erste Abhandlung betrifft das Essen oder Trinken in der Unterwelt, was jede Rückkehr aus ihr verhindert, wie nach der bekannten Mythe Persephone nicht mehr zur Oberwelt zurückkehren konnte, sobald sie einige Granatkerne verzehrt hatte. Ein Zug, der auch in den deutschen Sagen überall wiederkehrt. Die Zusammenstellung ist für die Sagenforschung werthvoll.

In der zweiten Abhandlung bezieht der Verfasser die zahlreichen Sagen von Fürsten und Rittern, die mittelst Teufelskunst aus ferner Gefangenschaft zu ihren daheim mit zweiter Vermählung bedrohten Frauen zurückkehren, auf die Rückkehr Odins aus der Verbannung. In dieser scharfsinnigen Untersuchung finden wir nur den Widerspruch nicht ausgeglichen, der zwischen der Untreue Friggs in Odins Abwesenheit, und der Treue aller jener daheimgebliebenen Frauen der deutschen Sage übrig bleibt.

Die dritte Abhandlung stellt überaus kühne Behauptungen in nur fünf Seiten auf. Es wäre nöthig, sie besser zu begründen. Der Kinderfresser Chronos, der Räuber Lippold-Papeböne scheint uns auf Odin, wie uns dessen Charakterbild in der Edda entgegentritt, doch nicht anwendbar. Aber auch nicht Wolfdietrich, der viel zu unbefangen, jugendlich und edel ist und nichts von odinischer Tücke in sich hat.

Wir können uns nicht enthalten, bei diesem Anlaß wieder überhaupt die Verdienste der wissenschaftlichen und gewissenhaften Sagensammler zu preisen, die wie die Herausgeber des vorliegenden Buches, wie Kuhn, Müllenhoff, wie der vor Kurzem leider verstorbene um die bayrischen Sagen so hochverdiente Panzer, E. Meier in Tübingen, Zingerle in Inspruck ꝛc. eifrig bemüht sind, echten Stoff aus dem Volksmunde zu sammeln und treu niederzuschreiben. Möchten solche ehrenwerthe Leistungen doch nicht immer und immer wieder die Concurrenz von unwissenschaftlichen und gewissenlosen Machwerken, Zusammenstoppelungen „für das deutsche Volk und die Jugend" in Prosa und Versen auszuhalten haben, die von Vielschreibern oder von industriösen Verlegern ausgehen und den Markt überschwemmen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/3 Thaler.

Mittwoch, N° 101. 20. Dezember 1854.

Alterthumskunde.

Studien des classischen Alterthums. Akademische Abhandlungen von Ernst von Lasaulx. Mit einem Anhange politischen Inhalts. Regensburg, Manz, 1854. 4°.

Fünfzehn größere Abhandlungen über Gegenstände der classischen Alterthumskunde; am Schluß ein Brief über Jerusalem, das lateinisch geschriebene Leben des Verfassers und dessen Anträge und Reden in der Frankfurter National- und bayrischen Ständeversammlung.

Die gelehrten Abhandlungen zeichnen sich dadurch aus, daß sie nicht nach der Lampe schmecken, nicht ausschließlich Liebhabereien der Stubengelehrten betreffen, nicht vornehm gegen die Theilnahme der Jetztwelt sich verschließen, — wie das in der Regel die gelehrten Professorenarbeiten thun, — sondern durchgängig ein lebendiges Interesse auch für die gegenwärtige Zeit haben. Sie machen, wie man zu sagen pflegt, Front gegen das Leben. Einige dieser Abhandlungen haben wir schon früher, wie sie einzeln erschienen sind, in unsern Blättern angezeigt. Die über „Geologie der Griechen und Römer“ in Nr. 54 und die über „die griechische Ehe“ in Nr. 104, beide des Jahrgangs 1852. Die über „griechisches und römisches Leben“ in Nr. 79 des Jahrg. 1847. Eine Abhandlung bespricht das Studium des classischen Alterthums überhaupt. Die meisten andern schließen sich der über die Ehe an, indem sie sittliche und rechtliche Zustände erläutern, die Gebete, den Fluch, den Eid, die Sühnopfer, das Orakel zu Dodona, die Bücher des Numa. Von großem Belang ist die lateinisch geschriebene Abhandlung de mortis dominatu in veteres, worin nachgewiesen wird, in welchem Dunkel die Alten dahin gelebt haben, da ihnen der Offenbarungsglaube und die Verheißung der Auferstehung fehlte. Auch noch die übrigen Abhandlungen über Prometheus, Linos und Oedipus handeln von so allgemein menschlichen Dingen, daß sie heute noch das lebhafteste Interesse erregen müssen. Ueberall hat Herr von Lasaulx die Gegenstände seiner Betrachtung so ausgewählt und behandelt, daß sich aus ihrem Zusammenhang im Ganzen eine Geistes- und Culturgeschichte des classischen Alterthums ergibt, als wesentlicher Bestandtheil einer Geschichte der Menschheit überhaupt.

Wie geistvoll er seine Aufgabe löst, möge aus einigen wenigen Citationen erhellen. In der Auslegung der berühmten Prometheusmythe spricht er den Humanitätsbegriff, in dem der classische Geist culminirte, am prägnantesten aus. „In der Hesiodischen Erzählung bezeichnen Prometheus und Epimetheus ihren Namen wie ihren Thaten nach nur die beiden Seiten des Urmenschen und der Menschen überhaupt als denkender Wesen: Prometheus heißt der Vorweise, Vorbedenker, Vorausdenkende, auch der Vorwitzige; Epimetheus der Nachweise, Nachdenker, erst nach der That, wenn es zu spät ist, Gewitzigte. Beide Brüder zusammen stellen den Menschen dar, wie er von jeher aus Weisheit und Thorheit gemischt ist: ihres Weibes, der Hellenischen Pandora Eva Natur ist niemals poetischer geschildert worden als von Hesiodus. Aus demselben Grunde, weil Prometheus kein anderer als der Mensch selbst ist, werden auch der zweite Stammvater des Menschengeschlechtes, Deukalion, und ebenso Hellen, der Vater des Hellenischen Volkes, als seine Söhne vorgestellt. Wenn Hesiodus ferner erzählt: Prometheus habe beim Opfer den Zeus betrogen, der habe sodann den Menschen das Feuer entzogen, Prometheus dieses wiedergestohlen, und darum sey er auf Zeus Befehl in Bande geschlagen worden so lange, bis einst Herakles, der Sohn des Zeus, nicht gegen den Willen seines Vaters, ihn erlöste; so sind unter diesen Bildern nichts anderes als

der Sündenfall und die nachfolgenden Schicksale der Menschheit selbst ausgesprochen. Der Betrug beim Opfer und der darauf folgende Feuerdiebstahl sind sehr bezeichnende Bilder für jene unvordenkliche Schuld, die in den Sagen der Völker am Anfange der Geschichte steht. Der Mensch, der als Geschöpf seinem Schöpfer mit seinem ganzen Seyn verpflichtet war, hat, als er in die Schiedlichkeit des Willens getreten, statt diesen zu opfern, ihn vielmehr sich eigen zu machen gesucht und, indem er das geforderte Opfer seines selbstischen Willens nicht brachte, allerdings Gott um das, was Ihm gehörte, betrogen, Ihm statt des Fleisches nur die Knochen mit etwas Fett umwickelt dargebracht. Auch die Hebräische Erzählung stellt diese Katastrophe des menschlichen Bewußtseyns als einen Betrug dar: der von der Schlange Betrogene sucht seinen Schöpfer wiederzubetrügen. Ebenso ist der Feuerdiebstahl des Prometheus nur ein sinnliches Bild der gestohlenen Erkenntniß des Guten und Bösen; und wenn in Folge davon ein Adler, der Sohn des Typhon und der Schlange Echidna, unaufhörlich die Brust des Prometheus zernagt so lange, bis einst in Fülle der Zeit nach dem Rathschlusse des Zeus, der seinen geliebten Sohn darin verherrlichen wollte, Herakles des Prometheus Heiland wurde: so sollte Keiner die weltgeschichtliche Wahrheit dieses hellenischen Mythus verkennen."

Hiezu fügen wir noch die musterhafte Erklärung der Oedipusmythe: „Daß Oedipus das Räthsel der Sphinx gelöst habe, heißt objective nichts anderes, als daß die in sich abgeschlossene und verschlossene Natur des Aegyptischen Wesens durch und in dem Griechischen Geist aufgeschlossen sey. Es ist also in diesem Zuge des sinnreichen Mythus das Verhältniß des Griechenthums zu Aegypten ausgedrückt. Das alte an Räthseln reiche Wunderland Aegypten bildet im Zusammenhang der weltgeschichtlichen Bewegung der Menschheit die nächste Vorstufe für Hellas. Das Griechenthum hat das Aegyptische Wesen zu seiner Vergangenheit; was dieses verschlossen in sich hatte, ist in jenem offenbar geworden, sowohl in Theologie, Philosophie und Kunst, als im Staatsleben. Diesen Moment der Oedipussage hat niemand schärfer aufgefaßt und klarer erkannt als Hegel. Wie schon der Name Aegypten nach Bohlens Ableitung aus dem Sanskritischen aguptas das Verborgene und Beschützte bezeichnet, und die Alten selbst als charakteristisch hervorheben, daß das Land physisch von allen Seiten unzugänglich, ringsum gesichert sey: so ist das ganze Wesen der Aegypter, ihre ganze Geistesbildung, eine verschlossene in geheimnißvoller Verborgenheit rings umhegte. Das höchste Resultat der Aegyptischen Theologie ist in der berühmten Inschrift des verschleierten Bildes der Neith zu Sais ausgesprochen: ‚Ich bin alles was war, was ist, was seyn wird, und meinen Schleier hat kein Sterblicher gelüftet; die Frucht aber die ich gebar, ward Helios.' Der lichte Gott der Hellenen dagegen, Apollon, begrüßte jeden, der zu ihm kam, mit dem Spruche: ‚Mensch erkenne dich selbst,' der im Pronaos des Delphischen Tempels in goldener Schrift gelesen wurde. — Die Griechen waren ein echt menschliches Volk, menschlich aber mit allen Schwächen und Sünden des natürlichen Menschen; und die daraus hervorgehende Unseligkeit des Lebens hat kein Volk tiefer empfunden als sie. Denn mitten durch die äußere Herrlichkeit und Freude des hellenischen Lebens zieht von Anbeginn bis zum Untergang desselben ein tiefer Klagelaut. — Wie Oedipus von den Donnern des unterirdischen Zeus aus diesem Leben abgerufen wird, damit er verklärt nach dem Tode fortlebe: so ward das ganze griechische Leben, als seine Zeit erfüllt war, vom Schauplatze der Weltgeschichte abgerufen, damit es als unverweslicher Keim gesäet, später in der Fremde unverweslich wieder auferstehe, in der christlichen Philosophie."

Wir empfehlen unsern Lesern hauptsächlich die schöne Abhandlung über die Ehe, die auch für Leserinnen von großem Interesse seyn dürfte. Die Ergebnisse solcher Forschungen sollten keinem Gebildeten unbekannt bleiben. Auch die über die Geologie der Alten ist für unsere Zeit von großem Werth, da die geologischen Studien recht eigentlich Mode der Gegenwart sind.

Wir haben uns bei der Lecture dieser schönen Arbeiten auf jeder Seite angenehm gefesselt und befriedigt gefühlt und möchten die lebendige Auffassungsweise des Verfassers in allen Punkten theilen. Nur in einem Punkte glauben wir ihn auf dem Wege einer falschen Consequenz zu erblicken, sofern er nämlich im Jahr 1849 in der bayrischen Ständeversammlung den innigen Anschluß Deutschlands an Oestreich nicht obgleich, sondern weil dasselbe vorzugsweise ein Slavenreich sey, bevorwortete. „Es gibt in Europa nach dem Zeugnisse der Geschichte drei große Sprach- und Völkerfamilien, die pelasgische, die germanische und die slavische: die erste derselben hat ihre weltgeschichtliche Entwicklung in dem Griechen- und Römerthum der alten Zeit; die zweite ihre weltgeschichtliche Entwicklung in der romanisch-germanischen Weltperiode des Mittelalters gefunden; der dritten großen Völkerfamilie, den Slaven, scheint nach der bisherigen Architektonik der Geschichte die Zukunft Europa's vorbehalten zu seyn. Der Lebensproceß dieser drei großen Völkerfamilien bildet in dem allgemeinen Entwicklungsgang der Menschheit von Osten nach Westen

eine continuirliche Succession. Wie die Griechen und Römer die Erbschaft der asiatischen Bildung überkamen, und wie die gesammte mittelalterliche Bildung auf griechisch-römischer Grundlage ruht, so werden die Slaven die Erbschaft unserer modernen Geistesbildung in die Kraft ihres Lebens aufnehmen und weiter entwickeln, nach der Mission, welche ihnen wie jedem großen Volke gegeben ist. Denn die Völker, m. H., sind sterblich wie die Individuen. Ein Volk ist ja seiner Natur nach nichts anderes als ein ausgewachsener kräftiger Urmensch. Die Lebensdauer der Völker verhält sich nach der wahrscheinlichsten Berechnung zu der Lebensdauer eines einzelnen Menschen, ohngefähr wie 20 zu 1. Wenn ein einzelner, kräftiger, in seiner Entwickelung nicht gestörter Mann als höchste Lebensdauer 100 Jahre erreicht, so beträgt die Lebensdauer eines großen, starken, in seiner Entwicklung nicht gestörten Volkes ungefähr 2000 Jahre, von welchen die größere Hälfte auf die staatliche Blüthe desselben kommt. So lange hat nach dem Zeugnisse der europäischen Geschichte das alte Rom gedauert, von 754 v. Chr. bis 330 n. Chr.; so lange das neurömisch-byzantinische Weltreich von 330 bis 1453; und so lange auch das ehemalige Reich deutscher Nation von Karl d. G. bis auf Franz II. von 800 bis 1806. Weiter, m. H., ist es ein Naturgesetz, daß der Lebensbaum alternder Völker in ähnlicher Weise verjüngt wird, wie edle Fruchtbäume verjüngt werden. Wenn in Jerusalem ein zahmer Oelbaum alt zu werden und abzusterben beginnt, so pflegen sie ihn dadurch zu erfrischen, daß sie ihm einen jungen Zweig eines wilden Oelbaumes einpflanzen: dadurch wird der absterbende zahme Oelbaum verjüngt, und der wilde junge Zweig gezähmt. Dasselbe Gesetz zeigt sich in den großen Schicksalen der europäischen Völkergeschichte. Als das alternde altrömische Weltreich im vierten und fünften Jahrhundert in sich zusammenzubrechen begann, weil ihm, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sich ausdrückt, die Herzkraft ausgieng, da ergoßen sich über dasselbe halb barbarische germanische Stämme, erfrischten hiedurch die alte Welt und wurden ihrerseits durch den Contact mit der römischen Civilisation gezähmt, veredelt und vorbereitet, um die Träger der neuen christlichen Weltentwicklung des Mittelalters zu werden. Eine ähnliche Katastrophe des germanischen Lebens scheint auch uns bevorzustehen. Deutschland hat seine Jugend verloren und die Zeiten beginnen zu altern, und es ist nicht zufällig, sondern tiefbedeutend, daß aus dem letzten großen Reste des ehemaligen Reiches deutscher Nation, aus Oestreich, ein Slavenreich herauswächst."

Wir können diese Anschauungsweise nicht theilen. Weder scheint uns der deutsche Stamm schon so veraltet, noch der slavische überhaupt so befähigt, wie es hier gemeint ist. In letzter Instanz aber würde der Vortheil gar nicht auf Seite Oestreichs, sondern lediglich Rußlands seyn.

Eben so wenig möchten wir uns dem doch zu trostlosen Argwohn hingeben, im deutschen Volk sey die Glaubenskraft ausgegangen. Wie schön und ergreifend wahr immer die Schilderung der deutschen Geisteszustände auf Universitäten und in der Presse, in Philosophie und Poesie ꝛc. S. 70 f. seyn mag, so wird damit doch nur ein Uebergangszustand geschildert, aus dem wir schon weit hinausgekommen sind. Wenn auch über ein Jahrhundert hindurch die s. g. Aufklärung und das ästhetische Heidenthum es in Frankreich bis zur förmlichen Abschaffung der christlichen Religion und in Deutschland wenigstens zu einem rein heidnischen Pantheon für die gebildeten Classen und für die Schule gebracht haben, so ist doch weder das französische noch deutsche Volk damit um seine Glaubenskraft gebracht worden. Der Unglaube war und ist nur ein Nebel, der die Landschaft bedeckte, die jetzt wieder deutlich und in allen ihren alten festen Umrissen hervorblickt. Auf der andern Seite haben die Slaven gar nichts darzubieten, was sie berechtigen würde, eine neue Weltperiode zu beherrschen in der Weise, wie die Germanen das christliche Mittelalter, die Griechen und Römer das classische Alterthum beherrscht haben. Ihre untern Schichten sind ganz roh, ihre obern schon tief corrumpirt. Eine welthistorische Idee liegt in ihrer bisherigen Geschichte auf keine Weise vorbereitet. Ihre Kirche ist eine Mumie, aus der alles Leben in die abendländische Kirche entwichen. Ihr Staat ist die gelungenste Nachahmung des alten orientalischen und römischen Despotismus. Ihre Literatur ist überall nur das Abwasser der Literaturen anderer Völker. Die Griechen traten mit unendlichem Talent und mit einer Idee in die Weltgeschichte, die Deutschen desgleichen und brachten noch eine unerschöpfliche sittliche Kraft hinzu. Aber was haben denn die Slaven zu bringen und anzubieten?

Indische Dichtkunst

Indische Sagen von A. Holtzmann, Hofrath und Prof. Zweite verbesserte Auflage in zwei Bänden. Stuttgart, Krabbe, 1854.

Wir haben die erste Auflage dieser Dichtungen in den früheren Jahrgängen unseres Blattes schon freudig

begrüßt und ausführlicher angezeigt, weshalb wir hier nur kurz wiederholen, daß Herr Holtzmann außer den Thaten des Rama (Ramayana) hier zum erstenmal im zusammenhängenden Auszug das Ganze des berühmten indischen Epos Mahabharata in seinen wesentlichsten und schönsten Bestandtheilen wiedergegeben und den deutschen Leser dadurch in den Stand gesetzt hat, dieses großartige Werk zu übersehen.

In der Einleitung gibt der Uebersetzer eine Kritik des indischen Textes, die sehr belehrend ist: „Es sind aber die alten epischen Ueberlieferungen der Indier im Mahabharata, einem nicht sehr alten Machwerk, zwar enthalten, aber nicht in ihrer Vollständigkeit, nicht in ihrer reinen Gestalt, sondern vielfach überarbeitet, verstümmelt, erweitert, entstellt. Die unschuldigsten der Veränderungen, welche das alte Nationalepos erleiden mußte, sind wohl diejenigen, welchen stylistische oder technische Rücksichten zu Grunde lagen. Nach den Systemen des rhetorischen und poetischen Styls und des Versbau's, die später in den Schulen galten, wurde das Gedicht einer durchgehenden Umarbeitung unterworfen. So ungeschickt diese oft war, so ließ sie doch den Stoff und den ursprünglichen Plan unangetastet. Damit zusammenhängend, aber schon empfindlicher waren die Veränderungen, welche keine andere Absicht haben, als das Gedicht umfangreicher zu machen. Der spätere Geschmack maß die Größe einer Poesie nicht mehr nach dem innern Werth, sondern nach der äußern Länge. Eine Schlacht von wenigen Tagen schien zu unbedeutend; der Kampf wurde auf achtzehn Tage ausgedehnt. Hier muß auch erwähnt werden, daß das Mahabharata gerade so wie die Puranen zu einem Buch ausgearbeitet werden sollte, das alle andern Bücher entbehrlich machte; es sollte vollständig alles enthalten, was der Mensch wissen soll oder zu wissen wünschen könnte; daher die langen philosophischen, moralischen und didaktischen Abschnitte aller Art, die das Werk zu dem außerordentlichen Umfang anschwellen. Aber viel gefährlicher und den ursprünglichen Plan des Gedichtes gänzlich umkehrend waren die Veränderungen, die von polemischer und apologetischer Beschaffenheit sind. Wer sich nur einigermaßen über die Oberfläche des Mahabharata in den Kern einarbeitet, der muß erkennen, daß nach dem ursprünglichen Plan Recht und Tugend auf Seite des Durjozana sind, der im Kampfe gegen Ueberzahl und Hinterlist mit Ehre unterliegt. Aber die spätere Auffassung sucht die Söhne des Pandu, und vor allen den Krischna, den Anrather und Erfinder aller schlechten Ränke, von aller Schuld zu reinigen, sie als Vorbilder aller Tugenden zu verherrlichen und dagegen den Durjozana und seine Freunde mit Vorwürfen zu überhäufen. Schwerlich wird es gelingen, den Schaden, den das ehrwürdige Epos durch diese Entstellungen erlitten hat, je wieder ganz zu heilen. Ebensowenig wird die Einbuße wieder ersetzt werden können, welche den alten Nationalgesängen die spätere philosophische Aufklärung beibrachte. Alles Wunderbare, alles unmittelbare Eingreifen der Götter sollte beseitigt und durch natürliche Ursachen erklärt werden. So mußte fast der ganze alte Olymp Indiens vor einer rationalistischen Richtung fallen und nur wenige Spuren der echt epischen Vermischung der Götter- und der Menschenwelt sind geblieben, wie z. B. die Scene, wo Indra die Ringe des Karna raubt. Ist diese Ausscheidung der alten Götter ein unersetzlicher Verlust, so ist dagegen die Einmischung der jungen Götter, des Wischnu, des Siwa, der Dewi fast eine völlige Zerstörung des Gedichtes geworden. An die Stelle des Poetischwunderbaren, das die Phantasie das Geschäft des Verstandes verrichten läßt, trat jetzt das Abgeschmacktwunderbare, das ebensosehr der vorstellenden Phantasie, als dem denkenden Verstand Trotz bietet. Die Stellen, in welchen der Cultus des Siwa und der Dewi vorherrscht, lassen sich leicht beseitigen; aber der Dienst des Wischnu ist überall eingedrungen und hat das herrliche Epos fast in eines jener langweiligen und absurden Werke verwandelt, welche man Puranen nennt.“

Die Uebersetzung beschränkt sich auf die echten alten Bestandtheile des Gedichts und ist in kurzzeiligen Versen abgefaßt. Die Poesie selbst ist entzückend. Die Inder haben neben den Griechen das Herrlichste geleistet. Kein Gebildeter sollte Unkenntniß in diesen Gebieten verrathen, die uns nach und nach immer mehr erschlossen werden.

Herr Holtzmann hat die deutsche Endung indischer Namen z. B. Kurulnge für die Söhne und Nachkommen des Kuru (nach Analogie der Merowinger, Karlingen ꝛc.) beibehalten, was uns früher schon mißfiel und was wir auch heute noch nicht für angemessen erachten können, obgleich es der Verfasser in der Vorrede ausdrücklich und mit Vorliebe vertheidigt. Es erscheint uns zu gesucht und klingt zu fremdartig in das Indische hinein, stört uns mithin die Illusion.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Sonnabend, N° 102. 23. Dezember 1854.

Kulturgeschichte.

Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Von Prof. Dr. J. G. Müller. Basel, Schweighauser, 1855.

Die erste gründlichere Untersuchung und übersichtlichere Zusammenstellung aller Religionen der amerikanischen Heiden, wie sie von den ersten europäischen Ansiedlern sind vorgefunden worden.

Gleich am Eingang fällt auf, daß der Verfasser mit so großer Bestimmtheit behauptet, alle jene Religionen seyen einheimisches, amerikanisches Produkt und nicht aus der alten Welt eingeführt. Nach Alexander von Humboldts Untersuchungen kann ein sehr früher Verkehr zwischen der alten und neuen Welt nicht bestritten werden. Allein Herr Müller hat doch insofern Recht, als die amerikanischen Religionen eine ausgeprägte Eigenthümlichkeit haben, die sich von hinterindischen, ägyptischen, phönizischen und nordeuropäischen Religionen wesentlich unterscheiden. Nichts erschwert das Verständniß und stört den Genuß einer nationalen Erscheinung mehr, als wenn man immer mit kritischen Vergleichungen und Beziehungen auf andere Nationen und Zeiten hineinpfuscht. Die Methode des Herrn Müller ist also sehr zu billigen.

Er contrastirt innerhalb der amerikanischen Race die Wilden mit den Kulturvölkern (in Peru und Mexiko) und macht darauf aufmerksam, daß hier die Mittelstufe zwischen beiden fehlt, die in der alten Welt die Nomaden darstellen. Ferner hebt er hervor, daß in den Kulturstaaten die Verweichlichung schneller eingetreten sey, als in der alten Welt, daher die Ueberwältigung eines älteren Kulturvolks in Mexiko durch die Barbaren von Nordwesten her, die sich aber die vorgefundene Kultur aneigneten.

In Bezug auf die religiösen Elemente ist der wichtigste Unterschied S. 51 angegeben. Unter den Wilden im Norden herrscht, dem rauheren Himmel angemessen, ein schreckhafter Geisterglauben, bei den Kulturvölkern im Süden dagegen, wieder dem Himmelstrich angemessen, ein milder agrarischer und Sonnencultus. Das ist ein lichtvoller Gedanke, der auch auf die alte Welt Anwendung findet, denn die altnordische Heldenreligion war als Geisterglaube direkt den agrarischen Kulten der südeuropäischen Völker entgegengesetzt, wenn auch beide auf einer höheren Stufe der Ausbildung standen.

Was der Verfasser über die Verbindung des Sternen- und Thierdienstes sagt (S. 625), läßt ebenfalls auf die alte Welt Anwendung zu. Man denke sich jene Wilden in den pflanzenarmen, aber thierreichen Prairien, nur von der Jagd lebend und in den weiten endlosen Ebenen über sich den Sternenhimmel. Da lag es nahe, Thierbilder auf Sterngruppen überzutragen, weil das Gedächtniß und die Einbildungskraft der Wilden vorzugsweise mit beiden beschäftigt war. Die gleiche Verbindung des Stern- und Thierdienstes in Aegypten und Babylon erklärt sich wahrscheinlich aus der gleichen Ursache, den pflanzenarmen, aber thierreichen Steppen mit dem hellen Himmel darüber. — Damit hängt auch die Abstammung so vieler indianischer Stämme von Thieren und ihre Benennung nach Thieren zusammen. Man hat oft über die Haseninndianer, Hundsrippindianer rc. gelacht. Die Sache erscheint jedoch weniger lächerlich, wenn man an die Abstammung von Sternbildern, von himmlischen Thieren denkt.

Je ärmer und rauher die Natur, um so mehr nimmt der Geisterglaube, der Fetischismus und das Zaubern überhand. Der Mensch gibt sich mehr seiner Phantasie hin und trägt in die armseligen Gegenstände, die ihn umgeben, oder die er sich aus Stückchen Holz, Fetzen rc. macht, dämonische Kräfte hinein. Dem Südländer imponirt mehr die reiche Natur, die ihn umgibt, er betet zur prächtigen Sonne, zum unendlichen Meere rc.

In den Schöpfungs- und Sündfluthsmythen zeigt sich viel Aehnlichkeit mit europäischen Vorstellungen. Die Sioux lassen die ersten Menschen als Bäume wachsen (wie die alten Perser und Skandinavier), die Oneidas lassen sie aus Steinen wachsen (wie die Griechen aus den von Deukalion und Pyrrha geworfenen Steinen) &c. „Ein Karaibenstamm am Orenoko, die Tamanaken, erzählt, daß sich ein Mann und eine Frau bei der Fluth auf den Gipfel des hohen Berges Tamanacu gerettet, und dann die Früchte der Mauritiapalme über ihre Köpfe hinter sich geworfen hätten, aus deren Kernen Männer und Weiber entsprangen, welche die Erde wieder bevölkerten. A. Humboldt zu Schomburghs Reise S. 35 ff."

Die Wilden im Norden, die dem Geisterglauben und Fetischismus anhängen, nehmen doch alle einen höchsten Geist (Manitu) an, der einerseits unbestritten Schöpfer und Herr der Welt ist, andrerseits aber in der rohen Vorstellungsweise der Wilden es nicht verschmäht, die lächerlichste Gestalt anzunehmen. So glauben Einige, der große Geist wohne in einer kunstreich verzierten Friedenspfeife (S. 128). Derselbe große Geist hat die Gelüste und Leidenschaften derer, die ihn anbeten. Es schmeckt ihm nichts besser als Menschenfleisch, daher ihm Menschen geschlachtet werden müssen. Hier die seltsame Geschichte einer nordamerikanischen Iphigenia in Aulis: „Als Hiawatha, der Himmelsgott, als Mensch bei dem Onondagas lebte, heirathete, und eine Tochter erhalten hatte, drohte von den Feinden des Nordens große Verheerung. Der Himmel forderte als Opfer Hiawatha's Tochter. Traurig brachte er sie in die Versammlung. Da erhob sich ein Geräusch wie eines gewaltigen Windes, aller Augen richteten sich in die Höhe. Dort zeigte sich ein schwarzer Punkt, der aber immer größer wurde, je mehr er sich mit zunehmender Schnelligkeit näherte. Alles floh, nur Hiawatha mit seiner Tochter blieb und sprach: Man kann der Macht des Großen Geistes nicht entfliehen. Jetzt fuhr ein riesenhafter Vogel mit solcher Gewalt auf die Tochter, daß Schnabel, Kopf und Hals in der Erde stecken blieben. Die Ueberreste der Tochter waren kaum mehr kenntlich. Darauf verbanden sich die verschiedenen Stämme, wurden stark und von der Gefahr verschont. Schoolcraft Iroquois 273 ff."

Den Kannibalismus weist Herr Müller überall in Amerika nach und erklärt ihn nicht blos aus dem Umstande, daß die Jägervölker in den weiten Steppen oft einer Hungersnoth ausgesetzt sind, sondern auch aus einem natürlichen Gelüste (S. 146). Zum Theil aus Aberglauben. „Eine Camaeanindianerin fraß ihr eben gestorbenes Kind, um es in ihren Leib zurückkehren und nicht den Würmern zur Beute werden zu lassen. A. Allg. Zeitung 1851. Beilage S. 3643."

Trotz dieser Rohheit finden sich auch schon bei den Völkerschaften, die als Wilde anzusehen sind und noch nicht den Kulturstaaten einverleibt waren, manche recht sinnreiche Mythen. Z. B. eine Schöpfungsmythe auf den Antillen. Darnach waren die Menschen ursprünglich zwar vorhanden, aber in eine finstre Höhle verschlossen. „Ein Riese Machakael, Machochael, Maraeael, mußte die Höhlen hüten und verhindern, daß die Menschen ja nicht das Sonnenlicht erblickten. Da trug es sich einmal in einer Nacht zu, daß er sich zu weit von den Höhlen entfernte und nicht mehr vor Sonnenaufgang zurück seyn konnte. Die Sonne erhob sich aus dem Meere und blickte ergrimmt den Riesen an; dieser konnte solchen Anblick nicht ertragen und wurde in den Fels Kauta verwandelt. Das ist der Berg in der Landschaft Cannana, aus welcher die Menschen hervorgingen. Er ist wie andere Riesen eine antikosmogonische Kraft. Nach Entfernung dieses ihres Hüters fingen die Menschen an, des Nachts die Höhlen zu verlassen, um zu fischen. Denn sie hatten gegründete Furcht vor der Sonne, welche Jeden, den sie beschien, zu verwandeln drohte. In der That wurden auch einige Unvorsichtige entweder in Steine, oder in Thiere und Pflanzen, namentlich in wohlriechende Eichbäume verwandelt. So entließ Vaguoniona, der war der Häuptling der Menschen in den Höhlen, des Nachts seinen Freund. Wie diesen aber bei Tagesanbruch die Sonne beschien, wurde aus ihm eine Nachtigall. Und wirklich drückt dieser Vogel jetzt noch in seinem Gesange die Sehnsucht nach seinem Freunde Vaguoniona aus. Aber auch dieser fühlte sich zu seinem Freunde fortgezogen und verließ mit den Weibern und Kindern die Höhlen. Auch diese wurden verwandelt, die Weiber, die er auf einer Insel gelassen hatte, in wohlriechende Eichbäume, die Kinder, die er zu sich genommen, schrien aus Sehnsucht zu den Müttern Toa, Toa! Mutter, Mutter! Da wurden sie in Frösche verwandelt, welche deßhalb jetzt noch so quacken. Peter Martyr 330. 331. Picard 143. Arnold 975 nach Roß 161 ff. deutsch 227. Baumgarten II, 616. Reisen XIII, 232. Irwing IV, 101. Durch Anwendung größerer Sorgfalt gelang es indessen den noch übrig gebliebenen Männern, sich an das helle Tageslicht zu gewöhnen und sich über die Insel zu verbreiten. Aber es fehlte an Weibern, sie waren ja alle verwandelt worden. Nun wuchsen aus jenen wohlriechenden Eichbäumen, welche einst Weiber gewesen waren, Ameisen hervor, die sich aber bald in junge liebliche Mädchen verwandelten. So entstand einst auf des Zeus Wort hin aus

Ameisen das Volk der Myrmidonen. Die Sage fährt nun fort, wie jene aus Ameisen entstandenen Mädchen so glatt gewesen seyen, daß man ihrer nicht habe habhaft werden können. Man war daher genöthigt, Leute mit rauher Haut auszusuchen, verschmähte selbst Aussätzige nicht, und auch diesen gelang es blos vier solcher Mädchen sich zu bemächtigen. Aber auch diese erlangten erst durch die Nachhülfe eines Spechtes ihre völlige weibliche Natur. Aus diesen vier Weibchen entstand die Bevölkerung der Insel Hayti. Peter Martyr 331 ff."

Sehr merkwürdig ist eine Sage aus Bolivia. „Eine Jungfrau klagte in einem Walde über ihre Einsamkeit. Da sah sie an einem Bache den schönen Baum Ule, der mit purpurrothen Blüthen prangte. Um ihn noch schöner zu machen, bemalte sie ihn mit Rocu. Da verwandelte sich der Baum in einen Mann, der bei ihr blieb bis am Morgen, wo er zugleich mit dem Morgenroth wieder verschwand. Auf den Rath ihrer Mutter band sie ihren Geliebten fest, als er am Abend wieder erschien. Doch auf sein Versprechen, fortan bei ihr zu verharren, nimmt sie ihm die Fesseln wieder ab. Sie waren glücklich, bis einst Ule von einem Jaguar zerrissen wurde. Aber die Gattin fand die zerstreuten Glieder, legte sie zusammen und sie belebten sich wieder. Ule sagt: Es scheint mir als habe ich recht gut geschlafen. Beim Heimgehen sieht er aber in einem Bache, daß ihm noch ein Stück in der Wange fehle. So verunstaltet will er seine Frau nicht weiter begleiten und verläßt sie für immer. Wir haben hier offenbar einen kosmologischen Mythus vor uns, bei dessen poetischer Ausführung nur zu wissen wäre, wie viel den Indianern, wie viel den Europäischen Berichterstattern gebühre. Der erste Theil des Mythus hat seine zahlreichen Analogien an den Verwandlungen von Menschen in Bäume bei den Alten, wie sie z. B. in den Metamorphosen Ovids vorliegen. Der zweite Theil erinnert sehr stark an des Osiris Zerstücklung durch Typhon und die Vereinigung von dessen Gliedern mit Ausnahme eines einzigen durch Isis." Die Neugier der Jungfrau mahnt insbesondere auch an die Neugier der Psyche in dem schönen Märchen des Apulejus.

Dies möge zum Beweise dienen, wie die menschenfressenden Wilden doch immerhin auch zartere Mythen haben.

Indem der Verfasser zu den Kulturstaaten übergeht, schildert er zuerst die seltsame Sonnen-Hierarchie von Peru, beherrscht vom Sonnensohn, dem Ynka, der jährlich mit goldenem Pfluge die ersten Furchen zog, um den Feldbau zu heiligen; die Pracht der goldenen und silbernen Tempel, die außerordentliche Kultur und den Reichthum des Landes, aber auch die Verweichlichung, denn hier in Peru hatte noch kein nordischer Kriegerstamm die alte Dynastie verdrängt. Unverkennbar tritt in Mexiko mehr kriegerische Energie hervor.

Die Frage, ob Alexander von Humboldt Unrecht hat, den mexikanischen Gott Vodan auf den Odin und Wodan der Skandinavier und Sachsen zurückzuführen, hat der Verfasser (S. 490) etwas summarisch behandelt und verräth, da er den Odin für einen „Sonnengott" hält, Unkenntniß des odinischen Wesens. Wir glauben mit Humboldt, daß nordeuropäische Seefahrer schon in sehr frühen Jahrhunderten nach Amerika gekommen sind und dort auch wohl manche europäische Vorstellungsweise verbreitet haben. Aber die Rothhäute waren schlechterdings nicht fähig, Europäer zu werden. Hier mußten alle etwa aus Europa überkommenen religiösen Vorstellungen acclimatisirt und verzerrt werden; die Wilden konnten sich nicht zur Höhe europäischer Ideen erheben. Daher sind alle diese Anklänge wie an Isis und Osiris, so auch an Odin wieder verhallt und kein einziger unter den mexikanischen Göttern trägt das charakteristische Gepräge unseres nordischen „großen Geistes".

Die Spanier fanden in Mexiko nicht mehr die alte Dynastie, wie in Peru, sondern eine verhältnißmäßig neue, nämlich die der kriegerischen Azteken, die von Norden her das ältere Kulturreich überwältigt hatten. Nur Tlascala hatte sich der aztekischen Eroberung erwehrt und war noch Freistaat zu des Cortez Zeiten. Vom Umschwung der aztekischen Monarchie gibt es eine merkwürdige Relation: „Durch eine vorangegangene Niederlage muthlos gemacht, schloß das Volk mit König und Adel den Vertrag, daß im Fall eines neuen ungünstigen Ausgangs des Kriegs König und Adel den Göttern geopfert werden sollten, siegte man aber, so würde das Volk zinsbar seyn und sich verpflichten, des Adels Felder und Häuser zu bauen, und ihm im Kriege Waffen und Gepäck nachzutragen. Der entschiedene Sieg heiligte die Feudalherrschaft und Monarchie, stellte zugleich die Azteken an die Spitze der Eidgenossenschaft verwandter Völker, und hatte schon in der Mitte jenes Jahrhunderts unter dem großen Montezuma I., noch mehr aber im folgenden Jahrhundert, die schnelle und unaufhaltsame Ausbreitung der Mexikanischen Macht über den größten Theil von Neu-Spanien zur Folge."

Sehr interessant ist auch die Mythe, in welcher die Mexikaner das hereinbrechende Verderben erklären. Der gute Quetzalcoatl besorgte als Priesterkönig die geistlichen, sein ihm untergeordnete Gefährte Huemac die weltlichen Geschäfte. Die Menschen waren glücklich, aber der böse Geist beneidete sie. „Gegen Quetzalcoatl

und Huemac erhob sich, um sie zu trennen und dadurch ihre Herrschaft zu vernichten, Tezcatlipoca. An einem Strick von Spinngeweben ließ er sich vom Himmel herab, und begann nun mit Hülfe von Zauberkünsten seinen Zweck zu verfolgen. Zuerst stellte er sich in der Gestalt eines schönen Jünglings und in der Tracht eines Kaufmanns, welcher Pfefferschaalen verkaufte, der Tochter des Königs Huemac vor. Bald verführte er die Prinzessin, und brach so die Bahn einer hereinbrechenden allgemeinen Sittenlosigkeit und eines völligen Verfalls der Gesetze. Dem Quetzalcoatl aber nahte er sich in der Gestalt eines alten Mannes in der Absicht, ihn zum Wegziehen in seine Heimath Tlapallan zu bewegen. Zu diesem Ende bot er ihm einen angeblichen Unsterblichkeitstrank an. Kaum aber hatte ihn Quetzalcoatl getrunken, als in ihm ein mächtiger Trieb erwachte, seine Heimath wieder zu sehen. Er zerstörte seine silbernen, goldenen und edelsteinernen Paläste, verwandelte die Fruchtbäume in dürre Stauden, und befahl allen Singvögeln das Land zu verlassen und ihn zu begleiten. So zog er fort, und auf seinem Zuge unterhielt ihn der Gesang der ihn begleitenden Vögelschaar. Er richtete seine Reise zuerst nach Süden, und gelangte nach Quauhtitlan im Lande Anahuac. In der Nähe dieser Stadt warf er einen Baum mit Steinen nieder, die in demselben stecken blieben. Etwas weniges weiter südlich in demselben Hochthale bei Tlalnepantla oder Tanepantla drückte er Hand und Fuß mit solcher Kraft in einen Felsen, daß sich der Abdruck bis in die spätesten Jahrhunderte erhalten hat, gerade wie der Eindruck der Hufeisen von den Pferden des Castor und Pollux bei Regillum, wo sie erschienen waren. Die Spanier haben in diesen und ähnlichen Naturspielen die deutlichsten Spuren des Apostels Thomas, des Apostels von Indien, erkennen zu sollen geglaubt. Nun richtete Quetzalcoatl seinen Weg nach Osten und gelangte nach Cholula. Hier mußte er sich länger aufhalten, denn die Einwohner übertrugen ihm die Regierung ihres Staates. Unter derselben erneuerte sich auch hier wiederum derselbe Zustand der Dinge, wie er in seiner ersten Residenzstadt Tula gewesen war. Seine Herrschaft dehnte sich aber hier sehr aus, von Cholula aus sandte er Kolonien nach Huarayacac, Tabasco und Campèche, später rühmte sich der Adel in Yucatan von ihm abzustammen, und in der neuesten Zeit fand man dort noch Leute seines Namens, wie in Chiapas Nachkommen Votans. In Cholula selbst wurde er vergöttert, überall errichtete man ihm Tempel, sogar bei den Feinden der Cholulaner. Nach einem Aufenthalt von zwanzig Jahren in Cholula setzte er seine Reise nach Tlapallan fort, bis er an den Fluß und die Provinz Coatzacoalco oder Goasacoalco, Guasacualco, d. h. Schlupfwinkel der Schlange — südlich von Veracruz kam. Hier schickte er die vier Jünglinge, die ihm von Cholula an das Geleite gegeben hatten, wieder zu den Cholulanern zurück mit dem Versprechen, später wieder zu kommen und die alte Regierung wieder zu erneuern. Aus Liebe zu ihm übertrugen die Cholulaner den vier Jünglingen die Regierung ihres Staates. Seither hatte sich auch bis auf die Zeit von Cortes diese Hoffnung auf seine Rückkehr bei den Mexikanischen Völkern erhalten. Man hielt sogar anfänglich diesen für den rückkehrenden Quetzalcoatl, opferte ihm einen Menschen, und bestrich mit dessen Blut den Eroberer und seine Gefährten."

Dieser schönen und rein sittlichen Mythe stehen nun freilich wieder die großen Opferfeste der Mexikaner als Ausbrüche einer tief inneren Verwilderung und Grausamkeit gegenüber. „Die Zahl der Menschenopfer war durch die Azteken immerfort vermehrt worden und unter dem letzten Montezuma aufs höchste gestiegen. Sie wird aber verschieden angegeben. Die höchste Zahl nennen Herrera Dec. III, l. I, c. 16 und Acosta V, 21, nach welchem an Einem Tage 5000, ja manchmal 20,000 geopfert wurden. Zumaraga, der erste Bischof von Mexiko, der bekannte Hieroglyphenverbrenner, macht in einem Briefe vom Jahr 1691 in Davila's Teatro eccles. 126 die Zahl 20,000 aus einer, die an einem Tag vorkommen könne, zu einer jährlichen, so auch Gomara cron. c. 229 und Clavig. I, 392, nur daß ersterer beifügt, daß in einigen Jahren sich die Zahl auf 50,000 ausgedehnt habe. Torquemada mon. id. VII, 21 läßt sogar jährlich blos an Kindern 20,000 geopfert werden. Die Kritik pflegt in solchen Dingen der kleinern Zahl den Vorzug zu geben."

Ohne näher in die einzelnen Götterlehren hier eingehen zu können, empfehlen wir das Werk unsern Lesern als das beste, was bisher über die nordamerikanischen Urreligionen geschrieben worden ist und das sich wie durch Reichthum des Stoffs, so durch klare Anordnung rühmlich auszeichnet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 103. 27. Dezember 1854.

Schweizer-Geschichte.

1) Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des sogenannten Fortschrittes von 1830—1848. Aus authentischen Quellen dargestellt von Anton von Tillier. Zweiter Band. Bern, Körber (Huber und Comp.), 1854.

2) Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—1848. Geschichtlich dargestellt durch J. Baumgartner. Zweiter Band. Zürich, Schultheß, 1854.

Ueber die ersten Bände beider Werke vgl. Nr. 51 unserer diesjährigen Blätter. Der verstorbene Tillier gehörte der gemäßigten Berner Aristokratie an, Baumgartner spielte eine bedeutende aber schwankende Rolle im Canton St. Gallen. Beide streben in ihren dieselbe Periode der Schweizergeschichte schildernden Werken nach objectiver, unparteiischer Wahrheit; der erstere drückt sich einfacher aus, der andere einigermaßen mehr umwunden. Die Haltung des Tillier'schen Werkes hat uns schon im ersten Bande besser zugesagt. Baumgartner ist aber in vielen Einzelnheiten reicher, wie auch sein Werk von größerem Umfang.

Die Geschichte der Schweiz in jener Periode ist ungemein belehrend. Die ganze europäische Politik schien damals den Kopf verloren zu haben. Nicht was Unglaubliches in der Schweiz selber vorging, setzt so sehr in Erstaunen, als das Benehmen der damaligen europäischen Diplomatie. Der Verkehr des Fürsten Metternich mit Sigwart-Müller in Luzern kam einer politischen Bankeroterklärung des ersteren gleich. Erst versprechen, anreizen, Truppen aufstellen und Anleihen machen und dann — im Stich lassen, den Radikalismus walten lassen, das war die Weisheit des Staatskanzlers. Herr von Tillier glaubt, die Schuld jenes Versäumnisses auf die „spanische Heirath" schieben zu müssen, die damals alle Cabinette ausschließlich in Anspruch genommen habe, daß sie darüber die kleinen Aergernisse in der Schweiz übersehen hätten. Allerdings waren dem Staatskanzler die Hände in vieler Beziehung gebunden, aber wenn man seine Schwäche und Unfähigkeit, die Dinge zu beherrschen, so schmählich verräth, wie es im Jahr 1847 in der Schweizerfrage geschah, so führt man auch den Sturz des Jahres 1848 herbei. Ludwig Philipp wurde, als es die Ausweisung des jetzigen Kaisers der Franzosen aus dem Thurgau galt, von Metternich unterstützt, nicht so Metternich, als die Freischaarenzüge und der Sonderbundskrieg begannen, von Ludwig Philipp. Des letztern Sturz ist so wenig, wie der Metternichs die unmittelbare, wohl aber die mittelbare Folge seiner Politik in der Schweizerfrage gewesen. Ludwig Philipp wurde das Opfer seiner kleinlichen malhonnetten Pfiffigkeit, wie Metternich nicht länger zu regieren fähig war, nachdem kund geworden, er sey mit all seiner Macht doch zu schwach gegen einen — Ochsenbein.

Was die Schweizer selbst betrifft, so kann man nicht wohl anders sagen, als sie haben damals delirirt. Nachdem in den dreißiger Jahren die alte Aristokratie überall gestürzt war, über deren Eigensinn, Privilegien rc. man sich beschwert hatte, konnte man die neue Volksfreiheit, den Frieden und Wohlstand in guter Einigkeit genießen. Es war lediglich nicht nöthig, neue Spektakel anzufangen, das Volk abermals aufzuregen und in künstliche Fieberhitze zu bringen. Die es thaten, waren gemeine Catilinas, recht eigentlich unberufene Friedensstörer. So namentlich der Aargauer Seminardirektor Keller, der den Hauptsturm heraufbeschwor, indem er die Beraubung und Aufhebung der Aarauer Klöster durchsetzte. Was hatten denn die friedlichen Klöster verschuldet? mit welchem Recht wagte es eine reformirte Mehrheit in dem Canton,

der katholischen Minderheit so uralte Stiftungen zu entreißen? den ganzen Rechtsbestand der katholischen Kirche in der Eidgenossenschaft zu verletzen? Nach welchen Vernunftgründen hielt ein pädagogischer Narr des neunzehnten Jahrhundert die Abrichtung zur Hoffahrt und zum Fluchen für besser als die zur Demuth und zum Gebet, die volksverderblichen modernen Schullehrerseminare für empfehlenswerther als die volksfreundlichen Klöster der alten Zeit? Man log sich in die Leidenschaften der Reformation hinein. Man war auf keine Weise von den Katholiken provocirt, dieselben hatten sich vielmehr immer friedlich gezeigt. Man hielt sie nur für zu schwach und wagte nur deshalb so viel. Es war die Zeit, in der auf deutschen Universitäten (lediglich durch die Schuld der Regierungen) die christliche Theologie von Miethlingen, von ausgesprochenen Christushassern systematisch untergraben werden durfte und Viele sich schon mit dem Gedanken schmeichelten, es sey überhaupt kein Christenthum mehr haltbar, die Philosophie habe alles specifisch Christliche und Kirchliche überwunden. Der Schweizer Bundespräsident Hirzel kündigte in seiner Amtswürde der Welt in diesem Sinn eine neue Aera an. Der Magistrat von Berlin hielt in demselben Sinn eine Anrede vor dem Thron des Königs. Deutschkatholicismus, Freikirchenthum, Lichtfreundlichkeit, atheistischer Communismus, Ronge, Bruno Bauer und Schneider Weitling waren an der Tagesordnung und die Schweiz gab dem antichristlichen und antisocialen Prophetenthum in allweg Unterschleif.

Von dieser durchaus künstlichen und den eidgenössischen Interessen sehr ferne liegenden Aufregung ließen sich die sonst besonnenen, gemäßigten, prosaischen und in ehrenwerthem Sinn philisterhaften Schweizer auf eine merkwürdige Weise nach und nach anstecken, so daß ganz ehrliche Männer unter ihnen am Ende pflichtgemäß und rechtschaffen zu handeln glaubten, wenn sie gegen die „Pfaffen" mit zu Felde zogen. Die Schuld lag hauptsächlich an den jungen Radicalen, die sich in die höchsten Aemter der Cantone und der Eidgenossenschaft eindrängen wollten und zu diesem Zweck kein Mittel scheuend, die alte natürliche Antipathie der Reformirten gegen den Katholicismus bis zum blindesten Fanatismus erhitzten.

Wir können uns nicht enthalten, hier die Schilderung aufzunehmen, welche Baumgartner von der Aufhebung der Aargauer Klöster macht. Je mehr der Verfasser geneigt ist, die Dinge und Personen zu entschuldigen, desto aufrichtiger erscheint hier sein Tadel. „Die Vollziehung (des Klosteraufhebungsbeschlusses) folgte auf dem Fuße, gegen Muri, Wettingen und Kloster Fahr durch den Oberkommandanten der aargauischen Truppen, in Muri unter unschicklichem Zuzug bernischer Staabsoffiziere. ‚Als Mensch bedaure ich Ihr Schicksal,' sagte Frei-Herose zum versammelten Kapitel von Muri, ‚als Bürger fühle ich mich geehrt, diesen Auftrag zu erfüllen.' In würdevoller Haltung, mit gutem Gewissen, wenn auch mit Wehmuth erwiederte der Abt Adalbert die Eröffnung durch geziemende Verwahrung der Rechte des Stiftes. ‚Als Kommandant an der Spitze von fünfzehntausend Mann nehme ich keine Protestationen an,' erwiederte der menschenfreundliche Frei, ‚im Herde der Revolution muß diese erstickt werden!' Es wurde die Räumung des Klosters in zweimal vierundzwanzig Stunden befohlen. Aehnlich war der Hergang in den übrigen Klöstern, namentlich in Wettingen, dessen Abt Leopold, vor Kurzem erst zu dieser Würde erhoben und allgemeine Achtung genießend, wie der Vorstand von Muri Verwahrung einlegte; die Vollstreckung gegen die oben nicht genannten fünf Klöster war den Bezirksämtern übertragen. Es war Winterszeit, die Maßregel besonders hart gegen die Frauenklöster, deren einige selbst in der Sturmsitzung vom 13. Jenner als gänzlich unbetheiligt bei dem Aufstande anerkannt wurden. Die Nonnen in Hermetschwyl mußten an einem katholischen Festtage, Lichtmeß, ihre Zellen verlassen und auswandern. Gerührt bot der bernische Oberstlieutenant Kohler den jammernden Frauen sein eigenes Haus in Bern an; dorthin mögen sie kommen und einen Geistlichen ihrer Religion mitbringen, falls die Regierung von Aargau kein Obdach mehr für sie habe. Solche Züge verdienen um so mehr Erwähnung, als wir später ganz anderes vom Benehmen der Truppen überhaupt zu melden haben. Die Aebtissin von Gnadenthal, vierundachtzig Jahre alt, wollte sich mit drei Schwestern in ihre Vaterstadt Mellingen zurückziehen; dies wurde so wenig gestattet, als das früher verlangte einstweilige Bleiben in den Klosterräumen. ‚Sie halten in Aarau flammende Reden über Menschenrechte, sie preisen die Freiheit als das köstlichste Gut, sie ereifern sich entsetzlich gegen Gewissenszwang,' schrieb aus diesem Anlaß ein eifriger Vertheidiger der Klöster, und setzt bei: ‚Armer Staat, der du in den Grundfesten erzitterst, wenn eine vierundachtzigjährige Nonne mit drei andern zusammenlebt, um Gott zu dienen!' Die katholische Bevölkerung des Landes gab den Scheidenden vielfache Beweise der Dankbarkeit und Ehrfurcht. In den übrigen Cantonen war man betroffen über die Härte, die zur Schau getragen wurde gegen macht-, wehr- und einflußlose Frauen, die ihr Leben frommem Gebet, dem Dienste des Herrn und der darbenden Menschheit geweiht. Oberkommandant und Regierungsrath Frei-Herose hatte richtig auf die Zahl von

fünfzehntausend Kriegsknechten gepocht. Ihrer waren am 21. Jenner aus reformirt Aargau (von hier auch die Landwehr), dann Bern, Basel-Land und Zürich noch zwölftausend in den katholischen Bezirken Aargan's, die meisten von Baden aufwärts durch das Freiamt. Die Stimmung der Truppen aus dem protestantischen Aargau war dermaßen gereizt, daß, würde nicht der Große Rath die Klöster aufgehoben haben, die Truppen selbst „ausgefegt" hätten. In diesem Sinn hatte ja Augustin Keller anläßlich gedroht. Von den Truppen der andern Kantone läßt sich nicht viel Besseres melden. Als von Entlassung der Zürcher die Rede war, wollten sie umgekehrt bleiben, ohne Sinn für die Leiden des Volkes, gegen welches sie befehligt worden, wenn auch besser disciplinirt, als namentlich die Aargauer; Katholikenhässer in Bern hatten nichts versäumt, auch die Berner Truppen zu fanatisiren: „es gehe gegen die Pfaffen!" Die von Basel-Land glaubten sich ohnehin zu rohem Betragen vorzugsweise bestimmt. Vor allem aber haben die Aargauer sich einer schändlichen und ekelhaften Aufführung schuldig gemacht: in Klöstern und Kirchen gleich Vandalen gehauset, übermüthige gotteslästerliche Profanation geübt, die Tempel geschändet, die katholischen Geistlichen, vor allen die Conventualen, selbst ehrwürdige Greise nicht ausgenommen, bei allen Gelegenheiten, sogar bei Verrichtung religiöser Handlungen mißhandelt und beschimpft. Alle Gräuel und Rohheiten, die einst, drei Jahrhunderte früher, zur Zeit der Glaubensspaltung, an den Gegenständen des äußern Kultus verübt worden, wurden mit einer Frechheit wiederholt, als wären sie geflissentlich eingelernt, selbst das Bild des Gekreuzigten nicht verschont. Die Meldungen, daß einzelne Offiziere dem Unfug gesteuert hätten, sind selten, und wenn der Oberkommandant Frei allerdings den gröbsten Excessen gleich nach Besetzung des Klosters Muri ein Ziel setzte, so unterließ er später doch wieder nicht, vor offizieller Versammlung der beschiedenen Gemeinderäthe aus den Bezirken Muri und Bremgarten, in verletzende Aeußerungen über die Geistlichkeit auszubrechen. Um den Vandalismus und den in seinem Gefolg einhergehenden Jammer voll zu machen, fehlte nichts als die Brandlegung in die Hallen, denen das Land die ersten Segnungen der Bildung und Gesittung zu verdanken hatte. Davon sprach die fanatisirte Soldateska, als ob es sich eigentlich von selber verstände. Von Amts wegen versäumte man nicht, die Kostbarkeiten der Kirche zu Muri alsbald zu Handen zu nehmen, um sie zum ‚Staatsgut' zu schlagen; auch dieser Akt lief nicht ohne Rohheiten ab; der Tabernakel, hieß es, wäre zu nichts Besserem zu verwenden, als zu Pfeifenköpfen. Von den zu gottesdienstlichen Handlungen bestimmten geweihten Kelchen, meinte ein anderer, sie wären ganz dienlich zu Ehrengaben an einem Freischießen. Solch unwürdigen Betragens machten sich selbst hochgestellte Katholiken schuldig, so daß die verführten und gehetzten Milizsoldaten des andern Bekenntnisses in tadelnswerther Aufführung nicht allein blieben. Das Benehmen der Besatzungstruppen in den Privathäusern war nicht viel besser als in den Klöstern; sie hausten wie in Feindesland, überfordernd, roh, sittenlos, ungefähr wie die Franzosen im Jahr 1798 und später, als sie der Schweiz angeblich die wahre Freiheit brachten und dafür deren Kassen und Kriegszeug raubten."

Das geschah schon 1841 mitten im Frieden. Seitdem stieg die Aufregung immer mehr. Beide vorliegende Werke drücken sich mit Entrüstung aus über die Schweizer Presse während jener Zeit. Auch wir haben sie noch gut im Gedächtniß. Man kann sie den Abschaum alles Niederträchtigen nennen, was je in deutschen Lettern gedruckt worden ist, und Rhein, Rhone und Aar waschen diesen Schmutz nicht wieder rein. Mit der Presse gemeinschaftlich wirkten die Klubs, Vereine, Volksversammlungen und Freischaaren. Die ordnungsmäßigen Behörden, Corporationen, Landsgemeinden hatten ihr Ansehen an jene unregelmäßigen Zusammenrottungen verloren, aus denen die neuen Regenten durch Wahlterrorismus hervorgingen. Besonnenheit galt schon als Vaterlandsverrath. Nur Saufen, Schreien, Schimpfen und Prügeln errang die Bürgerkrone. Tillier sagt S. 121: „Diese schlechte Uebung, wichtige Fragen durch Volksversammlungen zu lösen, drohte ernstlichst mehr und mehr das System repräsentativer Demokratie in unmittelbare Volksherrschaft umzuwandeln. Eine zügellose Presse, der nichts heilig blieb, vermehrte die gereizte Stimmung in der ganzen Schweiz. Weder Behörden, noch Beamte, noch irgend Einzelne, die in das jeweilen vorherrschende Feldgeschrei nicht einstimmten, wurden mit der bittersten, selbst in das unbescholtenste Privatleben eingreifenden Schmähung verfolgt. Ton und Sprache wurden je länger je roher und leidenschaftlicher und rissen die Gemüther mehr und mehr auseinander."

Aber mehr als die deutschen Flüchtlinge, Atheisten und Communisten schürten die englische und zum Theil auch französische Gesandtschaft. Undankbar gegen die Unterstützung, die Oestreich dem Herzog von Montebello hatte angedeihen lassen, als derselbe die Ausweisung Ludwig Napoleons verlangte, hinderte Frankreich ein wirksames Einschreiten Oestreichs in der katholischen Frage. Tillier berichtet: „Noch vor dem Zusammentreffen der Tagsatzung (im Jahre 1841) begab sich der

östreichische Gesandte zum Bundespräsidenten, um ihm eine weitläufige Zuschrift des Fürsten Metternich über die Klosterangelegenheit mitzutheilen. Der Staatskanzler erkannte zwar die Schweiz für einen unabhängigen Staat, weshalb man nicht das Recht habe, ihr eine Meinung über das, was auf ihrem Gebiete Gutes oder Böses geschehen möge, aufzudringen, doch wollte man ihr einige wohlmeinende Räthe nicht vorenthalten. Von dem Tage an, wo der Bundestag von 1815 thatsächlich aufgehört haben würde Gesetzeskraft zu besitzen, und an welchem er, statt ein Bund der Einheit unter den Schweizern zu seyn, für sie zum Zankapfel geworden wäre, wüßte man wahrlich nicht, wo die fremden Mächte die Grundlage zu ihren Beziehungen mit dem schweizerischen Staatskörper zu suchen haben würden, ja Oestreich würde sich nicht für gebunden halten, die Fahne schweizerischer Nationalität vorzugsweise in diesem oder jenem Theile des aufgelösten Bundes zu erkennen. Doch der Bundespräsident glaubte sich nicht verbunden, eine solche mündliche Mittheilung zur Kenntniß der eidgenössischen Behörden zu bringen, und so wurde dieselbe dem größern Publikum nur durch die Zeitungen bekannt. Und zum erstenmal, seit eidgenössische Tagsatzungen zusammengetreten waren, wurde am 15. März 1841 eine solche in französischer Sprache eröffnet; auffallender aber noch als diese Sprache, die der neuen Eidgenossenschaft nicht fremd war, erschien Vielen die hohle Phrase, daß ein Volk nach verletztem Grundvertrag, ja ohne allen Grundvertrag noch kräftig fortblühen könne, während andere Völker bei voller Beachtung ihrer Gesetze zu Grunde gegangen seyen." Dieser kühne Bundespräsident war Neuhaus, damals von der Volksgunst getragen, bald aber verächtlich bei Seite geworfen, um dem Herrn Ochsenbein Platz zu machen.

Treu und Glauben, einst die Zierde der Eidgenossen, wurden von den Lenkern des Staats in den Koth getreten. Derselbe Neuhaus, als Bundeshaupt der Eidgenossen zum wachsamen Aufsehen, zur Warnung, zum Schutz der Bedrohten verpflichtet, duldete den Zug der Freischaaren gegen Luzern und unterstützte ihn heimlich mit Waffen. Nicht redlicher handelten die Behörden im Aargau. Mit Verfassung und Gesetz wurde ein wahrhaft bubenhaftes Spiel getrieben. Verbündete Cantone wurden verrathen, mitten im Frieden räuberisch überfallen, und die das Recht schützen sollten waren selber die Schuldigen. Auch in früheren Jahrhunderten hatten sich die Glaubensparteien gehaßt und blutig bekämpft. Aber man hatte niemals niederträchtig an einander gehandelt. Erst der Aufklärung, der Philosophie der Schule und Presse des neunzehnten Jahrhunderts war es vorbehalten, so tiefe Entsittlichung in die radikale Partei der Schweizer einzuimpfen. Die sich der Bildung rühmten, verriethen weder für Ehre noch für Wahrheit ein Gefühl mehr. Fast noch schwerere Vorwürfe aber treffen die Vielen, die sich damals aus Furcht vor der radikalen Frechheit zurückhielten oder sogar den radikalen Beschlüssen zustimmten, die sie im Herzen doch verwarfen.

Um so mehr Ehre gebührt denen, die keine Mißhandlung scheuten, wenn es galt, ihren Glauben zu bezeugen. So die Frommen im Waadtlande, an denen die schändlichsten Frevel geübt wurden, ohne daß es Herr Druey, der damals Allmächtige, verhindert hätte. Es war gewiß nichts Kleines, damals Muth zu zeigen und öffentlich den losgelassenen Bestien zu widerstehen, die es beim Brüllen nicht bewenden ließen, sondern auch empfindlich bissen. Der von den radikalen Agitatoren gelenkte Schweizer Pöbel zeigte in der Rohheit etwas von brittischer Energie, echte Bulldoggphysiognomie. Man schimpfte nicht blos, man schlug auch gleich zu. Niemand, der nicht mitschrie oder sich gehorsam duckte, war sicher. In solchen Zeiten gibt es wenige Eichen, die dem Sturm trotzen, die Mehrzahl biegt sich wie das Schilf.

Auch darf nicht vergessen werden, daß beinah die ganze deutsche Presse, nicht blos die radikale, sondern auch die ehrbare Philisterpresse, ja selbst namhafte Regierungsblätter in das damalige Geschrei gegen die Jesuiten in Luzern einstimmten und durch ihre taktlose Schadenfreude die Schweizer Radikalen entschuldigten und zum rücksichtslosesten Unrechtthun ermuthigten. Man darf es wohl der hochgepriesenen Bildung der modernen Zeit zum Vorwurf machen, daß in ihr eine so totale Verwirrung der Rechtsbegriffe möglich war.

Im Uebrigen kann die Schweiz von Glück sagen, daß sie die heftige Krisis so gut überstanden hat und daß die hohen Wellen ihrer Revolution sich wieder beruhigt haben, ohne daß es ihr viel Blut gekostet und ohne daß das Ausland sich eingemischt hat. Ein so seltenes Ungestraftgebliebenseyn colossaler Thorheit und Versündigung fordert zu Dank gegen Gott und zu weisen Entschließungen für die Zukunft auf.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 104. 30. Dezember 1854.

Volkskunde.

Die deutschen Volksfeste, Volksgebräuche und deutscher Volksglaube in Sagen, Märlein und Volksliedern. Von Montanus. Erstes Bändchen. Iserlohn und Elberfeld, J. Bädeker, 1854. 4°. S. 92.

Früher schon gab der Verfasser „die Vorzeit von Cleve, Berg, Jülich rc.", ein stoffreiches Werk heraus. Auch das vorliegende ist wieder sehr reich an Thatsachen aus dem Volksleben und an Volkssagen. Er hat hauptsächlich die Sitten und Gebräuche vom Niederrhein im Auge und theilt darüber Vieles mit, was noch nirgendwo durch den Druck bekannt worden war. Hier beschreibt er die Hauptfeste im Jahr und die zum Theil uralten und heidnischen Gebräuche an denselben, und in einem Anhang die Familienfeste mit ihren Gebräuchen. Das zweite Bändchen soll hauptsächlich Gebräuche bei besondern Gelegenheiten und mannigfachen Aberglauben enthalten.

Der Verfasser ist von der richtigen Ansicht ausgegangen, daß in den alten Volksgebräuchen die Sittlichkeit und der gesunde Sinn des Volks auf eine Weise gewahrt, geschützt und gehütet waren, wie es keine Gesetze und Polizeiverordnungen der Neuzeit wieder vermocht haben und daß die falsche Aufklärung und der liberale Despotismus, wodurch sie ausgerottet worden sind, viel schlimmere Volkszustände herbeigeführt, die Volksmassen kläglich demoralisirt haben. Jene alten Volksgebräuche waren fast durchgängig auf Erhaltung guter Zucht bei gesundem Frohsinn berechnet. Wer gegen Ehre und Sitte sich verging, der wurde einfach durch die Volkssitte gestraft, ohne daß es der Gerichte und Polizei bedurfte, die nur in den extremsten Fällen angegangen wurden. Durch eine gute alte Volkssitte wurde unzähligem Unfug vorgebeugt, den sich jetzt Jeder und Jede erlaubt und der zum Theil durch die moderne Gesetzgebung offiziell geschützt wird. Der Gemeinde steht nirgends mehr das Recht zu, auf eigene Hand und nach altem Herkommen liederliche Gemeindglieder durch eine öffentliche Ehrenstrafe zu maßregeln und eine Menge Niederträchtigkeiten sind vom Gesetz geduldet.

Die alten Volkssitten verhinderten nicht nur viele Uebel, sondern sie gaben auch dem Landvolk einen frohen Muth und eine durch Sittlichkeit erhobene und geläuterte Lebenslust. Hier eine Beschreibung des alten Maifests. „Die jungen Burschen der Landgemeinde, die jetzt die Barden und Priester, die Freien des Volkes in der Mainacht vertreten, versammeln sich am Maiabend unter der Linde und heben den Maisang an, der von den Mädchen fern vom Dorfe her erwiedert wird. Dann werden der Maikönig gewählt und die Maigrafen, die ihm als Richter zur Seite stehen. Der König wählt darauf die Königin und ruft sie aus, worauf Jubel und Lieder. Sodann wird die Liste der Jünglinge der Gemeinde und der Jungfrauen aufs Neue aufgestellt. Die im verwichenen Jahre geheirathet haben oder gestorben sind, werden gestrichen, neue aufgestellt. Dann werden die Jünglinge nach der Reihe von dem einen Maigrafen aufgerufen und die Versammlung ruft fragend: ‚Wer soll seine Liebste seyn?' Dann ruft der andere Maigraf den Namen der Jungfrau, die ihm zugetheilt wird, und so die ganze Reihe hindurch. Burschen unsaubern Wandels fürchten dabei zu erscheinen. Ihre Schande wird ausgerufen. Mädchen unlautern Rufes werden Niemanden zugetheilt, sondern darüber wird der Spruch gefällt, daß man ihnen Häcksel vor die Thüre streue oder einen Kirschbaumzweig stecke oder aber einen Strohmann vor dem Hause errichte. Auch wird bestimmt, welchen Mädchen der ehrende Maibaum vor die Thüre gestellt werden soll. Damit wird dann sofort begonnen und eine schöne Linde oder ein Maibuchenast, der in Bereitschaft ge-

halten, dazu verwendet. Vergoldete, weiße und bunte Eier, Blumen und Lind (Bänder) sind noch besondere Zierde des Maibaums. Je größer der Baum, desto größere Ehre. Unter Liedern wird der Baum gepflanzt. Am Maimorgen geht der Bursche zu dem ihm in der sogenannten Maisprache zugetheilten Mädchen, bringt Spruch und Gruß und empfängt Dank und einen frischen Maiblumenstrauß. Zur Maikönigin gehen Alle miteinander mit Gesang, und krönen und schmücken sie mit Blumen, bezeugend Achtung und Unterthänigkeit. Unbeschreiblich war die harmlose Freude. Alle waren Könige. Der Tag war ein Festtag, ein wahrer Volksfeiertag. Auch kirchlich wurde er früher gefeiert und die Kirche mit Blumen geschmückt. Der Küster ahmte den Kukuk mit Orgeltönen nach und passende Lieder wurden ausgewählt. Vor 50 Jahren sang man aus dem Buche die Tochter Zion eine Stelle aus dem Hohenliede. „Komm', meine Freundin, meine Taube ꝛc.' Nachmittags begann der Tanz unter der Linde. Dahin gingen die Burschen, die Mädchen nicht aufs Gerathewohl, nicht stellten sie dem Zufall anheim, welche Tänzerin ein Jeder finden sollte. Jeder Bursche holte sich seine Tänzerin in deren Hause ab, und die ihm zugetheilte Jungfrau an der Hand trat der Jüngling zum Maireigen, der aber nach züchtiger Sitte unserer Väter nur bis zur Abenddämmerung währte. Vor Dunkelheit mußte jeder Jüngling sein Maimädchen heimgebracht haben. Das war Mairecht und die Maigrafen sahen streng darauf. Das Mädchen aber, das dem Burschen zugetheilt war, das behielt er auch bis zum anderen Maiabend und hatte es zu Kirmes und Johannesreigen, zum Vogelschießfeste und zum Schwingtage zu führen und davon heimzugeleiten. Das Maikönigspaar hatte überall den Vortanz, und der König mit seinen Grafen entschied über alle Zwiste in Liebeshändeln, sie richteten über die Sittlichkeit und Zucht." Wie schön, wie edel war dieses alte Volksleben, das erst durch die moderne Schule, Polizei und Gesetzgebung vernichtet und in Lüderlichkeit aufgelöst worden ist. „Toller Unverstand seiner Landesväter und Afterweisheit seiner Stubengelehrten, die Alles verachteten, was nicht griechisch und römisch war, und die ekelhafte Nachäfferei der pariser Mode brachten uns um die volkseignen Feste, die bei einiger zeitgemäßer Umwandlung oder Fortbildung die schönsten Kleinodien unseres Volksthums hätten bleiben müssen."

Noch nicht überall ist die gute alte Sitte erstorben, aber fast überall am Absterben. „Noch besteht die Sitte im Oberbergischen, besonders an der obern Acher in mehren Gemeinden. Der Jüngling oder die Jungfrau, mögen sie das Liebesverhältniß selber aufgegeben haben, oder mögen sie verlassen worden seyn, sie müssen, ehe sie mit Anstand ein neues Verhältniß antreten können, die sogenannte Drühwäsch (Trockenwaschung) bestehen. Der Jüngling muß durch den bodenlosen Korb kriechen, die Jungfrau aber durch's Drügelstuch, d. i. ein langes schmales Handtuch, dessen Enden aneinander genähet sind, wodurch ein Ring mit einem Durchmesser von etwa drei Fuß gebildet wird. Die Gelagsjünglinge wachen dafür, daß dies alte Gerechtsam ausgeübt werde, obgleich die Sache jetzt größtentheils spottweise getrieben wird, und die es trifft, sich sträuben. Da setzt es oft einen hartnäckigen Kampf, ehe der kräftige junge Mann nach vielem Ringen durch den ihm oft mit List und Verrath über den Kopf gestülpten Korb gezogen ist, und manches Drügelstuch geht in Fetzen, ehe die kräftige Jungfrau hindurch gezogen. Man sieht es, da der schöne Sinn des Brauches längst vergessen ist, für Spott an, aber das Gerechtsam besteht, und muß geübt werden."

Abgesehen von der gemüthlichen Naivetät in Handhabung guter Zucht war das öffentliche Leben auf dem Lande vormals von unendlich größerer Freudigkeit durchdrungen, als jetzt. Der Landmann war noch seines Lebens froh. „Verfeinerte Lebensgenüsse, Schulbildung und lebhafter Verkehr sind in den letzten vierzig Jahren allgemeiner geworden. Das Volk ist dabei aber an erhebenden Freuden ärmer. Der Verlust einer gemüthvollen Gemeinsamkeit und einer sinnreichen Deutung und Weihe durch Volksbräuche hat eine Lücke und Leere gelassen, die keine modegemäße Bildung und Verfeinerung ersetzen kann. Vorzüglich aber ist es die Weihe der Religion, die Verbindung aller Volksbestrebungen und Bräuche mit der höhern Bestimmung des Menschen, welche einst die Freuden unsrer Volksfeste und Volksbräuche zur Begeisterung erhob und die jetzt daraus verschwunden ist. Mag die sogenannte Aufklärung sich dünkelhaft brüsten mit Verbreitung von Licht. Sie droht, das Volk in öde Finsterniß zu stoßen. Jene höhere Weihe hat die deutschen Volksfeste zu tausendjährigen gemacht und noch wird ihre erhebende Wirkung empfunden, wo sie in alter Reinheit und Bedeutung bewahrt blieben. Das deutsche Gemüth ist zu tief, als daß es sich mit der Vergänglichkeit eines Rausches befriedigen lasse. — Alle unsre heutigen modegemäßen Feste von der neugestalteten Dorfkirmes bis zu den großen Bällen der Städte, wie flach sind sie gegen die früheren einfachsten Volksfeste unsrer Väter."

Am anziehendsten ist, was der Verfasser von den großen Volksfesten am Niederrhein, den Weihnachts-, Oster-, Pfingst-, Erndte-, Todten-, Martins- und

Kirmesfesten erzählt. Als Hauptfest ist der s. g. Schwingtag, die Feier der Flachs- und Hanferndte zu betrachten, sofern dabei die eigenthümlichsten Gebräuche vorkommen und eine Menge der schönsten alten Volkslieder gesungen werden. Wir müssen das reiche Detail einzusehen dem Leser selber überlassen. Grimms deutsche Mythologie erhält dabei sehr interessante Beiträge.

Dem wahren Werthe dieses Buchs thut es keinen Eintrag, daß der Verfasser hin und wieder in seinen etymologischen Erklärungen vorschnell und unglücklich gewesen ist, wenn er z. B. das aus Tacitus so berühmte Wort tanfana schlechtweg mit Tannenfahne übersetzt und den geschmückten Weihnachtsbaum darin erkennt (S. 11), oder wenn er im Wort Teufel (tiuval) den gefallenen, abgesetzten oder todten Ziu, in Gunnar den „gütigen Gott" sehen will (S. 32 und 53). Das sind gelehrte Schwächen, die man gerne verzeiht, wo so viel neues werthvolles Material geboten ist.

Kirchenwesen.

1) Die römische Curie, ihre gegenwärtige Zusammensetzung und ihr Geschäftsgang. Nach mehrjähriger eigener Anschauung dargestellt von dem bischöflichen Sekretair J. H. Bangen, Dr. der Theologie und beider Rechte. Münster, Aschendorff, 1854.

Die Dinge in Rom sind gar Vielen in Deutschland unbekannt. Da nun aber die kirchlichen Interessen und Streitigkeiten so bedeutsam in der Zeit vorwiegen, ist ein Buch wie das von Bangen, welches das gesammte Personal, den Geschäftsgang ꝛc. der römischen Curie darstellt, als zeitgemäß zu erachten und wird mancher daraus Belehrung schöpfen können.

Die Curie ist der Complex aller den Papst umgebenden Behörden, deren er sich zur Regierung der Kirche bedient. Sie besteht hauptsächlich aus dem Consistorium und aus den Congregationen. „Das Consistorium, als die feierliche Versammlung der Cardinäle um die Person des Papstes zur Beschließung und Verkündigung der wichtigsten Acte, erinnert noch an den alten Geschäftsmodus, indem ja ursprünglich der Clerus von Rom, aus welchem die Cardinäle hervorgegangen sind, zur Erledigung der kirchlichen Angelegenheiten um den Papst sich vereinigte. Es gibt uns zugleich das treueste Bild von dem Wesen der Curie als eines berathenden und unterstützenden Organs. Hier ist es nämlich das wesentliche Personal der Curie, es sind die Cardinäle allein, welche als Senat zum Zwecke der Berathung und Unterstützung das Oberhaupt der Kirche in möglichster Gesammtheit umgeben. — Erst in den Behörden, welche sich allmälig durch Geschäftstheilung aus dem Consistorium bildeten, treten regelmäßig den Cardinälen einige Prälaten als unterstützendes Element zur Seite. In andern Behörden sind die Prälaten im Laufe der Zeit gesetzlich selbstständig geworden. Ihnen leisten dann wieder die amtlichen Personen tiefern Ranges, wie die eigentlichen Subalternen die betreffenden Dienste. — Die Cardinäle, welche in ihrer Gesammtheit den Senat des Papstes bilden und in dieser Eigenschaft von Zeit zu Zeit im Consistorium thätig werden, sind sonst für immer in bestimmte Collegien getheilt und jedem Colleg bestimmte Zweige der kirchlichen Geschäfte zugewiesen. Diese Collegien heißen Congregationen. Je nach dem zugetheilten Geschäftsbereiche haben sie ihre Competenz und ihren Namen. Wir sehen darin nun schon eine Einrichtung der spätern Zeit, wo die Päpste nicht mehr bei allen Geschäftserledigungen gegenwärtig seyn konnten, sondern dieselben in ihrem Namen oft definitiv, oft blos in Form eines Rathes durch die Cardinäle vornehmen lassen mußten. Anfangs wurde beim Eintreten einer wichtigen Angelegenheit jedesmal eine Commission aus einigen Mitgliedern des römischen Clerus, resp. aus einigen Cardinälen gebildet. Solche Commissionen wurden dann aber bald stehend. — Allerdings beruht die Jurisdiction dieser Congregationen in ihrem letzten Grunde auf einer Delegation von Seiten des Papstes, in dessen Namen sie entscheiden. Dennoch muß ihnen, weil nach dem früher Gesagten diese Delegation eine ständige, mit den Behörden für immer verbundene geworden, den Gliedern der Kirche gegenüber eine iurisdictio ordinaria zuerkannt werden, die während der Erledigung des päpstlichen Stuhles nicht erlischt, sondern nur quiescirt." An die Congregationen schließen sich die Tribunale. Die höchste Justizbehörde ist die sacra Rota Romana. Alle diese Behörden werden im Einzelnen durchgegangen und ihr Personal und ihr ganzer Geschäftskreis, ihre Methode charakterisirt.

2) Geschichte der Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaates. Von Samuel Sugenheim. Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen gekrönte Preisschrift. Leipzig, Brockhaus, 1854.

Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen hätte es unter ihrer Würde halten sollen, das Werk des Herrn Sugenheim zu krönen, denn obgleich

es die Schicksale des Kirchenstaates in reichem Detail schildert und in eine gute Uebersicht bringt, so ist doch der Geist, in dem diese Arbeit unternommen und durchgeführt wurde, ein durchaus frivoler. Dem Ernst und der Wahrheit der Geschichte schlägt Herr Sugenheim überall da ins Gesicht, wo es sich von dem Wesen und der Weltstellung der mittelalterlichen Kirche überhaupt handelt, und er schämt sich nicht, dabei sogar Capriolen zu machen und durch Vernachlässigung des Styles die Verhöhnung der Sache noch mehr zu markiren. Alles, was Großes geschehen ist, um das heilige Reich deutscher Nation im Mittelalter zu gründen, um die deutschen Stämme in einem Reich und einer Kirche zu vereinigen und zur herrschenden Nation der Welt zu machen, ist nach des Herrn Sugenheim Dafürhalten nichts als eine verächtliche, ja schändliche Pfaffenintrigue gewesen, das ganze Mittelalter eine greuliche Missgeburt des ihm tödtlich verhaßten Pfaffenthums, und die großen Fürsten, die das Ansehen der Kirche unterstützt haben, sind in den Augen des Herrn Sugenheim nur Mitverschworene der Pfaffen gegen die Völker gewesen.

Auf Seite 17 lesen wir in Bezug auf die Allianz zwischen der Kirche und dem kraftvollen Stamm der Karolinger in Frankreich, wodurch der heillosen Wirthschaft der Merowinger ein Ende gemacht und der Grund zum deutschen Kaiserreich gelegt wurde, Folgendes: „Eine frechere Verhöhnung der Legitimität, des göttlichen Rechts der Gesalbten, durch einen noch dazu zu den Heiligen der katholischen Kirche zählenden Stellvertreter Christi auf Erden, als die in Rede stehende, kennt die Geschichte nicht; drängt sich uns doch unwillkürlich die Frage auf: wenn Weichlichkeit und Unthätigkeit des Monarchen Kronenraub rechtfertigen können, hätte da nicht die große Mehrzahl der Könige und Fürsten der Jahrhunderte, die hinter uns liegen, durch ehrgeizige Premierminister mit demselben Fug und Recht vom Throne gestoßen werden dürfen, wie Childerich III. Der mag nicht wenig erstaunt gewesen seyn, als er eines schönen Märzmorgens im Jahre 752 mit seiner Ochsenpost vor den zu Soissons versammelten Großen des Reichs erscheinen und dort die Neuigkeit erfahren mußte, daß er, Enkel Klodwigs, des großen Gründers der fränkischen Monarchie, mit Unrecht die Königskrone trage und sie, nach dem Ausspruche des Stellvertreters Christi auf Erden, von Rechtswegen seinem seitherigen ersten Beamten überlassen müsse! Diesem, vom heiligen Papste Zacharias gefällten Gottesurtheile zufolge, spendete der heilige Bonifacius, der Deutschen Apostel und Pippins guter Freund, im Auftrage des Erstern, dem Usurpator mit eigenen geweihten Händen die königliche Salbung (also zwei Heilige, die aus Nützlichkeitsgründen einen Krondiebstahl legitimirten!).“ Besseres weiß Herr Sugenheim von dem großen Ereigniß nichts zu sagen. Aus einem andern Gesichtspunkt als dem eines noch dazu erlogenen Mitleids mit den Merowingern glaubt er die Sache nicht ansehen zu müssen. Aus dem Charakter und Plane des großen Bonifacius weiß er nichts Anderes zu machen. Alles scheint ihm eine elende Intrigue, Bonifacius deren verwerfliches niedriges Werkzeug! Wir haben nun freilich seit einer Reihe von Jahren von Demokraten, Atheisten und Juden allerlei Geschichtserläuterungen zu lesen bekommen, in denen die großen Männer und Institutionen des Mittelalters in ähnlicher Weise in den Koth gezogen worden sind, aber das ist uns noch nicht vorgekommen, daß eine Akademie der Wissenschaften solche Machereien gekrönt hätte.

Altdeutsche Dichtungen.

Altdeutsche Heldendichtungen, bearbeitet in Prosa für das deutsche Volk und für die reifere Jugend von Julius Krais. Zwei Bände. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1855.

Das Nibelungenlied, Gudrun und Parzival, eine gute Auswahl und vom Herausgeber, einem bekannten schwäbischen Dichter, glücklich behandelt. Die Auflösung vieler altdeutscher Heldengedichte in prosaische Volksbücher hat schon vor drei bis vier Jahrhunderten Statt gefunden und sich als eine zweckmäßige und durchaus populäre Maßregel bewährt. Die größeren Dichtungen in zahllosen Versen und veralteter Sprache hätten diese Verbreitung nicht finden können. Aus demselben Grunde müssen wir auch heute noch die prosaischen Auflösungen solcher alten Dichtungen bevorworten. Wir ziehen sie unbedenklich den metrischen Uebertragungen ins Neudeutsche vor. Wer noch nicht eingeweiht ist in die Kunde der altdeutschen Poesie, der wird durch die Lekture der vorliegenden Bücher auf eine leichte und bequeme Weise mit dem Inhalt ihrer schönsten Werke bekannt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



